

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 37. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 1. October 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. XV. Band.

Ein Königssohn oder der letzte Stuart.

Von J. F. Smith.
(Fortsetzung.)

44. Capitel.

Als Alice in den Tower zurückkehrte, fand sie ihre Tante, den Herzog von Argyle und Constance im Gemach der Gefangenen. Auf den Zügen Aller lag tiefer Schmerz, nur die beiden jungen Männer strebten, obgleich selbst ohne Hoffnung, sich heiter und muthig zu zeigen, um die ohnehin so tief bestrübten Gemüther der Andern nicht noch mehr zu beugen.

„Alice!“ rief Constance der Schwester entgegen, ihr in die Arme sinkend — „Leben oder Tod? Hast Du die Gräfin Königsstein gesehen?“

„Ich habe sie gesehen, und die edle Frau hat mir versprochen, das Mögliche zu thun. Wir haben Hoffnung, Constance, unsere Verlobten vom Tode errettet zu sehen — wir haben Hoffnung auf eine glückliche Zukunft.“

„Glaubst Du, daß sie es ehrlich meint?“

„Unmöglich kann ich mich in ihr getäuscht haben“ — erwiderte Alice mit leisem Vorwurf. „Ist denn mein Herz bei dieser traurigen Angelegenheit nicht eben so theilhaftig, als Eure Herzen?“

„Und Crawford —?“

„Glaubst Du, ich würde so selbstsüchtig sein, für mich allein zu bitten? Ich sagte Dir bereits, sie hat Beide zu retten versprochen. Gebe Gott, daß sie ihr Wort halten kann.“

„Amen!“ sprach der Herzog. „Das war der einzige Rettungsweg. Ich wollte Euch nicht beunruhigen; doch jetzt kann ich es sagen: der Herzog von Cumberland ist vergangene Nacht angekommen, und seine Gegenwart wird der Hand der Grausamkeit neue Gewalt geben. Die Minister sagten mir gestern, daß der König unerbittlich sei und nichts von Gnade wissen wolle. Die Schwachen sind gewöhnlich erbarmungslos, wenn ihre Wuth einmal erregt ist.“

„Welche Hoffnung“ — fragte die Gräfin erbittert, „söhnte denn aus der Versicherung der fremden Dirne zu schöpfen sein, wenn Argyle selbst nicht helfen konnte? Wenn ich denke, daß eine Dame des Hauses Arran so weit sich herabläßt, solch ein Geschöpf um Fürsprache zu bitten! Die Geheime unserer Vorfahren möchten sich im Grabe umwenden über diese Demüthigung!“

Obgleich die Gräfin schon lange nicht mehr am Hofe verkehrt, verstand sie doch recht wohl, von welcher Art der Einfluß der Favorite auf schwache Fürsten sei, und war durchaus nicht geneigt, der Gräfin Königsstein Enschuldigung angedeihen zu lassen, ja obgleich Sir Allan und Alice ihre ganze Beredsamkeit aufboten, der alten Dame begreiflich zu machen, daß die Geliebte Georg's II. nur, um ihren Vater zu retten, in dieses verhaßte Verhältniß sich begeben, so konnte dies die Tante doch nicht ausbühnen mit der Erniedrigung, wie sie es nannte, daß ein Mann, einem der ältesten Adelsgeschlechter Schottlands angehörnd, sein Leben einer solchen Fürsprache verbanke solle.

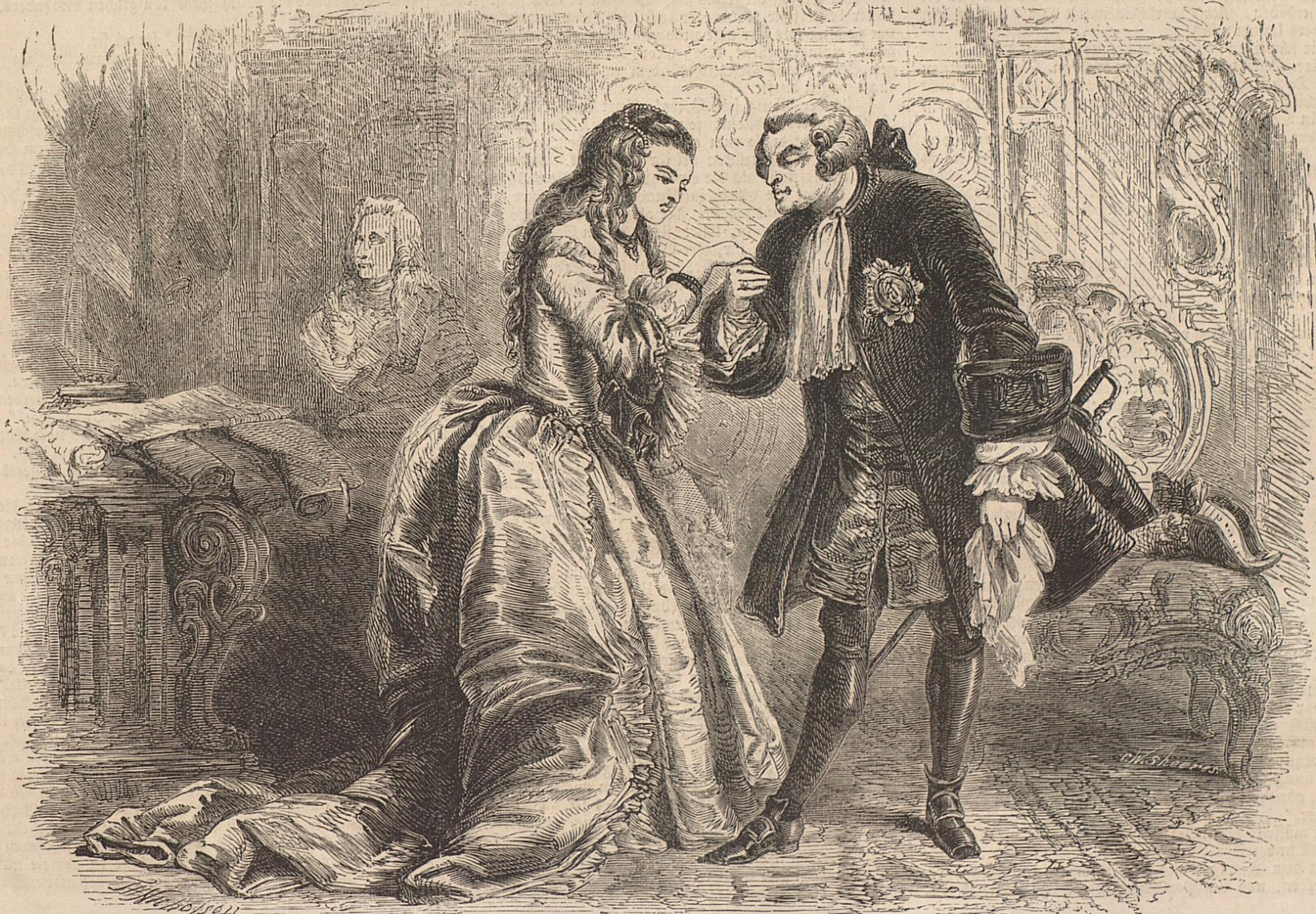
Die Trennung der Liebenden war heut, wenn auch eine traurige, doch keine hoffnungslose; lange schoben sie den Augenblick des Scheidens hinaus, bis der wachhabende Officier des Tower wiederholt auffordern ließ, sich hinwegzubeben, da die Stunde gekommen, in der alle in der Feste anwesende Fremde dieselbe verlassen mußten.

Alice und Constance brachten die Nacht im Gebet zu. Allan Glencairn und sein Freund Crawford hatten sich auf zu hervorragende Weise bei dem Aufstand zu Gunsten Karl Eduard's betheiliget, um ihre Theilnahme an demselben leugnen, oder auf Rücksicht der Richter Anspruch machen zu können. Beide rechtfertigten beim Verhör ihre Handlungsweise dadurch, daß sie die Rechte der Stuart anerkannten (Schottland war bei dem Wechsel der Dynastie gar nicht um seine Meinung befragt worden) und über die schlechte Regierung des Landes sich beklagten. — Uebrigens die schlechteste Rechtfertigung, die sie nur vorbringen konnten, denn in ihr lag das Verdammungsurtheil der Richter. Daß sie von den Richtern also „schuldig“ befunden wurden, bedarf kaum der Erwähnung, obgleich sie die geheimen Sympathien dieser für sich hatten. Ihre Feinde blieben jedoch die größere und mächtigere Zahl, und die auf Hochverrath stehende Strafe ward den jungen Männern zuerkannt.

Wie in solchen Fällen üblich, ward bei ihrer Rückkehr nach dem Tower das Beil, mit der Schneide ihnen zugekehrt, neben ihnen hergetragen, während auf dem Wege zur gerichtlichen Untersuchung der sie begleitende Officier das Beil mit der stumpfen Seite den Gefangenen zugewendet trug.

Am folgenden Tage ward im St. James-Palaste Rath gehalten, bei dem der König und der Herzog von Cumberland gegenwärtig. Der Bericht und das Urtheil wurden verlesen. Als der Präsident mit dem Lesen zu Ende, entstand eine Pause.

„Hoffentlich hat Keiner,“ begann endlich der Schlächter-Herzog, stolz um sich blickend, „ein Wort gegen die Vollstreckung des Urtheils einzuwenden. Die unglücklichen Jünglinge haben durch ihre Vertheidigung ihr Verbrechen noch vergrößert. Gnade würde hier Schwäche sein, und müßte nothwendig den Anschein gewinnen, als billige man die An-



Der alte Monarch fügte ritterlich die Hand der Gräfin. (Seite 282.)

sprüche der Familie, welche einst in diesem Lande des Scepter geführt. Ich für meinen Theil," fügte er mit erhobener Stimme hinzu, "würde Jeden für einen Verräther gegen die Rechte des Königs halten, der sein Wort zu Gunsten der Verurtheilten erhebe."

Augenscheinlich war diese Rede an den Herzog von Argyll gerichtet, welcher von Amtswegen ebenfalls gegenwärtig war; doch der edle Schotte war weder einzuschüchtern, noch von dem einmal gefassten Plan abzubringen. Er hatte dem Hause der Guelfen kürzlich erst zu wesentlichen Diensten geleistet, als daß eine Bemerkung des Siegers von Culloden oder das Mißtrauen des Königs und der Minister hätte genügen sollen, einen Flecken auf seine Loyalität zu werfen.

"Ungeachtet dieses Ausspruchs Eurer königlichen Hoheit," sprach Argyll, sich erhebend, "empfehle ich dennoch Gnade. Die Beteiligte der unglücklichen Opfer einer geschehenen Sache ist jedenfalls, vom politischen Standpunkt aus, Verbrecher, doch es ist ein solches, das der Mann von Ehre noch achten kann. Das Schaffot hat schon zu viele Opfer gefordert; in unseren Straßen strömte das Blut, und das Volk wendet sich mit Grauen von den Köpfen und Gebeinen derer, die, wenn auch mißleitet in ihren Grundsätzen, doch in Treue für dieselben starben. Grausamkeit hat noch nie einen Thron gestützt, und Blut ist ein unhaltbarer Mörtel, ihn zusammenzuhalten."

"Grausamkeit," wiederholte der Herzog von Cumberland, vor Zorn erbleichend, denn er erinnerte sich an Argyll's Benehmen im Schlosse Arran. "Soll ich dem edeln Peer Rechenschaft geben über die Maßregeln, die wir in Schottland des Beispiels wegen für nöthig erachteten?"

"Nein, aber über die Morde, die dort auf Eurer Hoheit Befehl verübt worden sind, und von deren einem ich gewissermaßen Zeuge war. Der Hauswart meiner Schwester, der Gräfin Arran, ward am Thor ihres Schlosses gehangen, während Seine Hoheit huldreich ihre Gassfreundschaft entgegennahm."

"Wilhelm!" rief der König mit dem Tone des Vorwurfs. "Es war meine Pflicht," entgegnete der Prinz. "Der Alte war ein Verräther, und nicht der einzige in Arran."

"Warum ward nicht über ihn Gericht gehalten? Es wäre besser gewesen für Euer Hoheit, und mehr dem Geist des Gesetzes gemäß. Doch nun zu meinem Vorschlag," fuhr Argyll fort, ehrsüchtig zum König sich wendend. "Ich bitte Euer Majestät ererbietigst, bedenken zu wollen, daß jetzt der Augenblick gekommen, wo Sie dem großmüthigen Zuge Ihres Herzens nachgeben und das Schwert der Gerechtigkeit in die Scheide stecken können. Die Begnadigung der beiden unglücklichen Jünglinge würde einen sehr günstigen Eindruck auf den Adel Schottlands machen, welcher zum großen Theil in der letzten traurigen Katastrophe sich treu Eurer Majestät bewährte, und zugleich würde ein solcher Act der Gnade vollständig jeden Dienst belohnen, den für Ew. Majestät zu leisten ich so glücklich gewesen."

"Natürlich," bemerkte Cumberland. "Sir Allan ist Ihr Neffe."

"Nicht eigentlich," antwortete der Herzog ererbietig. "Er ist der Neffe meiner Schwester von Seiten ihres verstorbenen Gatten. Kein Argyll hat sich abtrünnig gezeigt, oder treulos der einmal ergriffenen Sache."

"Beim Himmel!" rief der Prinz, "Sie sprechen, als wenn Ihr und der Ihrigen Beistand allein der Sache des Königs den Sieg sichern könnte!"

Argyll lächelte bitter über diese so auffallend herbeizugene Anklage des Prinzen. Vielleicht bedauerte er in diesem Augenblick, daß er des Königs Partei ergriffen, denn er durfte sich wohl sagen, daß, wenn er sein Banner für die Stuarts erhoben, aller Wahrscheinlichkeit nach die Geschichte jetzt anders lauten würde.

"Sie schweigen?" bemerkte der König. "Sie, es steht dem Unterthan nicht zu, seine Dienste zu preisen. Doch frage ich Ihre Minister, ob meine Dienste nicht von Wichtigkeit gewesen sind und eines treuen Unterthanen würdig in den letzten Unruhen?"

"Ohne Zweifel!" antwortete der König, "Niemand verächtlich Argyll's Loyalität. Dies verpflichtet uns jedoch nicht, allen seinen Rathschlägen blind zu folgen. In Rücksicht auf die Unmündigkeit meines Enkels, auf die Wohlfahrt des Staates, opfere ich meinen natürlichen Wunsch, die Milde walten zu lassen, und befehle, daß das Urtheil an den Gefangenen vollzogen werde!"

"In drei Tagen?" fragte Cumberland. "In drei Tagen," bestätigte der König, der, wie der Leser weiß, seinem Sohne sein königliches Wort gegeben, das Leben Allan's und Crawford's nicht zu schonen. "Doch aus Rücksicht auf den Herzog von Argyll sollen ihre Köpfe nicht, wie sonst Brauch ist, an Temple Bar aufgesteckt, sondern ihre Körper den Verwandten zurückgegeben werden. Und nun, Mylords, da diese Angelegenheit beseitigt, wollen wir zu Sachen von höherer Wichtigkeit übergehen. Auch die Könige, wie Alle, die der Menschheit angehören, müssen sterben; es ist nun mein Wunsch, daß für den Fall mein Tod vor der Volljährigkeit meines Enkels einträte, ein Regent bis zu diesem Zeitpunkt an seiner Statt ernannt werde, und welcher Würdigere könnte zu diesem Amt gefunden werden, als der Prinz, dessen glorreiche Siege die Streitigkeiten zwischen den Häusern der Guelfen und der Stuarts auf immer beendet, als Unser treuer, vielgeliebter Sohn, der Herzog von Cumberland?"

Die meisten Mitglieder des Rathes waren erstaunt und bestürzt zugleich. Wohl waren des Herzogs Absichten auf die Krone schon längst von Vielen gemuthmaßt, doch die Minister fürchteten und haßten ihn. Einmal zur Regentschaft gelangt, konnte seine Stellung leicht eine unerschütterliche werden. Doch der König schien den Vorschlag so durchaus ernst zu meinen, und seine Hartnäckigkeit für einmal ergriffene Pläne war Allen so wohl bekannt, daß die Minister nicht wagten, sich zu widersetzen, und die Antwort von Minute zu Minute aufschoben. Der Premierminister sah den Kanzler an, der Kanzler den Herzog von Argyll, dessen unabhängige Stellung es ihm eher möglich machte, ein freies Wort zu reden, ohne von dem Zorn des Königs sich beirren zu lassen.

"Sire," begann Argyll, sich erhebend, "ich bedauere, sagen zu müssen, daß ich einen solchen Vorschlag als unconstitutionell und gefährlich verwerfe. Niemals darf der nächste Erbe mit dem Scepter eines noch unmündigen Königs belehnt werden, und im Parlament werde ich meine Pflicht

thun, daß keine Bill dieser Art durchgehe. Ich darf mit Gewißheit voraussetzen, daß die übrigen parlamentarischen Repräsentanten Schottlands auf meiner Seite sind, und bei dem Unterhause dürfte die Bill wahrscheinlich noch weniger Stimmen für sich haben. Die Gemeinen verwerfen sie jedenfalls. Die Achtung vor den Wünschen Ew. Majestät und die Gegenwart Seiner königlichen Hoheit verbieten mir, die Unpopularität des Prinzen genauer zu erörtern, sowie den Verdacht, welchen die bloße Erwähnung eines solchen Vorschlags im Volke hervorbringen würde."

"Verdacht!" rief der Herzog von Cumberland wüthend. "Welchen Verdacht?"

"Der, daß Euer königliche Hoheit nach der Krone Ihres Neffen strebe, eine Meinung, die im Volk schon bedeutend Wurzel gefaßt hat," sprach Argyll.

"Das ist nicht wahr!" rief der Prinz, bleich vor Wuth. Er hatte geglaubt, der Glanz seiner Siege werde die Opposition niederhalten; er hatte die Feinde im Feld besiegt, und war nun erstaunt und ergrimmt, zu finden, daß es noch einen schwerer zu besiegenden Feind gebe: die öffentliche Meinung.

"Dazu kommt noch," fuhr Argyll fort, "der Abscheu des Volkes vor Ihrer in Schottland bewiesenen Strenge. Und nun, Sire," schloß er, sich ehrsüchtig vor dem König neigend, "erlauben Sie mir, mich zurückzuziehen. Die so eben ausgesprochene Meinung, so wie mein Gnadengesuch haben, wie ich bemerke, das Unglück, Sie zu beleidigen. Mein Platz ist fortan in der Reihe der Beers, es müßte denn Ew. Majestät mich eigens zu sich berufen lassen, denn ich will nicht länger meinen Rath den königlichen Ohren aufdrängen."

Der Herzog von Argyll verließ bei diesen letzten Worten das Gemach, den König und dessen wilden Sohn als seine erklärten Feinde zurücklassend, während der Premierminister dem fähigen Schotten unerschreiblich dankbar war, denn er hatte ihn aus einer großen, peinlichen Verlegenheit gerissen. Jetzt, da die Angelegenheit diese Wendung genommen, konnte er ohne Scheu vorschlagen, daß, da Seine Hoheit so unerwartet auf Opposition gestoßen, das Cabinet zuvörderst berathen müsse, ob die Frage zu einer Regierungsfrage gemacht werden könne oder nicht.

Als die Discussion eben sehr warm zu werden begann, trat ein Page ein und überreichte dem König mit gebeugtem Knie ein Billet. Anfanglich schien der Monarch ärgerlich und sehr geneigt, den Knaben zu schelten für seine Zubringlichkeit, obgleich solche Unterbrechungen im Rath durchaus nicht zu den ungewöhnlichen Dingen gehörten. Der Herzog von Cumberland lächelte bitter, denn er errieth, von wem die Botschaft komme.

"Die Sitzung mag beendigt sein!" rief der König, nachdem er gelesen, plötzlich mit unverkennbarer Heiterkeit. "Wir wollen die Sache morgen besprechen. Mylord Präsident, Sie werden den Rath zu einer zweiten Sitzung zusammen berufen."

"Sire," flüsterte der Herzog von Cumberland dem König ins Ohr, der nach Lesung des Billets sich von seinem Platz am obern Ende des Tisches erhob.

"Ein andermal, Wilhelm, ein andermal —" antwortete der Monarch ungeduldig.

"Meine Ehre ist beleidigt."

"Ueberlaß die Sache mir."

"Ihr königliches Wort . . ."

"Soll gehalten werden —" sprach Georg II. eifertig, doch jetzt ist nicht der Augenblick. Kommen Sie Abends zu mir, da wollen wir weiter darüber reden."

Der Herzog verneigte sich. Wie sehr er auch sonst seinen Vater beherrschte, kannte er doch sein Temperament zu gut, um noch weitere Versuche zu wagen, ihn jetzt zurückzuhalten, denn, einmal erzürnt, besaß Georg II. den ganzen hartnäckigen Stolz seines Geschlechts, dem zu trogen Keiner ungestraft wagen durfte.

Als der König sein Privatscabinett betrat, fand er dort die Gräfin Königshain, seiner wartend. Sie war ganz so gekleidet, wie er sie zum ersten Mal gesehen, und sein Herz schlug hoch vor Entzücken bei ihrem Anblick. Keine Liebe ist so leidenschaftlich, als die eines Greises. Wie das Feuer des Aetna brennt die Gluth im Innern um so heißer, je mehr Schnee das Haupt bedeckt. Der alte Monarch küßte ritterlich die Hand der Gräfin, leitete sie zu einem Sessel, und stand wie ein Sklave vor ihr, ihre Befehle erwartend.

"Sire," sprach die Gräfin mit fester Stimme, "Sie haben mir oft vorgeworfen, daß ich Ihre Liebe noch auf keine Probe stellte" — sie schauerte zusammen, indem sie das Wort sprach — "durch das Erbitten irgend einer Gunst entweder für mich oder für meine Freunde. Ich komme jetzt, von diesem Vorwurf mich zu befreien, eine Gunst zu fordern, wenn es nöthig sein sollte, zu ersehen, eine Gunst, welche zu gewähren Ihnen wenig kostet, während ihre Erfüllung mich sehr glücklich machen würde."

"Sprechen Sie!" rief der König mit von Bewunderung leuchtenden Augen. "Sie wissen, Sie haben nur zu gebieten, und ich gehorche. Titel, Reichthümer, Ehren — Alles gehört Ihnen. Was soll ich thun, um Ihnen meine leidenschaftliche, ergebene Liebe zu beweisen?"

"Versprechen Sie mir, daß das Leben zweier unglücklichen Jünglinge verschont bleibe, welche an der letzten Rebellion gegen Ihre Krone theilhaftig waren."

"Kennen Sie sie," flammelte der König.

"Sir Allan Glencairn und Ulrich Crawford."

"Unmöglich!" rief der König. "Ich gab Cumberland mein Wort, ihnen nicht zu verzeihen. Er haßt sie, sie sind Verräther. Fordern Sie etwas Anderes!"

"Fordern Sie etwas Anderes —" wiederholte die Gräfin gereizt — "und die einzige Gunst, welche ich erbitten und annehmen möchte und könnte, verweigern Sie mir?"

"Ich gab meinem Sohne das Versprechen . . ."

"Und mir schwuren Sie einst . . ." unterbrach ihn die Gräfin. — "D, ist das Ihre Liebe? Hätte ich ein Jewel oder ein Spielwerk begehrt, so hätten Sie Ihr Königreich versetzt, es mir zu gewähren, da ich aber um das Leben zweier unglücklichen bitte, werde ich abgewiesen! Nun, es sei. Vielleicht ist's besser so, denn Ihre Weigerung befreit mich von meinen Fesseln. Da — nehmen Sie Ihren Ring zurück" — fuhr sie fort, und ich nehme meine Freiheit wieder. Von diesem Augenblick an sind wir Fremde."

Die schöne Frau zog bei diesen Worten den Siegelring

von ihrem Finger, auf welchen das Ross von Hannover gravirt war, legte ihn auf den Tisch und wollte sich entfernen, als die Stimme des Königs sie zu bleiben aufforderte. Er hatte von ihrem Abenteuer in Chatsworth gehört, von dem Geleit, das Sir Allan ihr gegeben, und er haßte ihn dafür fast so bitter, als sein Sohn, denn er war eifersüchtig, und wenn man diese unsägliche Qual in Betracht zieht, welche das unglückliche Opfer seiner Leidenschaft ihm jetzt bereitete, so war die Gräfin schon halb gerächt.

"Sie lieben diesen Hochländer?" fragte Georg II. mit bebender Stimme.

"Ihn lieben?" entgegnete die Gräfin ruhig. "Vielleicht. Er ist der einzige Mann, der mich weder durch Schmeichelei beleidigte, noch für meine Erniedrigung verachtete. Als ich in seiner Macht war, behandelte er mich mit edler Zartheit, beschützte mich, ehrte mich. Und nun, da ich komme, um sein Leben zu bitten und Ihre mir so oft betheuerte Liebe prüfen will, weisen Sie mich kalt ab, Ihrer Herzlosigkeit noch tausend Meineide hinzufügend."

"Er muß sterben!" rief der König in höchster Aufregung, "und Sie sollen Zeuge seiner Todesqual sein. Kennen Sie die Strafe für Hochverrath?"

"Wie sollte ich sie nicht kennen, da ich, um meinen armen, fälschlich angeklagten Vater zu retten, Ihr Opfer ward!"

Georg II. erblickte bei diesem Vorwurf. Das Schicksal des trefflichen Greises lastete auf seinem Gewissen, er hätte zu Zeiten eine Welt darum gegeben, die Vergangenheit zurücktaufen zu können, doch wahrte diese eblere Empfindung auch jetzt nur einen Moment, und die Eifersucht bemächtigte sich völlig seines alten Herzens.

"Er soll sterben!" wiederholte Georg wüthend. Denken Sie, mich zu Ihrem Narren zu machen, mit Ihrem Liebhaber zu scherzen und den alten Thoren dann auszulachen? O, ich kenne die Ränke der Weiber, ihre Falschheit, ihr trügerisches Lächeln! Sie lügen, verschören und verdammen sich, wenn es auf die Befriedigung ihrer zügellosen Leidenschaften abgesehen ist. Wenn ich auch Ihr Opfer bin, mag ich doch nicht Ihr Narr sein!"

Mit hastigen Schritten ging der König im Gemach auf und ab. Die Gräfin blieb völlig ruhig, sie wußte, daß er nachgeben werde, denn er konnte ohne sie nicht leben.

"Ich glaube zu verstehen, Sire," sprach sie, "daß ich Erlaubniß habe, mich vom Hofe zurückzuziehen?"

"Ganz nach Belieben, Madame!"

"Dem Himmel sei Dank!" rief sie, "so bin ich endlich frei! Frei von den entehrenden Banden, welche so lange mich fesselten, frei, mich von der Welt zurückzuziehen, mich mit dem Himmel zu verböhnen und in Frieden zu sterben!"

"Ich werde den Ort Ihres Aufenthaltes bestimmen!" bemerkte der König.

"Tyran, ich trose Dir! Ich bin jetzt in England, durch mehrlährigen Aufenthalt Bürgerin dieses Landes, und nicht in Ihrem Kürfürstenthum, wo Ihr Wille maßgebend, Ihre Leidenschaft Gesetz ist. Glauben Sie — fuhr sie erregt fort, "ich kenne meine Rechte und werde sie zu verteidigen wissen."

"So sprechen, ging die Gräfin der Thür zu, doch der König eilte auf sie zu und ergriff sie beim Arm.

"Therese!" rief er, "seien Sie großmüthig! Bedenken Sie, was Sie verlangen! Ich habe meinem Sohne mein Wort gegeben!"

"Und mir Ihren Schwur!"

"Sie lieben diesen Hochländer" — fuhr er mit Bitterkeit fort.

Ein kaltes Lächeln glitt über das Gesicht der Favorite und verdoppelte die Wuth ihres königlichen Liebhabers. Er litt Todesqualen.

"Bald werde ich ihn lieben," sprach sie.

"So lieben Sie ihn im Grabe!" murmelte Georg zwischen den Zähnen.

"Wo sonst könnte ich ihn lieben?" rief das unglückliche Weib, in Thränen ausbrechend. "Liebe kann nicht bestehen ohne Ehre und Achtung. Er würde meine Liebe verschmähen, er würde, hätte er die Wahl zwischen mir und dem Henker, sich von mir wenden, als von einem besleckten Wesen, und den Tod vorgehen. O, Mann, Mann!" fuhr sie fort, "war es nicht genug, mein Leben zu vergiften, mich Ihrer selbstsüchtigen Leidenschaft zu opfern, einen Namen zu entehren, der so edel war, als der Ihre? Müßten Sie auch noch zu Ihren Verbrechen den Meineid füllen, und das erste Mal, da ich um eine Gunst zu bitten komme, mich höhnen durch die Vorsehung einer Eifersucht, die zu fühlen Sie zu kalt, zu herlos sind?"

"Kann nichts als das Leben dieses jungen Mannes Sie zufriedenstellen?"

"Ich fordere das Leben zweier, Sir Allan und seines Freundes, da ich an der Sicherheit Beider Theil nehme. Vielleicht," fügte sie mit spöttischem Lächeln hinzu, "werden Sie mir nächstens sagen, daß ich Ihre beiden Opfer liebe!"

"Die jungen Männer müssen diese Nacht noch England verlassen," sprach nach einiger Ueberlegung der König.

"Noch diese Stunde. Sie wünschen nichts Besseres."

"Und Sie werden sie begleiten?"

Die Gräfin richtete sich hoch auf. "Hören Sie die letzten Worte, welche zu reden ich mich herablasse vor Unterzeichnung Ihres Pardon's. Beide jungen Männer sind die Verlobten der Nichten der Gräfin Arran. Sehen Sie, wenn ich durch einen Wunsch, einen Gedanken, einen Seufzer ihre Vereinigung vereiteln könnte, ich würde es nicht thun — warum sollte ich auch? Oder halten Sie mich für so niedrig gestimmt, ein zweites Mal zum Spielwerk der Liebe herabzuzinken? Sie müßten mich besser kennen, Sire," fuhr sie unter strömenden Thränen fort, "Sie am besten von allen Menschen, da Sie Zeuge waren, wie bitter ich meine Erniedrigung fühlte."

Den Thränen der Geliebten konnte der alte Monarch nicht widerstehen, und überdies hatte die ruhige Weise, in der die Gräfin von Allan's Verbindung sprach, den Sturm der Eifersucht in seiner Brust etwas besänftigt. Auf die Knie sinkend und leidenschaftlich ihre Hand küßend, flüsterte er: "Vergieb mir, Therese, es soll geschehen, was Du wünschst. Mag auch Wilhelm rasen, der Rath mein Verhalten mißbilligen, ich kann diesen Thränen nicht widerstehen. Ein Wort noch, Therese, zum Zeichen, daß Du mir verzeihst!"

Die Gräfin antwortete nicht, sondern deutete auf den Tisch. Der König erhob sich aus seiner bittenden Stellung und schellte.

Ein Gentleman trat ein.
 „Hat der Lord-Kanzler schon den Palast verlassen?“ fragte Georg.
 „Ich glaube nicht, Sir.“
 „So sagen Sie ihm, er möge augenblicklich herkommen. Noch eins —“ fügte er hinzu, da der Kammerherr das Cabinet verlassen wollte. „Auf Gefahr meiner Ungnade soll Niemand als der Lord-Kanzler das königliche Closet betreten. Dann senden Sie auch einen Boten nach Whitehall mit dem Befehl, die königliche Barke solle bereit gehalten werden. Diese Befehle, Sir, sind geheim. Sorgen Sie für deren Ausführung.“

„Mylord,“ sprach der König zu dem bald darauf eintretenden Kanzler, „lassen Sie eine Gnadenacte mit dem großen Siegel ausfertigen und unverzüglich an Sir Allan Glencairn und seinen Freund, Ulrich Crawford, senden.“

„Sire!“ wiederholte der mehr und mehr staunende Kanzler.
 „Inbegriffen die Wiedererstattung aller ihrer etwa confiscirten Güter und Ehren,“ ergänzte die Gräfin, des Königs Hand an ihre Lippen ziehend. Zum ersten Mal in ihrem Leben küßte sie diese Hand, und des Greises Herz wallte in ungestümmter Freude auf bei der Berührung. Hätte sie in diesem Augenblicke für ihre Schützlinge noch ein Herzogthum verlangt, der König würde schwerlich Kraft gefunden haben, es ihr zu verweigern.

„Sire!“ wiederholte der mehr und mehr staunende Kanzler.
 „Sie haben gehört,“ sprach Georg II. kalt. „Ich bin nicht gewohnt, meine Wünsche zweimal auszusprechen, Mylord. Die einzige Bedingung bei dieser unserer Begnadigung ist, daß die Begnadigten sich zehn Jahre aus unseren Reichen fern halten. Wenn sie während dieser Zeit den Fuß auf englischen Boden setzen, wird unser Pardon null und nichtig, und der frühere Urtheilsspruch tritt wieder in Kraft.“

„Ich verstehe.“
 „Wie lange Zeit erfordern die nothwendigen Formen?“
 „Ungefähr zwölf Tage, Sire.“
 Der König schweig einen Augenblick; dann auf einen auf dem Tische liegenden Bogen Papier deutend, worauf er seine Namensschiffre gezeichnet, befahl er dem Kanzler, einen Sicherheitspaß für Sir Allan Glencairn und Mr. Crawford zu schreiben und das Siegel darauf zu drücken. Bald war Alles geschoben.

„Jetzt können Sie sich zurückziehen, Mylord,“ sprach der König, den Kanzler entlassend, „und bedenken Sie, daß das, was jetzt geschah, Geheimniß ist und bleiben muß! Nun, Gräfin,“ fuhr er freundlicher fort, nachdem der Kanzler sich entfernt, „müssen Sie mir eine Gunst bewilligen.“

„Welche?“
 „Begleiten Sie mich in den Tower.“
 „In den Tower?“
 „Ja. Ich muß Ihr Lebewohl mit ansehen. Nicht als ob ich an Ihrem Worte zweifelte — ich habe zu oft dessen Zuverlässigkeit erfahren — aber ich kann nach einem solchen Sturm keinen Augenblick Ihre Nähe entbehren.“

Die Gräfin neigte sich zustimmend und ging bald darauf, geführt von ihrem königlichen Liebhaber, die geheime Treppe hinunter zu dem einfachen Wagen ohne Wappen, welcher Beide nach Whitehall brachte, wo die königliche Barke, völlig bemannt, bereit lag, sie nach dem Tower zu bringen.

Die Officiere des Tower eilten, da sie die Barke mit den Ruderern in königlicher Livree herankommen sahen, sogleich auf den Quai und präsentirten das Gewehr. Sie staunten einigermassen, da sie nur eine Dame aussteigen sahen, denn ihren Begleiter, der ihr sorgsam die Hand bot, ihr aus der Gondel zu helfen, hielten die Officiere für einen Diener, dem gewöhnlichen Militairmantel nach zu urtheilen, womit der König Gestalt und Gesicht verhüllt hatte.

„Was ist Ihr Wunsch, Mylady?“ fragte der commandirende Officier.

„Ich möchte den Gouverneur des Tower sprechen.“
 „Ich fürchte, das wird unmöglich sein,“ antwortete der Gentleman ehrerbietig. „So viel ich weiß, ist Seine Exzellenz sehr beschäftigt; doch wenn Sie mir gütigst Ihren Namen nennen wollen, werde ich versuchen, eine Unterredung für Sie zu erlangen.“

„Sagen Sie nur,“ sprach der König mit leiser, tiefer Stimme, „die Gräfin Königsstein wolle den Gouverneur sprechen.“

Der Officier stuchte — die Stimme kam ihm bekannt vor und er errieth leicht, wer unter dem einfachen Mantel verborgen sei. Das Schwert ziehend, grüßte er ehrerbietig und befohl den Uebrigen, die Aufkämmlinge nach der Wohnung des Gouverneurs zu führen, während er selbst diesen zu sprechen eilte, um ihn von dem unerwarteten Besuche in Kenntniß zu setzen. Der Gouverneur empfing seinen Souverain unbedeckten Hauptes am Eingange seiner Amtswohnung.

„Sire... diese unerwartete Ehre...“

„Still —“ sprach der König. „Wenn ich nicht irre, ist ein Regierungsschiff hier beim Tower vor Anker?“

„Ja wohl.“

„Vollständig bemannt?“

„Es kann jeden Augenblick unter Segel gehen.“

„Gut. Senden Sie nach dem Commandeur.“

Ein Bote ward augenblicklich abgedandt.

„Und nun,“ fuhr der Monarch fort, „führen Sie diese Dame und mich in den Kerker des Sir Allan Glencairn. Welche Befehle sie ertheilen möge, so betrachten Sie dieselben wie die meinen, und vollziehen Sie dieselben in gleicher Weise.“

Als die Gräfin und ihr Begleiter die Zelle betraten, fanden sie beide Gefangene bemittelt, Alice und Constance zu trösten, welche trotz ihrer Hoffnung und ihres Vertrauens in die Worte der Gräfin Königsstein, von den Qualen der Ungewißheit unendlich litten.

„Nein, ich will nicht verzweifeln,“ sprach endlich Alice; „dennoch fürchte ich, zu sicher der Hoffnung mich hinzugeben. Wenn die edle, unglückliche Frau ihr Wort halten kann, bin ich gewiß, sie thut es.“

„Sie beurtheilen sie recht!“ antwortete die Gräfin, sich Alice nähernd. „Sie hat ihr Wort gehalten, Alice, ihr Pfand eingelöst —“ fuhr sie, Allan die Hand reichend, fort, welcher vor ihr sich auf ein Knie niederließ und ihre Hand ehrerbietig küßte.

Die beiden Schwestern waren ganz berauscht von Glück, sie vermochten es kaum zu fassen, und vom Lachen zum Wei-

nen übergehend, stammelten sie ihren Dank in abgerissenen Worten und innigen Gebeten.

„Eine Bedingung ist jedoch an die königliche Gnade geknüpft,“ fuhr die Gräfin fort.

„Welche?“ fragte der Baronet mit dem Tone der Besorgniß.

„Keine, die mit der Ehre unverträglich,“ antwortete seine Wohltäterin, „sonst würde ich sie gegen Sie nicht aussprechen. Seine Majestät verlangt Ihre augenblickliche Abreise aus England und das Versprechen, binnen zehn Jahren das Land nicht zu betreten. Ihre Güter und Familienehren sollen verschont bleiben. Und nun leben Sie wohl — vergessen Sie mich, oder denken Sie meiner nur im Gebet!“

„Sie vergessen?“ rief der Baronet. „Unmöglich! Dazu müßte mein Herz erst vergessen zu schlagen. Nein, Lady, so lange mein Blut durch die Adern rinnt, werde ich Ihrer großmüthigen Aufopferung, Ihres traurigen Geschicks und Ihres Edelmuths denken!“

„Still —“ flüsterte die Gräfin, einen Blick auf den König werfend, welcher an der Thür der Zelle stand, jedes Wort, jede Miene der Scheidenden ängstlich bewachend. „Ich bin nicht allein!“

„Wer ist der Mann?“

„Jemand, dem wir Ehrfurcht schuldig sind. Allan, Freund, Bruder — Lebe wohl! Lebe wohl für immer!“

Mit Anstrengung ihres Willens entwand sie sich den Armen Allan's, den Eindruck der Scene auf den eifersüchtigen Monarchen fürchtend, und sank in die Alicens, welche sich ihr mit Schwesterzärtlichkeit öffnete.

„Lebe wohl!“ flüsterte sie Alicen ins Ohr. „Wenn ich todt bin — dann sage ihm, daß — wenn ich todt bin!“

„Therese!“ rief der König ungeduldig.

Noch einen letzten Blick auf Allan werfend, schritt sie der Thüre zu, reichte ihrem Tyrannen die Hand, im nächsten Augenblicke schloß sich die Zelle, und der Geliebte war in ihren Blicken entschwunden — auf ewig!

45. Capitel.

Bei der Zurückkunft des Königs und der Gräfin nach dem St. Jamespalast war die Letztere so erschöpft von den Aufregungen der letzten Stunden, daß Georg selbst damit unverstanden war, sie möge nach Kensington zurückkehren; er werde nach einigen Tagen sie dort besuchen und die nöthigen Documente über den ihm abgerungenen Pardon mitbringen, einschließlich derer, welche Befestigungen und Titel der zwei Freunde sicher stellten. „Schöne Deine Gesundheit, Therese,“ bat der König, „schöne sie für mich; bedenke, daß ich meinem Sohne mein königliches Wort gebrochen aus Liebe zu Dir.“

„Ich werde nicht vergessen, daß ich Ihrer Majestät Dank schuldig bin,“ antwortete die Gräfin mit schwacher Stimme. „Sie werden leben, Therese?“ sprach halb fragend der Monarch mit leidenschaftlicher Besorgniß.

„Sie haben es mir ja zur Pflicht gemacht, mein Leben zu schonen,“ antwortete das arme Opfer, „ich habe jetzt einen Lebenszweck — wenigstens für kurze Zeit noch,“ setzte sie, zu sich selbst redend, leise hinzu.

Die Augen des Königs funkelteten vor Freude. Seine Eitelkeit und Liebe — wir bedauern, das Wort brauchen zu müssen, und thun es einzig, um ein härteres zu vermeiden — seine Eitelkeit und Liebe schmeichelten ihm mit der Hoffnung, daß er das tiefgekränkte Weib endlich doch dahin bringen werde, ihn ohne Widerwillen zu betrachten. Es ist feltam, wie Alter und Tyrannengeizmiß sich täuschen kann. Mit einer Galanterie, welche bei seinen Jahren lächerlich erschien, küßte Georg II. seiner Favorite die Hand und war ihr beim Einsteigen behilflich.

Dennoch küßte er sich nur halb befriedigt. Noch lauernden Zweifel in seinem eifersüchtigen Herzen, und er gab Befehl, das Schloß der Gräfin mit Wächtern zu umgeben, welche ihm Alles, was dort sich ereignete, hinterbrachten: wer sie besuchte, und vor Allem, ob sie den Versuch wage, das Schloß zu verlassen. Dies zu vereiteln war er fest entschlossen, und sollte er darum der Gerechtigkeit hundertfach Hohn sprechen; war doch seiner selbstsüchtigen Natur der Gedanke, sie in den Armen eines Andern zu wissen, tausendmal schrecklicher, als selbst sie todt zu sehen.

Erfahrung lehrte uns täglich, daß nichts auf Erden so schwer zu bewahren ist, als ein Geheimniß, und so hatte sich auch, der strengen Befehle des Monarchen ungeachtet, das Gerücht von dem unerwarteten Pardon der zwei Verurtheilten, sowie die Nachricht von des Königs heimlichem Besuch im Tower am Hofe verbreitet. Der Herzog von Cumberland schäumte vor Wuth; Argyle's und Derby's kaltes Lächeln, wenn er ihnen im Park begegnete, trieb ihn fast zum Wahnsinn, und er drängte sich zu einer Unterredung mit seinem Vater, trotz des strengen Befehls, den dieser gegeben, ihn nicht vorzulassen.

„Sire,“ rief er, sobald er des Monarchen ansichtig ward, „Sie haben mich getäuscht, Ihr königliches Wort gebrochen, Weiberränken nachgegeben, und meinen bittersten Feinden verziehen!“

Zu seiner großen Verwunderung fand der Prinz den König, den er sich in großer Verwirrung vorgestellt, vollkommen ruhig, so daß er ihm sogar gestattete, ohne Unterbrechung zu Ende zu reden.

„Klugheit, Wilhelm, Klugheit gebot mir!“ entgegnete der König dem erhitzten Sohne.

„Klugheit?“ wiederholte dieser. „Sagen Sie lieber Schwäche. Sie haben mich getäuscht.“

„Ich kann Ihnen diese Beschuldigung mit Wahrheit zurückgeben,“ sprach Georg, „denn als ich Ihnen das Versprechen gab, hatten Sie mir den Tod des Hauswarts der Lady Arran verheimlicht, den Sie ohne Verhör und ordentliches Gericht aufhängen ließen.“

„Dah — ein Hund — nicht werth, erst daran zu denken.“ „Auch hatten Sie mir nichts gesagt von dem ritterlichen Benehmen des Sir Allan Glencairn gegen Jemand, der Anspruch auf unsere Rücksicht und Ehrerbietung hat.“

„Was? Ehrerbietung einer Duhlerin?“

Das Wort war sehr unglücklich gewählt; denn der König, durch seine neu gewonnenen Hoffnungen in erhöhter Stimmung, war jetzt weniger als je geneigt, ihren Namen mit einer Schmähsung brandmarken zu hören; wußte doch Niemand besser als er, wie wenig sie eine solche verdiene.

„Sie vergessen, mit wem Sie reden!“ bemerkte der König finster.

„Mit einem Vater, der sein Wort gebrochen,“ rief der Herzog, „dessen wankenden Thron ich stützte auf dem blutigen Felde von Culloden!“

„Und der nicht nur Ihr Vater, sondern auch Ihr König ist,“ entgegnete Georg II. gereizt. „Knabe, denkst Du mir zu trohen? mir von Diensten vorzuplappern, mir Lectionen zu lesen über Pflicht und Ehre? Erst mußt Du selber sie lernen! Bestimmen Sie sich, Herzog, zu welcher Bedeutungslosigkeit mein Zorn Sie zusammenschrumpfen kann! Sie können sich zurückziehen!“ setzte er hinzu, auf die Thür des Closets deutend, „und wir verbieten Ihnen, sich wieder bei uns zu zeigen, bis Sie durch vernünftige Unterwerfung gezeigt haben, daß Sie Verzeihung verdienen für Ihre Unverschämtheit.“

Das waren harte Worte, die nicht verfehlten, das Herz des schon Erzümmten zur vollständigen Wuth aufzustacheln. In seiner Raserei vergaß er sich soweit, alle erdenklichen Flüche und Beschimpfungen auf das Haupt der Gräfin Königsstein herabzurufen, deren Einfluß seine Rache vereitelt hatte.

Jedenfalls war dies das schlechteste Mittel, seines Vaters Unwillen zu befähigen, der im Gegentheile sich so steigerte, daß der König dem Prinzen drohte, ihn in Arrest bringen zu lassen, falls er nicht augenblicklich sich entferne. Diese Drohung gab dem Herzog die Bestimmung wieder; er sah ein, wie thöricht es sei, einem Manne von so sprichwörtlich gewordenem Eigensinne, wie seinem Vater, trohen zu wollen, um so mehr, da der Schritt, über den sich zu beklagen er ein Recht zu haben glaubte, un widerrüflich blieb. Er neigte sich tief, um seine Wuth zu verbergen, und ging hinaus.

„Regent —“ murmelte der König, dem Prinzen nachsehend. — „Oh, wir wollen uns nicht ein zweites Mal in dieser Schlinge fangen lassen.“

Die Unterredung hatte ihn so aufgeregt, daß er in den Garten des Palastes ging, um frische Luft zu schöpfen, doch hier wartete seiner eine neue Verdrießlichkeit in der Person der Prinzessin-Witwe von Wales und seines Onkels, denen er eine Audienz verweigert unter dem Vorgeben der Krankheit.

Der junge Prinz, ein hübscher Knabe von acht Jahren — nachmal's König Georg III. — lief dem König entgegen und küßte seine Hand mit dem Wesen eines Kindes, das eine Aufgabe vollbringt.

„Das ist in der That ein unverhofftes Glück,“ bemerkte die Prinzessin, sich ehrerbietig neigend, „ein Glück, an dem ich schon verzweifelte nach den kürzlich empfangenen Nachrichten von dem Unwohlsein Eurer Majestät.“

Der König murmelte unmutig einige Worte von „besser befinden“ oder dergleichen.

„Ich freue mich, dies zu hören,“ antwortete Ihre Hoheit, „besonders da es mir erlaubt, an Eure Majestät eine Frage zu thun über einen Gegenstand, welcher mich schon lange beunruhigt.“

„Welchen Gegenstand?“ fragte ihr Schwiegervater.

„Es verlaute, der Herzog von Cumberland solle zur Regentenschaft vorgeschlagen werden für den Fall, daß ein trauriger Verlust das Land in Trostlosigkeit versetzen sollte, und —“

„Ja, ja — ich verstehe,“ murmelte der König. „Wer war Ihr Verächterstatter?“

„Es wurde im Hause davon gesprochen,“ entgegnete die Prinzessin ausweichend.

„So.“

„In den Zeitungen darauf angespielt.“

„Oh — Nun, seien Sie deshalb ganz außer Sorgen, Cumberland hat nicht mehr Aussicht, zur Regentenschaft gewählt zu werden, als Sie. Ich werde so lange leben, bis mein Onkel groß genug ist, mich abzulösen; nicht wahr, Georg?“ sprach er, die Hand auf des Knaben Kopf legend, mit einem Versuch, ihn freundlich anzusehen.

„Ich weiß nicht, Großpapa,“ antwortete der Prinz auf diese unerwartete Frage, für die sein Erzieher ihm keine passende Erwiderung einstudirt.

„Der Himmel gebe es!“ rief die Prinzessin mit affectirter Wärme.

Georg II. lächelte. Er wußte ihre Aufrichtigkeit nach ihrem Werthe zu schätzen.

„Uebrigens ist dies eine Frage,“ fuhr der König fort, „über die das Parlament zu entscheiden hat.“

„Ja wohl, Sire — allein Ihre Wünsche in dieser Beziehung...“

„Ich habe darüber gar keine Wünsche, weder nach einer, noch nach der andern Seite hin,“ antwortete Georg unmutig. „Nehmen Sie das zu Ihrer Beruhigung; die Angelegenheit wird zu keiner Gouvernementsfrage gemacht.“

Der Monarch küßte seinen Hut, nach der Sitte jener Zeit das Zeichen, daß die Audienz zu Ende sei, und die Schwiegertochter entfernte sich zu seiner großen Freude.

Was sie gewünscht, hatte sie erlangt, nämlich die Gewißheit, daß der König in die Regentchaftsfrage sich nicht mischen werde.

Obgleich der König in Beziehung auf die Gräfin Königsstein noch vielfach von Argwohn gemartert wurde, so bereute er doch nicht, daß er ihren Bitten nachgegeben, und machte keinen Versuch, den Pardon zurückzunehmen. Sir Allan Glencairn und sein Freund Crawford wurden noch dieselbe Nacht auf das beim Tower liegende Gouvernementsschiff gebracht, welches unverzüglich unter Segel ging und glücklich in Frankreich landete.

Der plötzliche Uebergang von der Verzweiflung zum Glück erschütterte die beiden Schwestern dergestalt, daß die Tante ernstliche Besorgniß für deren Gesundheit hegte.

„Dacht' ich's doch,“ entgegnete ihr der Herzog von Argyle, da sie am nächsten Morgen ihm ihre Befürchtungen mittheilte. „Du bist wie die Weiber alle. Habt Ihr keine wirkliche Sorge, so macht Ihr Euch eine. Ich dachte, Du könntest um die Mädchen unbekümmert sein, sie werden leben, werden glückliche Frauen und Mütter werden, und Du wirst leben, um Zugin ihres Glücks zu sein.“

„Was versteht ihr Männer davon,“ entgegnete die alte Dame. „Des Weibes Herz ist ein Geheimniß, das Ihr mit aller Cuere Klugheit und Bückerei nicht begreifen könnt. Ich glaub' es ist damit wie mit der Blume,“ fügte sie heiter hinzu, „ein paar Tropfen Thau erfrischen sie, aber ein plötzlicher gewaltiger Guß beugt ihren Stengel nieder.“

„Et, Du wirst ja ganz poetisch auf Deine alten Tage,“

Schwester, "scherzte der Hochländer, betroffen von dem schönen Gleichniß.

"Warum sollte ich nicht?" fragte die Gräfin. "Ist der alte Wein nicht am stärksten und duftigsten? Aber ich will kein Wort mehr mit Dir darüber verlieren, denn da kommen die Kinder!"

Constance und Alice traten in das Zimmer der Tante, wo diese Unterredung stattgefunden. Sie waren noch bleich, doch ein Strahl süßer Zufriedenheit leuchtete aus ihren Augen, da sie die Gräfin zum Morgengruß küßten.

"Warum seid Ihr schon aufgestanden?" fragte diese. "Ich hatte doch der Weg gesagt, sie sollt' Euch nicht aus Euerem Nestchen ausschleichen, denn der Himmel weiß, Kinder, daß Ihr der Ruhe bedürft nach all der Qual und dem Herzleid, das Ihr erduldet. So alt ich bin, thut mir mein Herz wahrlich auch weh davon."

"Unsere Träume waren durch ängstliche Besürchtungen getrübt," entgegnete Constance, "während wußten wir, daß wir glücklich sein dürfen. O, wie viel Dank sind wir der edlen, unglücklichen Frau schuldig, deren Wohlwollen unsere Thränen in Lächeln, unsern Kummer in Freude verwandelt hat!"

Die alte Dame antwortete durch ein kurzes, un-muthiges Nüsspern, denn ihr Stolz konnte sich noch nicht beruhigen darüber, daß ein Mitglied ihrer Familie der Favorite des Königs sein Leben verdanke.

"Sie haben ihren Edelmuth kennen gelernt, Tante," sprach Alice, "Sie kennen ihre traurige Geschichte und schenken ihr sicher Mitleid."

"Gewiß, gewiß; es läßt sich etwas zur Entschuldigung der unglücklichen Person sagen," bemerkte die Gräfin trocken, "aber laßt uns nicht mehr von ihr reden, es macht mich unzufrieden mit mir selbst und mit ihr."

"Mit Ihnen selbst?" fragte Constance.

"Ja," antwortete die ehrbare alte Dame, "weil ich an sie nicht mit der Dankbarkeit denken kann, wie ich sollte, und unzufrieden mit ihr, weil sie doch einmal nicht recht und ehrenwerth gelebt hat."

"Wir müssen sie aussuchen," sprach Alice ernst.

"Sie aussuchen?" wiederholte die alte Gräfin erstaunt.

"Und ihr danken für ihre Güte," fuhr Alice unerschrocken fort, denn ihr Herz sagte ihr, daß sie Recht habe.

Die Gräfin Arran rang fast die Hände vor Staunen und Entsetzen.

"Sie darf uns nicht für undankbar halten!" bemerkte Constance schlichtern.

"Die Mädchen haben Recht," rief der Herzog von Argyle. "Es giebt meiner Treu schlechtere Weiber auf der Welt, als die unglückliche Favorite des Königs."

"Auch Du, Argyle!" sprach die Gräfin vorwurfsvoll.

"Nun gut," fuhr sie nach einer Pause fort, in welcher der Stolz und das Gefühl des Rechts in ihr einen harten, sichtbaren Kampf gekämpft, "aber ich muß mit dabei sein, denn wenn das Gewicht Eurer Dankeschuld schwer ist, so ist es das meine nicht minder. Ich hab' mich drein gefunden, so mag's sein, und damit gut!"

"Das ist ein edler, braver Entschluß, Schwester," bemerkte der Herzog, "er ist Deines Herzens und Deines Kopfes würdig."

Der Entschluß hatte allerdings der strengen alten Dame einen harten Kampf gekostet; doch da sie ihn einmal gefaßt, war sie ganz die Person, ihn, unbekümmert um das Urtheil der Welt, nicht geheim, sondern öffentlich auszuführen.

Der Herzog erbot sich, sie zu begleiten.

"Nein, nein, Bruder," entgegnete die Gräfin, "Du hast keine Verpflichtungen gegen die — Leddie, so viel ich weiß, und meine Gegenwart ist hinreichend, meine Mädchen vor übler Nachrede zu schützen."

"Sollte eine Zunge sich erkühnen —?"

"Nun, nun, ich weiß schon eine, die's an Bemerkungen nicht wird fehlen lassen."

"Wessen Zunge wäre denn das?" fragte der Herzog.

"Meg's, meiner alten Kammerfrau. Seit der Charlie Stuart sie geküßt, hat sie ganz erhabene Begriffe von Würde. Ich wette, sie wird sich durch die Herablassung ihrer Herrin sehr erniedrigt fühlen."

Der Herzog gab lachend zu, daß er allerdings kein Mittel wisse, einer so bedeutenden Stimme, wie die der alten Meg entgegenzutreten, und verließ seine Verwandten, beglückt über die ersehnte Wendung ihres Schicksals.

(Schluß folgt.)

einer nach oben stehenden Röhre von Illusionstüll. Diesem Bolant folgt ein anderer von 6 Meter und 50 Centimeter Weite, und diesem der untere, weiteste, von 7 Meter und 50 Centimeter Weite welcher frei herabhängt. Es ist natürlich, daß diese oben eingereichten und unten durch das Nähen eingehaltenen Bolants fast den Eindruck von Puffen machen, mit Ausnahme des untern. Zwei lange graziose geschlungene Bänder bilden die Seitenverzierung und enden unten in langen Schleißen. Das Band wird durch einige verborgene Feststiche in der angegebenen Lage festgehalten. Die glatte, ausgeschnittene Taille hat vorn und hinten eine Schnebe und ist auf den Hüften etwas ausgehöhlt. Von der Mitte der Taille aus, durch eine Schleiße gefaßt, geht ein breites Band als Draperie bis zu den Schultern, wo es sich mit den das Rückentheile umgebenden Bändern kreuzt. Einige Reihen Rüschen von Illusionstüll umgeben das Weibchen oben um den Hüftschnitt. Kurze Puffärmel von Grenadine, über welche zwei Bolants desselben Stoffes fallen. Coiffüre aus lila Margarethenblumen, schottischem lila und weißen Bande und Tüllrüschen arrangirt. Die lang herabhängenden Bänder derselben sind an den Enden ausgefaisert. [1282]

Sparsamkeit.

Sparsamkeit ist eine Naturgabe, wie die Fähigkeit für Poesie oder für eine andere Kunst. Wir wollen damit nicht sagen, daß es dem

verständigen, dieser Naturanlage ermangelnden Menschen nicht gelingen sollte, sparsam zu sein gegen seine Neigung. Kann man doch ohne Talent auch in Künsten und Wissenschaften es zu einem gewissen Maß von Fertigkeit bringen, wenn guter Wille und Beharrlichkeit nicht fehlen.

Demohnerachtet bleiben wir dabei: Spar-samkeit und haus-hälterisches Talent ist eben ein Talent, und in den meisten Fällen weit mehr Instinct, als Sache der Ueberlegung.

Manche Menschen werden schon haus-hälterisch geboren und offenbaren schon in der Kindheit den Sinn dafür, welcher in reiferen Jahren ein weiteres Feld gewinnt und erst mit dem Leben endigt. Wo die

Spar-samkeit, vereint mit gesundem Verstande, gutem Herzen und glücklichen Verhältnissen erscheint, ist sie eine der wohlthätigsten Gaben, und nimmt einen hohen

Rang unter den secundären Tugenden ein. Dieser geheimnißvoll, unerklärlich waltende Geist der Spar-samkeit ist es, welcher macht, daß das Brod sich zu vervielfältigen scheint, daß die Sachen beim Gebrauch sich nicht abnutzen, daß Wenig Viel

wird, daß Brocken und Ueberreste sich zu einem Ganzen vereinen, daß aus Nichts, oder doch aus so Wenigem als Nichts, sich ein Etwas gestaltet. Spar-samkeit besteht nicht in bloßem Zusammensparen, noch weniger in Rargheit und Geiz, sondern in weiser Vor-sorge und Eintheilung, in einsichtsvoller, fluger Berechnung. Es ist eine harmlose, nützliche Philosophie, welche für alte Gegenstände neue Anwendungen erfindet, das Trage zum Arbeiten zwingt, nutzlose Dinge dem Gebrauch dienlich macht, und Alles so zu verwenden weiß, daß es zur Annehmlichkeit des Lebens beiträgt.

Spar-samkeit ist Feldherrnkunst auf dem Gebiete der Häuslichkeit.

Dort wohnt ein reicher Mann, der ein großes Vermögen zusammenspartete. Er macht gewissermaßen ein Haus, hat seine Zimmer prachtvoll möblirt, ist gaffrei aus gutmüthiger Eitelkeit, bei Gelegenheit sogar verschwenderisch freigebig. Doch Niemand betritt das Haus, ohne sich auf gewisse Weise erdrückt zu fühlen durch Ueberladung. Das ganze Hauswesen macht nicht den Eindruck des geschmackvollen Luxus, sondern des unruhigen Prunks. Die Tafel ist überfüllt; man glaubt im Speisezimmer am Buffet einer Restauration zu sein, in den Salons in einem Museum.



Die Mode.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Ueberrock, genannt redingote Impériale, mit glatter hoher Taille, die mit dem Rock im Zusammenhang geschnitten ist, eine Art der Anfertigung, welche große Sorgfalt und die aufmerksamste Berechnung erfordert. Der Rock der Robe (blau und weiß gestreifter Taffet) ist in sieben große Falten gelegt und vorn herunter wie auf der Taille mit blauen Taffetschleifen garnirt. Der Vornel ist unten und am Vorderarm gerade herunter mit einem breiten Schrägstreifen von blauem Taffet besetzt, der, die Mitte entlang faltenartig übergeschlagen, wie zwei Streifen aussieht. Vier Schleißen garniren den Vornel an der äußeren Seite, eine Schleiße ist vorn an demselben angebracht. Weiße Ballon-Unterärmel von Tüll. Hut Impériale von italienischem Stroh, mit schwarzem Sammet und einer schwarzen Feder garnirt.

Figur 2. Robe von Seidengrenadine (weiß mit lila Streifen), mit Gewinden und Schleißen aus schottischem Bande in denselben Farben, sowie mit Rüschen von Illusionstüll garnirt. Der in ganz neuem Geschmack arrangirte Rock besteht erstens aus einem kurzen Mädchen, welches nur 3 Meter und 50 Centimeter weit und in regelmäßigen schmalen, flachen Falten an die Taille genäht ist. An diesen kurzen Rock ist ein Bolant von 4 Meter und 50 Centimeter Weite gefaßt, nebst einer schmalen Röhre von Illusionstüll, die nach dem Rock emporsteht. Ein zweiter Bolant von 5 Meter und 50 Centimeter Weite ist an den vorhergehenden genäht, gleichfalls mit

Dicht daneben sein Nachbar in dem kleinen Hause, das ein Salon des Reichs füglich in sich aufnehmen könnte mit Allem was darin ist — Welch ein Unterschied! Er ist nicht reich, der Bewohner des kleinen Hauses, sondern lebt nur von einem bescheidenen Gehalt. Doch alle Schätze der Residenz könnten das Häuschen nicht herrlicher schmücken, als er es gethan durch eine kluge Handlung, nämlich dadurch, daß er seine jetzige Frau heirathete, deren Geschmack, Sparsamkeit und Schönheitsinn jeden Tag das schönste häusliche Panorama vor seinen Augen eröffnen. Wie glänzt ihr einfaches Brod, und dennoch kauft sie es, wo Andere kaufen. Die Butter auf ihrem Tisch ist nicht mehr gewöhnliche Butter; wenn man sie sieht, möchte man schwören, sie müsse von himmlischen Herden stammen, die auf paradiesischen Weiden von duftendem Grafe sich nähren. Das einfache Theegeschirr von wohlfeilem Steingut überstrahlt die goldenen und silbernen Service ihres Nachbarn. Und doch kostet dieser glänzende Zauber, der um ihren Haushalt schwebt, der Frau weder viel Nachdenken, noch viel Mühe. „Das kommt so, es macht sich Alles so, wie könnte es anders sein?“ Alles was sie berührt, gelingt und geräth; sogar das Kind in der Wiege ist schon von diesem Hauch der Ordnung und Schönheit überfluthet. Sie trifft von Allem das rechte Maß; es ist ihr Talent, überall Schönheit, Anstand, Symmetrie, Ordnung zu schaffen, wo sie weilt. Eine einzige Blume schmückt und erleuchtet ihr Zimmer mehr, als unzählige Gemälde den Saal des Nachbarns. Ist es da wohl ein Wunder, wenn ihr Gatte alte Junggesellen für sehr dumme Menschen hält? Warum sollte

So sei er denn gesegnet, der gute Engel der Sparsamkeit, welcher nicht verschwendet, doch auch nicht gierig zusammenscharrt, welcher nichts umkommen läßt, und doch nicht karg ist im Geben, welcher über die bescheidenen Anordnungen den Segen des guten Geschmacks spricht, und wo er die Habe nicht vermehren kann, doch über den Genuß derselben die reinste Freude ausgießt.

Laßt uns die Sparsamkeit nicht verachten; sie hält die Armuth von unserer Thür und ist die Mutter unserer moralischen Freiheit und Unabhängigkeit. [4240]

„Ich bin's nicht gewesen!“

Auf der pariser Kunstausstellung in diesem Jahre machte ein Bild von Hamon so großes Aufsehen und erregte so allseitige enthusiastische Bewunderung, daß die Leserinnen es gerechtfertigt finden werden, wenn wir sie durch eine Copie mit dem reizenden Genrebildchen des französischen Malers bekannt machen: „Ich bin's nicht gewesen!“ Wer könnte einen Augenblick diese tragikomische Scene aus dem Kinderleben beschauen, ohne Partei zu nehmen für die kleinen Uebelthäter, die sich ein so zerbrechliches Spielzeug gewährt. Wer

Das Häuschen am Steinbruch.

Im ganzen, reizend gelegenen Städtchen H — berg gab es kein hübscheres, fröhlicheres kleines Mädchen als Betty Halm. Sie war die einzige Tochter einer armen Wittve, welche mit angestrebter Arbeit für sich und ihre Kinder das tägliche Brod erwerben mußte, denn in der Nacht, da sie ihren Mann durch den Tod verlor, hatte sie noch einem Knaben das Leben gegeben, der, wie sein Vater, Georg genannt ward. Georg Halm, der Vater, war Steinbrecher gewesen, hatte im Steinbruch, der nur wenige Schritte von seinem Häuschen entfernt lag, gearbeitet und durch das Herabfallen einer schweren Steinschicht sein Leben verloren. Vergebens wartete in jener unglücklichen Nacht die verlassene Frau auf die Rückkehr ihres Gatten, damit er seinen neugeborenen Sohn segnen möge. Der Vaterjegen ward dem Kleinen nicht zu Theil.

Im Städtchen erregte das Unglück der Wittve und ihrer vaterlosen Waisen die innigste Theilnahme; die vermögenden Damen des Orts versorgten die brave Frau reichlich mit Nahrung und zahlten hohe Preise dafür, um ihre schwere Lebensaufgabe ihr zu erleichtern. Zur Zeit, da diese Erzählung beginnt, war die kleine Betty ungefähr elf Jahr, und Georg acht. Betty war der Liebling Aller, das Wunderkind in der Schule. Ihr herrliches schwarzes Haar, ihre sanften braunen Augen, ihre lebhaft, gesunde Gesichtsfarbe, und ihr Fleiß, ihre Gefälligkeit und ihre Güte im Verein mit



3366.

F. O. Schmid, sc.

er nicht? Sein ganzes Leben ist eine Freude, ein Glück. Mit Glück und Heiterkeit allein wird in seinem Häuschen nicht gesept, diese sind in königlichem Ueberfluß, in unerlöschlicher Fülle vorhanden.

Freilich ist dieses schöne Bild — wenigstens zum Theil — Phantasia gemälde; wir müssen es gestehen, doch zugleich die Leserinnen bitten, nicht zu verkennen, daß das reizende Stillleben wenigstens der Wahrscheinlichkeit sehr nahe liegt. Wir haben ein kleines Reich in der Luft, nicht weit vom Boden der Wirklichkeit entfernt — wie gesagt — wo die liebenswerthesten Leute, die tapfersten Männer, die edelsten Frauen, die vollkommensten Künstler, die reizendsten sparsamen Hauswirthinnen, die treueste Liebe und Freundschaft wohnen; so kommt es denn leicht, daß wir uns vergessen, und Leute aus diesen unseren Luftschlößern beschreiben, als lebten sie mitten unter uns.

Doch, das schadet nichts, der Wahrheit der Sache geschieht dadurch kein Eintrag. Wissen wir doch ganz gewiß, daß viele Familien mit jährlich 500 Thalern besser und glücklicher leben, als andere mit 2000; wissen wir doch, daß manche, entschieden arme Personen sich und ihrer Umgebung einen Schimmer von Anstand, ja von Eleganz zu geben wissen, welcher Auge und Herz wohlthuend berührt, daß mancher Tagelöhner in sein einziges trauliches Zimmer zu mehr wahrer Behaglichkeit, Ordnung und Zierlichkeit zurückkehrt, als in der Wohnung manches Millionairs zu finden.

hätte aber auch gedacht, daß die „weiße Puppe“ nicht eine einzige Fahrt durch die Stube auszuhalten würde! Das kleine Loch unten im Nebestul schien eigens gemacht, damit ein Bindfaden eingeknüpft und die Puppe umhergefahren werden könne. Wen rührte nicht die Schwesterliche Liebe des kleinen Mädchens, das, vielleicht aus Erfahrung die Strafe für dergleichen Vergehen kennend, instinctiv nach einem Mittel suchte, die schuldigen Brüder von dem Verdacht der That zu reinigen, ihnen die Strafe zu ersparen, die sie hinter den Verweilen der Mutter für die jugendlichen Vandalen noch lauern sieht. Ist die Puppe mit dem schlanken Lederkörper doch so groß als die zerbrochene Gyps-Puppe, warum sollte sie nicht den Frevel verübt haben können? Und während die wirklichen Uebelthäter ihr schüchternes „Ich bin's nicht gewesen!“ stammeln, erträgt die schuldblose Puppe ohne Murren und Schmerz die den Schuldigen gebührende Strafe von der Hand ihrer kleinen Herrin.

Von Rechtswegen haben die kleinen Lügner allerdings eine Strafe verdient, doch können wir nicht umhin zu wünschen, diese Strafe möge gelind sein. Eine verzweifelte Lage kann auch ehrliche Seelen zuweilen vom Wege der Wahrheit verlocken, und unsere beiden kleinen Bilderstürmer geben, wenn ihre Physiognomien nicht gänzlich trügen, volle Berechtigung zu glauben, daß sie in einem langen Leben Zeit und Gelegenheit finden werden, die Sünden dieses Tages durch Wahrheit, Klugheit und Geschicklichkeit wieder gut zu machen.

jenen äußeren Vorzügen waren wohl geeignet, ihr die Liebe Aller zu erwerben, ohne den Neid zu erregen. „So hübsch und so gut wie Betty Halm!“ war fast eine sprichwörtliche Redensart im Städtchen geworden.

An einem kalten Winterabend saß Frau Halm mit ihrer Nahrung am Feuer, und Betty's kleine Finger wetteiferten mit denen der Mutter, denn sie war emsig beschäftigt, einen Fleck auf Georg's Schulrock zu setzen. Der Schnee fiel unaufhörlich in dichten Flocken, und ein hohler Wind pochte an die Fenster des Häuschens, daß sie klirrten und trachten. Georg lag, für das Bett vollkommen vorbereitet, auf dem Lehnstuhl und genoß die Vorkost der Nachtruhe, denn er fürchtete sich, bei dem schrecklichen Winde ohne die Mutter oben hin in die Schlafkammer zu gehen, und zog diese nicht unbequeme Art des Wartens vor.

„Mutter,“ sprach Betty, „heut hat mir Fräulein Müller etwas sehr Schönes gesagt.“

„Was denn, mein Kind?“

„Sie sagte, wenn ich so fleißig zu lernen fortführe, wie ich bis jetzt gethan, so könnte ich einmal die Schule übernehmen — wenn ich groß genug dazu bin. Sie möchte sie gern aufgeben, weil sie sich schwach fühlt, aber doch hat sie ihre Schülerinnen so lieb, daß sie es nicht eher thun will, bis Jemand ihre Stelle einnehmen kann, dem sie vertraut. — Mutter, Mutter, was war das?“

Alle Drei waren aufgesprungen und horchten mit blei-

chen Gesichtern und an allen Gliedern zitternd. Ein fürchterlicher Krach, von einem Schmerzensschrei gefolgt, hatte Betty's Ausruß veranlaßt. Mit bebender Hand öffnete Frau Halm die Hausthür. Der Wind blies heftig und trieb den Schnee herein; für einen Moment blieb Alles still, dann tönte durch das Heulen des Sturmes ein leises Stöhnen und der Ruf: „Hilfe!“

„Mutter, es ist Jemand in den Steinbruch gefallen!“ sprach Betty und sprang zur Thür hinaus. „Ich muß hinunter. Sei unbeforgt um mich, ich kenne jeden Tritt und Schritt des Weges. Muth, Muth, ich komme!“ rief sie mit erhobener Stimme dem Verunglückten zu und schritt rüstig vorwärts.

Die Mutter folgte ihr. „Küßt noch einmal, wo seid Ihr?“ rief Betty. Keine Antwort. „Mutter,“ sprach das Kind, zu dieser sich wendend, „geh Du rasch nach der Stadt und hole Hilfe, während ich in die Grube hinunter steige. Ich bin klein und leicht, und kann's wohl wagen.“

„Gott erhalte und schütze Dich!“ antwortete die Mutter, denn Du gehst ja als seine Botin!“ und mit diesen Segensworten ließ sie das beherzte Kind allein in der stürmischen Winternacht.

Ihre Kleider fest zusammennehmend, begann Betty in die Grube hinab zu steigen. Die ungeheuren Steinmassen, obgleich mit Schnee bedeckt, waren uneben genug, ihren Füßen Halt zu gewähren, und endlich erreichte sie glücklich den Boden. Für einen Augenblick entsank ihr fast der Muth, wenn sie des gewagten Unternehmens gedachte, welches sie begonnen. Bald jedoch, gehärtet durch ein innerliches, inbrünstiges Gebet, versuchte sie nach dem Körper des Verunglückten umher zu tasten, denn trotz des in die Grube getriebenen Schnees herrschte darin eine tiefe Finsterniß. Der laut ihrer fragenden, rufenden Stimme verhallte im Sturm, und ihr Herz wollte schon verzweifeln an dem Erfolge ihres frommen Werkes, als Stimmen oben vom Rande der Grube sich vernehmen ließen. Fast in demselben Augenblicke stieß ihr Fuß an Etwas. Sie bückte sich, streifte mit der Hand den Schnee hinweg und fühlte — ein kaltes Menschenantlitz. — „Hier, hier!“ rief sie mit Anstrengung. „Er ist hier!“

Die Laternen leuchteten jetzt hell von der Mündung der Grube, aber kein Mensch kam herab auf Betty's Ruf, denn das Hinabsteigen auf den schneebedeckten Steinmassen, welches dem leichten, schlanken Kinde gelungen, war gefahrlos für große, schwere Männer. Sie überlegte, was zu thun sei, und ließen zuvörderst eine Flasche Brantwein nebst einer Laterne an einem Seil hinunter, Betty bedeutend, sie möge den Kopf des Mannes aufsuchen, und ihm etwas Brantwein einzuflößen suchen. Sie besorgte diesen Rath, und nach langem Kampfe kehrte dem Ohnmächtigen die Besinnung zurück.

„Mutter,“ rief Betty hinauf, „es ist der junge Herr Blum, dessen Mutter uns so viel Gutes erwiesen.“

„Frage ihn, wenn wir einen Stuhl hinablassen, ob er sich darin werde halten können bis wir ihn herausziehen.“

„Ja, ja,“ sprach der junge Mann, der diese Worte gehört, leise und hastig zu seiner Helferin. „Ich ging dicht vorbei an der Grube, ein Stein gab nach und ich rollte hinab.“

„Laßt den Stuhl herab!“ rief Betty. Langsam, von vielen Seilen gehalten, glitt nun an der schneebedeckten Wand der Grube der Stuhl herab. Nicht ohne Schwierigkeit konnte der an allen Gliedern gelähmte verwundete Jüngling sich darin festsetzen, doch endlich gelang es.

„Wie kommst Du hinauf?“ fragte er mit schwacher Stimme seine junge Retterin. „Ich komme Ihnen nach!“ lautete die herzliche muthige Antwort.

Sobald sie den Stuhl auf dem Wege nach oben sicher schwebend erblickte, begann auch Betty den Steinpfad wieder hinaufzuklimmen, auf dem sie herabgekommen. Schon war sie dem Ziele nahe, die oben Versammelten beobachteten ihr Fortschreiten mit athemlosem Interesse, da löste abermals sich ein Stein ab, und sie sank zurück. Ein Schrei des Entsetzens erfüllte die Luft.

„Ich lebe!“ rief Betty hinauf. „Bemüthe Dich nicht, Mutter. Ich bin nur auf die Füße gefallen. Laßt ein Seil herab, ich kann es mit den Händen fassen.“

Mit übermenschlicher Anstrengung bemühte sie sich, aufzustehen, doch die schweren, auf ihren Füßen lastenden Steine hielten sie festgeketzt. Das Bild des Todes in entsetzlichen Gestalten schwebte durch ihr von Angst und Schrecken aufgeregtes Gehirn. Ein wilder Schrei entrang sich ihrer Brust, dann raubte eine wohlthätige Ohnmacht ihr die Besinnung.

Von Bewunderung und Mitleid getrieben, ließ nun einer der oben weilenden Männer in dem Stuhl sich herab, des heldenmüthigen Mädchens zu retten. Als er wieder heraufkam, in seinen Armen das bleiche, regungslose Wesen haltend, da schlug jedes Herz in schmerzlicher Theilnahme für das heldenmüthige Kind, für dessen weinende, trostlose Mutter.

Der junge Blum, welchem die Verürrung der äußeren Luft abermals die Besinnung raubte, war in seiner Eltern Haus gebracht worden, und Aller Aufmerksamkeit wendete sich jetzt dessen kindlicher Befreierin zu. Sanfte Hände nahmen sie aus den Armen ihres Retters und brachten sie in ihr väterliches Haus. Die weinende Mutter legte sie auf ihr Bett, der kleine Georg kam von seinem Lehnstuhl herunter, und stand mit großen, betäubten Augen an Lager der Schwester, die er noch vor Kurzem so heiter und kräftig gesehen, und die nun so still und so blaß dalag. Die Menge der theilnehmenden Besucher, welche zuerst sich in das Häuschen gedrängt, verlor sich allgemach bis auf einige befreundete Nachbarn und den Arzt, welcher Belebungsversuche an dem ohnmächtigen Kinde anstellte.

Wir gehen über die nun folgende, schmerzreiche Zeit in dem Häuschen der Frau Halm rasch hinweg. Nach fünf Wochen saß Betty auf ihrem kleinen Armstuhl mit dem Bewußtsein, daß sie auf Lebenszeit an diesen Platz gefesselt sei, denn wer das große Tuch erbob, welches ihre Gestalt umhüllte, konnte sehen, daß beide Füße bis zum Knie abgenommen waren. O, es war hart, es war bitter, daß alle Träume eines jungen Lebens hier enden sollten! Was es zu verwundern, wenn Betty laut murrte? Vergebens versuchte ihre Mutter, die Thränen des armen Kindes zu stillen.

In dumpfer Verzweiflung hatte Betty wieder einen ganzen Nachmittag zugebracht, über ihr freudloses Geschick nachdenkend, als ein Wagen vor der Thür hielt. Ein junger Mann, in einem weiten Mantel gehüllt, stieg zuerst aus, ihm folgte eine Dame. Betty kannte Beide. Es war die reiche Madame Blum mit ihrem Sohn Ludwig. Mad. Blum war während Betty's Krankheit sehr gütig gewesen, hatte ihr Erquickungen und Delicatessen in Menge geschickt, aber besucht hatte sie sie noch nie.

Frau Halm war ausgegangen, um vollendete Arbeiten fortzutragen, und Georg hatte sie begleitet; so fanden denn die Fremden die kleine Betty allein. Sie traten zu ihrem Stuhl und standen eine Weile schweigend neben ihr. Dann, von Rührung überwältigt, beugte Mad. Blum sich über das Mädchen, und umarmte es innig. „Mein Kind, mein Kind!“ rief sie, kniete nieder und barg ihr Gesicht in Betty's Schooß, während ihre Gestalt erbeite in schluchzender Bewegung. Der Jüngling schien nicht minder tief gerührt und vergebens nach Worten zu suchen. Endlich sich zu dem Kinde herniederbeugend, sprach er: „Meine großmüthige Retterin, möge Gott im Himmel Dich segnen und trösten! O Betty, Betty, mußte dies der Lohn sein für die Rettung meines Lebens?“

„Herr Blum,“ stammelte Betty. „Kenne mich Ludwig, ich bitte Dich. Wir sind von nun an Bruder und Schwester. Ich wäre gern schon früher gekommen, aber die Aerzte hatten es mir unter sagt. Ich war schwer verwundet, doch jetzt bin ich wieder hergestellt.“

„Betty,“ sprach Mad. Blum, „wenn das Gebet und der Dank einer Mutter Dich trösten kann, so wird Dir Trost nicht fehlen. Ohne Dich wäre ich ja kinderlos. Möge dieser Gedanke Dich einigermassen mit Deinem grausamen Geschick versöhnen!“

„O, das wird er,“ antwortete Betty. „Gott verzeihe mir meine Klagen. Bin ich denn nicht recht gesegnet, daß ich mit meinen schwachen Kräften einem Menschen das Leben retten und eine Mutter beglücken konnte?“ Und zum ersten Mal leuchtete wieder Friede und Heiterkeit aus den Zügen des verkrüppelten Kindes.

Von diesem Tage an hegte Betty keinen Wunsch, den zu erfüllen ihre dankbaren Freunde sich nicht beeifert hätten. Ludwig Blum versorgte sie mit Büchern, mit Gemälden, theilte ihr aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse Vieles mit, und seine Mutter ließ keinen Tag vorübergehen, ohne das kleine Haus am Steinbruch zu besuchen. Wie gern hätte sie das arme Kind zu sich in ihr eigenes prächtiges Haus genommen, doch Betty mochte sich von ihrer Mutter nicht trennen.

Seit dem Besuche des jungen Blum und seiner Mutter hatte der Seelenzustand des armen Mädchens sich gänzlich umgewandelt. Keine Klage kam mehr über ihre Lippen; sie hatte ja gesehen, daß das Opfer ihrer gesunden Glieder guter Menschen Glück erhalten, daß sie Liebe für dieses Opfer erntete, und so stiegen denn aus ihrem gekläuterten Herzen zu Gott keine anderen Gebete mehr auf als Dankgebete für die Beweise von Liebe und Güte, welche jeder neue Lebensstag ihr brachte.

Nach sechs Jahren führen wir unsere Leserinnen abermals in das Häuschen der Frau Halm. Die Wittve sitzt nähend auf ihrem Stuhl am Kamin, Betty ihr gegenüber. Diese sieht allerdings älter und etwas verändert aus. Das reiche schwarze Haar ist zurückgestrichen von der weißen Stirn und fällt in weichen Locken über die Schultern; ihr Gesicht ist bleich, doch schön in seinem Ausdruck von Sanftmuth und Güte, und aus den großen milden, von langen Wimpern beschatteten Augen leuchtet Adel der Seele und Verstand. Ihre kleine, schmachtige Gestalt ist in einen weichen weißen Schawl gehüllt, und die feinen Finger sind mit Stricken beschäftigt. Georg, ein großer, starker Bursch, sitzt über seine Rechentafel gebeugt, an ihrer Seite.

Ein leiser Seufzer Betty's machte die Mutter aufmerksam.

„Was fehlt Dir, mein Kind?“ fragte sie. „Ich wünschte, liebe Mutter, ich möchte etwas auf der Welt nützen können.“

„Aber, Betty, Du nüttest ja. Du hilfst mir beim Nähen, Du zeichnest jetzt sehr schön, wie Herr Blum sagt, und Du strichst so fleißig.“

„Und hilfst mir bei meinen Schularbeiten,“ ergänzte Georg.

„Ja,“ erwiderte Betty nachdenkend, „mir bleibt aber doch noch sehr viel freie Zeit. Ihr wißt, daß es mich ermüdet, viele Stunden hintereinander zu nähen oder zu zeichnen, und ich dachte nach, wie ich wohl diese Zeit anwenden könnte, ohne meinen Lieben zur Last zu werden.“

„Betty!“

„Ja, ich wiederhole es. Ich habe sogar schon einen Vorschlag zu machen. Du weißt, Mutter, daß es hier in der Stadt viele Kinder giebt, deren Eltern zu arm sind, um Schulgeld bezahlen zu können, und sie wachsen unwissend auf und werden wohl gar laferhafte Menschen. Könnte ich da nicht helfend eintreten? Wäre es nicht ein gutes Werk, diese Kinder täglich einige Stunden herkommen zu lassen und sie zu unterrichten?“

„Aber Betty,“ entgegnete die Mutter, „diese Kinder sind ja der wahre Auswurf des Städtchens; alle anständigen Kinder gehen in die Stadtschule.“

„Ich weiß.“

„Und wie sie fluchen könnten,“ bemerkte Georg; „ich fürchte sehr, sie werden unangenehm grob, wenn Du Dich unterziehst, ihnen etwas zu sagen.“

„Laßt mich nur versuchen; ich möchte gar zu gern etwas Nützliches thun.“

„Wie, Betty,“ rief eine klare, tiefe Stimme von der Thür her. „Bist Du es, die so klagt. — Was fehlt Dir denn?“

„Ludwig, bist Du es?“

„Ja, halb erfroren. Es schneit.“

Betty fuhr zusammen. „Heut ist der Jahrestag,“ flüsterte sie.

Mit dem Zartgefühl eines dankbaren Herzens beugte Ludwig sich zu ihr nieder und sprach: „Ich verließ meine Mutter betend für die Retterin ihres Sohnes.“

Betty dankte ihm mit einem hellen strahlenden Lächeln und theilte ihm dann ihre Absicht mit. Anfangs schüttelte Ludwig den Kopf, doch da er sah, daß sie mit ganzer Seele

an dem Plan hing, erbot er sich sogar, den Gesandten im Städtchen zu machen, und alle kleinen Vagabunden aufzugreifen, die zu ihr in die Schule kommen müßten.

Nach Ablauf einer Woche saß Betty mit klopfendem Herzen in ihrem Stuhl, die ersten Schülerinnen erwartend. Sie stellten sich jedoch sehr sparsam ein. Ein einziges Mädchen hatte den Muth, zu kommen. Doch mußte ihr Bericht wohl sehr günstig gelautet haben, denn am nächsten Tage kamen schon drei Mädchen und zwei Knaben, und im Lauf des Monats füllte das kleine Zimmer sich täglich mehr.

Es lag etwas in dem Wesen der bleichen jungen Lehrerin, das den verwahrlosten Geschöpfen zugleich imponirte und Liebe einflößte. Kein gemeines Wort drang zu den Ohren Betty's. Fehler zu rügen fand sie in Menge, doch mit ihrer milden, sanften Stimme, mit der ihr innewohnenden Reinheit hielt sie jeden Ausbruch der Rohheit fern. Wilde Knaben kamen nach Hause, erfüllt mit besseren Gedanken und Bestrebungen, als sie je gekannt, und die Mädchen neigten sich in liebender Verehrung der jungen Lehrerin zu, die sie vor Unwissenheit, vielleicht vor dem Laster gerettet.

So ging Betty's Leben dahin. Freilich blieben die Sorgen nicht aus in ihrem Beruf, doch ihre Geduld half sie tragen. Undankbarkeit mußte sie kennen lernen, doch immer, blieb ihr Werk ein gesegnetes, wenn auch in einzelnen Fällen das Gelingen ihrem Wunsche nicht gleichkam.

Jetzt sind es dreißig Jahre her, daß Betty in den Steinbruch fiel, doch wenn ihr, durch ihr Heimathstädtchen kommend, fragt, welches die geachtteste, nützlichste, geliebteste Person im Ort sei, so werden die Leute euch das kleine Häuschen am Steinbruch zeigen und dessen Bewohnerin nennen.

Frau Halm ist gestorben. Georg ist Advocat in der nahen Kreisstadt; Betty lebt allein mit einer Dienerin, ihrer einstigen Schülerin, die ihre Herrin und Lehrerin fast anbietet, und das Leben des armen verkrüppelten Mädchens, durchleuchtet von Demuth, Menschenliebe und Heiterkeit, giebt den Beweis, daß kein Wesen so unglücklich und hilflos sei, um nicht der Welt noch etwas nützen zu können. [4279]

Glück der Kindheit.

2.

Ist sie nicht beneidenswerth, die Freiheit, die Zwanglosigkeit der Bewegungen, in welcher die Kinder, die glücklichen Kinder, vor unseren Augen sich tummeln, noch ungehemmt durch beengende Fesseln der Mode und wenig beachtend die Rücksichten, welche uns erwachsenen Gliedern der Menschengesellschaft bald diesen, bald jenen Schritt vorschreiben, bald hier, bald dort unser Benehmen nach lästigen Regeln bestimmen? Wer wollte so hartherzig sein, die Kleinen allzufrüh in jene beengenden Fesseln zu zwingen, die wir selbst nicht auf uns nehmen können, ohne im Innern unsere eigene Thorheit zu belächeln, nämlich die Fesseln eines drückenden, unzweckmäßigen Anzugs. Man wird es vielleicht übertrieben finden, diese scheinbar so ganz äußerliche Sache mit dem „Glück der Kindheit“ in Verbindung gebracht zu sehen, aber dennoch greift dieselbe tiefer ein in das Gemüthsleben der Kleinen, als eine oberflächliche Beachtung vermuthen läßt, ja sie ist nicht selten von nachhaltiger Wirkung auf die Gesundheit, ja auf den Charakter des Menschen.

Es ist in der That ein sehr natürlicher Wunsch der Mütter, die Lieblinge ihres Herzens, die Kleinen, geschmückt zu sehen. Mutterliebe wählt gern die zierlichsten Gewänder, untersucht sorgfältig den Schnitt, die Form derselben, ob sie sich auch den Gliedern des Kindes verschönernd anfügen, arbeitet vielleicht manche Stunde, manchen Tag, um das an sich einfache Kleidchen durch eine Stickerei, einen Besatz zu heben, und fühlt sich glücklich in dieser Beschäftigung. In unserer überal dem Schmuck hulbigenden Zeit ist es kaum mehr auffallend, wenn die Kinder von der Wiege an mit modischer Eleganz gekleidet sind, die sich nicht selten bis zum Luxus steigert, namentlich in großen Städten, wo die Modisten an originellen Erfindungen für die Toilette der Kinder einander überbieten, und dadurch unmerklich den Sinn für Eleganz der Kindergarderobe auch in den Kreisen verbreiten, welche nicht unmittelbar aus der Hand der Modisten die Kleidung der Kinder entnehmen.

In der Regel legen die Kinder selbst, namentlich die kleinen Mädchen, großen Werth auf einen hübschen Anzug, und nie mehr, als wenn sie, durch den Besuch der Schule mit anderen Kindern in Verbindung tretend, sich einen gewissen Maßstab bilden für den Werth und die Schönheit des Anzugs.

Hier, wie fast überall, ist dem Menschen das Urtheil von Sein es gleichen maßgebend, und ein schlechtes Kleid, welches von den Altersgenossen des kleinen Mädchens, das damit in die Schule zu gehen gezwungen ist, bespottet wird, kann demselben eine Quelle heiserer Thränen und unendlicher Betrübniß werden, welche nicht weniger wahr und vollkommen begründet ist, weil wir Erwachsene das Urtheil unwillkürlicher Kinder für nichtsbedeutend ansehen. Wir sollten darin gerechter sein. Das Kind, dem gegen Demüthigungen und Spöttereien noch keine philosophischen Trostgründe zu Gebote stehen, wie uns Erwachsenen, ist vollkommen wehrlos in solchen Fällen und nicht selten dadurch wirklich unglücklich.

Wenn wir also von der Thorheit sprachen, die Kinder durch drückenden, unzweckmäßigen Anzug zu quälen, so ist damit nicht gesagt, daß die Kleidung aller Zierlichkeit und modernen Eleganz entbehren solle.

Wer den herrlichen Ton in Mädchenschulen einigermaßen kennt, wird die Wahrheit jener Behauptung nicht in Abrede stellen und ohne Zweifel einsehen, daß es zum Glück — lächelt nicht — zum Glück der Kinder wesentlich beitrage, wenn sie in ihrem Anzuge nicht unter dem Niveau Dessen gehalten werden, das zur Zeit und in dem Kreise, wo sie sich bewegen, als Norm eines guten Anzugs gilt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß gerade Kinder sehr empfänglich sind für Eindrücke von Außen, und sehr viel Werth auf Neuheiten legen, sobald sie auf irgend eine Weise genöthigt werden, deren Einfluß zu bemerken und anzuerkennen. Ein kleines Mädchen kann wochenlang mit größter Seelenruhe in einem altmodischen, unschönen Kleide ein-

hergehen, so lange nur Erwachsene, oder Kinder, die daran keinen Anstoß nehmen, das Kleid sehen, ohne seine Mängel zu rügen. Das Kind kann in dem unscheinbaren Kleide so glücklich und harmlos selig sein, als es einem Kinde nur möglich; doch schiebt es mit demselben Kleide in eine Schule, wo vielleicht Mädchen mit besseren Kleidern in kindischer Unvernunft das altmodische Mädchen des neuen Aufkommens befrachten, so ist es um die glückliche Gemüthsruhe der Kleinen geschehen, und ein schmerzliches Weh zieht ein in die noch mehrlose Seele: das Weh der Zurücksetzung.

Den Kindern dieses Weh zu erparren, mögen immerhin die Mütter sich ein wenig zu den „Thorheiten“ der Kinderjahre zurückverlegen und die vorerwähnte empfindliche Seite der Kleinen Mädchen schonen, so weit dies geschehen kann, ohne ihnen den Geist der Eitelkeit einzufüßen, welcher freilich in seinen Folgen auf die jungen Gemüther noch trauriger sein könnte, als die harte Schule der Demüthigung. Es mag sehr schwer sein, hier das rechte Maß zu treffen, denn nur gar zu leicht schiebt sich in den Falten der eleganten Robe, welche des Kleinen Mädchens Gestalt einhüllt, in den Schleifen und Blumen des zierlichen Hutes die Hoffarth zu dem jungen Wesen, daß es sich gewöhnt, den Werth der Menschen nach dem Glanz der Erscheinung zu messen und mit Geringschätzung auf Solche herabzusehen, welchen dieser äußere Schmuck fehlt.

Keine Frau von Verstand und Bildung wird an ihren jungen Töchtern diese Ansichten billigen, oder ihnen auch nur, wo sie sich zeigen, durch strafbare Nachsicht Duldung zu Theil werden lassen, denn die nachtheiligen Folgen für den Charakter der Kinder sind hier mit zu großer Gewißheit vorauszusetzen.

Leider giebt es aber auch recht thörichte Mütter, welche die Kleinen Mädchen schon früh zu Modenarrinnen erziehen, ihnen die Last einer luxuriösen Toilette aufbürden, wenn sie im harmlosen Spiel sich ergötzen möchten. Es ist traurig anzusehen, wie die armen Kleinen Märtyrerinnen mütterlicher Eitelkeit sehnsüchtig von Ferne stehen, wenn andere Kinder, zweckmäßig bekleidet, an den ihren Jahren angemessenen Spielen sich erfreuen. Die Kleinen Damen mit festgeschnürter Taille können so schnell nicht laufen, als ihre glücklicheren Gesährtinnen, sie können und dürfen ja nicht sich im blühenden Grase am warmen Sommermittage lagern, sie müssen ja an ihre Volants denken, die so leicht zu zerdrücken und zu beschmutzen sind.

Die armen Kleinen, so früh schon in die Folter der Repräsentation gespannt, wissen es selbst am wenigsten, wie viel ihnen am wahren Glück der Kindheit verloren geht. Sie fühlen sich gewissermaßen gehoben und bevorzugt vor ihren Altersgenossen, daß sie mit schlank zusammengeschnürter Taille, wie die großen Damen, einherhulzen und an Zierlichkeit der Toilette mit diesen wetteifern können; daß sie frühreife, ungesunde, oberflächliche Geschöpfe werden, welche die Kindheit verlassen, ohne sie genossen zu haben, leuchtet ihnen und den thörichtern Müttern schwerlich, oder vielleicht erst dann ein, wenn das Berufsleben des Weibes sie unworbereitet zu allen ernsteren Pflichten findet.

Wir müssen es jedoch unserer Zeit zum Ruhme nachsagen, daß dergleichen Beispiele mütterlicher Thorheit immer seltener werden. Obgleich die Mode von heut nicht ohne ihre augenfälligen Bizarrieren ist, so hat daneben der Sinn für Schönheit sich doch genugsam ausgebildet, um bei der Kleidung der Kinder Eleganz mit Bequemlichkeit zu vereinigen. Die Mütter können ihre Lieblinge durch alle Stufen des Kindesalters, Dank der Modeindustrie des 19. Jahrhunderts, in die zierlichsten Gewänder hüllen, ohne ihnen das große Glück der Kindheit, die Freiheit der Bewegung zu tauben.

Marie Garrer.

Neben dem Schulmeister stehen.

„Herr Schulmeister, Lieschen Färber hat laut gelacht!“ rief ein großer Junge aus der Ecke der Schulstube hervor. Der Lehrer, ein hübscher junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, blickte erstaunt um sich.

„Ist das wahr, Elisabeth?“ rief er, einige Schritte auf die Angeklagte zugehend, die mit gluthrothen Wangen, mit niedergeschlagenen Augen, ein Bild des Schreckens und der Beschämung, dasaß.

„Lieschen, Du, eine meiner besten Schülerinnen? Das betrübt mich sehr,“ fuhr der Lehrer fort, der in Wahrheit sich für die Kleine interessirte. Lieschen war sein besonderer Liebling und hatte bisher ihm noch nie Gelegenheit zum Tadel oder zur Bestrafung gegeben. Ein erster Blick seiner großen braunen Augen hatte bisher stets genügt, die Kleine zur Aufmerksamkeit zurückzuführen, wenn er bemerkte, daß ihre Gedanken mehr bei der Spielerei, als beim Lernen seien.

Wir sprechen nämlich — und dies ist nöthig zu wissen, von einer Elementarschule früherer Zeit, zwanzig Jahre von heut rückwärts.

Lieschen Färber war so artig, so freundlich, so lernbegierig, und lohnte die Bemühungen des Lehrers für ihre Belehrung so reichlich, daß es unmöglich gewesen wäre, für das Kind nicht ein mehr als gewöhnliches Interesse zu fühlen. Wenn es eine schwierige Frage zu beantworten, oder ein schweres Rechenexempel, das auf der großen schwarzen Tafel mit Kreide geschrieben stand, auszurechnen gab, so funkelten gewiß Lieschens Augen zuerst, und ihr kleines rundes Händchen hob sich zuerst als Zeichen, daß sie bereit sei, zu antworten. Obgleich noch nicht zehn Jahr alt, hatte sie fast alle anderen Schüler überholt und stets auf dem ersten Platze gestanden. — Und nun war sie in Ungnade gefallen. — Armes kleines Lieschen!

Die Schule war zahlreich, und ein nicht unbedeutender Theil derselben, besonders die älteren Knaben, sehr zur Widersetzlichkeit, ja zu offenem Ungehorsam geneigt. Der frühere Lehrer war im vergangenen Winter sogar von den rebellischen Schulknaben aus dem Hause gebracht worden, und so hatte Herr Holm, der neue Lehrer, sich veranlaßt gesehen, strenge Befehle einzuführen, und auf deren Befolgung unausweich-

lich zu halten. Zuerst ging die Sache sehr gut, doch in neuerer Zeit hatte sich der Geist der Widersetzlichkeit abermals so bedenklich hervorgethan, daß Herr Holm es nöthig fand, anzuzeigen, jeder Schüler, der in den Unterrichtsstunden laut lache, solle zur Strafe vorn beim Lehrer stehen. Lieschen war nun zwar nicht das erste, wohl aber das älteste Mädchen, der diese Strafe zu Theil ward; dies, so wie der Umstand, daß sie ihr Leben lang in der Schule noch keine Strafe erhalten, machte ihre Verüblich so unglücklich groß, daß es in der That ein Leiden war, sie anzusehen.

Herr Holm ahnte wohl, daß der große Knabe sie aus Reid angegeben habe, weil er, wie viele andere, scheel dazu sah, daß Lieschen so hoch stand in des Lehrers Gunst. Er wußte aber auch, daß man ihn bereits der Parteilichkeit für Lieschen beschuldige, und durfte es daher um so weniger wagen, ihr zu Gunsten das Gesetz zu umgehen. Er trat also zu ihr an ihren Platz und sagte freundlich: „Elisabeth, Deine Aufführung ist bisher immer so tadellos gewesen, daß ich nicht umbin kann, diesen Vorfall sehr zu bedauern. Ich hoffe indeß, Du wirst Dich, als gute Schülerin, ohne Murren in die Strafe finden, um der Schulordnung ihr Recht widerfahren zu lassen.“

Lieschen entgegnete kein Wort, doch der Lehrer sah, daß sie an allen Gliedern zitterte und daß der Schweiß in großen Tropfen auf ihre Stirn trat.

„Wenn ich Dir die Strafe erlasse, muß ich sie jedem Andern auch erlassen, und wo bliebe dann die Schulordnung? Du wirst das einsehen, Lieschen.“

„Ja, Herr Holm!“ flüsterte Lieschen.

„So komm also hervor und zeige den Andern, daß Du Gesetz und Ordnung liebst und Dich ohne Sträuben der nothwendigen Strafe unterwirfst, wie unerheblich auch Dein Vergehen gewesen sein mag.“

Lieschen rührte sich indeß nicht. — Mitten in der großen, hellen Stube zu stehen, fünfundvierzig Paar neugieriger, ja triumphirender Augen auf sich gerichtet zu wissen, das war mehr, als daß schüchternes Kind zu ertragen vermochte.

Herr Holm sah wohl, daß nicht Ungehorsam, sondern Furcht und Bödigkeit sie zurückhielten, seiner Aufforderung Folge zu leisten, und sehr richtig schließend, daß ein längeres Hinausschieben der schweren Bühnung ihre Verlegenheit nur vermehren könne, nahm er sie sanft beim Arm und nöthigte sie so, von ihrem Sitz aufzustehen.

„Komm, mein Kind, die Zeit drängt,“ sprach er leise zu ihr, und die arme Kleine stand auf und folgte dem Lehrer, schwindelnd, als gehe sie am Rande eines Abgrunds. Der mitleidige Lehrer führte sie indessen nicht bis zur Mitte des Zimmers, sondern ließ sie wenig Schritte von ihrem Platz still stehen, während er in der Nähe seine Vorträge fortsetzte, und erlaubte ihr bereits nach fünfzehn Minuten wieder zu ihrem Sitz zurückzukehren. Doch Lieschen tröstete sich sobald nicht. Nach einer Stunde noch lag ihr von Thränen geschwollenes Gesicht auf dem Tisch vor ihrem Sitze und strahlte den ganzen Tag hindurch nicht von dem gewohnten freundlichen Lächeln. Still und niedergeschlagen nahm sie Hut und Mantel am Schluß der Schulstunden und schlug kaum die Augen auf, da sie, ihrer Gewohnheit gemäß, dem Lehrer einen guten Abend wünschte.

„Ich will hoffen, daß die Kleine durch diesen Vorfall nicht einen Groll auf mich, oder Abneigung vor der Schule gefaßt hat,“ sprach Holm zu sich selbst, da er die Thür des Schulzimmers schloß und der selbst Uebelthäterin nachsah, die jetzt langsam die Stufen zu ihres Vaters Hause hinaufstieg. „Sie war immer so gehorsam und so sanftmüthig. Ich gäbe viel darum, wäre es eines von den anderen Mädchen gewesen.“ Am nächsten Tage jedoch, obgleich Lieschen anfangs noch etwas scheu auftrat, brachten einige freundliche, vertrauenerweckende Worte des Lehrers Alles wieder ins gewohnte Gleis, und die ansehnliche Kleine war und blieb die beste Schülerin den ganzen Winter hindurch, ja legte sogar an dem gefürchteten Tage der Schulprüfung besondere Ehre ein.

Neht Jahre später, an einem klaren Winterabend, finden wir eine Gesellschaft festlich geschmückter junger Leute, mit einigen Älteren gemischt, um das helle Kaminfeuer in Meister Färbers großem Wohnzimmer versammelt. Auch ein Geistesreicher ist darunter, der aber gegenwärtig seine feierliche Miene bereits abgelegt. Aller Augen gingen an unserer Freundin Lieschen, die schöner erblüht, als ihre Kindheit verprochen, und einfach, doch reizend gekleidet, am Ende des Zimmers stand, auf den Arm eines Herrn gelehnt, dessen Blicke zuweilen mit stolzer seliger Freude auf ihr liebliches Antlitz niederblickten.

Es ist Lieschens Hochzeit. Die wichtigen bindenden Worte sind schon gesprochen, und jetzt, während sie das steht, die Glückwünsche der Freunde zu empfangen, beugt ihr junger Gatte plötzlich sich zu ihr nieder und flüstert ihr ins Ohr:

„Weißt Du auch, Liebe, daß Du heut, wie es scheint nicht allzu ungern eine Stellung einnimmst, die Du schon einmal, wenn ich mich recht erinnere, mit großem Widerstreben eingenommen?“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete verlegen die Braut, „welche Stellung meinst Du denn?“

„Neben dem Schulmeister!“ antwortete er lächelnd, im Augenblick, da eben eine Schaar junger Männer und Mädchen der jungen Frau sich glückwünschend näherte. Ein durchtriebener Burche, der die Worte vernommen und deren Beziehung sehr wohl kannte, denn er war einst Lieschens Angeber gewesen, konnte sich nicht enthalten, laut auszurufen mit neckendem Warnungston:

„Ei, ei, meine beste Madam Holm, haben Sie wieder in der Schule gelacht? Nehmen Sie sich in Acht! Es ist eine fürchtbar ärgerliche Sache, neben dem Schulmeister zu stehen. Meinen Sie nicht?“

Lieschen lächelte glücklich, und wenn man den Ausfagen Derer glauben darf, die das junge, nun mehre Jahre verheirathete Paar kennen, so darf man annehmen, daß Lieschen sich mit der Strafe, neben dem Schulmeister zu stehen, gänzlich versöhnt hat.

Es bricht das Herz.

Erwiederung auf das Gedicht von H. Desberrmann auf Seite 239 des Bazar.

Es bricht kein Herz! Du sagst es im Gedicht. Das hat kein Herz, die Lippe nur gesprochen. Der Himmel geh' mit Dir nicht zu Gericht — Unzähl'ge Herzen wurden schon gebrochen.

Die Mutter sieht ihr Kind auf falscher Bahn, Der Sünde rettungslos zur Beute werden, Es ist kein Trug, es ist kein böser Wahn: Verloren hat das Liebste sie auf Erden.

Sie steht erstarrt, das Aug' von Weinen blind, Sie hört es nicht, was Mitleid rings gesprochen, Sie lebt und betet täglich für ihr Kind — Ihr Herz — ihr Mutterherz — ist längst gebrochen.

Sieh' jene Maid! sie hat geliebt, geglaubt! — Einst kommt' ihr sel'ges Auge zu ihm sprechen: „Sek' Deinen Fuß nicht auf mein kindlich Haupt — Verlaß mich nicht! — es würd' das Herz mir brechen!“

Und er — er ging! — und dacht' in neuer Luft: Vergessen wird sie mich nach Tagen — Wochen. Sie trug ihr Leid verschwiegen in der Brust — Ihr Herz! — ihr Liebend Herz — es blieb gebrochen.

Drum sage nie — glaub' nicht — es bricht kein Herz. Dein Gott im Himmel schütze Dich im Leben; Er lenk' es gnädig, daß kein eis'ger Schmerz Dir Zeugniß mög' von bitterer Wahrheit geben.

Es pocht das Herz! — Es pocht fort und fort, Muß bis zum letzten Augenblicke pochen. Ob ihm der Strom des Lebens längst verdorrt — Es pocht das Herz — das Herz — das Gram gebrochen.

[4283]

f. BrunoD.

Keine saure Milch mehr!

Von Dr. Bergheim.

In der Natur ist Alles mit weiser Vorsicht eingerichtet. Würde z. B. der Fisch nicht kaltes Blut haben, so wäre zu befürchten, daß die ganze Fischgeneration aus Verzweiflung stirbe, denn man braucht nur in einem Aquarium zusehen, wie sauer es den Aermsten wird, ihr tägliches Brod (oder richtiger, ihr tägliches Ameisenei) zu erhaschen. Sobald dasselbe auf das Wasser geworfen, kommen die Herren Fische an die Oberfläche, und die Nase mit Anstrengung emporhebend, schlürfen sie schnappend das Wasser ein, um die gewünschte Speise mit der von ihnen erregten kleinen Welle zu erhalten. Aber vergeblich! Sie stoßen sie vor sich her, und es fehlt ihnen zum Festhalten derselben Arm und Hand; — jetzt wird der Leckerbissen gegen ein Pflänzchen getrieben. und nun hofft der arme Schelm ihn zu fassen — aber das elastische Pflänzchen leistet keinen Widerstand, die Speise gleitet an demselben vorüber, und unwillig sich schüttelnd und mit dem Schwanz schlagend fährt der hungrige Fisch in die Tiefe seines kleinen Meeres, um sofort wieder emporzusteigen: und das alte Spiel aufs Neue zu beginnen.

Ich muß bei diesen fruchtlosen Bemühungen der Fische immer unwillkürlich an unsere Hausfrauen denken, welche sich auch fruchtlos abmühen, kleine Widerwärtigkeiten des wirtschaftlichen Lebens zu besiegen, weil — ihnen die Arme fehlen. Aber nicht die leblichen, sondern, was noch schlimmer ist, die geistigen! — Die Hilfsmittel sind oft in nächster Nähe, sie liegen vielleicht im Küchenschranke, aber der geistige Arm fehlt, sie zu erreichen, weil es dem schönen Geschlecht unbekannt ist, was Hilfe bringen kann. Wer hätte nicht schon die Klagelieder einer Hausfrau gehört, wenn die eintreffende Kanne einer längst vorbereiteten Kaffeegesellschaft entgegen soll, und nun die Köchin mit verblödetem Blick in das Zimmer tritt, um die Meldung zu machen: der Rahm (die Sahne) ist sauer geworden. Schleunigst wird ein Bote in das nächste Milchgeschäft gesendet, aber er bringt nicht den erwarteten Ersatz, sondern statt dessen nur die Nachricht, daß auch dort das nämliche traurige Ereigniß stattgefunden hat. Es standen Gewitter am Himmel, und die größere Spannung der Luftelektricität hat die elektro-chemischen Verhältnisse der einzelnen Atome in der Milch aus ihrem Gleichgewicht gebracht — der Milchzucker hat sich in Milchsäure verwandelt — dadurch hat die Milch nicht nur sauren Geschmack bekommen, sondern ist auch geronnen, oder, wie die Chemikerinnen der Küche sich ausdrücken: „hat sich gebacket.“

Wie geht dies zu? — Der Vorgang ist bei einiger chemischer Kenntniß leicht zu durchschauen. In der Milch befindet sich ziemlich viel Käsestoff, welcher für gewöhnlich in der Flüssigkeit aufgelöst ist, ebenso wie im Zuckwasser der Zucker in gelöstem Zustande vertheilt ist. Aber bekanntlich ist der Käsestoff unlöslich, wird man mir einwenden, denn wenn man frischen weißen Käse (Quark) in Wasser thut, so bildet dies Gemengsel höchstens einen weißen Brei, aber keine einfache Flüssigkeit, wie bei Lösung des Käsestoffs der Fall sein müßte. Fügt man aber unter passenden Verhältnissen etwas Natron zu, so verbindet sich der Käsestoff mit dem Natron und wird nun löslich.

Dieses Mittel hat die Natur schon seit Jahrtausenden angewendet. In der Milch der Kühe, welche Jakob weidete, war schon der Käsestoff durch Natron löslich gemacht, ebenso wie in der Milch jener Kühe, welche heute täglich nach London auf den Markt gebracht werden, um den Consumenten den Beweis zu liefern, daß sie unverfälschte Milch erhalten, da sie direct in das Glas gemolken wird. Und wenn Eva, wie doch wohl nicht zu zweifeln ist, den kleinen Kain und den kleinen Abel selber genährt hat, so war auch in dieser Milch der Käsestoff durch Natron löslich gemacht. — Aber der Käsestoff bleibt nur so lange löslich, als er mit dem Natron verbunden ist; sobald man das Natron vom Käsestoff weg-

[4278]

nimmt, wird der letztere unlöslich, d. h. er gerinnt. Die Milchsäure ist der Wissethäter, welcher die treue und innige Verbindung zwischen jenen beiden Stoffen aufhebt. Die chemische Verwandtschaft zieht das Natron mit ungleich stärkerem Zuge zu einer „Säure“ als zum „Käsestoff“, und sobald irgend eine Säure in die Milch gelangt, verbindet sich auch alsobald das Natron mit der Säure, und der von seinem bisherigen Gefährten verlassene Käsestoff gerinnt (wie man dies bei der Molkenbereitung täglich sehen kann).

Will man nun den geronnenen Käsestoff auflösen und den unangenehmen sauren Geschmack des Rahms oder der Milch beseitigen, so fügt man nur ein wenig Natron hinzu, und fast augenblicklich „sättigt“ man damit die gefräßige Milchsäure, so daß der saure Geschmack aufhört, und stellt durch Lösung des Käsestoffes die Flüssigkeit der Milch wieder her. — Wir müssen aber unsere Leserinnen warnen, daß sie nicht etwa aus halber chemischer Kenntniß einen Irrthum begangen. Vielleicht weiß die eine oder die andere von ihnen, daß „Soda“ auch aus Natron besteht, oder doch aus demselben bereitet wird, und da sie der Wäsche wegen, oder für Herstellung eines Brausepulvers Soda zur Hand hat, thut sie dieses in die Milch. Aber der Erfolg wäre kein so guter, als man glauben sollte, da die Milch hierdurch einen feisenartigen Beigeschmack erhält, sobald ein wenig der Soda (d. i. Kohlensäures Natron) zu viel, oder, wie der Chemiker sich ausdrückt, ein Ueberschuß zugesetzt wird. Dieser Uebelstand tritt nicht ein, wenn man ein einfaches Natron (d. i. Magnatron) anwendet.

Sollte also eine unserer Leserinnen die Meldung bekommen, daß der Rahm für die Kaffeegesellschaft sauer geworden sei, so braucht sie deshalb noch kein saueres Gesicht zu machen, sondern: sie schickt nur in die nächste Apotheke und läßt sich „1/2 Loth Natronlauge“ holen, welche immer in den Apotheken vorrätig ist oder doch augenblicklich bereit werden kann, und welche man auch Monate lang in der Hauswirthschaft unzersezt aufbewahren kann. — Dieses halbe Loth Natronlauge genügt, um den sauren Rahm für 20 Kaffeegesellschaften gut zu machen. Man tröpfelt vorsichtig in den sauren Rahm von der Natronlösung so lange ein, bis der Geschmack süß geworden ist; dann wird sich auch der Käsestoff gerade gelöst haben, und kein Feinschmecker ahnt es, daß vor wenigen Minuten der Rahm noch „verdorben“ war. Will man durch etwas Zucker das Getränk noch versüßen und durch Eiweißschnee den Schaum verschönen, so bietet der gemachte chemische Zusatz kein Hinderniß.

Die Hausfrau aber wird sich freuen, daß sie sich durch ein so einfaches Mittel eine Unannehmlichkeit beseitigte, und daß sie dasselbe Mittel und denselben Stoff angewendet hat, welchen die Natur auch anwendet. — Nur ein klein wenig Naturwissenschaft — und die „geistigen Arme“ wachsen!



Die Kraft der Hoffnung ist unendlich groß, denn sie hebt uns leicht hinweg über die Klippen und Dornenwege der Lebensbahn.

Geduld ist die Kunst zu warten. Die Zeit wird Dem weniger lang, der auf ein besseres Schicksal hofft, und von dem morgenden Tage erwartet, was ihm der heutige Tag versagt.

Wir sind nicht unglücklich, wenn unser Geschmack, sondern nur, wenn unser Gefühl verletzt wird.

Wahrhaft unglücklich ist der Mensch mit gradem, ehrlichem Gemüth, welcher Verurtheilt ist, mit ungerechten, grundloslosten, schlechten Menschen zusammen zu leben.

Durch Anderer Gelehrsamkeit können wir unser Wissen bereichern, doch weise werden können wir nur durch eigene Erfahrung.

Die unglücklich machen, welche Anspruch auf unsere Dankbarkeit haben, die eigene Achtung und die Anderer zu verlieren — das ist wirkliches Elend.

Wer sich des Guten freut, das seinem Nächsten zu Theil wird, ist fast eben so wohlthätig, als der, welcher Wohlthaten spendet.

Wer sich selbst vergöttert, tyrannisiert Andere.

Jede Eigenliebe, die nicht durch Erziehung geklärt, gelauert und gemildert worden, wird zum Egoismus.

In der großen Welt erlischt das Gefühl des Wohlwollens, wie die Tugend der Gastfreundschaft in großen Städten.

Die wahren, echten Freundschaftsbündnisse, mit denen wir uns wenig beschäftigen, und die wir doch stets wiederfinden, sind wie die festen Mauern des Alterthums gediegen und ohne Wanken, die keiner Stürze bedürfen und stets bereit sind, uns zu schirmen und Obdach zu gewähren.

Der Genuß der Erdengüter währet nie so lange, als der Wunsch danach.



Homonyme.

Des Schlachtengottes blut'gem Dienst geweiht,
Verbreiten wir den Tod, wohin wir eilen,
Denn unser glattes, knapps Eisenkleid
Umshleift ein ganzes Heer von Donnerkeilen.

Doch weißt Du, wo der Sonne Gluthenhauch
Zur Reife bringt der Blüten Purpurregen,
So winken wir vom blätterreichen Strauch
Als wunderholde Früchte Dir entgegen.

Wir sind ein feuriges Geschlecht von Stein,
Ein edles, aber nicht vom höchsten Adel,
Daher für Fürstentronen zu gemein,
Doch glanzvoll übrigens u. d. ohne Tadel.

Wenn unser Feuergeist, mit Gold gepaart,
Kühn um sich schaut mit flammensprühenden Blicken,
Erfennst Du, das Juwel sei echter Art,
Und werth, der Schönheit hehres Bild zu schmücken.

[4281]

Marie Harrer.

Räffelsprung-Aufgabe.

res	suchst	Da	stan	durch	Und	So	der
find	Ber	heit	ein	hen	Klug	Dun	und
ewig	Thal	Und	fällt	de	warm	bei	heit
dem	schen	mußt	Bu	Dach	durch	mild	fel
bens	ein	bei	Du	Du	heil'ger	Ueber	raube
Men	nes	Da	Ber	Land	Was	strahl	der
blüht	Glau	mes	ju	derst	Son	lan	wind?
ar	chen	lor	des	de	Das	wan	nens

Auflösung des Rebus Seite 272.

Erziehen heißt ein Fundament legen, wo unter der Erde gearbeitet wird und nichts zu sehen ist.

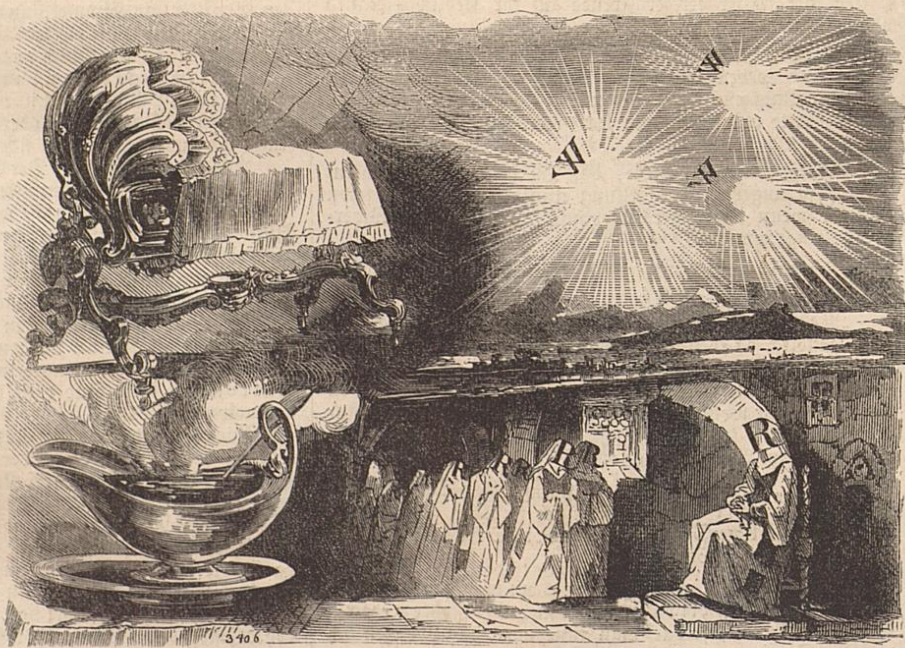
Auflösung der Charade Seite 272.

„Trauerspiel.“

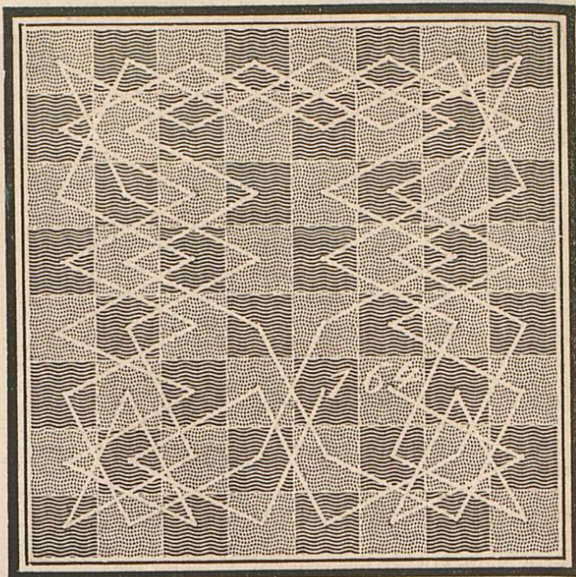
Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe Seite 272.

Ach, wir treiben uns hienieden,
Schweifen ohne Spur und Stege;
Alle suchen wir den Frieden,
Aber Niemand kennt die Wege.
Oh' wir uns zurecht gefunden,
Ist es um den Tag geschehen,
Und es kommen stille Stunden,
Wo wir Alle schlafen gehen.

Rebus.



Schlüssel zur Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe Seite 272.



Fr. B. S. in S. Ein Krage in irischer Guipüre mit erhaben gehäkelten Rosen ist schon seit längerer Zeit für die Veröfentlichung im Bazar vorbereitet, mußte bisher jedoch anderen nothwendigeren Mittheilungen weichen. Wahrscheinlich sind Sie erst seit Kurzem Abonnentin unserer Zeitung, sonst würde Ihnen gewiß bekannt sein, daß die erhaben gehäkelten Rosen in derselben schon längst Besprechung und Anwendung gefunden haben, namentlich auch in der von Ihnen erwähnten Weise als Schußecke (Antimacassar). Nr. 24 des Bazar, Jahrgang 1858 enthält Abbildung und Beschreibung einer solchen.

Einen Krage in erwähntem Genre dürfen Sie nächstens erwarten.

Fr. H. M. in D. Besten werden jetzt sehr wenig gesucht, daher wir Ihnen in nächster Zeit kein Desin zu diesem Zweck versprechen können. Zu dem andern, dem häuslichen Zweck dienenden Gegenstand, den Ihre Hand mit einer Stiderei schmücken möchte, ist ein Muster schon vorbereitet und wird nächstens erscheinen.

Fr. S. in W. Das Schnittmuster des orientalischen Bur-nous aus Nr. 48 des Bazar vorigen Jahrgangs ist in Lieferung 25 der „Pariser Modelle“ desselben Jahrgangs enthalten. Das Schnittmuster des Sommermantels Loga ist ebenfalls in den „Pariser Modelle“ zu finden, und zwar in Lieferung 11, Jahrgang 1859.

Fr. M. S. in B. Alphabet und Namen so bald als möglich.

Fr. S. R. in G. Unseres Grachtens würde das Werk; der Haus-schach bei Sacco in Berlin erschienen, Ihren Ansprüchen genügen.

Fr. M. W. in D. Wenn es irgend möglich ist, soll der von Ihnen gewünschte Schnitt im Bazar erscheinen.

Fr. F. in F. Der Fehler in der Beschreibung der Guipüre Spitze zum Taschentuch auf Seite 156 des Bazar 1859 ist bereits auf Seite 172 berichtigt, doch ließen wir noch eine Wiederholung dieser Berichtigung in voriger Nummer erscheinen.

Fr. E. v. B. in W. Eine unauslöschbare Tinte auf Feinwand, welche das Schreiben und Zeichnen der Küchenwärsche unnöthig macht, wurde unlängst in der viel Practisches enthaltenen Monatszeitschrift für angewandte Naturwissenschaft „Kosmos“ mitgetheilt. Diese Tinte unterscheidet sich vortheilhaft von ähnlichen dadurch, daß sie prachtvoll schwarz erscheint und auch nach wiederholtem Waschen bleibt; ihre Bereitung ist folgende:

„Man löse 11 Theile salpetersaures Silber in 22 Theilen Ammoniakgeist; — hierauf werden in einem andern Fläschchen 22 Theile krystallisiertes kohlensaures Natron nebst 20 Theilen arabischem Gummi in 40 Theilen Wasser gelöst. Beide Flüssigkeiten vermischt man nach ihrer vollständigen Lösung miteinander, stellt das Fläschchen, in welchem sie sich befinden, lose (nicht luftdicht) verstopft, in eine Schüssel voll kaltes Wasser, und erwärmt die Schüssel gelinde, doch nicht bis zum Siedepunkte des Wassers. Den richtigen Grad der Erwärmung erkennt man an der Farbe der Zeichentinte, welche durch das Gelb- und Hellbraun ins Dunkelbraune übergeht. Sobald diese Farbe eingetreten, entfernt man die Schüssel vom Feuer, und läßt die nun fertige Tinte erkalten; während ihrer Erwärmung entweicht Ammoniak. — Die Wäsche wird trocken gezeichnet, und vielleicht vorher geplattet, um eine glatte Oberfläche zu gewinnen. Nach dem Zeichnen erht man die Stelle mit Hilfe einer Platte oder eines Bügelseisens, worauf das Gezeichnete in tief schwarzer Farbe hervortritt, und diese Farbe auch trotz wiederholten Waschens oder Bleichens beibehält. (Die Redaction des Kosmos empfiehlt diese Zeichentinte erst nach ziemlich zweijähriger Prüfung derselben).“ — Wir empfehlen bei dieser Gelegenheit unserer Leserinnen die ebenjoh inhaltreichen, als amüant und anziehend geschriebenen Aufsätze: „Bausleine zur wissenschaftlichen Kochkunst“ in Reclam's „Kosmos“.

Fr. F. S. in D. Sie können ohne Bedenken Ihren Strohhut mit einer Mütze von Waschtüll tragen. Diese Mütze, selbst wenn deren erneuter Gebrauch nach der Wäsche nicht beansprucht wird, haben dennoch vom ökonomischen Standpunkt aus den Vorzug, länger rein zu erscheinen als die Blondenrüschen.

Fr. v. W. in K. Melegnano-Farbe nennt man in Paris jetzt eine sehr moderne unbestimmte Farbe, die, zwischen Hellbraun und Grau die Mitte haltend, am besten und verständlichsten als „Milchkaffeefarbe“ zu bezeichnen ist.

Fr. G. F. in G. Auf Seite 57 und 61 des Bazar ist ein gehäkeltes Perlenneck in Abbildung und Beschreibung gegeben. Auch wenn Sie die Perlen nicht in der dort angegebenen Weise und Größe anwenden, können Sie die Art des Häkelns für den Fond jedenfalls für Ihr Werk benutzen. Wir würden uns freuen, wenn dies der Fall, da wir Ihnen nicht versprechen können, in nächster Zeit ein Haarneck für Häkelarbeit zur Mittheilung zu bringen.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunsthandlungen, so wie in allen Post-Ämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 38.

Monatlich erscheinen vier Nummern.

Berlin, 8. October 1859.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

XV. Band.

Strickbeutel.

(Application.)

Material: ganz feines dunkelblaues und scharlachrothes Tuch oder Cashmir; 9/16 Elle schwarzer Patensammet; 9 Duzend kleine weiße Perlmutterknöpfe; 1/2 Elle dunkelblaue, 2 1/2 Elle gelbe Seidenoutache; etwas drellirte Seide in Weiß, Roth, Schwarz; 3 Ellen dunkelblaues Taffetband (2 1/2 Cent. breit); 1/4 Elle dunkelblauen Taffet.

Nachdem wir die einzelnen Bestandtheile dieser Arbeit aufgezählt, wird es von Seiten unserer Leserinnen nur einer geringen Combinationsgabe bedürfen, um das Arrangement des in Abbildung gegebenen Strickbeutels errathen zu können und also gewiß zu sein, daß aus all dem bunten Gitter ein sehr reizendes kleines Werk zu schaffen ist. — Der untere Theil des Beutels zeigt eine ähnliche Application, wie das Arbeitsförbchen auf Seite 187 des Bazar, einen Stern bildend, dessen 6 Blätter oder Flügel an ihren oberen Ecken verbunden sind durch ein weites Seidenfutter, welches in den Zwischenräumen der Sterntheile stets als Puff hervorgezogen ist. Was die Application betrifft, so giebt davon das hierzu gehörige Dessin, der ausgebreitete Stern in Originalgröße, eine sehr deutliche Anschauung. Die nach außen und nach innen jagig sich bildende Umfassung nebst dem mittlern Theil des Sternes ist im Ganzen, aus schwarzem Sammet geschnitten und an 2 der Sterntheile in ihrer fahlen Form, d. h. ohne Verzierung, aufgezeichnet, um das Ausschneiden der Figur genau darnach ausführen zu können. Die inneren Felder der Sternflügel sind abwechselnd mit rothem und mit blauem Tuch ausgefüllt. Diese Tuchtheile, 3 rothe und 3 blaue, treffen im Mittelpunkt des Sternes, unterhalb, spitz zusammen; nach oben zu schneidet man die Tuchtheile vorläufig etwas reichlich, so daß sie die äußeren Zacken der Sammetumfassung mit ausfüllen. Man breitet nun die Sammetfigur auf einem Bogen Papier aus, so daß die Rückseite nach außen kommt, bestreicht diese mit aufgelöstem Gummi arabicum, keine Stelle der Figur übergehend, legt die einzelnen Tuchtheile genau passend darauf, und bedeckt das Ganze mit einem etwas schweren Gegenstand, so daß die Theile einigermaßen aufeinandergepreßt werden. Nach einigen Stunden, wenn die Arbeit völlig trocken, schneidet man den überstehenden Tuchrand ringsum dicht an der Sammetumfassung in gleicher Form aus und schmückt das Ganze mit dem dazu vorhandenen Material folgender Art aus: Zuoberst erhält die Sammetfigur innen und außen eine Verzierung mit Languettenstichen, und zwar an den blauen Theilen mit hochrother, an den rothen Theilen mit weißer Seide; man hat an jeder Spitze der Zacken 3, an jeder Vertiefung 1 Languettenstich zu machen, so daß an den Seiten der Zacken, der Faden von einem Languettenstich zum andern lose anliegt. Die Abbildung giebt die deutliche Ansicht hiervon. — Hierauf werden die Perlmutterknöpfe, nach Angabe der Abbildung, jedes mit einem Kreuzstich (mit schwarzer Seide)

auf die Sammetfigur genäht und endlich die blauen Felder durch einen Besatz mit gelber Lize, die rothen Felder durch eine Palme verziert. Diese Palme schneidet man aus schwarzem Sammet, in der Größe und Form, wie sie auf einem der Sterntheile ohne Verzierung angegeben ist; führt mit rother Seide in schrägem Stielstich die kleine Ranke aus, welche das Muster im Innern der Palmen zeigt, klebt dann letztere in der auf dem Muster bezeichneten Lage fest und beschwert sie während des Trocknens. Die helle, durch schwarze Querstriche unterbrochene Umfassung der Palme ist eine gelbe Lize, welche ringsum, den Rand der Palme bedeckend, aufgefütet und alsdann mit schwarzen Languettenstichen in der auf dem Muster erkennbaren Weise übernäht wird. Die Enden der Lize werden an der Spitze der Palme durch den Stoff gezogen und auf der Rückseite befestigt. Den schwarzen Languettenstich schließt sich nach außen eine feine weiße Languettenlinie an, deren Stiche stets nur den äußern Faden der schwarzen Languettenstiche umfassen. Außerdem wird noch eine blaue Lize dem weißen Rand sich anschließend angenäht, welche jedoch, wie ersichtlich, die Spitze der Palme frei läßt. Die Enden der Lize werden hier ebenfalls, so wie auch bei der Verzierung der blauen Felder, durch den Stoff gezogen und auf der Rückseite befestigt. Der vollendete Stern wird auf der Rückseite auf

einer weichen Unterlage gänzlich geplättet. Man schneidet nun aus steifem Papier eine Rundung, deren Durchmesser (Höhe und Breite) beinahe 7 Centimeter beträgt; heftet auf eine Seite derselben einen Bezug von blauem Taffet, auf der andern einen desgleichen von weißem Cambric — beide Stofftheile müssen so viel als zum Einschlag einer Naht erforderlich, rings um die Papiereinlage überstehen, dies bildet den innern Boden des Beutels. Man schneidet ferner von blauem Taffet das oben erwähnte Futter des Sternes, 13 Centimeter hoch, 82 Centimeter weit, näht es mit den Enden zusammen und dann, in kleine dichte Fältchen gelegt, um den runden Boden, so daß die Nahtländer sämmtlich auf die weißüberzogene Seite desselben kommen. Nun placirt man den Stern auf das Futter, so daß die linke Seite beider Theile gegeneinander zu liegen und der Mittelpunkt des Sternes genau auf den Mittelpunkt des Bodens kommt; nimmt hierauf die 6 Flügel des Sternes über das Futter, in regelmäßigen Entfernungen vertheilt und so, daß der obere Rand der Flügel überall einen Cent. breit übersteht. Durch 2 gelegte Quersalten wird das Futter unter jedem Flügel anschließend gemacht; doch müssen diese beiden Falten nicht dicht zusammen, sondern auf die Höhe des Flügel gleichmäßig vertheilt sein. Hat man dieses Arrangement mittelst Stechnadeln vorläufig befestigt und sich überzeugt, daß das Futter unter den Sterntheilen völlig glatt liegt und die größere Weite desselben auf die Zwischenräume der Sternflügel gleichmäßig vertheilt ist, so näht man das Futter an beiden Seiten der Sterntheile mit leichten Vorderstichen fest, doch so weit nach innen zurück, daß die äußeren Zacken des Sammetrandes frei abstehen. Man faßt nun den Seidenstoff am obern Rande zwischen den Sterntheilen durch 2 gelegte Falten soweit zusammen, daß sich die Theile an dieser Stelle mit den beiden äußeren Zacken berühren, und heftet es fest, den dadurch gebildeten Hauch zwischen den Theilen nach außen hervorziehend. Man hat nun noch das Ganze durch den obern Beutel zu verollständigen; dieser muß 55 Centimeter weit, 25 Centimeter hoch sein und oben einen 5 Cent. breiten Saum haben, welcher entweder beim Zuschneiden des Beutels zugegeben, oder falsch angelegt wird. Man durchnäht den Saum nochmals, so daß sich der Zug und über demselben eine 3 Centimeter breite Krause bildet. An den Seiten, am Ausgang der Zugbänder, erhält der Beutel einen kleinen Schlit.

Man näht unten den Beutel um den obern Rand des Sternes fest, wobei man zugleich das Futter desselben mit faßt; auch hier muß der Zackenrand des Sternes frei abstehen. Da wo die Sterntheile zusammentreffen, wird der Beutel mit kleinen blauen Schleißen verziert, welche zugleich die Befestigung der Falten des Seitenbausches bedecken. Man braucht zu jeder Schleiße ungefähr 18 Centimeter von dem oben angegebenen Taffetband, welches auch zum Zuziehen des Beutels anzuwenden ist. [4269]



Strickbeutel, Application. (Nr. 1.)

Gehäkeltte Spitze

zu Gardinen, Bettdecken, Koulleaur u. s. w.

Diese Spitze, welche in querlaufenden, hin- und zurückgehenden Reihen gearbeitet wird, ist von sehr klarem, leichtem Aussehen, fast dem einer durchgezogenen Filetspitze gleich, und von außerordentlich schneller Ausführung, besonders in starker Baumwolle zu den oben genannten Zwecken.

Man legt 29 Maschen auf und häkelt zurück die

1. Tour — 1 f. M. (d. h. feste Masche) in die 9. Anschlag-M., 7 L. (d. h. Luftmaschen), 1 f. M. in die 5. M., so daß 4 M. des Anschlags zwischen der ersten und zweiten f. M. liegen bleiben; * 7 L., 1 f. M. in gleicher Entfernung, also wieder in die 5. M. des Anschlags; vom * noch 2mal wiederholt.

2. Tour — 10 L., 1 f. M. in die mittlere M. des nächsten (ersten) L.-Bz. (d. h. Luftmaschenbogens) der vorigen Tour; 5 St. (d. h. Stäbchenmaschen) in die f. M. zwischen dem 1. und 2. L.-Bz. der vor. Tour; 1 f. M. in die Mitte dieses 2. L.-Bz., 7 L., 1 f. M. in die Mitte des 3. L.-Bz., 7 L., 1 f. M. in den 4. L.-Bz. (stets in die mittlere Masche des Bogens gefaßt); 7 L., 2 St. um den letzten L.-Bz.

3. Tour — 3 L., welche als St. gelten; 1 St. zwischen die beiden St. der vor. Tour; 3 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz. (stets in die mittlere M. gefaßt); 7 L., 1 f. M. in den 2. L.-Bz., 7 L., 1 f. M. in den 3. L.-Bz., 5 St. in die nächste f. M. der vor. Tour; 1 f. M. in die mittlere der 5 St. der vor. Tour; 5 St. in die nächste f. M. d. vor. Tour, 1 f. M. in die 3. M. des nächsten (letzten) L.-Bz.; 10 L., 1 f. M. in die 6. M. desselben L.-Bz.

4. Tour — 3 L., 1 f. M. in die 4. M. des 1. L.-Bz., 10 L., 1 f. M. in die 7. M. des 1. L.-Bz.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. auf die mittlere der 5 St. d. vor. T.; 7 L., 1 f. M. auf die folgenden 5 St. (stets auf das mittlere Stäbchen); 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 2 St. zwischen die beiden St. zu Ende der Tour.

5. Tour — 3 L. als Stäbchen; 1 St. zwischen die 2 St. d. vor. T.; 3 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. auf die 5 St.; 7 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. auf die nächsten 5 St.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. in die 3. M. des letzten L.-Bz.; 10 L., 1 f. M. in die 6. M. desselben L.-Bz.

6. Tour — 3 L., 1 f. M. in die 4. M. des aus 10 L. bestehenden Bogens; 10 L., 1 f. M. in die 8. M. desselben L.-Bz.; 5 St. in die nächste

f. M.; 1 f. M. auf die 5 St.; 7 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. auf die 5 St.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 2 St. zwischen die 2 St. zu Ende der Tour.

7. Tour — 3 L. als Stäbchen; 1 St. zwischen die 2 St.; 3 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. auf die 5 St.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. auf die 5 St.; 7 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. auf die 5 St.; 7 L., 1 f. M. in die 4. M. des nächsten L.-Bz.

8. Tour — 3 L., 1 f. M. in die Mitte des nächsten L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. auf die 5 St.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. auf die 5 St.; 7 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 2 St. zwischen die 2 St. zu Ende der Tour.

9. Tour — 3 L. als Stäbchen; 1 St. zwischen die 2 St.; 3 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. auf die 5 St.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. auf die 5 St.; 7 L., 1 f. M. in die 4. M. des nächsten L.-Bz.

10. Tour — 3 L., 1 f. M. in den 1. L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. auf die 5 St.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. auf die 5 St.; 3 L.-Bz. in der gewöhnlichen Weise, der dritte endet mit 2 St.

11. Tour — 3 L., 1 St.; 3 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. auf die 5 St.; 7 L., 1 f. M. in den letzten L.-Bz.

12. Tour — 3 L., 1 f. M. in den 1. L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. auf die 5 St.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 2 St.

13. Tour — 3 L., 1 St., 3 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. auf die 5 St.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. auf die 5 St., 7 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 10 L., 1 f. M. in die nächste f. M. zu Ende des letzten Bogens.

14. Tour — 3 L., 1 f. M. in die 4. M. des 1. L.-Bz.; 10 L., 1 f. M. in die 8. M. desselben L.-Bz.; 5 St. in die nächste f. M.; 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 1 f. M. auf die 5 St.; 7 L., 1 f. M. in den nächsten L.-Bz.; 7 L., 2 St.

Hier schließt sich wieder die 3. Tour an, und hat man also stets von der 3. bis zur 14. Tour zu wiederholen.

Ihre Vollendung erhält die Spitze durch eine an den äußeren Rändern entlang gearbeitete Tour, und zwar häkelt man um jedes der äußeren Querstäbchen, d. h. von einem seitlichen Stäbchen zum andern: 1 f. M., 5 St., 1 f. M. — an der Spitze häkelt man anstatt 5, 7 St.

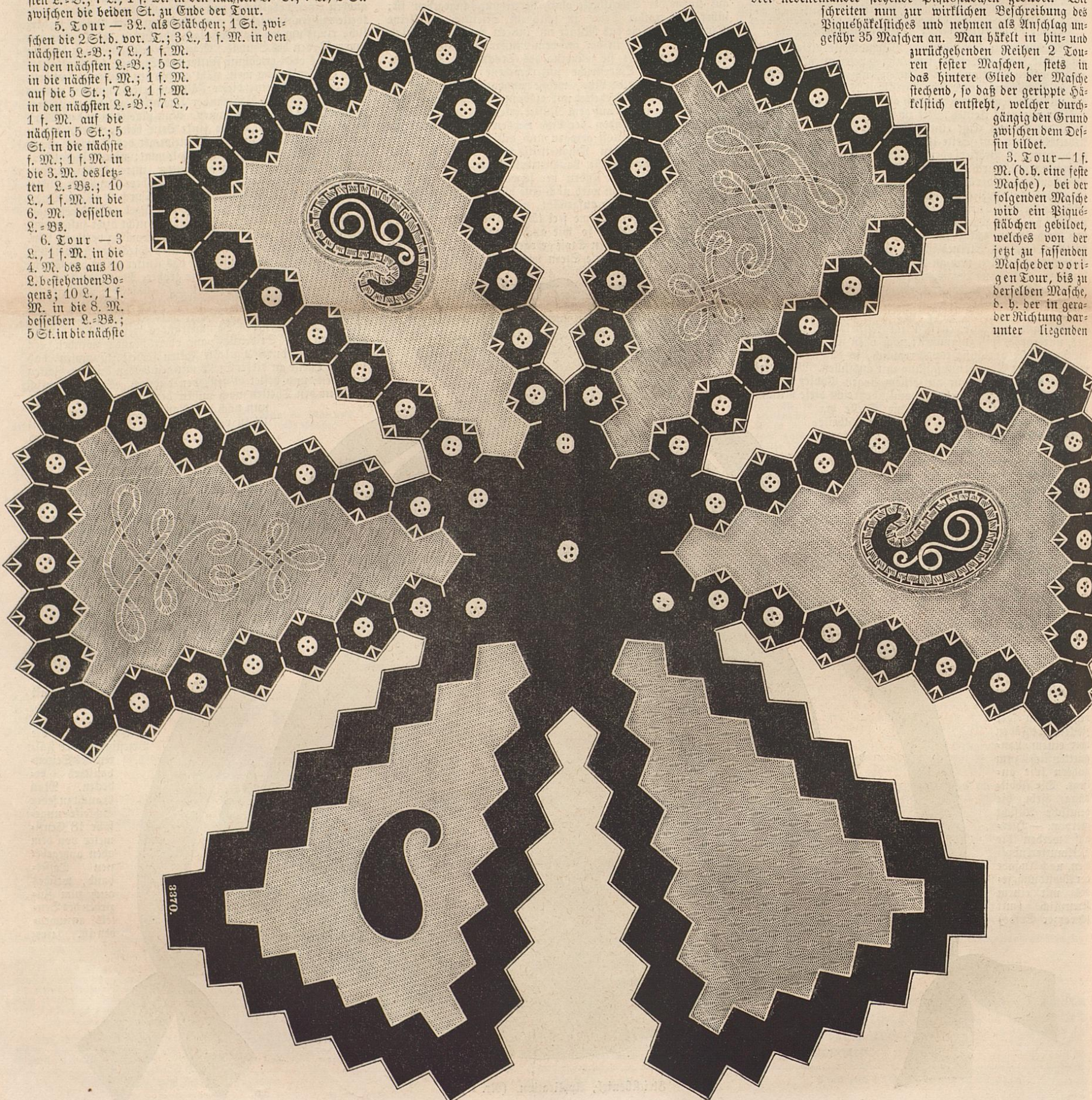
Piqué-Häkelstich.

Material: weiße oder farbige Baumwolle.

Durch das hier in Abbildung gegebene Dessin wollen wir die Leserinnen mit einer kleinen Variation der Häkelarbeit bekannt machen, welche den Namen „Piqué-Häkelstich“ vollkommen rechtfertigt, indem dabei das aus Stäbchen gebildete Dessin, auf gleichmäßig geripptem Grund, erhaben erscheint. Diese Arbeit ist z. B., mit weißem Häkelgarn ausgeführt, zu Kinderläschen anwendbar; ferner: zu Bettdecken, aus Carreaux oder Streifen zusammengesetzt — und kann man sich dazu ganz leicht ein beliebiges piquéähnliches Muster zusammenstellen, entweder, wie das unserer Abbildung, in Carreaux, als Klein oder Streifen u. dgl.; sogar nach Typenmustern (Kreuzstichmustern), wie man sie zum Filetdurchziehen oder beim Häkeln im Carreaustich braucht, läßt sich diese Arbeit ausführen, und wird alsdann stets ein Kreuzchen durch drei nebeneinander stehende Piquéstäbchen gebildet. Wir

schreiten nun zur wirklichen Beschreibung des Piquéhäkelstiches und nehmen als Anschlag ungefähr 35 Maschen an. Man häkelt in hin- und zurückgehenden Reihen 2 Touren fester Maschen, stets in das hintere Glied der Masche stehend, so daß der gerippte Häkelstich entsteht, welcher durchgängig den Grund zwischen dem Dessin bildet.

3. Tour — 1 f. M. (d. h. eine feste Masche), bei der folgenden Masche wird ein Piquéstäbchen gebildet, welches von der jetzt zu fassenden Masche der vorigen Tour, bis zu derselben Masche, d. h. der in gerader Richtung darunter liegenden



Schnitt und Dessin zur Stickerei des Strickbeute's, Application. (Nr. 2.)

Masche der ersten Tour, acht. Man ficht also in die nächste Masche der vorigen Tour, zieht den Faden als Schlinge hindurch und behält diese als zweite Masche auf der Nadel; man umschlingt nun wie zu einer gewöhnlichen Stäbchenmasche, ficht in die schon bezeichnete Masche der ersten Tour (also der vorhergehenden Rippe), zieht eine Schlinge oder Masche hindurch, zieht durch diese abermals eine Masche; zieht nun den Faden als Masche durch die erste auf der Nadel befindliche Masche und den dahinter liegenden umgeschlagenen Faden. Man schlingt nun zum letzten Mal den Faden um die Nadel und zieht ihn als Masche durch alle 3 auf der Nadel befindlichen Maschen. Hiermit ist das Piquéstäbchen vollendet. Man häfelt in jede der beiden folgenden Maschen ebenfalls ein Piquéstäbchen auf die beschriebene Weise und hat damit eines der kleinen Vierecke gebildet, aus denen das Carreaumuster besteht; es folgen nun 9 f. M., dann 3 Piquéstäbchen, 9 f. M., und so fort.

- 4. Tour — besteht nur aus festen Maschen.
- 5. Tour — 4 f. M., 3 P. = St. (d. h. Piquéstäbchen), * 3 f. M., 3 P. = St. — vom * wiederholt.
- 6. Tour — wie die 4. Tour.
- 7. Tour — 7 f. M., 3 P. = St., * 9 f. M., 3 P. = St. vom * wiederholt.
- 8. Tour — wie die 4. Tour.
- 9. Tour — wie die 5. Tour.

Das Muster stellt sich nun deutlich genug heraus, um es mit Hilfe der Abbildung weiter ausführen zu können.

Bordüre. (Guipüre-Arbeit.)

Zu weißen Jäckchen, Kinderkleidern u. s. w.

Material: dichter Mull oder Battist.

Die Weißstickerei steht nicht minder unter dem Einfluß der Mode, als Alles, was zur weiblichen Toilette gehört; bald sind es die feineren Dessins, bald die mehr hervorragenden, von kühnem Stiel, welchen der Vorzug eingeräumt wird; überdies ist Abwechslung stets wünschenswerth, sei es um der Verschiedenheit des Geschmacks zu genügen, oder besonderen Anforderungen, z. B. in Bezug auf Eleganz oder Zeitersparnis, zu entsprechen. — Wir geben heut ein Dessin, bei welchem Eleganz und ausdrucksvoller Effect durch verhältnismäßig geringe Mühe erzielt wird, ja sogar, wenn man das Dessin ohne den Guipüregrund ausführt, außerordentlich vortheilhaft sich erweist, wo große Quantitäten von Stickereigarnituren vollendet werden sollen. Bei Guipüregrund werden zuerst die Fäden, welche denselben bilden, hohl liegend über den Stoff gezogen und alsdann festonirt, wobei man entweder an der jedesmaligen Verbindung oder Kreuzung der Fäden ein kleines Bindloch languetten, oder einen festen dichten Punkt oder Knoten bilden kann. Die Sterne werden breit languettert, das Innere jedes Blattes derselben ausgeschnitten und durch einen Spitzeneinsatz ersetzt. Nr. 18 des Bazar vorigen Jahrgangs enthält eine große Auswahl von Spitzeneinsätzen, welche hierbei Anwendung finden können; auch läßt sich die à jour-artige Verzierung aus kleinen languettierten Guipürestäbchen, sowie auch durch den Leiterstich herstellen. Letzterer wird in den Stoff gearbeitet.

Man bedient sich dabei einer recht starken Stopfnadel, ficht mit dieser in regelmäßig dichten Zwischenräumen durch den Stoff, die Fäden desselben zwischen den so gebildeten Löchern zu feinen Querstäbchen zusammendrängend, welche man alsdann mit feinem Zwirn 2 bis 3mal cordonnirt, d. h. 2 bis 3 Stielstiche darum arbeitet, um sie fest zusammenzuziehen, und von einem zum andern Stäbchen den Faden an den begrenzenden Rand der Stickerei weiter schlingt.

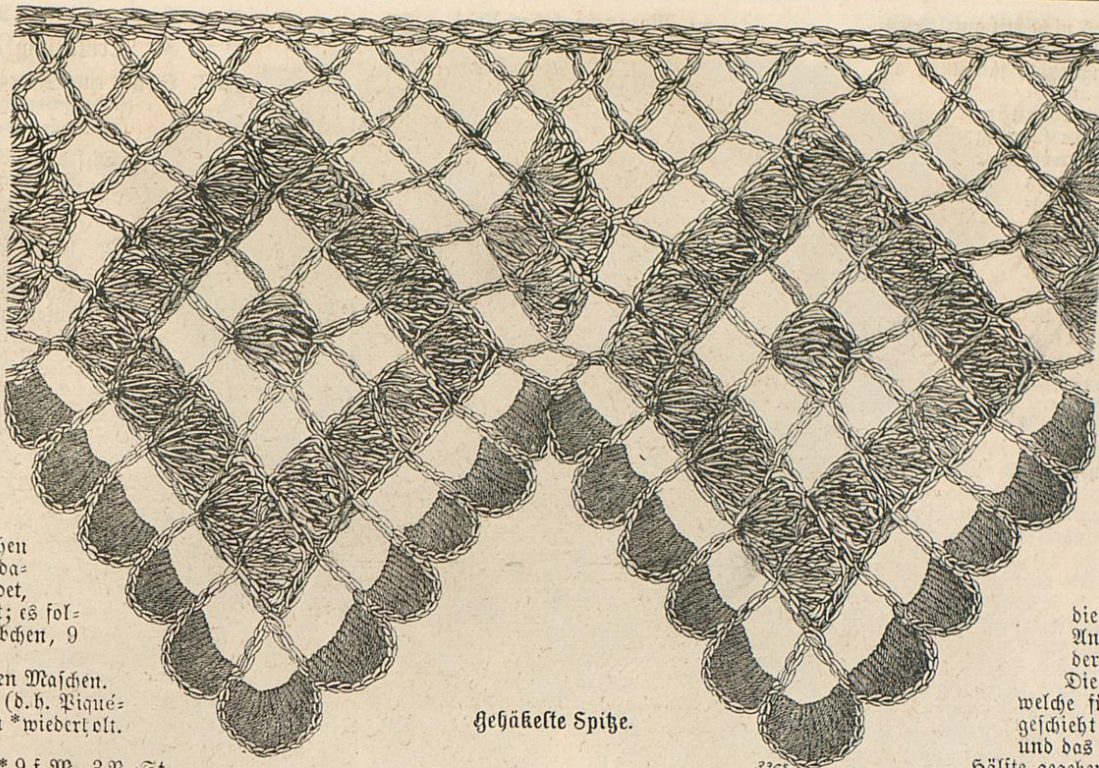
Supplement.

Vorderseite.

Erklärung der Stickerei = Dessins.

(Die Dessins Nr. 1—8 und Nr. 16—18 sind vom Dessinateur Chr. Schmidt.)

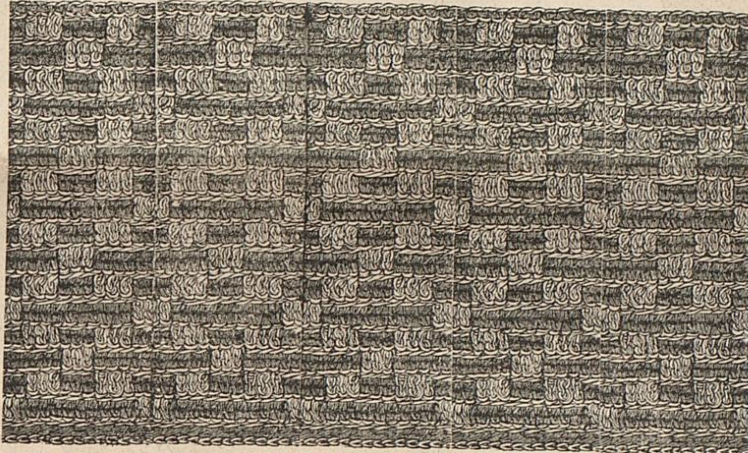
Nr. 1. Fond einer Haube, in Tüll und Mull zu arbeiten. Das innere Medaillon mit dem Zweig ist auf Mullgrund allein zu arbeiten, ebenso der äußere blätterförmige



Gehäkelte Spitze.

Rand, nur die breite, durch eine Languette eingefasste Rundung wird aus Tüll oder auch aus einem Spitzeneinsatz gebildet, welcher letzterer natürlich nach innen etwas kraus in die Languette gefast werden muß. Unterhalb dieses aus Tüll oder Spitze bestehenden Reifes ist selbstverständlich der Mull nach beendeter Stickerei hinwegzuschneiden. Das blätterartige Dessin des bogigen Randes besteht aus hochgestickten Andern und Punkten, doch kann man die Rundungen auch als Bindlöcher ausführen. Der mittlere Zweig wird gänzlich hoch gestickt.

Nr. 2. Passe (Hälfte) zu der eben erwähnten Haube. Diese Pässe, deren obere Mitte durch einen Strich am vordern und hintern Rand angegeben ist, wird gänzlich auf Mull gearbeitet. Die Schattenrundungen der Bordüre erhalten



Piqué-Häkelstich.

einen hochgestickten Rand und nur innen ein besonders gesticktes kleines Bindloch.

Nr. 3. Zwischen-Theil zur Haube — in Tüll und Mull, mit Guipüre-Einsatz zu arbeiten. Die Arabesken-Figuren werden mit Tüll applicirt, wie es die Bezeichnung mit einem aus 3 Punkten bestehenden Plein angiebt, welche Bezeichnung mit der des Fond, an den mit Tüll auszuführenden Stellen, übereinstimmt. Alle Doppellinien deuten Languetten an; die Stellen des Musters, welche gar keine Bezeichnung haben, müssen in Mull erscheinen; in den mit einem einzelnen Punkt bezeichneten Zwischenräumen wird der Stoff gänzlich hinweggeschnitten und dadurch der guipüreartig durchbrochene Zwischensatz gebildet. Es ist hierbei sehr sorgsam darauf zu sehen, daß die Stäbe des durchbrochenen Musters durch die Languetten einen gehörig festen Anschluß erhalten, da sie sich sonst bei der Wäsche ablösen würden.

Die Zusammenfügung dieser Haube, welche für einige Haarfülle berechnet ist, geschieht folgender Art: Das Theil Nr. 2 und das Theil Nr. 3, welche beide nur zur Hälfte gegeben sind, werden A an A, bis B an B mit einander verbunden, und zwar muß die feine glatte Linie A bis B der Nr. 2 unmittelbar unterhalb der Languette liegen, welche den durchbrochenen Zwischensatz des Theils Nr. 3 einfaßt, so daß das schmale bogige Theil von Nr. 3 lose auf die Pässe fällt. Hinten wird die Pässe so wie das Zwischentheil, von C bis A und von A bis E, zusammengenäht. Der Fond wird in der Weise eingefest, daß die runden Blätter frei abstehend bleiben, die Verbindung geschieht die zunächst an die Blätter schließende Languette des Fond entlang, welche unmittelbar auf die feine glatte Linie der Nr. 3 zu liegen kommt, so daß das Zwischentheil oben an der Mitte D an D, hinten am Schluß C an C, an den Fond trifft. Man kann die Haube mit farbigen, oder von Mull gearbeiteten Bindbändern versehen.

Nr. 4. Taschentuch-Bordüre — französische Stickerei. — Wir dürfen kaum bemerken, daß dieses Dessin nur für gewandte Stickerrinnen ist — und bedarf es daher nur kurzer Andeutungen in Betreff der Ausführung. Man kann hierbei 2 Spitzeneinsätze von verschiedener Breite einlegen, welche die beiden leeren Streifen der Bordüre ausfüllen und in regelmäßigen Zwischenräumen von den länglichen Medaillons und den großen Blätterfiguren durchschnitten werden. Die einzelnen kleinen, mit Andern versehenen Blätter der Figuren werden getheilt gestickt, und müssen die Stiche stets in der entgegengesetzten Richtung der Ader gehen und durch letztere getrennt oder abgesetzt sein. Wo diese Blätter mit einer Doppellinie eingefast sind, deutet die äußere Linie eine ganz feine Stülchumfangfassung an, mit Ausnahme des äußern Randes der Bordüre, wo sich den hochgestickten Blättern eine ganz feine Languette dicht anschließt. Die gerade laufenden Doppellinien, welche den Spitzeneinsatz begrenzen, werden als eine breite Linie hochgestickt. Die fein punktirten Stellen deuten eine dichte Steppstichfüllung an.

Nr. 5. Krage — passend zum Taschentuch, und also wie dieses auszuführen.

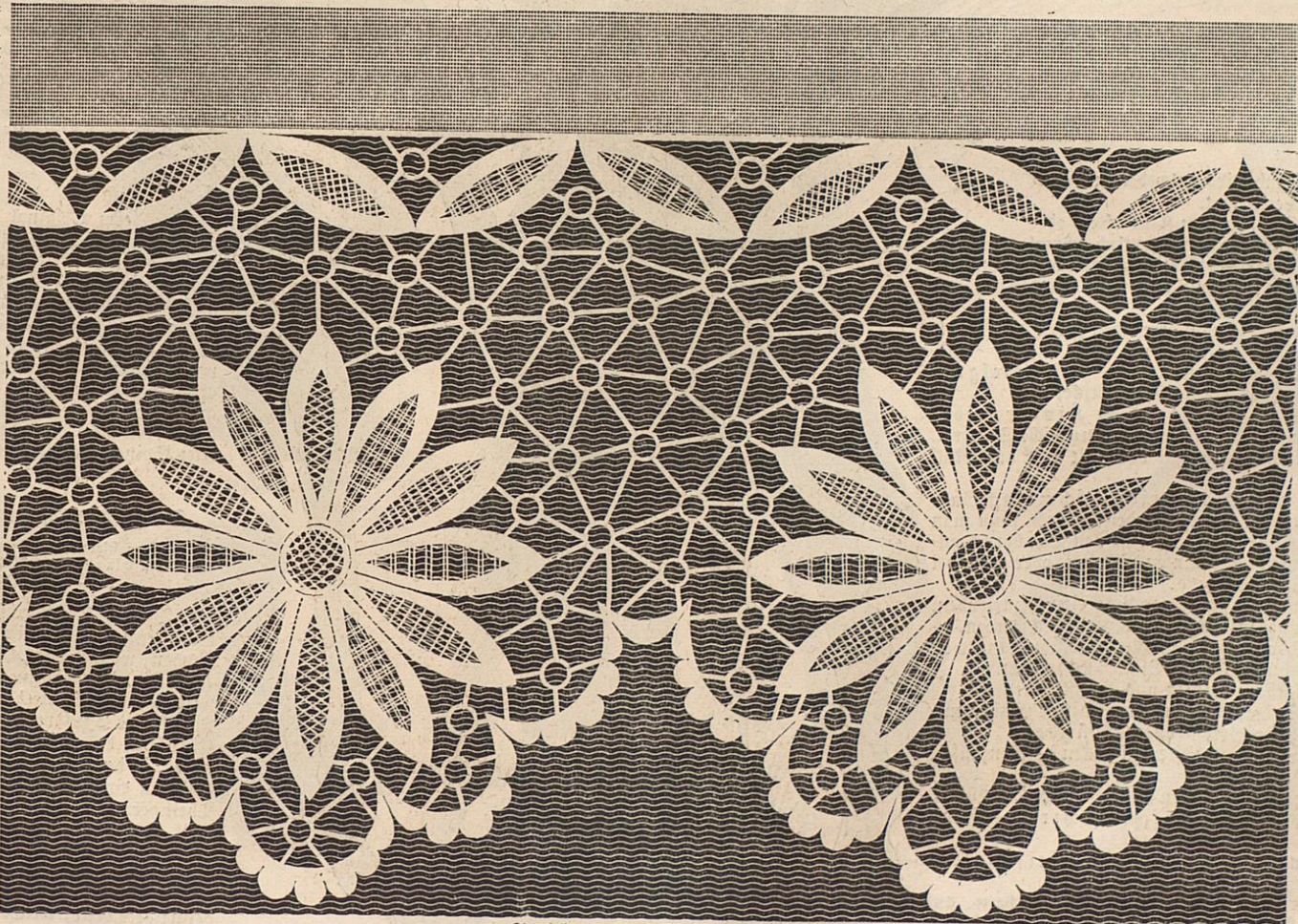
Nr. 6. Manschette zum Ballon-Ner mel — passend zu dem Krage Nr. 5 und dem Taschentuch Nr. 4.

Nr. 7. Krage — auf Battist oder Kanoc zu stiften. Der Fond des Kragens erhält doppelten Stoff, die Bordüre wird auf einfachen Stoff gearbeitet. Bei den Schattenrundungen wird zuvörderst das innere Bindloch für sich allein, alsdann erst der breite Schattenrand gestickt.

Nr. 8. Taschentuch-Ecke — französische Stickerei. — Die großen Rundungen werden als Punkte, die daran schließenden kleinen Rundungen als Bindlöcher gearbeitet.

Nr. 9. Taschentuch-Bordüre — point de poste oder broderie à la minute. — Wir haben unseren Leserinnen zwei verschiedene Arten von broderie à la minute mitgetheilt; beide sind hierzu anwendbar.

Nr. 10. Dessin zum Fond einer Haube, auf Mull zu stiften — feine französische Stickerei. — Bei allen Blüthen



Bordüre. (Guipüre-Arbeit.)

Morgenhäubchen Nr. 1.

Das Schnittmuster befindet sich auf dem Supplement unter Nr. 1, Fig. 1-5.

Rückseite.

Erklärung der Schnittmuster.

Nr. 1. Schnitt einer Morgenhaube mit schwalartigen Barben (echarpes) und rosa Bandgarnitur. (Abbildung nebenstehend unter Nr. 1.)

Dieses Häubchen, welches die hierzu gehörige Abbildung von der Rückseite zeigt, präsentiert sich von außen eigentlich als breite schwalartige Barbe von Mull, aus 2 Theilen bestehend, welche oben auf der Mitte des Kopfes durch einen gestickten Zwischenfag verbunden, an den Seiten in Falten zusammengenommen sind und von da als lange Schwalz, Echarpes, herabhängen. Diese Barbe, an den Enden mit einem quer herüber angelegten gestickten Zwischenfag abschließend, ist ringsum mit valenciennier Spitze umgeben und auf ein Untergerüst, eine schmale Passe von Mull und einen etwas faltig eingefügten Fond von Tüll, arrangirt; die Passe ist gänzlich von der Echarpe bedeckt, am Fond jedoch läßt dieselbe hinten einen Raum für eine Bandgarnitur frei, wie es die Abbildung zeigt. Das Arrangement dieser Garnitur ist weiter unten bei der Erklärung des Schnittes näher angegeben. Der vordere Rand der Passe ist an un-

werden die Blättchen mit senkrechten, nicht mit querlaufenden Stichen, ausgeführt, d. h. die Stiche müssen das Blatt senkrecht durchschneiden; die Rundungen sind sämmtlich als Bindscher zu behandeln.

Nr. 11. Dessin zur Passe einer Haube, zum Fond Nr. 10 gehörig. — Die Ausführung ist bei Nr. 10 angegeben. Man thut wohl, die Theile der Haube vor Beginn der Arbeit von einer Putzmacherin zuschneiden oder wenigstens den Umriß davon aufzeichnen zu lassen. Das Dessin zur Passe kann auch zu einer Echarpe auf den Hut, in Plattstich mit weißer oder maizgelber Seide, auf Sammt oder Seidenstoff ausgeführt werden. (Siehe Beschreibung der Schnittmuster unter Nr. VI.)

Nr. 12. Dessin zur Verzierung einer Echarpe, auf dem Hut zu tragen — Plattstich. — Die kleinen Rundungen an den Staubfäden bildet man aus Perlen, das Uebrige wird mit Seide ausgeführt. — Der Schnitt zu dieser Echarpe befindet sich auf dem heutigen Supplement unter Fig. 16, die Erklärung desselben in der Beschreibung der Rückseite des Supplements.

Nr. 13. Dessin zu einem Toilettenkissen — auf weißen Mull in französischer Stickerei, oder auf Seidenstoff mit Seide in Plattstich zu arbeiten. Im ersten Fall erhält das Kissen ein



Morgenhäubchen Nr. 3. Das Schnittmuster befindet sich auf dem Supplement unter Nr. III, Fig. 11.

Morgenhäubchen Nr. 2. Das Schnittmuster befindet sich auf dem Supplement unter Nr. II, Fig. 6-10.

Futter von farbiger Seide und wird entweder mit Spitzen-, Tüll- oder Bandrüsche garnirt.

Nr. 14. Soutache-Dessin zum Kinderkleid oder Mantel. Die Like muß hierzu außerordentlich schmal sein und bei den kleinen Bogen der Blätter hochstehend, nicht platt liegend, aufgenäht werden. Man kann auch seine Rundschnur anwenden.

Nr. 15. Soutache-Dessin zu demselben Zweck wie Nr. 14, als passende schmalere Garnitur.

Nr. 16, 17 und 18. Zwischenfäße — zu Aermelgarnituren, Chemisets u. dgl. (französische Stickerei).

Nr. 19 und 20. Zwischenfäße — an Kindergarderobe, Negligé-Gegenstände u. s. w. — französische Stickerei. — Nr. 19 kann auch mit Mull auf Tüll oder mit Tüll auf Mull applicirt werden.

Nr. 21. Vordüre, zu feinen Strichen, schmalen Garnituren u. s. w. anzuwenden. Innerhalb der Knospen kann man den Stoff ausschneiden und an Stelle dessen einen Durchbruch anbringen, entweder aus einem sogenannten Nädchen, oder aus zwei zum Kreuz geschürzten Fäden bestehend.

Nr. 22. Zwischenfag — an feinen Lingerien anzuwenden. Die Bindscher (Doppelringe) können fein languettirt werden. — Das Muster läßt sich auch auf Tüll und Mull ausführen, in welchem Fall man den Mull innerhalb der Blätter stehen läßt.

Nr. 23-32. Verschiedene Namen und Buchstaben.

Nr. 33. Plattstich-Dessin, zu verschiedenen Stüß, entweder mit Perlen, Seide oder Goldfäden auszuführen.

Nr. 34. Krone, über Namenschriften zu sticken — französische Stickerei.

Nr. 35. Grafenkrone — (franz. Stickerei und Steppstich).

Nr. 36. Vignette zu Herrentaschentüchern — (franz. Stickerei).

Nr. 37. Dessin zur Verzierung der Chemisetsalten an Herrenhemden.

Nr. 38 und 39. Verschiedene Dessins mit Knopfschern, auf die mittlere Falte eines Herrenchemisets zu sticken — (französische Stickerei und Steppstichfüllung).

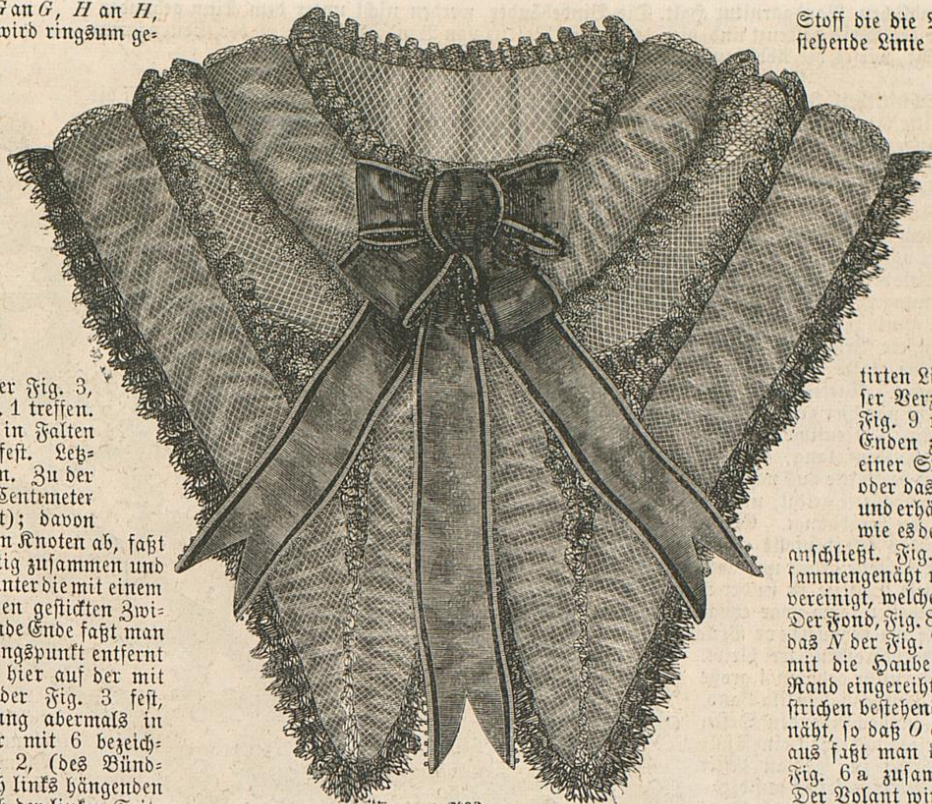
ferm Original durch einen weiten in gereihten Falten angelegten, mit Spitze besetzten Tüllstich garnirt, in dessen tuffenartig sich bildenden Tollen eine Verzierung von fingerbreitem rosa Tassetband angebracht ist; diese zeigt sich nach oben als einzelne kleine aufwärts stehende Schleichen, an den Wangen als 2 vollere Rosetten. Man kann jedoch auch, anstatt des gereihten Tüllstiches, eine getollte Rüsche oder einige Reihen flach gefalteter Spitzen als Garnitur der Passe wählen.

Die Zusammensetzung des Schnittes.

Es gehören hierzu die Schnitttheile Fig. 1-5. — Der Einschlag für die Nahten ist bei keinem der Theile zugegeben.

Fig. 1. Die Passe wird nach hinten durch ein schmales Bündchen (Fig. 2) verbunden, welches von A bis B und von C bis D an Fig. 1 zu nähen ist. Fig. 3, der Fond, wird B an B, C an C, E an E, F an F mit Fig. 1 und 2 zusammengenommen und beim Sinnähen des Fond die größere Weite desselben, in den 4 Abtheilungen durch einzelne Fältchen eingebracht. Fig. 4 gibt das eine Theil der Barbe, und ist an diesem Schnitttheil, am untern Ende desselben, ein kleiner Umschlag zu ergänzen. Der an diesem Ende bezeichnete Stickereistreifen kann besonders angelegt werden. Es gehören zur Barbe zwei derartige Theile, welche von G bis H durch Wirbelnaht eingereicht und zu beiden Seiten

der Fig. 5 (des gestickten Zwischensatzes), *G an G, H an H*, angefaßt werden. Die vollständige Barbe wird ringsum gefäumt und mit Spitzen, letztere wenig gefraust, besetzt; die Stelle, wo die Schärpe an beiden Seiten in Falten zusammen genommen werden, ist auf Fig. 4 durch Kreuze und Punkte bezeichnet. Man legt nämlich das Kreuz 1 auf den Punkt 1; Kreuz 2 auf Punkt 2; Kreuz 3 auf Punkt 3; Kreuz 4 auf Punkt 4; die einzelnen kleinen punktierten Linien an dieser Stelle vereinigen sich hierdurch zu einer Linie und werden dieser entlang die Falten festgeheftet. Man befestigt nun die Barben auf die Passe und den Fond, indem man den obren gestickten Zwischensatz ringsum anheftet, und zwar an der auf Fig. 3 dafür bezeichneten Stelle; der Punkt der Fig. 5 muß auf den Punkt der Fig. 3, das Kreuz der Fig. 5 auf das Kreuz der Fig. 1 treffen. Ferner heftet man die Barben, da wo sie in Falten zusammen genommen, am Ende der Passe fest. Letztere ist vorn nach obiger Angabe zu garniren. Zu der hintern Schleifengarnitur gehören 120 Centimeter Band (an unserm Original 9 Cent. breit); davon schneidet man ein 11 Cent. langes Stück zum Knoten ab, faßt das übrige lange Theil in seiner Mitte faltig zusammen und befestet es hier auf den Fond der Haube dicht unter die mit einem Punkt bezeichnete Linie, also dicht unter den gestickten Zwischensatz der Barbe. Das nach rechts hängende Ende faßt man nun 12—13 Centimeter von dem Befestigungspunkt entfernt wieder in Falten zusammen und heftet es hier auf der mit 5 bezeichneten kleinen punktierten Linie der Fig. 3 fest, faßt dasselbe Ende in gleicher Entfernung abermals in Falten zusammen und heftet es auf der mit 6 bezeichneten kleinen punktierten Linie der Fig. 2 (des Bündchens) fest. Man verfährt nun mit dem nach links hängenden Ende in derselben Weise, indem man nach der linken Seite zwei gleiche flach nach unten liegende Schleifen bildet, deren Befestigung die mit 7 bezeichnete kleine Linie der Fig. 3 und die mit 8 bezeichnete kleine Linie der Fig. 2 ist. Die beiden Enden läßt man von den Linien 6 und 8 aus frei herabhängen. Das als Knoten reservirte Stück Band wird zwischen die beiden Schleifenpartien, von dem obren Befestigungspunkt bis zu dem Buchstaben *F* des Bündchens, etwas bauschig arrangirt und nur an beiden Enden festgeheftet. Ein Sticker-Deffin zum Zwischensatz ist an den betreffenden Stellen beigeigt.



3403
Kragen mit Puffen- und Bandgarnitur.
Der Schnitt des Kragens befindet sich auf dem Supplement unter Nr. V, Fig. 15.

Stoff die die Mitte bezeichnende, aus kleinen Strichen bestehende Linie entlang doppelt und sadengerade genommen; bei Fig. 6b jedoch muß der Stoff die als Mitte geltende Linie entlang schräg sein; auch kann man bei diesem Theil in der Mitte eine Naht machen und dadurch die Form des Bündchens nach der des Kopfes leichter ändern, wenn es nöthig ist. Das Arrangement des Fond ist oben beschrieben, derselbe wird ringsum mit einer Spitze frans besetzt. Der Volant (Fig. 9) muß um so viel breiter geschnitten werden, daß man denselben mit einem breiten Saum und darüber mit 3 schmalen Fältchen oder Säumchen, seiner ganzen Weite nach, versehen kann, wie es auf dem Schnitt selbst angegeben ist; die punktierten Linien deuten stets die Saumfläche an. Mit dieser Verzierung muß der Volant mit der Breite der Fig. 9 übereinstimmen; er wird mit den schmälern Enden zusammengenäht und am untern Saum mit einer Spitze glatt besetzt. Fig. 10, die Gardine oder das Bavolet, wird aus glattem Mull geschnitten und erhält am untern Rand einen gestickten Zwischensatz, wie es der Schnitt angeht, dem sich ebenfalls eine Spitze anschließt. Fig. 6a und 6b werden *J an J*, bis *K an K* zusammengenäht und alsdann nach hinten durch das Bündchen vereinigt, welches *K an K*, *L an L* an Fig. 6b genäht wird. Der Fond, Fig. 8, wird mit *M an M* der Fig. 6b, mit *N an N* der Fig. 7 genommen, rings herum festgenäht, und somit die Haube geschlossen. Das Bavolet wird am obren Rand eingereicht, alsdann die schraffierte (aus dichten Quersfrichen bestehende) Linie der Fig. 7 und 6b entlang aufgenäht, so daß *O auf O*, Punkt auf Punkt trifft. Vom Punkt aus faßt man die Gardine an der Querseite mit der Passe Fig. 6a zusammen, bis zum untern Rand der letzten. Der Volant wird gleichfalls am obren Rand eingereicht und um den Fond unterhalb der denselben umgebenden Spitze angenäht; dabei muß die Naht *M* des Volant oben auf die Mitte *M*, das *N* hinten auf die Mitte *N* des Fond, das *L* an das *L* der Fig. 6b treffen. Von *M* aus ist zu beiden Seiten der Volant ungefähr 4 Centimeter fast ganz glatt angenähen, jedoch darf er durchaus nicht spannen, sondern muß leicht ausliegen; bis zum *L* werden die Falten allmählig dichter geschoben — die größere Weite des Volant muß an die hintere Rundung des Fond fallen. Die Passe wird am äußern Rand und die 3 gleichlaufenden punktierten Linien entlang mit Spitze besetzt, welche stets in der regelmäßigen Entfernung von ungefähr 2 Cent. ein strohhalmbreites Fältchen erhält und dadurch sich in ganz flachen Tollen anlegt. Die Spitze ist an unserm Original 2 Cent. breit. Die Bindbänder, in der ganz gleichen Breite von 7 1/2 Cent., sind 50 Cent. lang geschnitten, unten abgerundet, mit Spitzen umgeben und an die Enden der Passe, etwas nach hinten zu, angenäht.

Nr. II. Schnitt einer Morgenhaube von Mull, mit valenciener Spitzen garnirt.

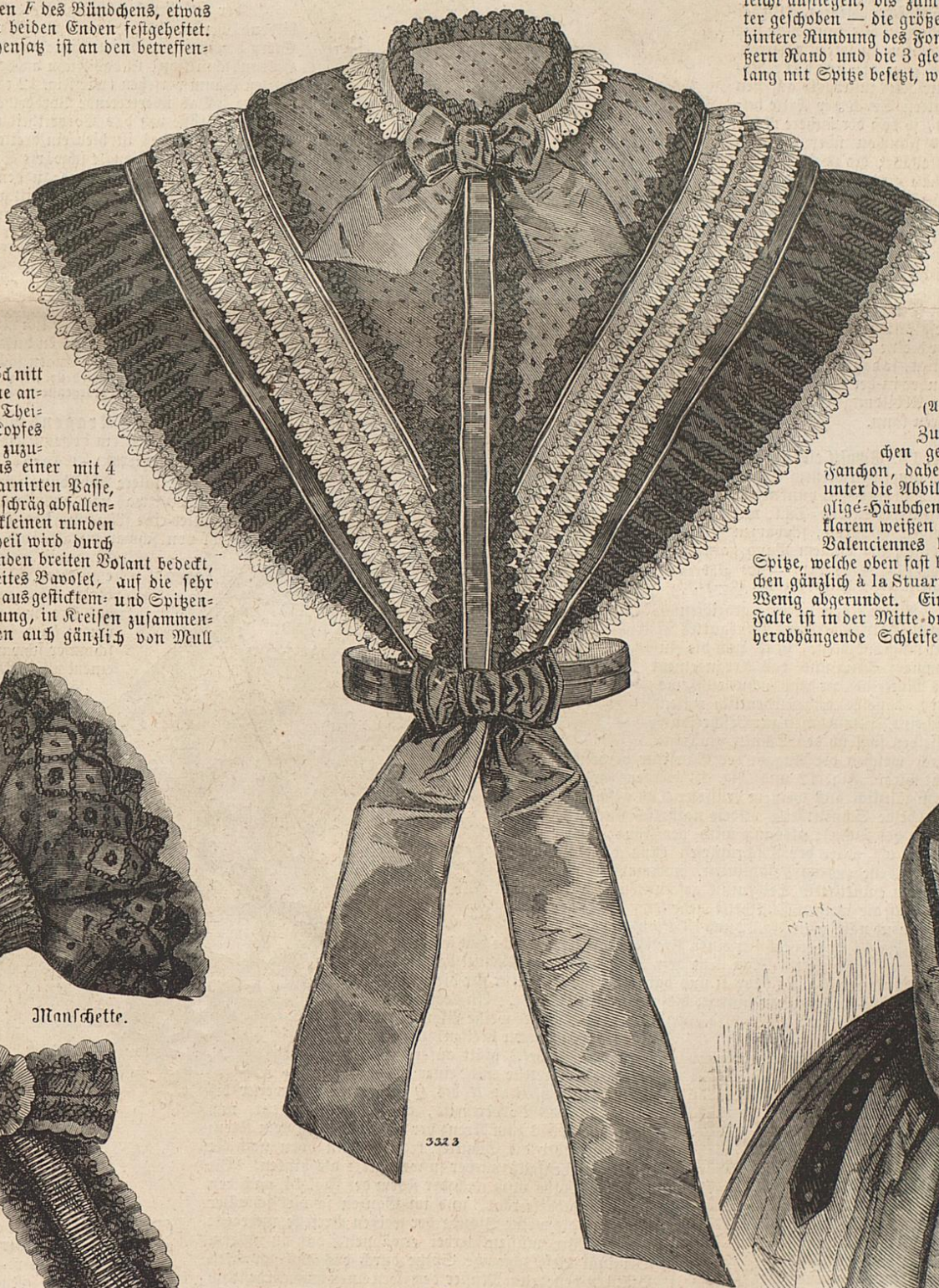
(Abbildung Seite 292 unter Nr. 2.)

Die Form dieses Häubchens ist für die Aufnahme einer vollen Haarschlechte berechnet, wo diese indess fehlt, kann der Schnitt durch geringe Aenderungen ebenfalls zu dem gehörigen Anschluß gebracht werden, was hierbei von größerer Wichtigkeit, als bei der vorhergehenden Haube ist. Man thut daher wohl, sich zu überderr nach dem hier gegebenen Schnitt ein Modell aus Futter-Mousseline anzufertigen, und bei den einzelnen Theilen, je nachdem es die Form des Kopfes erfordert, etwas abzunehmen oder zuzugeben. Das Häubchen besteht aus einer mit 4 Reihen flach getollter Spitzen garnirten Passe, welche durch ein nach hinten etwas schräg abfallendes Theil mit dem Fond, einem kleinen runden Boden, verbunden ist. Dieses Theil wird durch einen rings an den Fond schließenden breiten Volant bedeckt, welcher hinten, gleichsam als zweites Bavolet, auf die sehr breite Gardine fällt. Der Fond ist aus gesticktem- und Spitzeneinsatz in regelmäßiger Abwechslung, in Reihen zusammengesetzt, doch kann man denselben auch gänzlich von Mull schneiden und einen Plein oder einen Zweig hineinsticken. Außerdem ist nur die untere Gardine mit einem gestickten- und einem Spitzeneinsatz verziert.

Die Zusammensetzung des Schnittes.

Es gebden hierzu die Schnitttheile Fig. 6—10. — Der Einschlag für die Nahten ist bei keinem der Schnitttheile zugegeben.

Bei Fig. 6a, Fig. 7, Fig. 9 und 10, welche nur zur Hälfte gegeben sind, wird der



Nr. III. Schnitt eines Morgenhäubchens (Fanchon)

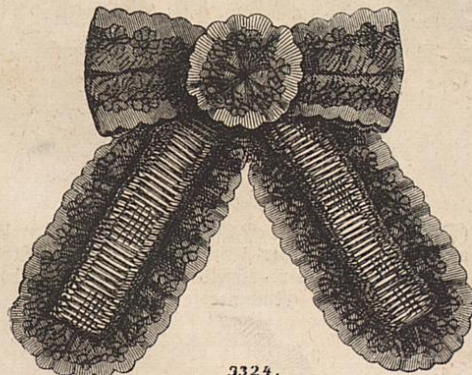
mit Rifa Bandgarnitur.

(Abbildung Seite 292 unter Nr. 3.)

Zu den beliebtesten Façons von Häubchen gehört jetzt unstreitig das einfache Fanchon, daher wir auch heute wieder ein solches unter die Abbildungen und Schnittmuster von Neglige-Häubchen aufnehmen. Unser Modell ist von klarem weißen Battist und ringsum mit schmalen Valenciennes besetzt. Die sehr scharf markirte Spitze, welche oben fast bis zur Stirn reicht, läßt das Häubchen gänzlich à la Stuart erscheinen; hinten ist dasselbe ein wenig abgerundet. Eine über den Kopf gehende breite Falte ist in der Mitte durch eine ganz flach gelegte, lang herabhängende Schleife besetzt und giebt der an den



Manschette.



3324.
Broche-Schleife.

3323
Fichu mit Gurt.
Der Schnitt befindet sich auf dem Supplement unter Nr. IV, Fig. 12—14.



Robe.
Der Schnitt der Taille sowie des Besazes befindet sich in Nr. 25 der Pariser Modelle.

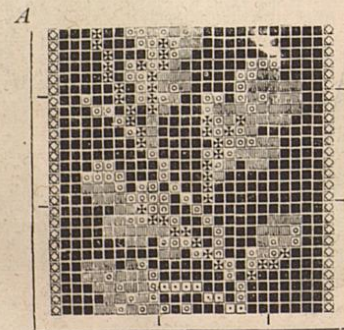
Wangen befindlichen Bandgarnitur halt. Die Bindebänder werden nicht unter dem Kinn gebunden sondern über der Brust gekreuzt und hier durch eine Rosette von Band, gleich denen der Seitengarnituren, befestigt, wie es die Abbildung zeigt.

Es gehört hierzu das Schnitttheil Fig. 11.

Dieses Schnitttheil, Fig. 11, giebt die Hälfte des Fanchon, und muß beim Zuschneiden der Stoff die als obere Mitte bezeichnete Linie entlang doppelt, und zwar in schräger Fadenlage genommen werden. Die Bindebänder, obgleich auf dem Schnitt mit dem oberen Theil im Ganzen, können dennoch, wenn es in Bezug auf den Stoff vorthellhaft erscheint, besonders geschnitten und mit feiner Wirbelnaht, da wo sich der Beginn des Bandes durch einen Einbug abzeichnet angenäht werden. Das Ganze wird zuvörderst ringsum schmal gesäumt und mit einer Spitze garnirt, letztere nur etwas angehalten angenäht. Alsdann vervollständigt man die Form des Fanchon durch die vorhin erwähnte Falte, welche sich bildet, indem man das Kreuz (an der als Mitte bezeichneten Linie befindlich) auf den an derselben Linie in gewisser Entfernung befindlichen Punkt legt und diese Falte die vom Kreuz ausgehende feine glatte Linie entlang weiter einbiegt, so weit als diese Linie reicht; dies ist der äußere Bruch der Falte; der innere Bruch ist gleichfalls durch eine feine glatte Linie angegeben und auf dem Schnitt selbst wörtlich benannt. Diese Falte wird nur durch die Schleifengarnitur befestigt, welche wir hier genau nach unserm Modell beschreiben. Ein 3 Centimeter breites schwarzes lila Taffetband, 95 Cent. lang, ist ohne eine Falte, also ganz flach, von der Mitte aus nach beiden Seiten zu einer 9 Cent. langen Schleife gelegt, unter welcher das übrige Band-Ende frei herabhängt. Eine Spange (Knoten) desselben Bandes ist ebenfalls ganz flach in der Mitte um die Schleife gelegt und auf der Rückseite befestigt. Diese Schleife ist in der Mitte auf die breite Falte geheftet, und zwar etwas nach vorn, auf die Stelle wo der untere Bruch der Falte liegt, so daß der obere Bruch frei bleibt. Zur Seiten-Garnitur gehören 4 große Rosetten aus ganz schmalen lila Band, welches dazu in hochstehenden Defen in dichten Kreisen auf eine kleine Tüllunterlage geheftet ist. Man heftet nun die eine dieser Rosetten auf die auf dem Schnitt dafür bezeichnete Stelle, zugleich die Falte hier mit fassend; dann schlägt man den vordern Rand des Fanchon etwas zurück, indem man das Kreuz 9 auf den Punkt 10 legt und diesen Umschlag mit der zweiten Rosette befestigt. Auf der andern Seite kann man die Garnitur in sofern variiren, als man die vordere Rosette ganz innerhalb auf den untern Bruch der Falte heftet, so daß der äußere Rand des Fanchon über die Rosette fällt; die zweite Rosette erhält ihren Platz außerhalb etwas mehr nach hinten, wie auf der ersten Seite. In einem der Bindebänder wird gleichfalls eine Falte gebildet, indem man das Kreuz 11 auf den Punkt 12 legt und diese Falte wie schon erwähnt durch eine gleiche Rosette befestigt, so daß man die Bindebänder in der Weise, wie es die Abbildung zeigt, arrangiren kann.

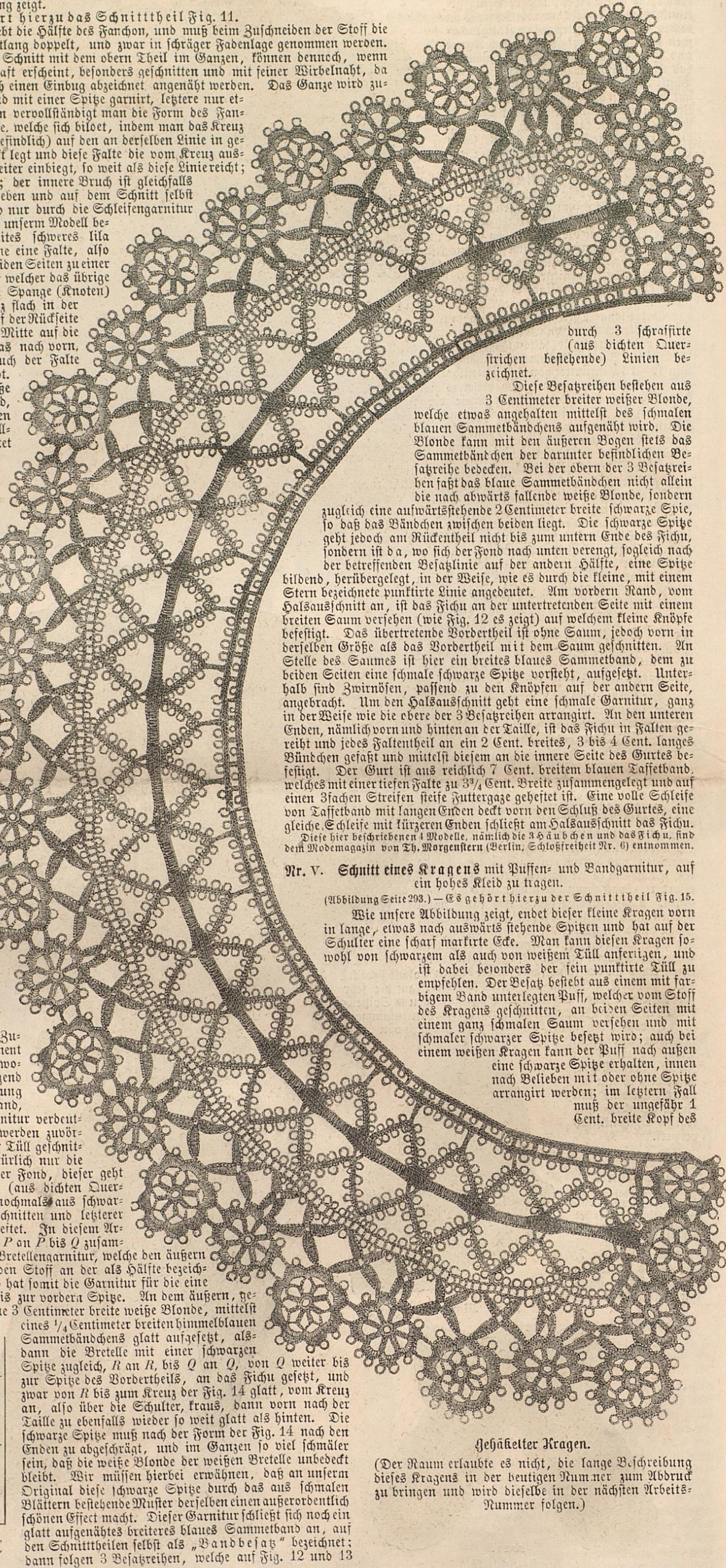
Nr. IV. Schnitt eines Fichu mit Gurt von weißem brüßler Tüll und fein punktirtem schwarzen Seiden-Tüll, mit weißen Blondes, schwarzen Spitzen und blauem Band garnirt.
(Abbildung Seite 293.) — Es gehören hierzu die Schnitttheile Fig. 12-14.

Außer dem sehr großem Schmuck eines farbigen Bandgurtcs mit langer Schleife, ist es auch die Zusammenstellung und das Arrangement des Materials an dem Fichu selbst, wodurch dasselbe außerordentlich reizend erscheint. Wir nehmen zur Beschreibung desselben sogleich den Schnitt zur Hand, durch welchen die Angabe der Garnitur verdeutlicht wird. Fig. 12 und Fig. 13 werden zuvörderst gänzlich aus weißem brüßler Tüll geschnitten (beide Schnitttheile bilden natürlich nur die Hälfte des Fichu); alsdann wird der Fond, dieser geht bis an die obere der 3 schraffirten (aus dichten Querstrichen bestehenden) Besatzlinien, nochmals aus schwarzem fein punktirtem Seidentüll geschnitten und letzterer glatt auf die weißen Tülltheile geheftet. In diesem Arrangement näht man Fig. 12 und 13 P an P bis Q zusammen. Fig. 14 ist der Schnitt einer Bretellengarnitur, welche den äußern Rand des Fichu ziert. Man legt den Stoff an der als Hälfte bezeichneten Linie der Fig. 14 doppelt und hat somit die Garnitur für die eine Seite des Fichu, von der hintern bis zur vordern Spitze. An dem äußern, geraden Rand dieser Bretelle wird eine 3 Centimeter breite weiße Blonde, mittelst eines 1/4 Centimeter breiten himmelblauen Sammetbändchens glatt aufgesetzt, alsdann die Bretelle mit einer schwarzen Spitze zugleich, R an R, bis Q an Q, von Q weiter bis zur Spitze des Vordertheils, an das Fichu gesetzt, und zwar von R bis zum Kreuz der Fig. 14 glatt, vom Kreuz an, also über die Schulter, kraus, dann vorn nach der Taille zu ebenfalls wieder so weit glatt als hinten. Die schwarze Spitze muß nach der Form der Fig. 14 nach den Enden zu abgeschragt, und im Ganzen so viel schmaler sein, daß die weiße Blonde der weißen Bretelle unbedeckt bleibt. Wir müssen hierbei erwähnen, daß an unserm Original diese schwarze Spitze durch das aus schmalen Blättern bestehende Muster derselben einen außerordentlich schönen Effect macht. Dieser Garnitur schließt sich noch ein glatt aufgenähtes breiteres blaues Sammetband an, auf dem Schnitttheilen selbst als „Band besatz“ bezeichnet; dann folgen 3 Besatzreihen, welche auf Fig. 12 und 13



Erklärung der Zeichen:
 □ Hell. □ Mittel. □ Dunkelgrün. □ helleres. □ dunkleres Gelb. □ helleres. □ dunkleres Gelbbraun. □ Stahlblau. □ Schwarz.

Tapissier-Dessin zum Flintenriemen.



durch 3 schraffirte (aus dichten Querstrichen bestehende) Linien bezeichnet.

Diese Besatzreihen bestehen aus 3 Centimeter breiter weißer Blonde, welche etwas angehalten mittelst des schmalen blauen Sammetbändchens aufgenäht wird. Die Blonde kann mit den äußeren Bogen stets das Sammetbändchen der darunter befindlichen Besatzreihe bedecken. Bei der oberen der 3 Besatzreihen faßt das blaue Sammetbändchen nicht allein die nach abwärts fallende weiße Blonde, sondern zugleich eine aufwärtsstehende 2 Centimeter breite schwarze Spitze, so daß das Bändchen zwischen beiden liegt. Die schwarze Spitze geht jedoch am Rückentheile nicht bis zum untern Ende des Fichu, sondern ist da, wo sich der Fond nach unten verengt, sogleich nach der betreffenden Besatzlinie auf der andern Hälfte, eine Spitze bildend, herübergelegt, in der Weise, wie es durch die kleine, mit einem Stern bezeichnete punktirte Linie angedeutet. Am vordern Rand, vom Halsauschnitt an, ist das Fichu an der untertretenden Seite mit einem breiten Saum versehen (wie Fig. 12 es zeigt) auf welchem kleine Knöpfe befestigt. Das übertretende Vordertheil ist ohne Saum, jedoch vorn in derselben Größe als das Vordertheil mit dem Saum geschnitten. An Stelle des Saumes ist hier ein breites blaues Sammetband, dem zu beiden Seiten eine schmale schwarze Spitze vorsteht, aufgesetzt. Unterhalb sind Zwirnösen, passend zu den Knöpfen auf der andern Seite, angebracht. Um den Halsauschnitt geht eine schmale Garnitur, ganz in der Weise wie die obere der 3 Besatzreihen arrangirt. An den untern Enden, nämlich vorn und hinten an der Taille, ist das Fichu in Falten gereiht und jedes Faltenstück an ein 2 Cent. breites, 3 bis 4 Cent. langes Bändchen gefaßt und mittelst diesem an die innere Seite des Gurtes befestigt. Der Gurt ist aus reichlich 7 Cent. breitem blauem Taffetband, welches mit einer tiefen Falte zu 3 3/4 Cent. Breite zusammengelegt und auf einen 3fachen Streifen steife Futtergaze geheftet ist. Eine volle Schleife von Taffetband mit langen Enden deckt vorn den Schluß des Gurtes, eine gleiche Schleife mit kürzeren Enden schließt am Halsauschnitt das Fichu. Diese hier beschriebenen Modelle, nämlich die 3 h a u b e n und das F i c h u, sind dem Modemagazin von Th. Morgenstern (Berlin, Schloßfreiheit Nr. 6) entnommen.

Nr. V. Schnitt eines Kragens mit Puffen- und Bandgarnitur, auf ein hohes Kleid zu tragen.
(Abbildung Seite 293.) — Es gehört hierzu der Schnitttheil Fig. 15.

Wie unsere Abbildung zeigt, endet dieser kleine Kragen vorn in lange, etwas nach auswärts stehende Spitzen und hat auf der Schulter eine scharf markirte Ecke. Man kann diesen Kragen sowohl von schwarzem als auch von weißem Tüll anfertigen, und ist dabei besonders der fein punktirte Tüll zu empfehlen. Der Besatz besteht aus einem mit farbigem Band unterlegten Puff, welcher vom Stoff des Kragens geschnitten, an beiden Seiten mit einem ganz schmalen Saum versehen und mit schmaler schwarzer Spitze besetzt wird; auch bei einem weißen Kragen kann der Puff nach außen eine schwarze Spitze erhalten, innen nach Belieben mit oder ohne Spitze arrangirt werden; im letztern Fall muß der ungefähr 1 Cent. breite Kopf des

Gefäkelter Kragen.

(Der Raum erlaubt es nicht, die lange Beschreibung dieses Kragens in der heutigen Nummer zum Abdruck zu bringen und wird dieselbe in der nächsten Arbeitsnummer folgen.)

Puffes von dem Füllstreifen gebildet werden. Man heftet zuerst die Bandunterlage auf den Kragen, deren Breite auf Fig. 15 genau durch die dem Besatz geistenden feinen glatten Linien bezeichnet ist; dabei hat man durch Einbiegen des Bandes (durch kleine Fältchen nach außen oder innen) die Form des Kragens scharf zu markiren, ganz besonders die Ecke auf der Schulter, sowie die vorderen Spitzen, an denen man sogar das Band ausschneiden muß. Dann heftet man dicht am Rand des Bandes den zum Puff bestimmten, eingereichten Füllstreifen auf, welcher nicht ganz straff ausliegen, auch nicht zu dicht gekraust sein darf, und welcher, wie schon gesagt, nach innen einen 1 Centimeter breiten, nach außen einen etwas breiteren Kopf bilden muß. Am Halsauschnitt entlang kann man den Puff nach Belieben, mit oder ohne Kopf, arrangiren, auch wird hier die Bandunterlage, wie der Schnitt ergibt, zu etwas geringerer Breite eingebogen. An den vorderen Spitzen muß man den Puff ausschneiden und der von der Spitze ausgehenden Linie nach zusammennähen. Eine Schleife aus farbigem Band schmückt vorn am Schluß den Kragen.

Nr. VI. Schnitt einer Charpe von schwarzem Taffet oder Sammet, mit Seidenstickerei, auf dem Hut zu tragen.

Es gehört hierzu der Schnitttheil Fig. 16.
Dieser Schmuck für Hüte „Charpe“ genannt, ist eine allerliebste Neuheit, welcher besonders für den Winter ein großer Erfolg bevorsteht. Man trägt diese Charpes ganz einfach über den Hut gelegt, mit der gerundeten Seite nach dem Rand des Schirmes zu fallend, unten leicht gefaltet an den Hut befestigt, je nachdem es die Form desselben zuläßt und der Phantasie es zusagt. In der Mitte der Charpe wird eine Plattstickerei angebracht und diese auf schwarzem Taffet mit maigelder, auf schwarzem Sammet mit weißer Seide ausgeführt. Ein Dessin hierzu befindet sich auf der Vorderseite des Supplements unter Nr. 12.

Broche-Schleife

von blauem Taffet, schwarzen Spitzen und gebranntem, grau gestreiftem Taffetband.

Ehe mit das Arrangement dieser hübschen Broche- oder Kragen-

schleife beschreiben, wollen wir die Quantität des Materials noch näher bezeichnen. Man braucht hierzu: 1) einen 7 Centimeter breiten, 1 Meter (100 Centimeter) langen, an beiden Seiten bogig ausgeschlagenen Streifen Taffet (an unserm Original himmelblau). — 2) 2 Meter schwarze Spitzen, 2 1/2 Centimeter breit. — 3) 81 Centimeter Taffetband, 3 1/2 Centimeter breit, von geschmackvoll abwechselnder Farbe (an unserm Original ist dieses Band fein hell- und dunkelgrau gestreift mit einem blau schattirten Rand).

Man schneidet von dem ausgeschlagenen Streifen ein 32 Centimeter langes Stück, von der schwarzen Spitze ein 64 Centimeter langes Stück, näht letztere, nämlich die Spitze, mit dem glatten Rand zusammen, so daß die Bogen zu beiden Seiten nach außen kommen, und heftet dieses Spitzenband auf den Taffetstreifen, so daß dieser zu beiden Seiten in gleicher Breite vorsteht; alsdann bildet man hieraus die beiden Schleifen, indem man das Band an beiden Enden und in der Mitte in Falten zusammennimmt und die Faltenheile aufeinander heftet. Zu der mittlern Rosette und den beiden Enden, deren jedes fertig arrangirt, 19 Centimeter lang sein muß, wird der übrige Taffet zur halben Breite durchgeschnitten; das Taffetband, welches ganz fein gebrannt sein muß, in 2 Theile getheilt (zu jedem Ende ein Theil) und 1/2 Centimeter breit vom Rand entfernt eingereicht, so daß sich die Tollen nach Belieben zusammenschieben lassen. Man faßt hierbei stets eine Tolle mit einem kleinen Stich, und zwar auf der Rückseite der Mütze. Um diese Bandrösche ist nun der getheilte Taffetstreifen mit einer schwarzen Spitze zugleich etwas kraus untergelegt, und zwar an der Stelle, wo die Mütze eingereicht worden ist; der dadurch zu beiden Seiten gebildete Kopf derselben muß etwas in die Höhe stehen, was man leicht durch nochmaliges Einreihen bewirkt, indem man dabei die Tollen vertieft faßt, so daß sich oberhalb an dieser Stelle die jedesmalige Vertiefung der Tollen zur Wölbung bildet; — auch kann man sogleich beim Brennen des Bandes den äußeren Rand, so breit als der Kopf der Mütze sein soll, nach der rechten Seite des Bandes umschlagen; man hat alsdann sogleich die Tollen in der vertieften Lage, sobald man den Rand wieder aufbiegt. Man faßt beide vollständig arrangirte Enden oben in Falten zusammen und befestigt sie an die Schleifen, in deren Mitte eine aus blauem Taffet und schwarzer Spitze zusammengezogene Rosette placirt wird, wie es die Abbildung zeigt. [4274]

Manchette, passend zu der eben beschriebenen Schleife.

Die Manschette besteht aus einem am äußern Rande bogig ausgeschlagenen Volant von blauem Taffet, dessen Breite 9, die Weite 40 Centimeter beträgt, und welcher, bis auf einen schmalen Rand, von einer gleich weiten schwarzen Spitze bedeckt wird. Der Volant ist oben durch eine eingenahte Sprungfeder zusammengezogen. Ein gleiches gebranntes Band, wie das an den Enden der Schleife, und in derselben Weise mit einem Kopf zu beiden Seiten arrangirt, ist an dieser Stelle, nämlich da, wo der Kopf sich markirt, auf ein Gummihändchen gefügt und an den oberen Rand des Volant befestigt, wie es die Abbildung zu erkennen giebt. Auf diese Weise läßt die Manschette sich geschlossen über die Hand ziehen. — Beide Modelle, die Broche-Schleife und die Manschette, sind den schon vorhin erwähnten Magazin von Th. Morgenstern entnommen. [4274]

Robe.

Die hier gegebene Abbildung zeigt eine Robe aus pensée Taffet mit schwarzer Sammetgarnitur, welche letztere auf der hohen glatten Taille einen vom Halsauschnitt bis zur Schenkel herunter gehenden laßförmigen Revers, den Besatz der Ärmel, und auf dem Rock einzelne, durch Knöpfe festgehaltene lange Blätter oder Spangen bildet. Uebrigens zeichnet sich die Taille nur durch einen schmalen, in flache Bogen ausgehenden Schooß aus. Die Ärmel sind unten offen und die Nacht entlang, bis zum Ärmelloch, mit einem nach außen fallenden Revers verziert. Der Schnitt der Taille, sowie des Besatzes, befindet sich in Nr. 25 der „Pariser Modelle“. [4298]

Tapissierie-Dessin zum Flintenriemen.

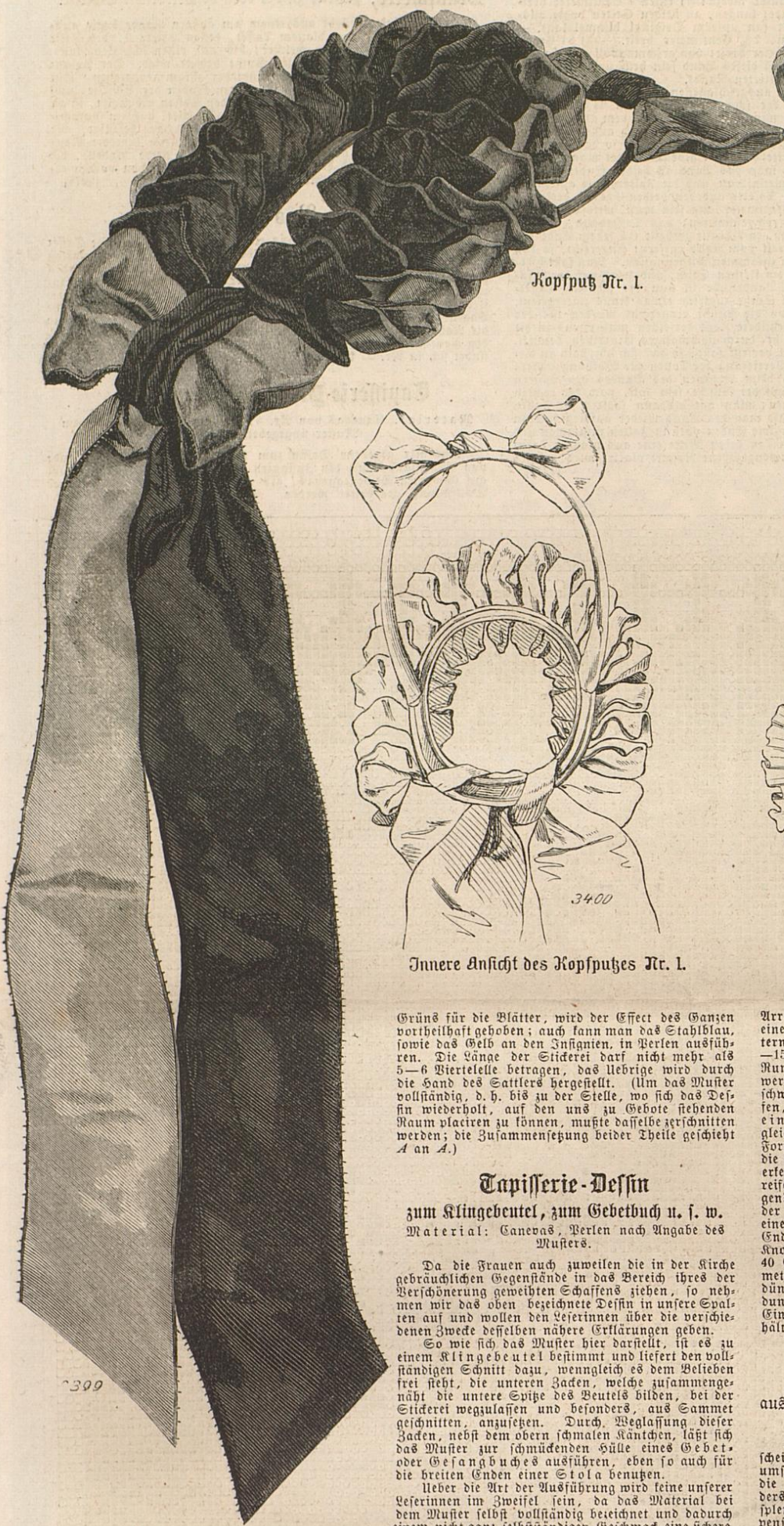
Material: Canevas von Nr. 5, Zephyrwolle in den auf dem Muster angegebenen Farben.

Das hier gegebene Dessin zum Flintenriemen, eine Guirlande von Eichenlaub, mit den Insignien des Waldwerkes, kann sowohl auf schwarzem Seidencanevas, als auch mit schwarzer oder grauer Wollfüllung gearbeitet werden. Durch Anwendung verschiedenen

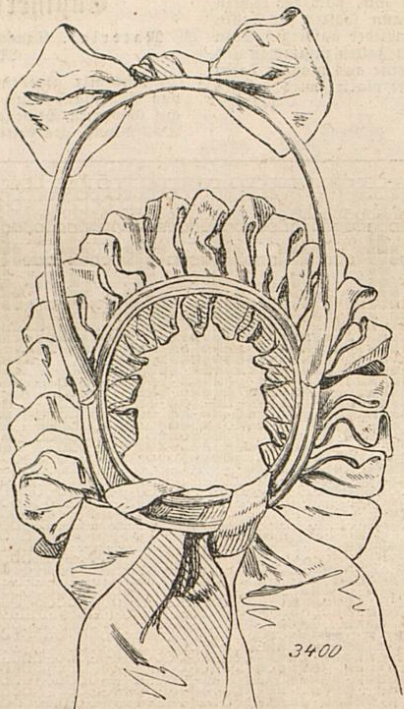


Erklärung der Zeichen: ■ Dunkelblau, ■ Schwarz, □ Gold, ○ helleres, ■ dunkleres Bronze, □ Kreideweiß, ■ Milchweiß, □ Aepfelfarb oder Grau, ○ helleres, ■ dunkleres Ponceau, □ Rirschbraun.

Tapissierie-Dessin zum Klingebeutel, Gesangbuch (mit Fortlassung der untenen Zacken) u. s. w.



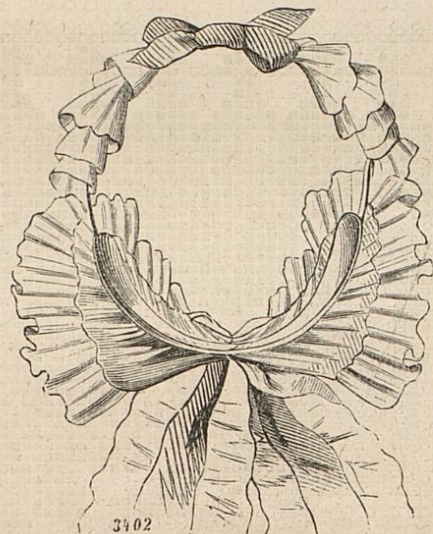
Kopspuß Nr. 1.



Innere Ansicht des Kopspußes Nr. 1.



Kopspuß Nr. 2.



Innere Ansicht des Kopspußes Nr. 2.

Grüns für die Blätter, wird der Effect des Ganzen vortheilhaft gehoben; auch kann man das Stahlblau, sowie das Gelb an den Insanien, in Perlen ausführen. Die Länge der Stickerei darf nicht mehr als 5-6 Vierteltheile betragen, das Uebrige wird durch die Hand des Sattlers hergestellt. (Um das Muster vollständig, d. h. bis zu der Stelle, wo sich das Dessein wiederholt, auf den uns zu Gebote stehenden Raum placiren zu können, mußte dasselbe zerschnitten werden; die Zusammenfügung beider Theile geschieht A an A.)

Tapissierie-Deffin

zum Klingebentel, zum Gebetbuch u. s. w.
Material: Canevas, Perlen nach Angabe des Musters.

Da die Frauen auch zuweilen die in der Kirche gebräuchlichen Gegenstände in das Bereich ihres der Verschönerung geweihten Schaffens ziehen, so nehmen wir das oben bezeichnete Dessein in unsere Spalten auf und wollen den Leserinnen über die verschiedenen Zwecke desselben nähere Erklärungen geben.

So wie sich das Muster hier darstellt, ist es zu einem Klingebentel bestimmt und liefert den vollständigen Schnitt dazu, wemgleich es dem Belieben frei steht, die unteren Theile, welche zusammengeheftet die untere Spitze des Beutels bilden, bei der Stickerei wegzulassen und besonders, aus Sammet geschnitten, anzusetzen. Durch Weglassung dieser Theile, nebst dem obern schmalen Rändchen, läßt sich das Muster zur schmückenden Hülle eines Gebet- oder Gesangbuchs ausführen, eben so auch für die breiten Enden einer Stola benutzen.

Ueber die Art der Ausführung wird keine unserer Leserinnen im Zweifel sein, da das Material bei dem Muster selbst vollständig bezeichnet und dadurch einem nicht ganz selbstständigen Geschmack eine sichere Richtschnur gegeben ist. Die Stärke des Canevas, sowie die Größe der Perlen, ist ein nicht minder wichtiger Punkt bei der Wahl des Materials, da das Muster ein völlig abgeschlossenes, und also in dem für den Gegenstand geeigneten Verhältnis ausfallen muß. Man hat zuvörderst sich ein sehr genaues Maß von der erforderlichen Größe der Arbeit zu verschaffen und danach die Stärke des Canevas zu berechnen. Die Perlen müssen möglichst gleichmäßig gewählt werden und in der Größe, daß sie den Canevas vollständig bedecken, ohne gedrängt zu erscheinen, wodurch die Arbeit ungleich wird. Zum Aufnähen der Perlen bedient man sich feiner Nähnadeln und beginnt die Reihen stets an einer und derselben Seite, da auf diese Weise die Arbeit, besonders bei minder Geübten, equaler ausfällt.

Wo das Muster eine schwarze Füllung bestimmt, schwarzet man vorher den Canevas mit Tusch und näht die Perlen besonders mit schwarzer Seide auf, während man sich übrigens weißer Seide bedient. [4273]

Nr. 1. Kopspuß

von schwerem schwarzen und blauen Taffetband.

Diese Coiffüre bildet einen die hintere Haarfrisur dicht umschließenden Kranz, aus 2 Reihen hochstehender, fächerartig gefalteter Schleifen in 2 abwechselnden Farben bestehend, an unterm Original Blau und Schwarz; eine breit aufliegende Schleife mit langen Enden schließt hinten den Kranz. Nach vorn auf die Wölbung des Kopfes fällt ein zum Bügel gerolltes schwarzes Band, welches sich in der Mitte durch eine kleine, etwas absteigende blaue Schleife markirt. Wir geben, außer der Hauptansicht des Kopspußes, noch eine ganz kleine Ansicht, welche das Gestell, die Unterlage des Schleifenkranzes, deutlich zeigt. Dieses Gestell bildet ebenfalls eine feste Kranzform und besteht aus einem schwarzen Drahtreif von 36 Centimeter im Umkreis und einem Drahtreif von 46 Centimeter im Umkreis, beide durch einen in der Wölbung des Kopfes doppelten schwarzen Füllstreifen verbunden, in dessen äußern und innern Rand die Draht-Rundungen eingesäumt sind, so daß das Ganze seinen daumenbreiten Reif darstellt, ungefähr in dem Maße zu einem Oval gebogen, daß die Höhe 2 Centimeter mehr als die Breite beträgt. Zur Garnitur, mit Einschluß des Bügels, braucht man 221 Centimeter Band von jeder der beiden hierzu gewählten Farben — die angemessene Breite des Bandes ist 8 Centimeter. Man schneidet nun von jeder Bandsorte 17-18 egale Stücke, jedes 19 1/2 Centimeter lang, und formt diese sämmtlich zu einzelnen fächerartigen Schleifen, indem man das Stück Band zur halben Länge doppelt legt und es fächerartig der Länge nach 4mal hin und her biegt, so daß durch die 4 Brüche 5 gleich breite Felder oder Lagen entstehen. Man hat hierbei darauf zu sehen, daß der erste Bruch bei allen Schleifen, sowohl den schwarzen als den blauen, stets nach einer und derselben Seite geschieht; man befestigt jede Schleife am untern Ende mit einigen Stichen zusammen und beginnt dann folgender Art das

Arrangement: Zuerst werden die blauen Schleifen, eine ziemlich dicht an die andere, dem äußern, weitem Drahtreif entlang aufgenäht; ein ungefähr 14-15 Centimeter weiter Raum der untern schmalen Rinde des Reifes muß dabei frei bleiben. Dann werden die schwarzen Schleifen nach innen, je eine schwarze auf eine blaue, geheftet, so daß stets 2 Schleifen, nämlich eine blaue und eine schwarze, sich zu einem Fächer vereinigen. Wir verweisen hierbei zugleich auf die innere Ansicht des Kopspußes, welche die Form des Drahtgestells zeigt, und an demselben auch die Stellung der Schleifen des ersten Kreises deutlich erkennen läßt. Der frei gebliebene Raum des Drahtreifes wird durch eine gewöhnlich geformte breitliegende Schleife ausgefüllt, an unterm Original folgender Art arrangirt: Die beiden Schleifen und das eine der herabhängenden Enden sind blau, das zweite Ende und der schräg zwischen die Schleifen gelegte Knoten ist schwarz. Die Länge der Enden ist ungefähr 40 Centimeter. Zum Bügel, dessen Länge 34 Centimeter, wird das schwarze Band über ein Drahtband dünn gerollt, und der Bügel nach Angabe der Abbildung (innere Ansicht) an das Drahtgestell befestigt. Eine kleine blaue Schleife mit schwarzem Knoten erhält ihren Platz auf der Mitte des Bügels.

Nr. 2. Kopspuß

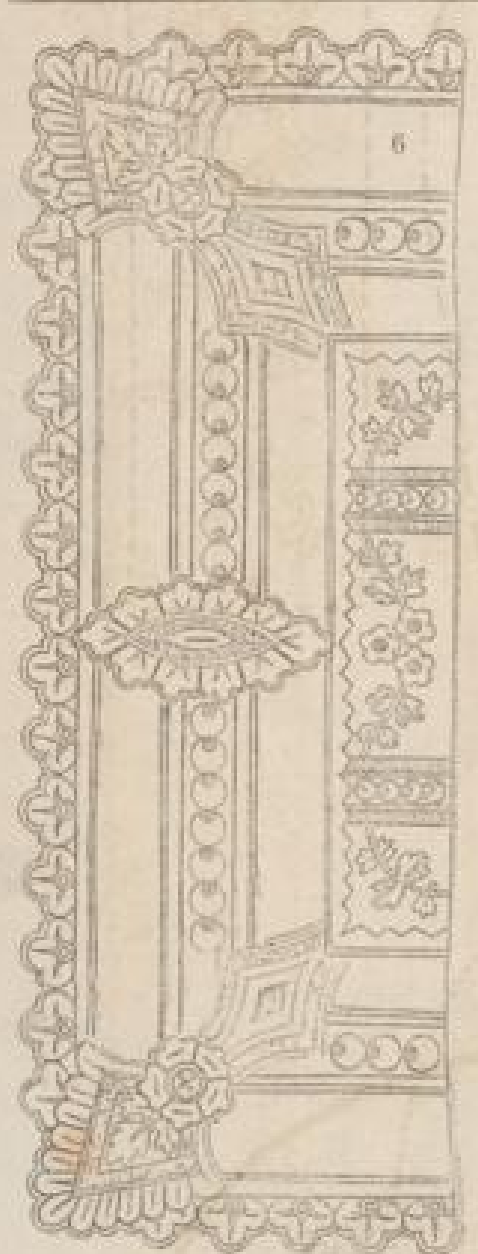
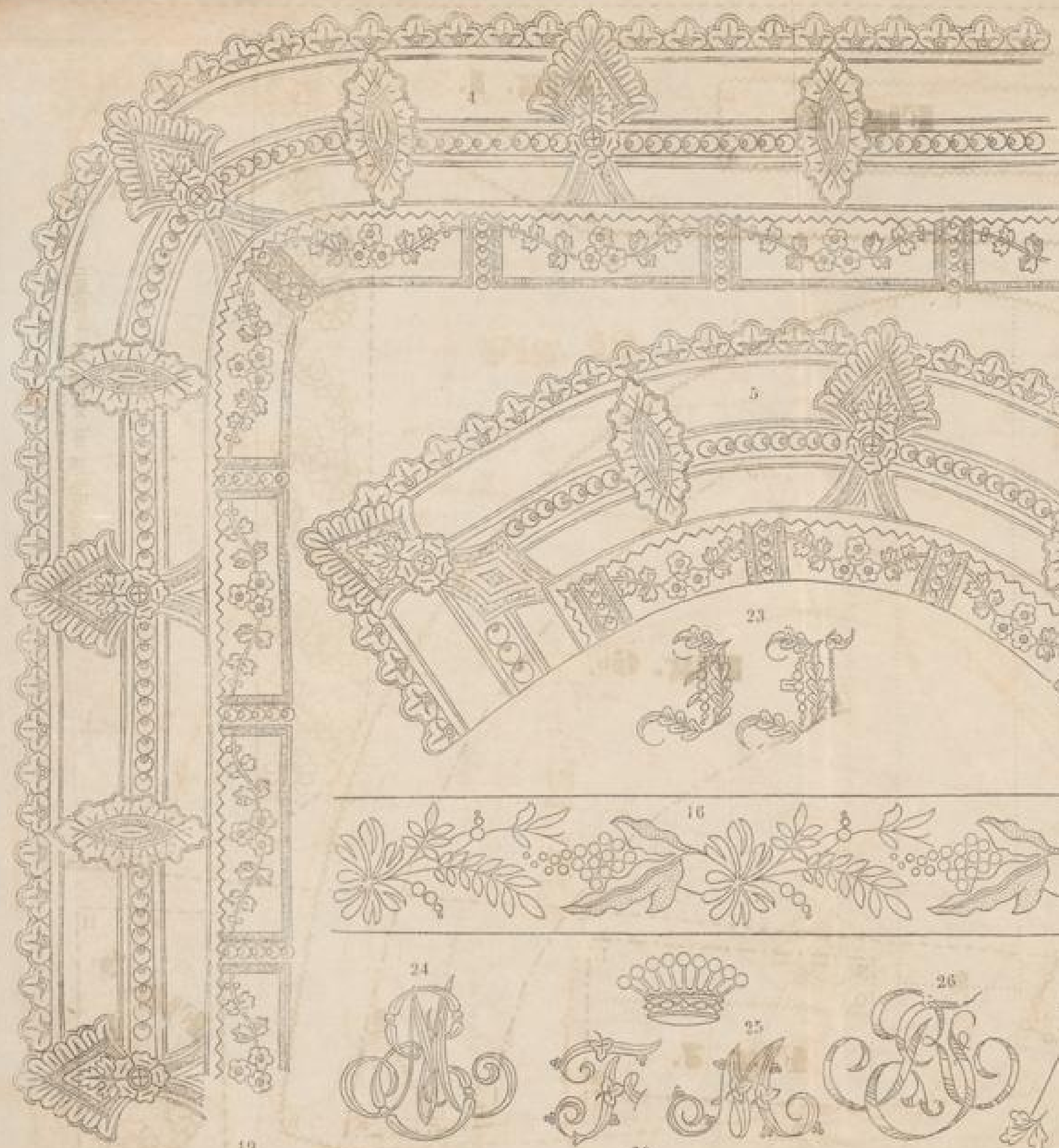
aus schmalen pensée Taffetband und schwarzem Sammetband.

Obgleich auch dieser Kopspuß in Kranzform erscheint, ist sie doch hier eine weitere, mehr den Kopf umschließende, und die Coiffüre so eingerichtet, daß die hintere Haarfrisur gänzlich erseht wird. Besonders distinguirt erscheint diese Coiffüre durch die sehr splendide, aus schwarzem Sammetband und braunem pensée Taffetband zusammengesetzte Schleife mit langer Schwärze, welche hinten den Schluß des Kranzes bildet. Man braucht zur ganzen Garnitur 12 1/2-13 Ellen Taffetband, 3/4 Centimeter breit; 2 Ellen schwarzes Sammetband, 4 1/2-5 Centimeter breit; 3/4 Ellen etwas schmaleres Sammetband. Wir geben von diesem Kopspuß ebenfalls 2 Ansichten, von denen die kleinere die Coiffüre von der innern Seite und besonders das Gestell derselben zeigt. Letzteres besteht zunächst aus einem 56 Centimeter langen Stück Drahtband, welches, mit den Enden zusammengeheftet, zu einer Ovalrundung von ungefähr 20 1/2 Centimeter Länge, 15 Centimeter Breite gebogen ist. An die untere schmale Rundung dieser Form schließt sich nach innen ein fingerbreiter, 24 Centimeter langer, doppelter schwarzer Füllstreifen, welcher ringsum über Draht gespannt, und zur Befestigung der vollen Garnitur der Coiffüre dient.

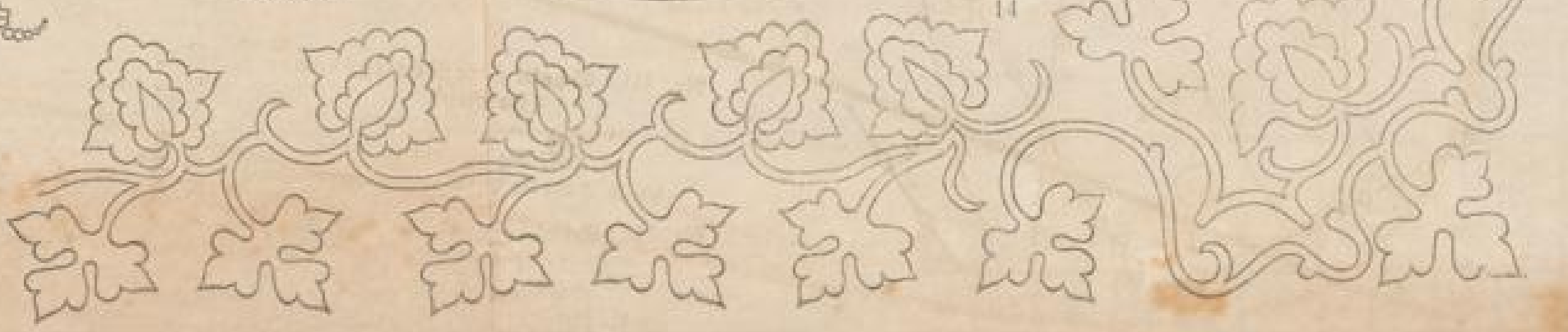
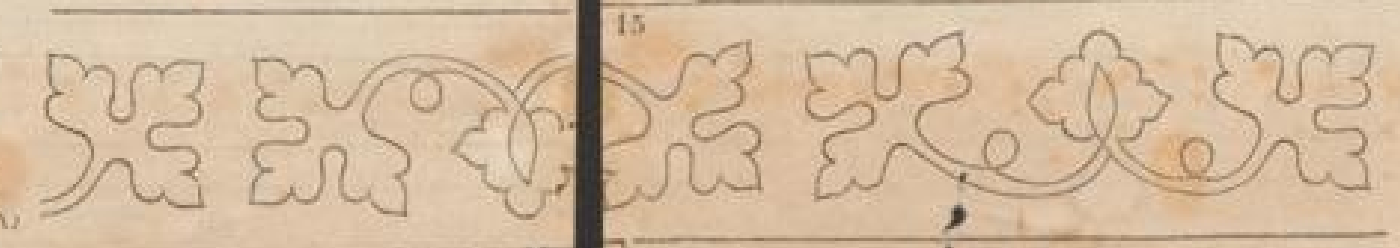
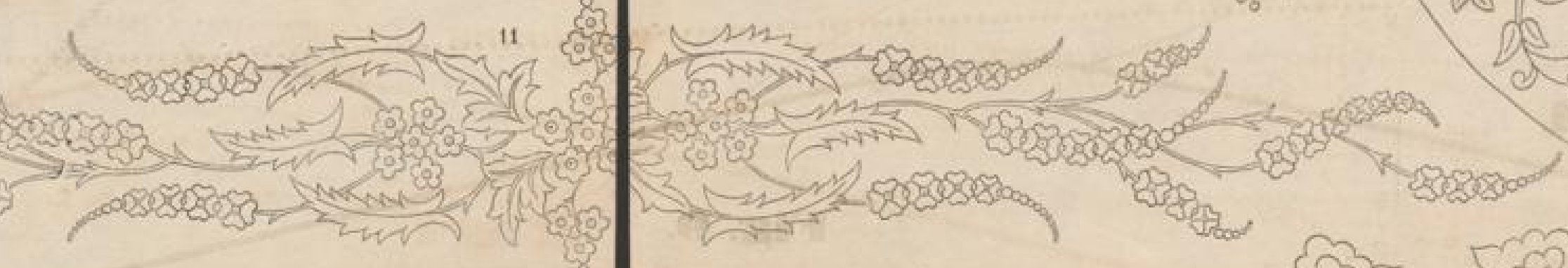
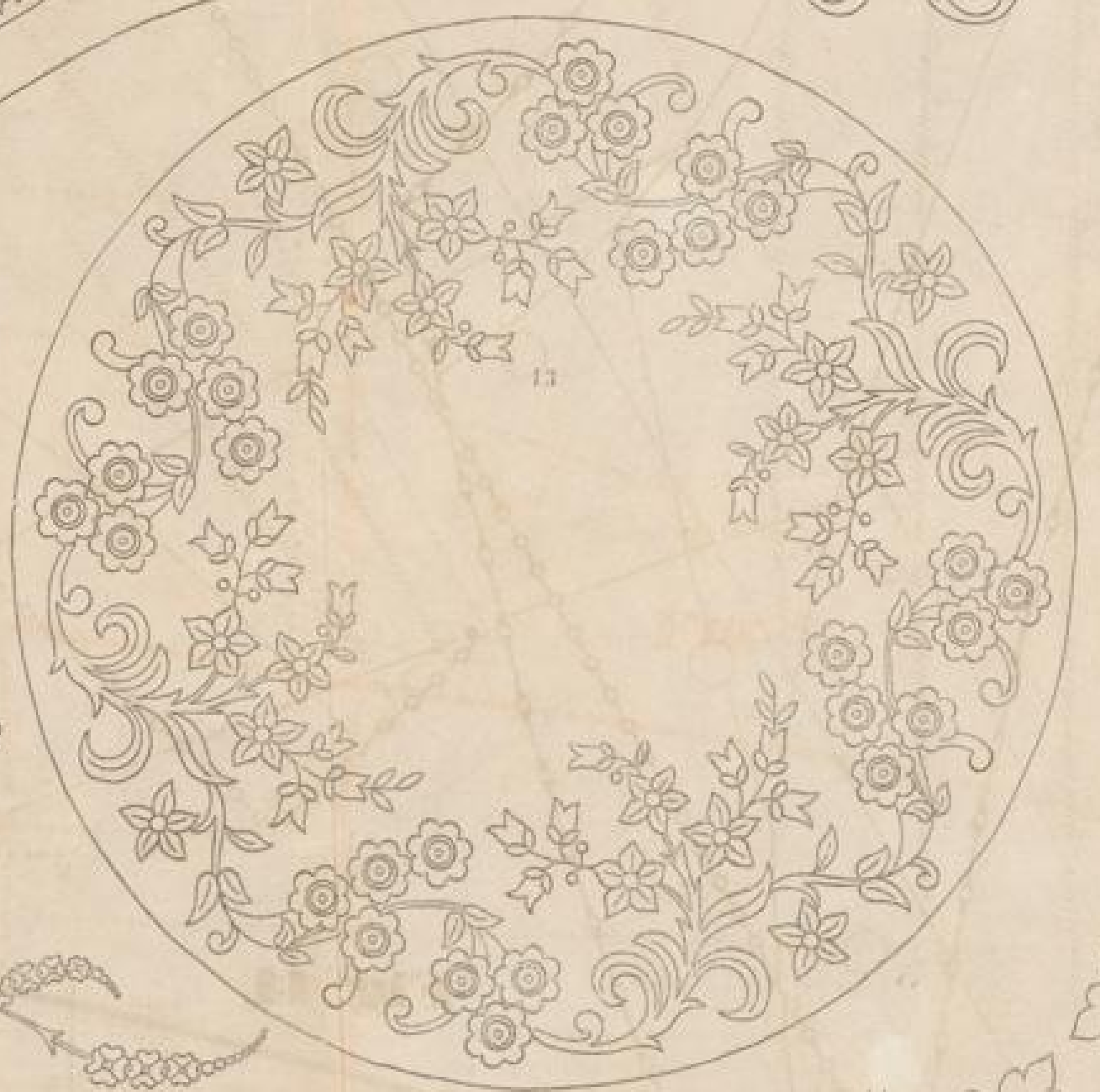
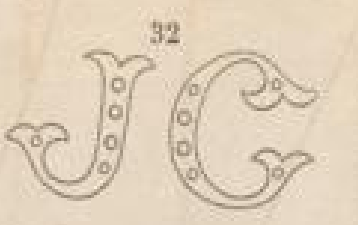
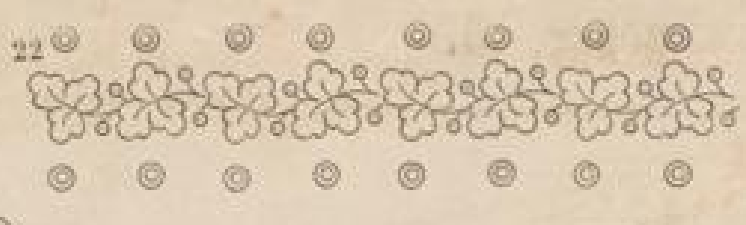
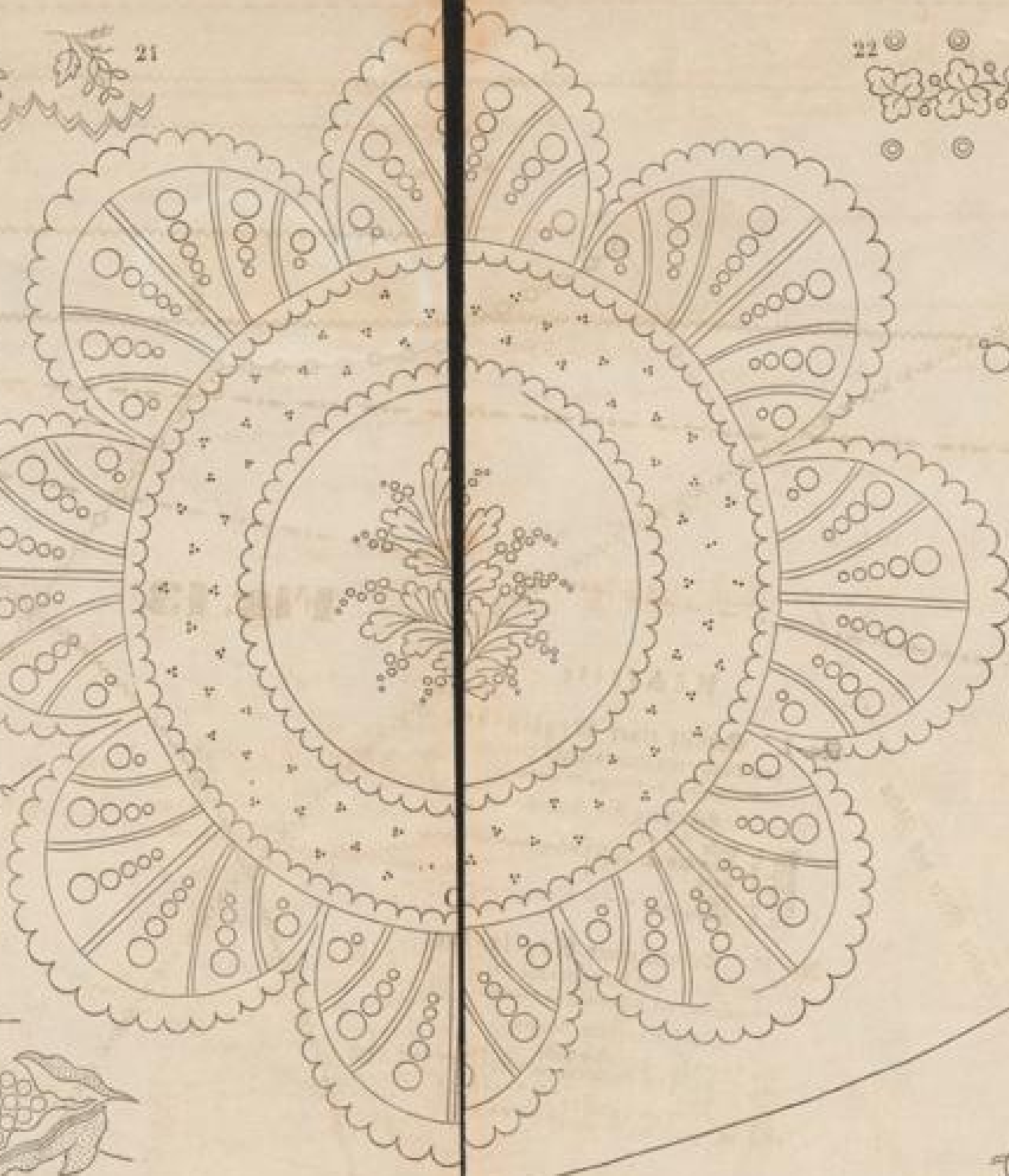
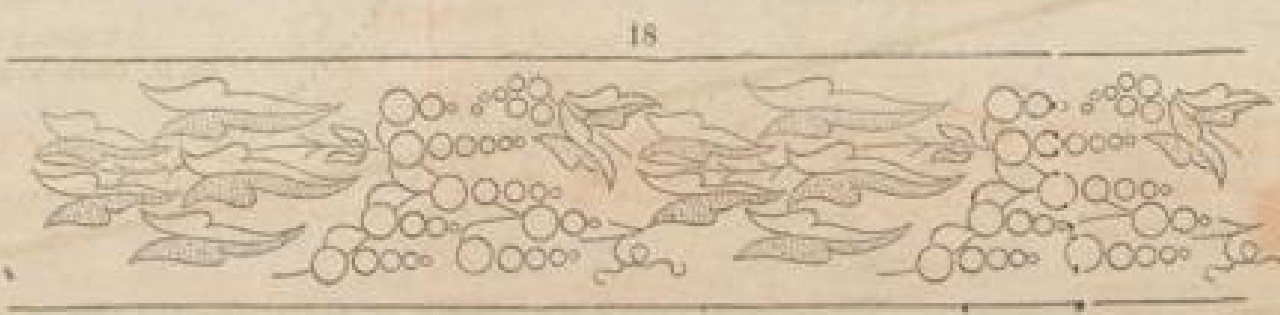
Zu dieser Garnitur schneidet man von steifem schwarzem Füll einen 4 1/2 Centimeter breiten, 73 Centimeter langen Streifen, reißt ein 170 Centimeter langes Stück des Taffetbandes an einer Seite in feine Fältchen und setzt dies an den Füllstreifen, die Weite des Bandes regelmäßig auf die Weite des Füllstreifens vertheilend. Den Füllstreifen befestigt man in kleine doppelte Fältchen und näht ihn in dichter Schlangenform auf die eine Hälfte des Füllgestells, am Ende desselben beginnend und die Garnitur bis zur Mitte des Füllgestells unterbringend, wo man das Ende, d. h. die Querspitze derselben, mit einzieht. Das Ganze muß demgemäß einen länglichen Loufe bilden. Auf dieselbe Weise garnirt man die andere Hälfte des Füllgestells. Auf beiden Seiten wird diese Garnitur so aufgehäuft, daß sie sich etwas nach vorn zu legt, und also hinten in der Mitte ein freier Raum bleibt.

Der vordere einfache Drahtbügel, wird, von den Loufen an, folgender Art mit Taffetband bekleidet: Man schneidet von letztem 2 Stücke, jedes 50 Centimeter lang, reißt beide an einer Seite in Fältchen ein und befestigt damit, von den Seiten aus bis zur Mitte des Bügels, den Draht, das untere Ende der Bandschleife mit dem Ende des Loufes, d. h. mit dem Bandansatz desselben, durch einige Stiche verbindend. Das fraue gewundene Band muß sich übereinander hängenden Gliedern gleich gestalten und hin und wieder am Drahtband festgeheftet werden. Man kann hierbei auch das Band im Ganzen lassen, muß jedoch beim Umwickeln desselben darauf sehen, daß das Gewinde von der Mitte des Bügels aus nach beiden Seiten herunter in entgegengesetzter Richtung läuft. In der Mitte des Bügels wird eine leichte Schleife mit 2 kleinen Enden, von dem schmälern Sammetband angebracht. Die Lücke zwischen den beiden hinteren Loufen ist durch eine große Schleife mit langen Enden auszufüllen. Zu dieser Schleife nimmt man das breitere schwarze Sammetband, befestigt es ringsum etwas kraus mit dem pensée Taffetband, die Enden des Sammetbandes dabei zur Rundung formend (320 Centimeter Taffetband gehören hierzu) — heftet 2 etwas große Schleifen, so daß die Enden einschließlich des Bandbefages ungefähr 52 Centimeter lang bleiben, und befestigt zwischen beiden Schleifen eine kleine Noiette, die man aus einem 43 Centimeter langen krausgezogenen Stück Taffetband bildet. Für eine Brünette würde auch Voucaou ansatz des Pensée kleidend sein; überhaupt hängt hierbei die Entscheidung sowohl vom eigenen Geschmack, als von dem Arrangement der übrigen Toilette ab. [4297]

Hierbei Supplement: Schnittmuster und Weißstickereidessins enthaltend.



Kline



reich Zuk auch

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 39. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 15. October 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. XV. Band.

Ein Königssohn oder der letzte Stuart.

Von J. F. Smith.
(Schluß.)

46. Capitel.

Am andern Tage fuhr die Gräfin Arran mit ihren beiden Pflögeln von ihres Bruders Wohnung aus in einem mit vier langgeschwänzten schwarzen Rossen bespannten Staatswagen zur Gräfin Königsstein. Vorreiter in der Livree der Gräfin Arran ritten der Kutsche voraus, kurz, sie hätte nicht mehr Glanz entfalten können, wäre sie nach Hofe gefahren. Ihr Erscheinen, da sie durch den Park fuhr, machte natürlicherweise nicht geringes Aufsehen, und veranlaßte manche Frage, besonders nach den beiden schönen bleichen Mädchen an der Gräfin Seite, welche in der langen Zeit ihrer Abwesenheit von London allerdings unbekannt geworden war.

Als der Wagen vor dem Kensington-Palast hielt, erstaunte Niemand mehr, als die Dienerschaft der Favorite, denn bisher hatte ihre Gebieterin, die in tiefer Zurückgezogenheit lebte, noch nie einen Besuch von Damen ihres Ranges empfangen.

„Ich komme,“ begann die alte Lady, da sie in das Zimmer geführt ward, wo die Gräfin Königsstein sich aufhielt, „ich komme, Ihnen meinen und meiner Nichten Dank zu sagen für Ihre gütige, uneigennützigte Handlungsweise, die uns Alle so sehr zu Ihren Schuldnern macht.“

„Ich hätte nicht geglaubt,“ antwortete die Favorite Georgs II., „daß das Leben mir noch Freuden aufbehalten habe. Sie belehren mich eines Bessern. Ihr Besuch ist mir eine wahre Freude, er verfährt mich fast mit mir selbst, denn er beweist mir, daß nicht Alle mich verachten.“

„Sie verachten!“ rief Constance mit dem Ausdruck herzlicher Zuneigung. „Wie wäre das möglich!“

„Sie dürfen nicht hier weilen,“ entgegnete die Gräfin Königsstein schnell — „wenn es bekannt würde . . .“

„Ich wünsche, daß es bekannt werde,“ bemerkte die Tante mit hoher Würde und — wie immer in, besonders gehobener Stimmung — im reinsten Englisch. „In dieser Absicht machte ich meinen Besuch so auffallend wie möglich.“

„Ich sehe hier Ihren Einfluß,“ flüsterte die unglückliche Geliebte des Königs Alcen ins Ohr. „Doch noch einmal müssen Sie zu mir kommen,“ setzte sie stehend hinzu, „noch einmal, ehe ich sterbe, damit Sie aus meinen Händen die Schriften empfangen, welche Ihrem Verlobten das Recht auf das Land seiner Väter, das Heimathrecht in dem Vaterlande seines Herzens wiedergeben. Werden Sie kommen?“

„Gewiß, wenn ich in England bin.“

„Wann verlassen Sie es?“

„In einem Monat.“

„So sehen wir uns wieder,“ sprach die Gräfin Königsstein mit schwachem Lächeln; „und nun leben Sie wohl,“ fügte sie hinzu, mühsam von ihrem Sessel sich erhebend, um ihren Besuch zur Thür zu geleiten. Der Arran Sie hoben Ihre Pflicht in edelster Weise erfüllt; ich werde die meine nicht vergessen.“

„Armes Ding; ich freue mich doch, daß ich sie gesehen hab,“ bemerkte die Gräfin Arran, da sie, in ihres Bruders Wohnung zurückgekehrt, an die hinstehende Gestalt der schönen Favorite dachte. „Mir thut das Herz weh um sie,

man sieht's ihr an, sie hat nicht mehr lang' auf dieser Welt zu leben — und 's ist besser für sie. — Sie hat doch erst Frieden im Grabe!“

Noch an demselben Tage ward der Besuch der Gräfin Arran bei der Gräfin Königsstein das herrschende Gespräch der londoner fashionablen Zirkel. Manche lobten die alte Dame wegen dieses freimüthigen, edeln Entschlusses, manche tabelten sie, doch Niemand verkannte ihre Motive, und in sofern die kluge alte Schottin durch die Oäsentation ihres Besuchs die Augen auf sich ziehen wollte, hatte sie in der That den damit verbundenen Zweck erreicht, denn keine Zunge wagte, nach diesem Besuch einen Schatten auf den unbescholtenen Namen der Nichten zu werfen. Der König freute sich entschieden über die Sache, als er den nähern Zusammenhang derselben erfuhr. Eine der Gräfin Königsstein erwiesene Ehre gereichte ihm stets zur größten Genugthuung, und sein Widerwillen gegen seine Schwiegertochter, die Prinzessin Wittve von Wales, hatte zum Theil ihren Grund in dem Eigensinn, womit Ihre Hoheit sich weigerte, die Gräfin Königsstein zu besuchen oder zu empfangen.

Bewegt von diesen Gefühlen, und getrieben von Sehnsucht, sein Opfer zu sehen, spornte der König den Kanzler und alle Betheiligten unaufhörlich zur Eile, die begehrten Documente auszufertigen, ohne welche — so hatte die Gräfin es bestimmt — der Monarch nicht nach Kensington kommen solle. Endlich, nach zehn Tagen, waren beide Pardonbriefe rechtskräftig abgefertigt und gesiegelt, und mit diesen Beweisen seiner Ergebenheit versehen, fuhr der alte König zu seiner Geliebten, welche er mit ungewöhnlicher Pracht gefleidet, ihn erwartend fand.

„Das ist mir in der That sehr schmeichelhaft,“ rief der entzückte Monarch, auf die glänzende Erscheinung der Gräfin blickend, und deren widerstandslose Hand küßend.



„Die Devise paßt nicht: recht, Hoheit,“ sprach Conti spottend, „denn die britische Seemacht hat sich nicht freundschaftlich gegen Sie bewiesen.“ (Seite 299)

Die Favorite antwortete durch ein schwaches Lächeln und blühte auf die Pergamente in des Königs Hand. Dieser breitete sie auf dem Tische aus und folgte beobachtend den Blicken der Gräfin, da sie die Documente aufmerksam durchsah. Sie waren vollständig und rechtskräftig, keine Form dabei vernachlässigt.

„Nun, habe ich mein Versprechen gehalten?“ fragte Georg.

„Königlich, Sire!“

„Und mein Lohn?“

„Soll meine Vergebung sein!“ antwortete die Gräfin. „Nie mehr soll ein Vorwurf wegen der Vergangenheit über meine Lippen kommen. Ich vergebe Ihnen meine vernichtete Jugend, meinen besetzten Namen, meines Vaters Leiden, so wahr ich selbst auf Vergebung hoffe.“

Dies war zwar nicht ganz der Lohn, den der königliche Liebhaber erwartet hatte, doch da er in ihr auffallend bleiches und doch so schönes Gesicht sah, beschlich Etwas, wie ein Gewissensvorwurf sein Herz, und er neigte sich zustimmend. Er fühlte seine Natur fast verändert, der leidenden Geliebten gegenüber.

„Sorgen Sie nur für Ihre Gesundheit, Therese,“ sprach er dringend — „um meinwillen.“

„Ich werde bald aufhören zu leiden,“ entgegnete sie mit einem Blick auf die Pergamente. „Mein letzter Wunsch ist erfüllt! Hören Sie nicht auf das Weibergerasch, Sire,“ fügte sie mit einem Versuch zu scherzen hinzu. „Vergessen Sie es!“

Georg II. fühlte sich trotzdem sehr beunruhigt. Es lag etwas so eigenthümlich Mührendes in der Weise, wie sie diese Worte sprach, daß den König für dieses ihm so theure Leben ernstlich besorgt machte.

„Ich werde Ihnen meinen Arzt senden,“ sagte er.

„Es wird nicht nötig sein.“

„Aber Sie werden ihn doch empfangen?“

„Da es ihr Wunsch ist —“

Der König dankte ihr für ihre Nachgiebigkeit und kehrte eilends, früher als er gedacht, zurück, von Ungeduld getrieben, den Ausdruck seiner Aerzte über den Gesundheitszustand der Gräfin Königsstein zu erfahren.

Am Abend dieses Tages erhielten Alice und Constance eine Aufforderung, sich nochmals nach dem Kensington-Palast zu begeben, und fuhren in Begleitung ihrer Tante hin. Die arme Gertrud kam ihnen weinend entgegen.

„Sie stirbt! Sie stirbt!“ schluchzte sie — „o über den königlichen Tyrannen!“ und war nicht im Stande, die Fragen der theilnehmenden Besucherinnen zusammenhängend zu beantworten.

Die Gräfin Arran mit ihren Nichten trat ein; die Leidende streckte schon von ihrem Lager die Hand den Ankommenden entgegen.

„Es ist vollbracht,“ sprach sie, die Documente des königlichen Patrons in Alicens Hände legend. „Mein Opfer ist nun doch nicht ganz nutzlos gewesen, denn es hat mich ermächtigt, das Glück zweier jungen Herzen zu sichern, die, wenn sie mich auch lebend nicht achten konnten, doch der Todten eine Thräne der Grünerung weihen werden.“

„Ist keine Hoffnung mehr?“ schluchzte Alice.

Die Sterbende erhob ihre Hand und deutete nach oben.

„Dort!“ hauchte sie leise.

Lady Arran war tief bewegt und fragte, ob die Kranke einen Geistlichen wünsche, sie im Gebet zu unterstützen.

„Ihr ganzes Leben war ein Gebet,“ erwiderte Gertrud, „sie harzte aus in schweigender Resignation.“

„Nichtet mich auf!“ bat die Leidende. — „So, ich danke!“

„Ach, es ist schön zu sterben, wenn gütige, mitleidvolle Blicke nahe sind, wenn ich fühle, daß junge, reine, edle Herzen nicht zurückweichen vor dem Todtenbette der Geliebten des Königs! Alice, Alice, ich gehe nun dorthin, wo jedes Leiden endet und das gebrochene Herz Ruhe findet. Sei glücklich mit Allan, und denk zuweilen an mich, deren Fall —“

Die Engel beweinen,“ ergänzte Alice, „denn die Seele blieb unbesleckt. Ich soll an Sie denken! — Ja, ich werde es. — Nimmer, nimmer, so lange dieses Herz schlägt, könnte ich das Wesen vergessen, dem ich mein ganzes Glück danke!“

„Und Allan?“

„Glauben Sie, sein Andenken an Sie werde weniger treu sein, als das meine?“

Ein Lächeln überstrahlte das Antlitz der Gräfin Königsstein, sie reichte ihrer Gertrud die Hand, lehnte ihr Haupt an Alicens Busen und hauchte ruhig ihren letzten Seufzer aus.

Endlich, endlich war der Kampf dieses jungen, schmerzreichen Lebens beendet.

Als der König die Nachricht ihres Todes erhielt, war er dem Wahnsinn nahe. Mehrere Tage schloß er sich in seine Gemächer ein und versagte selbst den Ministern den Zutritt. Nach und nach gelang es zwar den unabweislichen Forderungen der Regierungsgeschäfte und dem eigenen Thätigkeitstrieb des Königs, die Wucht dieses großen Schmerzes von seinem Gemüth zu heben, doch man sah seit jener Zeit selten mehr ein Lächeln auf seinem Gesicht.

Eine Woche nach dem Tode der Gräfin Königsstein verließ Lady Arran und ihre Nichten, von Argyle begleitet, London, um nach Paris zu gehen, wo Sir Allan und Crawford bald die Freude hatten, sie willkommen zu heißen.

„Meine gute, theure Tante,“ rief der Baronet, der Gräfin Arran die Hand küßend, „wie soll ich Ihnen so viele Güte danken?“

„Ja, das weiß ich nicht, Allan, müßte's denn dadurch sein, daß Du Alicen ein guter, braver Ehemann wirst. — Aber, wie hat Paris sich verändert — freilich, ich war zum letzten Mal hier gleich nach meiner Hochzeit, das war zu Ludwig's XIV. Zeiten.“

„D ja, Paris ist etwas verändert,“ antwortete der Baronet lächelnd — „aber bei Hofe werden Sie sich doch vorstellen lassen, natürlich!“

„Wer, ich —“ rief die Lady mit dem Tone des Abscheus, „ich sollte mich in die Zirkel mischen, wo die Dirne, die Marquise von Pompadour, wie sie sie nennen, umherstolzirt. Pstui, Allan, pstui, ich dachte, Du solltest mich doch besser kennen. Scarron's Wittwe, die Maintenon, war mit seinem Großvater verheirathet, dadurch wurde die Sache ein bischen anständig, wenn's auch nicht recht richtig war. Aber Ludwig XV., der schämt sich gar nicht, wie ich höre, öffentlich so ein sittenloses Verhältnis zu unterhalten. Ich werde dem Dauphin meine Hofsrucht bezeugen, das will ich schon thun, aber mit dem Hofe bleibe mir vom Leibe. Ich hab' davon genug gesehen zu meiner Zeit. Aber Alice,“

fügte sie hinzu, „gib doch nun Deinem Vetter die Documente, die ihm sein Eigenthum sichern.“

Das glückliche Mädchen legte die Papiere in die Hand ihres Verlobten. „Dies ist das letzte Geschenk der Gräfin Königsstein,“ bemerkte sie, „sie gab es mir auf ihrem Sterbebett. O, sie hat ein edles Herz!“

„Das hat sie,“ erwiderte Sir Allan. „Wie viel that sie für uns, und einzig aus dem Gefühle der Dankbarkeit.“

Die Gräfin Arran räusperte sich kurz.

„Nicht aus Dankbarkeit, sondern aus Liebe,“ flüüsterte Alice Sir Allan ins Ohr. „Sie gestattete mir, es zu sagen nach ihrem Tode.“

Manche Thräne stieß dem Andenken der unglücklichen Geliebten des Königs von England, und nur aus dankbarer Rücksicht auf sie schoben die Liebenden ihre Vermählung noch eine Zeit lang hinaus. Als sie endlich stattfand, war es der Prinz Karl Eduard, der in der Capelle zu Versailles die Bräute ihren Verlobten zuführte; die Gräfin Arran gab beiden Paaren ihren mütterlichen Segen und freute sich noch manches Jahr des Glückes Derer, welche in ihrem Herzen die Stelle der Kinder einnahmen.

Ob wir diese Erzählung schließen, wird es nötig sein, dem Helben derselben noch einmal zu folgen, dem jungen Chevalier, an dessen Schicksal der Leser ohne Zweifel Theilnahme genug genommen, um einen solchen Nachtrag gerechtfertigt zu finden.

47. Capitel.

Oft, sehr oft schaffte das wirkliche Leben seltsamere Bilder und Ereignisse, als die Dichtung, und kein Leben giebt dafür wohl einen stärkeren Beweis, als das an Wechsel und Abenteuern so reiche des Prinzen Karl Eduard. Geboren mit einem stolzen Namen, mit Ausichten und Ansprüchen auf eine hohe Stellung, schien dennoch das Schicksal stets es sich zum besondern Vergnügen zu machen, das ersehnte Ziel ihm dicht vor Augen zu halten, so nahe, daß er es fassen zu können glaubte, um dann ihn um so bitterer zu täuschen. Hätte Frankreich das Versprechen erfüllt, welches sein Monarch den Stuart's gegeben, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß dieselben unter den Regentenfamilien Europa's ihren frühern Platz wieder eingenommen. Doch sie sollten unglücklich sein. Hilfe und Rath kam ihnen stets zu spät.

Die Schiffe, welche den Prinzen und die anderen flüchtigen Schotten bei Lochanaugh an Bord genommen, landeten nach einer glücklichen Fahrt an Frankreich's Küste. Ursprünglich war es des Prinzen Absicht gewesen, nach Nantes zu gehen, und hätte er diesen Plan ausgeführt, wäre er einem britischen Schiff, von Admiral Lestock befehligt, begegnet. Die Verfolgung zweier englischen Kriegsschuluppen, denen er, von dichtem Nebel begünstigt, glücklich entwich, vermochte ihn, die Richtung zu ändern, und so landete er denn am 29. September bei Morlair, von wo aus er unverzüglich an seinen Vater und seinen Bruder schrieb, um sie von seiner Ankunft zu benachrichtigen.

Er war bei seiner Ankunft in Frankreich von dem Gedanken durchdrungen, der ihn auch nach der Niederlage bei Culloden wohl nie ganz verlassen, daß die französische Regierung ein Heer ihm zur Unterstützung rüsten werde, und aus diesem Grunde besonders wünschte er zugleich den König zu sprechen, um sein Begehren in Anregung zu bringen.

Er verweilte also nur zwei Tage in Morlair, um zu ruhen, und setzte dann seine Reise fort nach Paris. Kurz vor der Stadt traf er einen Trupp junger Edelleute unter Anführung seines Bruders, die ihm entgegen kamen, ohne ihn jedoch gleich zu erkennen, denn er hatte sich bedeutend verändert in der Zeit seiner Abwesenheit, und zwar nicht zum Nachtheil; das Wetter und die Strapazen des Krieges hatten seinen Zügen einen männlichen Ausdruck gegeben, seine ganze Gestalt kräftiger und muskulöser gemacht. Als der rückkehrende Wanderer sich zu erkennen gab, schloß Prinz Heinrich ihn mit herzlichster Liebe in die Arme, und die ihn begleitenden jungen Edelleute stimmten ein in das freudige Willkommen.

Die Regierung hatte das Schloß St. Antoine zum Empfang des Prinzen hergerichtet lassen, war jedoch nicht geneigt, ihn öffentlich als Prinz-Regenten von Britannien aufzunehmen, und als er förmlich um eine Audienz beim König, welcher damals sich in Fontainebleau aufhielt, nachsuchte, ward ihm diese nicht öffentlich, sondern vielmehr als ein Privatbesuch bewilligt. Die Ursache dieses Benehmens lag darin, daß Frankreich, durch mehrfache kriegerische Verluste, namentlich zur See, geschwächt, die Nothwendigkeit eines Friedens mit Großbritannien einzusehen begann. Ludwig XV. wollte daher dem englischen Hofe so wenig als möglich Veranlassung zur Klage geben, konnte aber gleichwohl nicht umhin, dem seltsamen Geschie und dem ritterlichen Verhalten des jungen Prinzen Theilnahme und Bewunderung zu zollen.

Da dem Prinzen Karl Eduard nun nicht gestattet ward, öffentlich als Regent von England dem Könige seine Aufwartung zu machen, so beschloß er, seinen Besuch wenigstens so auffallend als möglich einzurichten. Er erschien in Fontainebleau in prachtvoller Equipage, in reicher Kleidung, in Begleitung des Lord Escho und Ogilvie, seines Secretairs Mr. Kelly, des ältern Lochiel und mehrerer anderer Freunde, die in anderen Equipagen folgten. Der König Ludwig XV., welcher ihn zum ersten Mal in seinem Leben sah, empfing den Prinzen mit einer herzlichsten Umarmung und einer höflichen Anrede, welche der durch Höflichkeit ausgezeichneten Nation vollkommen würdig war.

„Mein theurer Prinz,“ sprach Ludwig, „ich danke dem Himmel, daß er mir die außerordentliche Freude gönnt, Sie nach so vielen Gefahren und Mühseligkeiten sicher zurückgeführt zu sehen. Sie haben bewiesen, daß Sie die großen Eigenschaften des Helben und Philosophen in sich vereinigen, und ich hoffe, einst wird der Tag kommen, der Ihnen ungewöhnlichen Verdiensten den Lohn bietet.“

Nach kurzem Aufenthalt beim König begab sich der Prinz in die Gemächer der Königin, welche ihn ebenfalls huldvoll empfing. Der ganze Hof überhäufte ihn mit Glückwünschen, und er und seine Begleiter soupirten diesen Abend im Palast.

Die Regierung hatte bereits von dem traurigen Zustand der schottischen, nach Frankreich geflüchteten Officiere Kenntniß genommen und die Summe von 34 000 Pfund zur Verteilung unter dieselben bestimmt. Eine andere große Summe ward unter die der Person des Prinzen attachirten Officiere, an den jüngern und ältern Lochiel, Lochgarry, John Roy Stuart, ihrem Range nach, verteilt,

Lord Douglas, sogar zum Commandeur eines Regiments ernannt. Als der Prinz mit dem Gesuch einer neuen Expedition in den Gunsten hervortrat, ward ihm mit Kälte begegnet. Nachdem Karl Eduard noch zwei Mal mit dem Könige eine Unterredung gehabt, überreichte er ihm eine Schrift, in welcher er jenen höchsten Wunsch seines Herzens seiner Majestät aufs Dringendste empfahl. Er erklärte darin, daß die Schotten, durch die Härte der gegenwärtigen Regierung an den Rand des Glücks getrieben, bei jedem fernern Landungsversuch mit geeigneter Kriegsmacht sich in dreifach großer Zahl ihm anschließen würden; er sprach darin die Ueberzeugung aus, daß eine mäßig große Armee regulärer Truppen hinreichend sei, dem Volke von Großbritannien das Abwerfen des verhassten Joche zu ermöglichen. 18,000 oder 20,000 Mann würden genügen sein, und diese beehrte der Prinz von der französischen Regierung.

Der Gedanke einer Erneuerung des Krieges ging indes nicht allein in der ehrgeizigen Seele des Prinzen auf, sondern wurde von seinen schottischen Freunden gleichfalls mit Eifer genährt, von Keinem mehr, als dem jüngern Lochiel, der lange Zeit das ihm angebotene französische Regiment ausschlug, um dadurch der Vermuthung vorzubeugen, als habe der Prinz keine Unterstützung mehr von Frankreich zu erwarten. In Wahrheit ging die Regierung auf das Begehren Karl Eduard's nicht ein Geringen ein, doch dieser, stets noch hoffend, schrieb auch an den König von Spanien, der Condolation um den Tod des kürzlich verstorbenen Monarchen Philipp V. den Wunsch hinzufügend, der königliche Sohn möge die Freundschaft, die sein Vater den Stuart's bewiesen, nicht erkalten lassen.

Als die Weigerung des französischen Hofes, ihm mit thätiger Hilfe beizustehen, dem Prinzen endlich bestimmt einleuchtete, verließ ihn seine bisherige Mäßigkeit gänzlich. Jeder leidenschaftlich genährte Wunsch, dem sich unübersehbare Hindernisse entgegensetzten, übt einen störenden Einfluß auf das menschliche Gemüth; so schreibt sich denn auch die Umwälzung in Karl's Charakter von dieser Zeit her, eine Umwälzung, die in der That leider so groß war, daß man in mittlerem und höherm Alter keine Spur des edeln, hochherzigen, heldenmüthigen Jünglings mehr entdeckte, welcher 1745 die hochländische Armee anführte.

Sein Vater machte ihm die ernstlichsten Vorwürfe über den Ton, welchen er gegen den französischen Hof annahm, doch vergebens. Eben so wenig nahm er Rath an von den zahlreichen edeln und würdigen schottischen Officieren, welche in Paris gegenwärtig waren; sein einziger Rathgeber blieb sein Secretair Kelly, ein des Vertrauens sehr unwürdiger Mann.

Ende Januar 1747 verließ er Paris und ging nach Avignon, gegen den Willen mancher seiner Freunde, welche diesen Schritt als öffentliches Bekenntniß anjahen, daß er seine Sache für hoffnungslos halte. In Wahrheit aber beabsichtigte er eine heimliche Reise nach Madrid, um zu versuchen, ob Ferdinand VI. ihm vielleicht die Unterstützung gewähre, die ihm von Ludwig XV. versagt blieb. Er erreichte Spaniens Hauptstadt Anfang März, ward vom König höflich empfangen, sprach diesem sein Begehren aus, mit Mannschaften, Waffen und Kriegsschiffen unterstützt zu werden zur Wiedereroberung seiner Rechte, erhielt jedoch die Antwort, daß Spanien gegenwärtig keine Kriegsschiffe misjen könne. Obgleich die anderen Punkte seines Gesuchs scheinbar günstiger aufgenommen wurden, so fand er doch in Kurzem, daß er vergebens gebeten, und kehrte am 24. März nach Paris zurück.

Hier erneuerte er seine Forderungen an den französischen Hof, doch abermals ohne Erfolg. Bald nach seiner Rückkehr nach Paris machte er auch den Plan, der Czarin von Rußland seine Hand anzubieten unter der Bedingung, daß sie ihm ihre Hilfe zusage, ein Plan, den sein Vater, als nicht im Geringsten zum Ziele führend, gänzlich verwarf und den Sohn von der Ausführung desselben zurückhielt.

Aus allen diesen Unternehmungen geht hervor, mit welchem Eifer Karl Eduard strebte, sich wieder an die Spitze einer Expedition in Großbritannien zu stellen, und wie sehr er die jetzige Zeit zum Gelingen seiner Pläne geeignet hielt; daher fürchtete er zwei Dinge über Alles, weil sie jeden neuen Eroberungsversuch unmöglich machen mußten, nämlich den Frieden zwischen Frankreich und England, den die Franzosen endlich wünschten, und die vollständige Unterjochung und Entwaffnung der schottischen Hochländer durch die britische Regierung, ein Ereigniß, welches auch seine englischen Anhänger gänzlich entmüthigen mußte, da ohne Unterstützung der kriegerischen Schotten an eine Restauration der Stuart's nicht zu denken war.

Kein Wunder also, daß Karl unter der Last dieser Besürchtungen seufzte. Der Frühling verging, der Sommer kam, und noch war keine Aussicht, daß Frankreich ihm die begehrten Truppen bewilligen werde. Die französische Regierung bot dem Prinzen eine hohe Pension an, die er jedoch ausschlug, und der junge Lochiel übernahm nur mit Widerstreben das Commando des ihm angetragenen Regiments.

Zu dieser Zeit, im Juni 1747, als Karl Eduard schmerzlich litt unter seiner Ohnmacht und Abhängigkeit von der Gunst fremder Höfe, zu dieser Zeit geschah es auch, daß sein Bruder Heinrich, mit seines Vaters voller Zustimmung, Geistlicher ward, und vom Papste den Cardinalshut annahm. Karl wüthete, als er von diesem Schritt hörte, der, wie er voraussetzte, seinen Ansprüchen in England den größten Schaden thun, und überdies als ein schweiges Bekenntniß angesehen werden müßte, daß die Familie Stuart auf die Krone verzichte. So sehr Karl früher seinen Bruder geliebt, so gänzlich verbannte er ihn jetzt aus seinem Herzen, ja er konnte es seinem Vater kaum verbergen, daß sein Einfluß den Bruder in diesem Entschlusse bestärkte.

Monate vergingen, während welcher wenig vom Thum des Prinzen zur Kenntniß seines Vaters noch des Publicums gelangte. Die Heimlichkeit, welche er bei seinen Wanderungen in den Hochlanden so vielfach geübt, wenn er von einem Schlupfwinkel zum andern, von einem Freunde zum andern floh, suchte er jetzt wieder hervor, wenigleich zu anderen Zwecken, wie überhaupt die Heimlichkeit später einen hervorstechenden Zug seines Wesens bildete.

Man legte ihm zur Last, daß er sich mehr über die von den Engländern, als über die von den Franzosen, seinen Verbündeten, gewonnenen Siege freue; wie seine Gedanken hierüber gewesen sein mögen, ist schwer zu ergründen, doch so viel ist gewiß, daß er Ludwig XV. brieflich zu seinen Siegen gratulirte.

So viel in seinen Kräften stand, unterstützte er die ar-

men schottischen Edelleute, welche in Frankreich Zuflucht gesucht; doch in diese Zeit, in das Jahr 1747, fällt auch zuerst die Wahrnehmung von des Prinzen unglücklicher Neigung zum Trunk, welche seine späteren Lebensjahre so sehr verdunkelte. Ohne Zweifel hatte das kriegerische Leben in den Hochlanden, wo der Genuß starker Getränke zur Tagesordnung gehörte und bei den Strapazen des Krieges nicht wohl umgangen werden konnte, den ersten Grund zu der Gewohnheit des Trunkens gelegt, die erst später in unbezwingliche Neigung ausartete.

Im Frühling 1748 nahmen Frankreichs Friedenswünsche eine bestimmte Form an, und da der König zuvörderst auf die ihm gemachten Vorschläge einging, kamen die kriegführenden Mächte überein, einen Congreß zu Aachen zu halten. Karl sah in diesen Ereignissen den Todesstoß seiner Hoffnungen, doch, von Leidenschaft verblindet, hatte er nicht die Klugheit, mit Ergebung sich in ein Schicksal zu finden, das abzuwenden nicht in seiner Macht stand. Während des Sommers, da die Unterhandlungen stattfanden, wurde erwartet, er werde sich schnell aus Frankreich hinweg begeben, da kein Zweifel blieb, daß der König von Frankreich ferner verhindert sein würde, ihm Asyl zu gewähren. Trotzdem aber miethete der Prinz ein schönes Haus auf dem Theatiner Quai und richtete sich ein in einer Weise, welche seine Absicht, in Paris zu bleiben, vollständig an den Tag legte. Sprach Jemand mit ihm von den Friedensunterhandlungen, so affectirte er Gleichgültigkeit und ging auf ein anderes Gespräch über. Dies war noch nicht Alles. Er ließ sogar eine Medaille prägen, welche auf einer Seite seinen Kopf, auf der andern eine Anzahl Schiffe zeigte mit den Worten: „Amor et spes Britanniae“ (Britanniens Liebe und Hoffnung). Für Frankreich lag eine offene Beleidigung in diesem Act, da es durch die englische Marine sehr viel gelitten. Die Minister empfanden ihn daher sehr übel und drangen in den König davon Notiz zu nehmen, doch dieser weigerte sich, um den Prinzen nicht noch mehr in Verzweiflung zu treiben.

Der Prinz von Conti, ein sehr stolzer Edelmann, redete Karl Eduard in den Luxemburg-Gärten an, und erwähnte in scherzhafter, etwas höhniischer Weise die Medaille. „Die Devise paßt nicht recht, Hoheit,“ sprach Conti spottend, „denn die britische Seemacht hat sich nicht sehr freundschaftlich gegen Sie bewiesen!“

„Sehr wahr, Prinz,“ entgegnete Karl Eduard, „aber dennoch nehme ich für die englische Seemacht gegen alle ihre Feinde, welche sie auch seien, Partei. — Denn immer betrachte ich den Ruhm Englands als meinen eigenen, und sein Ruhm ist in seiner Seemacht.“

In vortheilhaftem Lichte erschien der Prinz Karl Eduard wiederum in dem Protest, den er, zur Wahrung seiner Rechte, den Repräsentanten der verschiedenen Mächte zu Aachen vorlegen ließ. Dieses Document, vom 16. Juli von Paris aus datirt, protestirt gegen Alles, was die Versammlung zur Unterdrückung oder Verminderung der gesetzlichen Rechte seines geehrten Vaters und Herrn sagen, thun, oder festsetzen möge, und erwähnt dabei des von seiner Familie erlittenen Unrechts, so wie der ihm von seinem Vater übertragenen Macht. „Wir erklären,“ spricht er im Verlauf der Schrift, „daß wir als null und nichtig betrachten und stets betrachten werden Alles, was zu Gunsten und Anerkennung eines andern Beherrschers von England, als des erhabenen, erlauchten König James III., Unserer hochverehrten Vaters und Herrn, oder dessen nächstem Erben, festgesetzt wird. Schließlich erklären wir, daß alle Unterthanen Unserer verehrten Herrn und Vaters, besonders die, welche uns Beweise ihrer Zuneigung an unsere königliche Familie und an die ursprüngliche Landesverfassung gegeben haben, uns theuer bleiben werden, daß nichts die aufrichtige, lebendige Liebe zu ihnen unterdrücken soll, welche uns von der Geburt an begleitet, und daß Unser Dank für ihre Treue, ihren Eifer und ihren Muth nimmer in uns erlöschen soll. Weit entfernt, jemals den Vortheilen Gebör zu geben, welche darauf ausgehen, diese unzerreißbaren Bande zwischen uns und Unserm Volk zu schwächen, werden wir im Gegentheil uns stets innig demselben verpflichtet fühlen, Alles wohl beachten, was zu seinem Glück dienen könnte, und stets bereit sein, den letzten Tropfen Unseres Blutes zu vergießen, um es von fremdem Joch zu befreien.“

Herr v. Montesquieu, dem Karl eine Abschrift dieses Documentes zu nehmen gestattete, sagte ihm viel Lobendes über die Einsicht, die Würde und die Beredsamkeit, welche er darin entfaltet.

Der Prinz sandte auch eine Copie dieses Protestes an den König von Frankreich mit der Versicherung, daß er, wenn auch zur Vertheidigung seiner Rechte genöthigt, doch vor der geheiligten Person Sr. Majestät die größte Ehrfurcht hege, und hoffe, Seine Freundschaft nie zu verlieren.

Unterdessen war bekannt geworden, daß der Friedensvertrag Clauseln enthalte, welche Karl längeres Verweilen in Frankreich nicht gestatteten. Da der König sah, daß der Prinz nicht, wie zu erwarten stand, freiwillig das Land verlasse, so schickte er den Cardinal von Tencin an ihn, um mit der Instruction, den Prinzen auf möglichst schonende Weise von der Nothwendigkeit seiner Entfernung zu überzeugen. Der Cardinal führte seinen Auftrag mit der größten Discretion aus, doch Karl gab ihm nur ausweichende Antworten, und der Abgesandte mußte sich zurückziehen, ohne einen genügenden Bescheid über die Entschlüsse Sr. Hoheit empfangen zu haben. Der König wartete einige Tage in der Hoffnung, Karl werde abreisen, doch als dies nicht geschah, sandte er einen andern Boten mit dem Auftrage größerer Dringlichkeit. Diesmal fiel die Wahl auf den Herzog von Savoyen, Gouverneur von Paris, der außer der Weiung, des Prinzen Abreise zu fordern, noch eine carte blanche empfangen, auf welche Karl jede beliebige Summe schreiben sollte, die er als Pension wünschte. Der König wollte sie ihm gewähren, wenn der Prinz sich seinem Begehren gehorsam zeigte. Als jedoch der Abgesandte seine Botschaft vortrug, behandelte Karl ihn mit unzweideutiger Verachtung. „Bon Pension ist hier gar nicht die Rede,“ rief er, „ich will nichts, als daß der König mir sein Wort halte.“

Der Herzog setzte ihm die Verträge auseinander, welche seine Entfernung aus Frankreich forderten, doch Karl seinerseits berief sich auf den frühern Vertrag zwischen Sr. Allerhöchsten Majestät und ihm, durch welchen sie gegenseitig sich verbündet.

Da der Herzog von Savoyen auf diese Weise unverrück-

teter Sache zurückkehrte, ward der Graf Maurepas und nach diesem der päpstliche Nuntius mit derselben Botschaft abgesandt, ja der König schrieb einen eigenhändigen Brief an den Prinzen. Doch Alles ohne Erfolg.

Da keine Partei sich bewegen wollte, diese seltsamen Vorgänge geheim zu halten, so war die Kunde davon bald über ganz Europa verbreitet. In Paris war das Interesse dafür so groß, wie es sich kaum bei irgend einer andern Gelegenheit gezeigt. Ein junger Mann in so eigentümlichen Verhältnissen, welcher der Macht des großen Monarchen trotzte, mußte natürlich in diesen Kreisen durch seine Kühnheit in Staunen setzen. Seine Thaten in Schottland, der Zauber seiner persönlichen Erscheinung, hatte die Pariser schon längst zu seinen Bewunderern gemacht, doch diese Bewunderung erreichte den höchsten Grad durch die Trübsale, die der Prinz zu erdulden hatte. Karl Eduard war jetzt in Paris Gegenstand höhern Interesses, als der König selbst. Erschien er auf den öffentlichen Spaziergängen, so scharte sich ein förmlicher Hofstaat um ihn, kam er ins Theater, so ward er der einzige Gegenstand der Schaulust. Seltam, immer und überall schien er der Einzige, welchem sein Schicksal nicht zu Herzen ging; heiter und unbefangen, als belaste kein Kummer seine Seele, unterhielt er sich mit den ihn umgebenden Herren, während Aller Augen mit mitleidvoller Bewunderung an ihm hingen, und seinem Geschick manche Thräne floß.

Dieses vom Publicum so rüchhaltslos ausgesprochene Wohlgefallen an dem erlittenen Prinzen war dem König durchaus nicht angenehm, viel weniger den Ministern. Ja, es gab auch noch andere Personen, die sich dadurch beleidigt fühlten; Lord Cathcart und Carl von Suser nämlich, zwei britische Edelleute, die sich in Paris aufhalten mußten als Geiseln, um die Wiedererstattung des Cap Breton an die Franzosen, seine ursprünglichen Besitzer, sicher zu stellen. Karl hatte sich öffentlich mit Bitterkeit geäußert, daß die britische Regierung sich verabsäume, Geiseln an Frankreich zu stellen, und den beiden Gentlemen konnte es nicht entgehen, daß man sie mit schlecht verhehlter Verachtung behandle, während dem offenen Feinde ihres Landes überall mit der höchsten Achtung begegnet ward.

Darüber im Innersten verlegt, beklagten sie sich bei dem König von Frankreich, daß er einen wichtigen Artikel des Vertrages noch nicht erfüllt. Der König entgegnete ihnen, er warte in dieser Beziehung nur die Rückkehr eines Botschafters von Rom ab, welcher ihm Antwort auf einen Brief an den alten Prätextenten bringen sollte. Sobald dieser Brief, worin er den Vater Karls ersucht, seine Autorität zur Abberufung des Sohnes geltend zu machen, nicht den erwarteten Erfolg habe, so werde er ernstere Maßregeln ergreifen.

Der Gesandte des Königs kehrte am 9. December 1748 von Rom zurück mit einem Briefe des alten Chevalier, in welchem ein anderer unter offenem Siegel an seinen Sohn enthalten, worin er diesem befohl, den Wünschen des Königs zu gehorchen. Ludwig, nachdem er diese letztere Epistel gelesen, sandte sie an Karl, um ihm noch eine Gelegenheit zu geben, seinen Gehorsam in des Königs Willen anzukündigen. Doch der unbeugsame Prinz hielt es für gerathen, selbst gegen seines Vaters Willen auf seiner Ansicht zu bestehen. Er erklärte offen, daß weder Verheißungen noch Pensionen, noch sonstige Vortheile ihn bewegen könnten, auf seine Rechte zu verzichten, daß er im Gegentheil entschlossen sei, bis zum letzten Augenblick nach deren Wiedererlangung zu streben.

Sobald der König erfuhr, daß der Prinz nicht geneigt sei, Paris zu verlassen, berief er einen Staatsrath, welcher beschloß, den Prinzen zu arretiren und ihn mit Gewalt aus dem Königreich zu bringen.

Ludwig war ernstlich betrübt, den unglücklichen Bundesgenossen respectwidrig behandeln zu müssen, und hegte noch immer eine so warme Zuneigung für ihn, daß er, da der Arrestbefehl zur Unterzeichnung ihm vorgelegt ward, traurig ausrief: „Armer Prinz! Wie schwer ist es für einen König, ein treuer Freund zu sein!“

Um 3 Uhr Nachmittags ward der Befehl unterzeichnet, und noch vor Abend ging die Nachricht davon durch Paris wie ein Lauffeuer. Einer von des Prinzen Anhängern theilte ihm die Kunde mit, doch er schenkte ihr keinen Glauben, oder that vielmehr so, als glaube er sie nicht.

Als Allan Glencairn und Crawford hörten, daß die Gesetze der Gastfreundschaft und die Würde des Unglücks in der Person des Prinzen so arg beleidigt werden sollten, eilten sie zu ihm und boten ihm ihre Dienste an.

„Danke, Danke!“ rief Karl. „Ich will Sie nicht mit hinabziehen bei meinem Fall. Es wäre ein nutzloses Opfer. Uebrigens,“ fügte er stolz hinzu, „Louis hat bis jetzt nur gedroht, er wird die der Königswürde schuldische Ehrfurcht in meiner Person nicht so ungeheuer verletzen.“

Sir Allan schüttelte das Haupt. Dogleich erst kurze Zeit in Frankreich anwesend, hatte er doch bereits die Ueberzeugung erlangt, daß Ludwig XV. jeder niedrigen Handlung fähig sei.

Abertmals drangen Crawford und Allan in den Prinzen, ihre Dienste anzunehmen; sie wurden dankbar, doch fest, abgewiesen.

„Da Ihre Hoheit,“ bemerkte Crawford, „nun über unsere Ergebenheit nicht in Zweifel sein können, werden Sie uns verzeihen, wenn wir, im Vertrauen auf frühere Freundschaft und Waffenbrüderschaft, uns die Freiheit nehmen, unbegehrten Rath zu ertheilen.“

„Reben Sie!“ sprach der Prinz.

Die Freunde zögerten eine Weile.

„Reben Sie offen!“ wiederholte Karl.

„Da Ihre königliche Hoheit es erlaubt, so bitten wir, Sie möchten in Erwägung ziehen, ob es nicht würdiger gehandelt sei, freiwillig ein Land zu verlassen, das Ihnen Gastfreundschaft verweigert?“

„Und seine heiligen Verträge bricht,“ fügte der Baronet hinzu.

„Ich weiß, ich fühle Alles, was Sie sagen wollen,“ rief der Prinz mit Bitterkeit. „Aber ich will meinen Vetter Louis zu dieser Schleichthätigkeit zwingen. Mag er seinen Vertrag brechen und Europa das Schauspiel geben, einen königlichen Prinzen, seinen Gast, in seiner Hauptstadt wie einen Schurken festnehmen zu lassen! Die Geschichte wird mich rächen. Meine Freunde,“ fügte er hinzu, „ich weiß so gut wie Sie, daß die Beleidigung wirklich stattgefunden wird, obgleich ich daran zu zweifeln scheine. Ihre Freundschaft kann mir hier nicht beistehen, denn ich denke nicht daran, mich zu wider-

setzen. Beim Andenken an unsere Vergangenheit beschwöre ich Sie, lassen Sie mich allein meinem Schicksal entgegen gehn.“

Mit schwerem Herzen verließen ihn die Freunde, und Karl Eduard ging diesen Abend in die Oper mit noch geringerer Begleitung als sonst.

Die Vorbereitungen zu seinem Arrest waren seinem Range angemessen, oder vielmehr ganz im Verhältnis zu der großen Anhänglichkeit, welcher er sich zu erfreuen hatte. Nicht weniger als 1200 Gardisten wurden um den Hof des Palais Royal postirt. Eine große Zahl Sergeanten und Grenadiere mit Kürassen und Helmen füllten die Zugänge zum Opernhaufe, Soldaten der Stadtpolizei standen in allen Straßen, die Wagen aufzuhalten. Grenadier-Sergeanten waren, als die kühnsten, auserwählt, den Prinzen zu ergreifen. Zwei Compagnien Grenadiere wurden in dem Küchenhof aufgestellt, wo der Herzog von Biron, Commandeur der französischen Garde, dem die Oberaufsicht übertragen war, in einem Wagen verkleidet sich aufhielt, um den Ausgang des Unternehmens abzuwarten. Die Musquetaire hatten Ordre, sich ritterlich zu halten, und Truppen standen auf der Straße vom Palais Royal nach dem Staatsgefängniß von Vincennes, wohin der Prinz gebracht werden sollte. Weile und Leitern wurden herbeigeschafft, Schlosser standen bereit, für den Fall, daß er in ein Haus flüchte, und auf dem Wege der Belagerung ergreifen werden müsse. Ein Arzt und drei Wundärzte waren gleichfalls zur Stelle, bei vorkommenden Verwundungen ihre Hilfe zu spenden.

In diese wohl vorbereitete Schlinge trat Karl Eduard mit der ganzen Kühnheit eines Verzweifelnden. Umsonst rief ihm noch auf dem Wege zur Oper eine warnende Stimme zu, daß das Opernhaus besetzt sei; er fuhr demohnerachtet wie gewöhnlich vor. Doch kaum hatte sein Fuß den Boden berührt, als sich sechs in Civilkleider geküllte Sergeanten seiner Person bemächtigten und ihn von der Straße in den Hof des Palais Royal trugen. Die Soldaten hielten unterdeß die vorrängende Menge mit ihren Bajonetten zurück, und arretirten die wenigen Personen in des Prinzen Begleitung.

Als Karl Eduard im Hof des Palais Royal angekommen, näherte sich der Major von Vandrenil, von dem Herzog von Biron beauftragt, Sr. Hoheit und sprach:

„Prinz, Ihre Waffen! Ich arretire Sie im Namen des Königs!“

Karl, jetzt wieder auf seinen Füßen stehend, präsentirte augenblicklich sein Schwert, doch damit noch nicht zufrieden, untersuchten die Soldaten seine Kleidung noch genauer, fanden ein Paar Pistolen und einen Dolch, die sie, so wie ein Buch und ein Federmesser, ihm gleichfalls wegnahmen. Hierauf banden sie ihn mit einer seidenen Schnur, deren der Herzog von Biron zehn Ellen mitgebracht, und brachten ihn eiligst in einen Miethwagen, der, von starker Wache begleitet, den Gefangenen seinem Bestimmungsorte zuführte.

Unterdessen begab eine andere Abtheilung Militair sich in seinen Palaß, arretirte seine Dienerschaft und brachte sie nach der Bastille, von wo sie übrigens bald entlassen wurde.

Karl ward nach dem Schloß Vincennes in eines der oberen Zimmer, ein kleines Gemach, gebracht, wo man ihn der Ruhe überließ. Ein einziger Freund war bei ihm, der treue Neil Macdchan, welcher ihn auch auf seiner Wanderung durch die Insel Ethe begleitete.

So lange noch ein Soldat oder ein französischer Officier gegenwärtig, hatte der Prinz seine stolze Miene behalten, und in stolzen Worten gesprochen, um zu zeigen, daß er über seinen Unglück stehe. Doch als er endlich in dem kleinen Raum allein gelassen ward, nur einen Freund neben sich, der ihn beobachten konnte, da sank er erschöpft auf einen Stuhl, hielt die Hände vor das Gesicht und rief, in Thränen ausbrechend: „O, meine treuen Hochländer! Ihr hättet mich nicht so behandelt — wollte Gott, ich wäre noch bei Euch!“

Bis zum 15. blieb Karl in diesem Gemach, dann ward er, auf sein Ehrenwort, den französischen Boden nicht wieder zu betreten, von Vincennes unter militairischer Begleitung in kurzen Stationen nach Avignon gebracht.

Es ist eine rührende, man möchte sagen versöhnende Erscheinung in dem Leben des unglücklichen Karl Eduard, daß er in einjamen Stunden, namentlich in der letzten Zeit seines Daseins, so gern auf der Sackpfeife jene Melodien spielte, die in den Hochlanden einst im Bivouac ihn ergöteten, oder ihn zum Siege führten. Eine schöne Sammlung solcher Pfeifen, mit Silber ausgelegt, die Sacke mit seidenem Tartan überzogen, ihm einst gehörig, war kürzlich noch im Besitz eines schottischen Edelmanns. Ueberhaupt war der Prinz ein leidenschaftlicher Musikfreund, und der Musiker Domenico Corri, der ihn in Rom bei den von dem englischen und einheimischen Noel gegebenen Concerten kennen lernte, giebt einige interessante Notizen über Karl Eduards spätere Lebensjahre. In seiner von ihm selbst erzählten Lebensgeschichte spricht der genannte Musiker unter andern folgendermaßen:

„Es war zur Zeit des Pontificats Ganganelli's, der dem Prinzen Karl Eduard, dem Prätextenten, Bruder des Cardinals York, befreundet war. Der Prinz gab dem Adel häufig Concerte, deren Leitung mir übertragen ward. Schon zwei Jahre vor dieser Zeit hatte ich mit dem Prinzen Karl häufig verkehrt; er lebte damals ganz zurückgezogen, da der damalige Papst den von ihm beanspruchten Titel nicht anerkannte, und sah selten Jemand bei sich. In dieser seiner Zurückgezogenheit füllte der Prinz die Stunden mit Arbeit und Musik aus, welche Kunst er außerordentlich liebte. Ich blieb gewöhnlich des Abends bei ihm, der Prinz spielte das Violoncell, ich die Harfe; auch componirten wir kleine Musikstücke. Diese tête-à-tête hatten einen düstern Charakter. Das Zimmer, in dem wir saßen, war mit altem rothen Damast bekleidet, zwei Lichter erhellten es spärlich, und auf dem Tisch lagen zwei geladene Pistolen, die der Prinz von Zeit zu Zeit prüfte und wieder hinlegte. Wir wollten diese Instrumente durchaus nicht behagen. Daß Benehmen des Prinzen war übrigens immer mild, leutselig und liebenswürdig.“

Im September 1787, einen baldigen Tod voraussehend, legitimirte Prinz Karl durch ein von dem pariser Parlament ausgestellt Document seine natürliche Tochter, die er zur Gräfin von Albanien und zugleich zu seiner einzigen Erbin ernannte. Die letzte Zeit seines Lebens brachte er in Florenz in einem Palaß der Via Bastiana zu, welcher noch im Jahre 1818, als er der Herzogin von San Clementa gehörte, viele Kronen, Devisen und Zierathen aufzuweisen hatte, womit der Prätextent während der Zeit, da er dort wohnte, ihn hatte schmücken lassen.

Am 13. Januar 1788 erlag der Prinz Karl Eduard einem Schlaganfall, und starb in den Armen eines treuen Freundes, Mr. Nairne, Sohn des verbannten Lord Nairne. Seine Ansprüche an den britischen Thron übertrug er seinem Bruder, dem Cardinal von York. Der Tod des Prinzen veranlaßte einen Paragraphen in den Zeitungen, machte aber sonst wenig Geräusch in der großen Welt. In Schottland jedoch, wo sein Name mit romantischen Ereignissen und historischen Erinnerungen verknüpft, blutete manches Herz bei der Nachricht, daß das letzte Glied des erlauchten Geschlechts nicht mehr sei.

Walter Scott gedenkt eines Edelmanns, Namens Stuart, welcher seinem Vater befreundet gewesen. Eines Tages in Trauer erscheinend, ward er gefragt, ob er einen Verlust in seiner Familie erlitten.

„Mein armer Chef!“ lautete die kurze Antwort, welche dennoch den Fragern vollkommen verständlich war.

Karl ward mit dem seinem Range gebührenden Gepränge in der Kathedrale von Frescati begraben, wo sein Bruder, der Cardinal York, residierte. Eine Urne, welche sein Herz enthielt, ward in derselben Kirche beigelegt und mit einer ausdrucksvollen Inschrift vom Abbe Felice versehen.

Ein in Schottland erscheinendes periodisches Werk veröffentlichte bald darauf folgende Verse, für ein dem Prinzen in Rom zu errichtendes Monument bestimmt:

In fremdem Lande, von Britanniern fern,
Sank nun der Stuart letzter Hoffnungstern.
Wohl manches Herz ihm eine Thräne weicht,
Und Fürsten fühlen ihre Endlichkeit.
Erkennt jetzt den Staub Karl Stuart's an,
Ihr Briten; habt ihr wenig doch gethan,
Wenn ihr dem Todten nun die Rechte gebt,
Wonach der Lebende umsonst gestrebt.

Viele, denen das Schicksal nie ernste Prüfungen auferlegt, wollen die Fehler, welche dem unglücklichen Prinzen in seinem spätern Leben anhängen, als Beweis anführen, daß er niemals einen edeln Charakter besessen habe, da er im Besitz eines solchen jeden elenden Trost in seinem Unglück verschmäht haben würde. Jedenfalls ist es unbedacht von Personen in gewöhnlichen Lebensverhältnissen, richten zu wollen über Menschen, deren Geschick so durchaus ungewöhnlich. Hat man doch sogar oft Gelegenheit zu bemerken, daß in den mittleren Regionen der Gesellschaft Charakterwürde, Fleiß und Geschicklichkeit zu Grunde geht, weil irgend ein Anspruch, der die Billigung der Gesetze nicht findet, den Geist dergestalt beschäftigt, daß die Kräfte desselben sich in vergeblichem Streben und Hoffen verzehren. Wie viel größer ist das Unglück, geboren zu werden mit der Aussicht auf das höchste Ziel menschlichen Ehrgeizes, es ewig vor Augen, und ewig neu entrückt zu sehen, kurz: geboren zu werden, wie Cardinal York sich ausdrückt, als König von Gottes Gnaden, doch nicht als König nach dem Willen der Menschen.

So ist es auch mehr als wahrscheinlich, daß bei Karl Eduard der stete Kampf der Hoffnung, die bitteren Täuschungen, und die mannigfachen Demüthigungen, die er erfuhr von Soldaten, die der Geburt nach nur seines Gleichen waren, daß diese Leiden seinen ursprünglich kräftigen Geist entnervten, welcher unter glücklicheren Verhältnissen sicher gute Früchte getragen.

G n d e.

Der Eierkuchen der Kaiserin.

Die Einfachheit der zweiten Gemahlin Napoleon's I., Marie Luise, ist bekannt, und diese lebenswürdige Einfachheit, eine Frucht ihrer Erziehung, begleitete sie in den Tuilerienpalast. Sie hatte die beneidenswerthe, bei fürstlichen Frauen gewiß seltene Eigenschaft, sich am Kleinen zu erfreuen, und ihre Natürlichkeit und Unschuld waren Vorzüge, welche nicht nur ihren kaiserlichen Gemahl, sondern Jeden, der ihr nahe treten durfte, bezauberte.

Eines Tages fiel es der Kaiserin ein, einen Eierkuchen zu backen. — Diese Freude an köchelnartigen Versuchen ist übrigens eine Eigenschaft, die Marie Luise mit vielen anderen bedeutenden Personen theilte, z. B. mit Condé, Vendôme und Ludwig XV.

Marie Luise ließ sich also das zu ihrem Vorhaben nöthige Geräth in den Salon bringen, wo im Kamin das Feuer brannte. Mit ihren zarten roßigen Fingern schlug sie die Eier in einen silbernen Napf, und ihr blaues Auge strahlte vor Freude bei dem Gedanken, selbst einen Eierkuchen zu backen. (Weiläufig gesagt, die Eier waren von Malmaison; Josephine pflegte dem Kaiser stets von dort solche zu schicken.)

Marie Luise schlug die Eier mit einer Anmuth, welche die Mehrzahl bürgerlicher Hausfrauen beschämt hätte, und ein reizendes junges Mädchen, Fräulein v. N., die der Kaiserin von Wien hierher gefolgt, stieß unterdessen Zucker in einem Mörtel.

Die Vorkehrungen waren nun beendet; die Butter ward in die Pfanne gethan, sie begann zu freischen und zu steigen, die Kaiserin goß die Eier hinein, und im Salon verbreitete sich jenes Küchenparfüm, welches einen Magen, der noch nicht das Mittagmahl eingenommen, so überaus angenehm berührt. Da trat der Kaiser plötzlich unangemeldet herein. Marie Luise, über die Pfanne im Kamin gebeugt, erschrock, und suchte dieselbe zu verbergen wie eine Schülerin, die vom Lehrer bei verbotenen Vergnügungen ertappt wird.

„Was treibt man denn hier?“ fragte der Kaiser; „es ist ein eigenthümlicher Geruch, wie nach Gebäck.“ Dann sich der Kaiserin nähernd, entdeckte er die über den Kohlen stehende Pfanne im Kamin.

„Wie, Sie backen einen Eierkuchen?“ rief er, „davon verstehen Sie ja nichts. Ich will Ihnen zeigen, wie man das macht.“

Der Kaiser schickte nun Fräulein v. N. nach einer Küchenschürze, band sich diese um und vollendete den von der Kaiserin begonnenen Eierkuchen. Doch leider war derselbe durch die Vernachlässigung einiger Minuten an die Pfanne festgekleeht, und wollte sich gutwillig nicht ablösen lassen. Na-

pooleon schnallt seinen Degen los, fährt mit der Spitze desselben unter den hartnäckigen Eierkuchen, und gibt diesem dann — so sehr fühlt er sich Meister — den üblichen Stoß mit der Pfanne. — Aber ach, der Kunstgriff mißlang. Eine Stelle des Eierkuchens hatte der Degen nicht von der Pfanne gelöst, und das köchelnartige Werk flog, statt in die Luft, auf die Erde. Die Kaiserin und Fräulein v. N. begrüßten dieses Unglück mit lautem Lachen, und Napoleon stimmte mit ein.

Jetzt ward ein junger Officier, Herr N. . . . gemeldet, der, mit einer Depesche von Herrn v. Caulaincourt, dem Gesandten in Rußland, beauftragt, den Kaiser augenblicklich zu sprechen beehrte. Die Depesche war sehr wichtig, und Herr v. Caulaincourt hatte seinem Courier die möglichste Eile empfohlen. Der arme junge Mann, den empfangenen Instructionen aufs Gewissenhafteste nachkommend, hatte an der Grenze den Wagen verlassen, sich aufs Pferd geworfen, um rascher fort zu kommen, und war nun zwar am Ziele, doch seit vier und zwanzig Stunden ohne Nahrung.

Napoleon ließ den Courier eintreten, trotz dem seltsamen Schauspiel, welches ihn hier erwartete, ja vielleicht sogar, um sich an der Ueberraschung des jungen Mannes zu ergötzen. Dieser war in der That nicht wenig erstaunt, die höchsten Herrschaften in vollster Küchenbeschäftigung, den Kaiser mit der großen weißen Schürze zu sehen. Er übergab die Depesche mit tiefer Verbeugung, dabei einen sehnüchlichen Blick auf den am Boden liegenden Eierkuchen werfend. Napoleon brach hastig das Siegel und eine Wolke zog über seine Stirn, indem er die Schrift überflog; doch mit der ihm eigenen Kraft, sich aus der ernstesten Stimmung plötzlich in eine heitere zu versetzen, kehrte er sogleich wieder zu seinem Eierkuchen zurück, nahm ihn mit dem Spaten vom Boden auf und legte ihn umgewendet in die Pfanne.

„Sire,“ sprach Herr N. . . . „Herr v. Caulaincourt hat mir aufgetragen, die Antwort in möglichst kurzer Frist zu überbringen.“

„Herr v. Caulaincourt fordert wirklich zu viel,“ antwortete der Kaiser heiter. „Wir können doch unsern Eierkuchen nicht verderben lassen. — Da ist er fertig. Sehen Sie sich ans Bureau, mein Herr, ich werde Ihnen die Antwort dictiren.“

Dem jungen Officier ward schwindelnd, die Hand zitterte, die Stimme verjagte ihn; sein Magen verlangte gebieterisch die Nahrung, die ihm allzu lange vorenthalten worden.

„Sire,“ entgegnete der junge Mann mit erschöpfter Stimme und irrem Blick. „Seit vier und zwanzig Stunden habe ich nichts gegessen; ich fühle mich sehr unwohl, und zweifle ob ich im Stande sein werde, die Befehle Ihrer Majestät zu erfüllen.“

„Luise, dem Uebel können wir ja abhelfen,“ rief der Kaiser, lachend über den in ihm aufsteigenden Gedanken. Wir wollen dem braven Burken, der sich in unserm Dienst abgemüht, einen Eierkuchen backen. Leider hat dieser auf der Erde gelegen, aber wir bereiten schnell einen andern.“

„Nein, Sire,“ antwortete der Officier, „ein Soldat nimmt dergleichen nicht so genau, und da Ihre Majestät mir so gnädig das Anerbieten machen, so“

Der arme Herr N. . . . litt wahrhafte Folterqualen vor Hunger und Erschöpfung. Augenblicklich ward ein Couvert gebracht, eine Flasche Burgunder, nebst Brod, und der junge Officier fiel mit wahrer Gier über den kaiserlichen Eierkuchen her. Blitzschnell verschwanden die Stücke vor den Augen der drei Zuschauer, die mit einer Art von Entzücken diesem Appetit zusahen und die Verkettung der Umstände priesen, die ihnen die Freude bereitete, gerade zu rechter Zeit einen so wohl angebrachten Eierkuchen zu backen.

Marie Luise, welche eigentlich durch den Kaiser in ihrem Vergnügen unterbrochen worden war, wollte nun noch einen Eierkuchen ganz allein, ohne alle Hilfe, backen. Napoleon, ihre Absichten zum Theil errathend, stimmte ihr bei und sprach:

„Ja, ja, ich bin überzeugt, unser Gast bewältigt noch einen zweiten Eierkuchen, danach zu urtheilen, wie er angefangen. Der arme junge Mann — er ist ganz erschöpft.“

„Ach ja — Sire,“ bemerkte der vor Hunger ganz verwirrte Officier, „ja, Sire, — wenn Ihre Majestät die Gnade haben möchten, mir noch einen zu bereiten.“

Napoleon lachte laut auf über die Naivetät des jungen Mannes, während die liebliche Köchin sich nach Möglichkeit beeilte mit Bereitung des zweiten Eierkuchens. Der Gedanke ein gutes Werk zu thun, mochte ihr noch besonders dabei helfen, denn diesmal geschah das Umwenden des Kuchens mit einer erstaunlichen Gewandtheit, die dem Kaiser ein wohlgefälliges Lächeln abnötigte. Das Resultat der Bemühungen war ein herrlicher, appetitlicher, goldbrauner Eierkuchen, den Marie Luise mit eigener Hand auf eine Schüssel that und dem hungrigen Officier hintrug. Dieser nahm den zweiten Kuchen sogleich in Angriff und verschlang ihn mit steigendem Appetit. Die Natur sprach in ihm mit all ihrer gebieterischen Strenge, und er wäre erstickt, hätte die Kaiserin ihm nicht mehrmals zu trinken eingegossen.

„Welchen Eierkuchen finden Sie besser?“ fragte Marie Luise den Officier; „den des Kaisers oder diesen?“

„Den der Kaiserin,“ sprach der junge Mann leise, auf den Teller sich neigend.

„Schmeichler!“ rief Napoleon, nichts desto weniger durch die Antwort sehr befriedigt, denn er nahm eine Prise, und hielt sie lange an der Nase, wie er gewöhnlich that, wenn er zufrieden war. Nach beendigter Mahlzeit dictirte er die Depesche, und der Courier entfernte sich gestärkt und dankend.

Der Eierkuchen brachte übrigens dem jungen Officier Glück. Die Kaiserin erinnerte sich oft dieser Scene mit besonderm Vergnügen und plauderte darüber mit Fräulein v. N., die ihr damals beigegeben. Plötzlich kam ihr der Gedanke, Fr. v. N. mit Herrn N. . . . zu verheirathen, und was eine Kaiserin will, will gewöhnlich auch der Kaiser. Napoleon unterstützte dieses Project um so lieber, da Herr N. . . . aus einer ehrenwerthen Familie stammte, und die Verwandten der jungen Dame also keine erheblichen Einwendungen gegen diese Verbindung machen konnten.

Die Heirath fand statt, und alljährlich am Hochzeitstage figurirte auf der festlichen Tafel, an welcher die zahlreichen Freunde des jungen Paares versammelt waren, ein Eierkuchen, den die junge Frau im Beisein der Gäste selbst bereitete, und der zum Andenken den Namen erhielt:

Der Eierkuchen der Kaiserin. [4298]

Toilette.

Im duftdurchhauchten, mild erwärmten Zimmer Weilt' ich bei Dir. Ich sprach von der Natur, Vom Baldegrün, von der geschmückten Flur, Und Du, umwozt von seidner Falten Schimmer, Du schmollest: „Ihr pedantischen Poeten Wißt nichts, als hohe Dinge breit zu treten. Ich bitte Dich, sprich doch von Krepp und Bändern, Von Spitzen oder flatternden Gewändern!“

„O, gern! Sieh nur den Schleier dort, den feinen, Der allwozt, ein neidisch Wolkenbild, Dein holdes Antlitz neidisch mir verhüllt — Führt er uns zu den Blumen nicht des Leinen, Die auf den Feldern draußen mit den blauen Bethauten Augen auf zum Himmel schauen? Geseh, auch in des Spigenschleiers Wehn Kann man den Gott der Welt, des Frühlings sehn!“

Ein Cashmir nimmt die Blicke jetzt gefangen, Zur Ansicht Dir gesandt. — „Wie Deine Hand So malerisch das indische Gewand Zu falten weis! Wie glühen Deine Wangen! Entzückt im Ernst Dich, Stolze, dies Genebe?“ „Auf' ich im Scherz, „es ward, so wahr ich lebe, Als Neglige in heiß und kalten Tagen Schon von den Ziegen in Thibet getragen!“

Du ruffst entzückt: „Sieh, diese Damastoben!“ „Grandios!“ erwiedere ich mit schlaumem Blick. „Sind sie doch in des Seidenwurms Fabrik Auf' hohem, grünem Maulbeerbaum gewoben. Erbarme er sich nicht, Dich zu bekleiden, Wie würdest Du des Weichens Sammt beneiden!“

„Heut Abend gehe ich zum Ball. — Laß hören, Ob wohl die weißen Perlen gut mir siehn Zu blauem Krepp?“ — „Ich schwöre, wunderschön! Auch geben sie Dir manche edle Lehre. Wenn sich die Perlenglöckchen fein und weiß In Deinem Ohr durch goldne Locken winden, Erzählen sie Dir sicher sanft und leiz Manch Wunder Gottes aus des Meeres Gründen.“

Streut er doch seiner Schätze reichen Segen Mit Vaterhand in Meer und Erdenschacht. Nicht Ernst allein will er Dir auferlegen; Er hat auf Deine Freuden auch Bedacht, Und säte in die Mine, selbgekrönt, Den Diamanten, der Dich hold verschönt.“

„Nur unterm Himmelsdach kann man erzählen Von Gott,“ erwiederst Du mir hocherhellt; „Denn hier verhüllt sein Antlitz er und flieht Aus unsern rosenholz-möblirten Sälen.“ „O, die Geräthe sind ihm wohlbekannt. Eintr waren sie ja freie Waldesbrüder, Und hörten, statt von Eitelkeit und Tand, Des Sturmes Predigt und der Vögel Lieder.“

Dein Bett von Mahagoni — sieh, es stand Als Baum in Indiens geweihten Hainen, In seinem grünen Blätterdach fand Der Fink ein Schlafgemach mit all den Seinen; Dort sang er Abends Gott ein dankend Lied, Und schlief, das Köpfchen in den Flügel senkend. Hast denn auch Du, an Deinen Gott gedenkend, Am Lager betend Abends wohl gefnickt?

Der Tisch mit künstlich eingelegten Kränzen, Auf dem bei Nacht die goldne Lampe brennt, Er sah als Baum im reinen Element Der Lüfte einst des Mondes Lampe glänzen. O laß des Glaubens milbes Licht auch Du Verklärend ein in Deine Seele ziehen, Schließ nicht Dein Herz vor seinen Strahlen zu, Wie vor dem Mondenstrahl die Jalouzien.

Ein Bittender, Geliebte, naht sich Dir, Ein Mann der Arbeit, der vielleicht mit Mühen Das Kleid gewebt, das Deines Körpers Zier, Rubinen schliff, die Dir am Busen glühen. Sei dankbar. Seine Hand war es vielleicht, Die Deiner Schönheit half den Sieg bereiten; So laß denn Gold in seine Hände gleiten, Daß der nicht darbt, der Freude Dir gereicht.

Sein Fleiß muß erst des Herren Werk vollenden. Gott gab den unscheinbaren, rauhen Stein — Er wird zur Sonne in des Schleifers Händen; So laß denn Hochmuth nicht Dein Herz entweihn, Des Dünkels Wolfe nicht die Stirn umziehn, Begegnest Du der Arbeit rauhen Schönen; Sie sind die Nützlichen, Ihr seid die Schönen. Damit Du glänze st, müssen sie sich mühen!“

So plauderten wir lange noch, und weiter Führt uns der Flittertand der eitlen Pracht Auf der Gedanken fühner Stufenleiter Zu Gott empor, zum Tempel seiner Macht, Und Du gestiehest, daß Alles nah und fern, Der Ring am Finger, wie des Himmels Stern, Das Spigenkleid, der Fels in starrer Blöße Uns Zeugniß giebt von Gottes Lieb' und Größe.

Mein Hund.

(Wir geben die folgende wahre, ergreifende Begebenheit ziemlich mit den eigenen Worten der Dame, welche sie erzählt, wieder.)

Als kleines Mädchen war ich eine große Thierfreundin, und blieb es auch, als ich größer ward. Lämmchen und Käthchen waren meine liebsten Spielgenossen; später erkor ich ein Füllen zu meinem Liebling und blieb auch meinem vierfüßigen Gefährten treu, bis mich Gott mit einem eigenen lieben Kinde segnete. Als mein kleiner Fritz geboren ward, öffnete sich mir eine neue Quelle des Glücks, denn ich hatte nun das Endziel der Sorge und Liebe des Frauenherzens gefunden. In den folgenden Jahren wurden uns noch zwei Töchter geschenkt, deren eine wir Katharine, die andere Klara nannten. Als Klara noch ein kleines Kind, brachte mein Gatte mir eines Tages einen Hund nach Hause, ein schönes Thier, mittelgroß, braun und weiß, mit langem Seidenhaar. Wenn ich mich noch recht erinnere, sagte Karl, es sei eine Mittelrace zwischen Wachtelhund und Neufundländer. Jedenfalls aber war der Hund eine Schönheit, und was noch besser, er war eben so gut und klug, als schön. Bald ward er mit meinen Kindern sehr befreundet, spielte stundenlang mit ihnen, ließ sich alle erdenklichen Quälereien von ihnen gefallen und schien nie zufriedener, als wenn er von ihrer nedenden Liebe recht viel zu leiden hatte. Er wachte auch an der Wiege meiner kleinen Klara, schaukelte sie, wenn sie unruhig ward, und hielt alle Störung fern.

So wurde denn Fido — so nannten wir den Hund — nicht allein ein Mitglied unserer Familie, sondern sogar ein sehr wichtiges, sehr geliebtes Mitglied. Er war die Treue selbst; auch lehrten wir ihn vielerlei Kunststücke, die er zur Bewunderung Fremder und zu seinem eigenen und der Kinder Ergötzen oft ausführte.

Die Jahre vergingen. Klara war vier Jahr, Käthchen sechs Jahr alt und mein Fritz zu einem jungen Burschen von acht Jahren herangewachsen. Allerdings war er noch ein Kind, doch schön und sehr schlank gewachsen; ich war nicht wenig stolz auf seine hübschen Manieren, seinen Anstand und nannte ihn immer meinen kleinen Mann.

Eines Vormittags kam mein Gatte ins Zimmer und setzte sich auf einen Stuhl neben meinen Arbeitstisch. Ich bemerkte bald, daß ihn etwas beunruhigte, wartete eine Weile auf seine Mittheilung, doch da er stumm blieb, fragte ich, an was er denke.

„Ich wollte Dir nur sagen,“ sprach er, bemüht, sorglos zu erscheinen, „daß es gerathen wäre, wenn wir den Fido fortzuschaffen.“

„Den Fido fortzuschaffen?“ rief ich bestürzt. „Du scherzest wohl, Karl?“

„Nein, Hannchen, ich spreche in vollem Ernste.“

„Nun,“ sprach ich, entschlossen, der Sache kurz ein Ende zu machen. „Der Meinung bin ich nicht. Ich denke, wir behalten den Fido so lange er lebt. Es ist mein Hund und ich mag mich von ihm nicht trennen.“

Karl entgegnete nichts, sondern sah nachdenkend vor sich hin, während er mit den Fingern auf dem Tische trommelte.

„Wie kommst Du darauf, den Hund fortzuschaffen?“ fragte ich.

„Hast Du nicht bemerkt,“ entgegnete er, „daß Fido seit drei Tagen ganz anders ist als sonst?“

„Ja, ich glaube, er mag krank sein,“ antwortete ich, mich erinnernd, daß der Hund seit einigen Tagen keine Lust zum Spielen gehabt und mit hängendem Kopfe und schwachen Gliedern umhergegangen.

„Er ist wirklich krank, gefährlich krank,“ fuhr mein Gatte fort. Der Ton erschreckte mich und ich forschte nach dessen Bedeutung.

„Ich glaube, der Hund wird toll. — Ich wette, er hat die Wasserhühe.“

Das konnte ich nicht glauben. Der Gedanke war mir zu schrecklich. Die Zuneigung, die ich für den treuen Fido fühlte, machte mich ungläubig. „Man hat ja noch nichts von tollen Hunden in der Stadt gehört,“ bemerkte ich.

„So viel ich weiß, ist noch kein Mensch gebissen worden,“ entgegnete Karl, „aber des Nachbarns Hund ist an der Tollwuth gestorben. Heut morgen ward er unter dem Schuppen todt gefunden, wo er große Bäche in die Erde gewühlt. Brust und Beine sind ganz mit Schaum bedeckt gewesen, der den tollen Hunden aus dem Maule fließt. Wie ich hörte, hat der Hund vor einigen Tagen sich ganz so geberdet, wie jetzt unser Fido. Es bleibt kaum ein Zweifel über die Sache.“

Wäre ich recht vernünftig gewesen, so hätte ich meinen Mann gebeten, den Hund gleich zu erschießen, aber meine Zuneigung für das arme Thier machte mich zu ruhiger Ueberlegung unfähig, und so bat ich, ihn zu schonen.

„Wir sollten ihn gleich tödten,“ sprach Karl.

„Laß ihn nur noch bis heut Abend leben,“ bat ich. „Ist es dann nicht besser, sind die Symptome bedenklicher, so kann er ja immer noch erschossen werden.“

Mein Gatte gab endlich meiner Ueberredung nach, unter der Bedingung, daß ich den Hund im Stall eingekerkert halte, wo er auch jetzt sich befand, und die Thür so fest verwahre, daß die Kinder sie nicht öffnen und hineingehen könnten.

Das Mittagbrod war jetzt fertig; wir aßen und nach beendigter Mahlzeit ging Karl fort in sein Bureau, Fritz und Käthchen gingen zur Schule.

Mehre Stunden nach Tisch war ich von Haushaltungsgeschäften in Anspruch genommen, doch als ich endlich Zeit fand, ein wenig zu ruhen, fiel mir der arme Fido wieder ein, und ich beschloß, nach ihm zu sehen. Ich gab also Klärchen mein großes Schlüsselbund zum einseitigen Zeitvertreib, schnitt einige Stücke Fleisch ab, ging zu dem kleinen Stall und öffnete die Thür. Der Hund lag im entferntesten Winkel auf Stroh; ich ging nahe zu ihm, redete ihm freundlich zu, doch er beachtete mich nicht. Seinen Namen rufend, hielt ich ihm ein Stück Fleisch hin, doch er nahm es nicht, sondern sah mich an und heulte. Ich wollte ihn ausschelten wegen seiner Unmanierlichkeit, als er abermals ein Geheul ausstieß und die Zähne gegen mich fletschte. Jetzt fuhr ich erschrocken zurück, denn ich bemerkte den seltsamen Glanz seiner Augen und die kurzen, schweren Athemzüge. Kaum hatte ich eine zurückweichende Bewegung gemacht, als Fido aufsprang und einen Schritt auf mich zu kam; er berührte mich indes nicht, sondern lief bei mir vorbei zur Thür hinaus. Zitternd stand er eine Weile, wie von Schmerz oder Schwindel befallen, und trock dann wieder in den Stall zu-

Augen und fletschenden Zähnen, während der weiße Schaum ihm von der Schnauze herabtropfte. Einen Augenblick schien er zu überlegen und stürzte dann, als hätte er nur das zarteste Lämmchen der Herde aussuchen wollen, auf meine liebe kleine Klara zu.

Zur Ueberlegung war keine Zeit, auch wäre ich der Ueberlegung nicht fähig gewesen, der Instinct leitete mich. Ich sah klar, was voring; fast ohne zu wissen, was ich that, stürzte ich mit einem Schrei des Entsetzens auf den Hund zu, der meinem Kinde Gefahr drohte, packte ihn am Halsband im Genick und zog ihn mit beiden Händen fort bis zur Haustür. Nun bat ich Fritz, Jemand zur Hilfe zu holen, aber der kleine Bursch war so erschrocken, daß er mich nicht sogleich verstand, und erst nach geraumer Zeit sich entfernte. Ich rief ihm nach, er möge den ersten besten Mann von der Straße hereinrufen. Inzwischen rang ich mit dem wüthenden Hunde, meine kleinen Mädchen unaufhörlich bitend, sie möchten in die oberen Zimmer gehen. Ich hätte ja sterben, im Kampf mit dem Thiere unterliegen können, und dann wären sie doch nicht gerettet gewesen, das wüthende Thier hätte dann, nachdem es mich gebissen, in seiner wieder erlangten Freiheit meinen Kindern die tödtlichen Fänge ins Fleisch graben können. Ich bat, ich flehte, ich besahl — alles vergebens. Die armen, erschrockenen Kleinen konnten nicht von der Stelle. Das Entsetzen hatte sie gebannt. Sie krochen nur in eine Ecke und riefen ohne Aufhören: „Mama! Mama!“

Viele Minuten — mir schienen sie eine Ewigkeit — lag ich auf der Haustür, den Hund mit allen Kräften festhaltend. — Er rang und sträubte sich wüthend, fletschte die Zähne und schlug mit seinen Pfoten den Fußboden, während der weiße Schaum unausgesetzt ihm aus dem Maule floss. Beißen konnte er mich nicht, denn ich hielt mit Nietenkräften seine Schnauze fest auf den Boden gedrückt mit Hilfe des Halsbandes, zugleich mit der andern Hand den übrigen Körper des Hundes möglichst niederhaltend. Doch nicht mehr lange hätte ich ihn halten können, denn die Kräfte des Thieres wuchsen im Verhältniß, als die meinen abnahmen. Ich fühlte, daß ich schwächer wurde, und nur noch das Gefühl der Mutterliebe, stets aufs neue angefaßt durch den unaufhörlichen Ruf: „Mama! Mama!“ belebte meine sinkenden Kräfte wieder. Endlich begann jedoch auch dieser Ruf seine magische Gewalt zu verlieren, die Gegenstände drehten sich vor meinen Augen und die Bestimmung wollte mir entweichen, als eine Veränderung in dem Klange jenes Rufes mich neu belebte. Auf einmal lautete dieser Ruf: „Papa! Papa!“

Was nun geschah, sah ich nicht. Ich hörte einen Knall, ein Geföhln — dann ward ich emporgehoben und fortgetragen.

„Johanna, bist Du gebissen?“ war die Frage, die mich aus meinem Ohnmachtschlummer erweckte, und sie ward in so angstvollem Tone gesprochen, daß ich erschrocken auf meinem Lager in die Höhe fuhr.

„Nein! Nein!“ rief ich — „aber meine Kinder!“

Von meinem Gatten erfuhr ich nun, daß sie gesund und in Sicherheit seien. Der Hund hatte sie nicht berührt. Sie kamen alle herein zu mir und küßten mich. „Nicht wahr, Mama, Du freust Dich, daß Papa gekommen ist?“ Diese Worte hörte ich noch und sank dann wieder in Bewusstlosigkeit zurück. Mehre Tage blieb ich leidend, endlich jedoch siegte meine gute Natur über die Anstrengung und ich genas.

Ich denke noch oft und gern an den treuen, geschickten Fido, und stelle mir dann wohl zuweilen vor, wie hübsch es sein müßte, wenn ein anderer Hund dessen Stelle in unserm Hause einnähme, uns durch seine Anhänglichkeit und seine Kunststücke erfreuend. Doch kann ich auch Fido's schreckliches Ende, meine dabei erlittene Todesangst noch nicht vergessen, und so lange diese Erinnerung haftet, nehme ich keinen Hund mehr in mein Haus auf. [4295]

Härte des Kinderherzens.

Ist es Gewohnheit, Verblendung, Schwäche, oder sonst ein anderer, das gesunde Urtheil beschränkender Geisteszustand, welcher in den Augen der Eltern und nachsichtiger Freunde zuweilen recht grasse Charakterfehler der Kinder als unbedeutend und harmlos erscheinen läßt? Wir wiegen uns so gern in dem Gedanken, das Kindesgemüth sei gut, fern von rohen Neigungen, und sehen wir an dem Benehmen der Kinder ja Etwas, das weder in der Rubrik der Güte, noch in der der Wohlthatigkeit unterzubringen ist, so sind wir schnell bereit, mit leichter Entschuldigung dergleichen Uebertretungen „kindlichen Uebermuth“ zu nennen.

In der That giebt es eine zahllose Menge kindischer Unarten und Ungehörigkeiten, welche mit diesem Namen sehr



3104
Toilette.

rück durch eine Oeffnung in der Seitenwand. Ich versuchte nicht mehr, ihn anzurufen, wagte selbst nicht mehr, nach ihm mich umzusehen, denn ich war jetzt überzeugt, daß er toll sei oder doch auf dem Wege, es zu werden. Ich eilte also ins Haus zurück und schloß mich ein. Verständiger wäre es gewesen, hätte ich Hilfe holen, oder wenigstens die Oeffnung im Stalle verstopfen lassen, doch daran dachte ich nicht. Ich dachte nur, die Sache dem Gutachten meines Mannes zu überlassen und vermuthete, wenn ich überhaupt etwas vermuthete, das Thier werde sich nicht mehr von der Stelle rühren. Fühlte ich ja noch eine Beunruhigung, so war es nur die um die Leiden des armen Fido.

Um 5 Uhr kam Fritz und Käthchen aus der Schule. Da eben eine Dame aus der Nachbarschaft bei mir war, sagte ich ihnen nur, sie sollten oben ihre Bücher und Hüte ablegen, mir vornehmend, sie vor der Nähe des Stalles zu warnen, wenn sie wieder die Treppe herunter kämen. Ich begleitete meinen Gast zur Bordthür des Hauses, und während dem mußten die Kinder durch die Hintertür in den Hof gegangen sein, denn als ich möglichst schnell wieder in die Küche kam, wo Klara spielte, drangen Fritz und Käthchen schon zur Thür hinein.

„Mama! Mama!“ rief der Knabe, „komme rasch und sieh nach Fido. Er ist so komisch und hat eine ganz weiße Schnauze.“

Kaum waren diese Worte verhallt, als der Hund zur offenen Thür herein in die Küche sprang mit feuersprühenden

richtig benannt und zugleich entschuldigt sind, doch eine Gattung von Unarten giebt es, die mit diesem beschönigenden Titel zu nennen wir uns hüten sollten; ich meine die Härte und Grausamkeit des Herzens.

Wer das Herz der Jugend, auch das der weiblichen, unbedingt „gut“ nennt, ist in einem zwar schönen, doch großen Irrthum befangen; wir sehen das am deutlichsten in den Schulen, in dem Verhalten der Kinder gegeneinander und gegen Lehrer und Lehrerinnen.

An den Bildungsanstalten der Knaben vorübergehend, welchen letzteren wir hergebrachter Weise ein bedeutendes Quantum „Jugendübermuth“ hingehen lassen in der Hoffnung, daß der gährende Most zu gehöriger Zeit sich klären werde zu dem edeln Wein echter Manneskraft, bleiben wir stehen bei den Mädchen, bei dem sanftern Geschlecht, dem das Herz Liebe, Gehorsam und Duldbung lehren sollte.

Hier müssen wir nun oft mit Betrübnis wahrnehmen, nicht nur daß schwächere, ärmere Schülerinnen von den Vorzüglichen Spott und Ueberhebung zu erleiden haben, sondern daß auch den Lehrern und Lehrerinnen durch die Widersetzlichkeit mancher Schülerinnen ihr ohnedies so schwerer Beruf noch schwerer gemacht wird; daß, damit nicht zufrieden, die grausamen jungen Mädchen es zum Studium machen, die Lehrer zu quälen, sich wo möglich überbieten in scharfsinnigen Einfällen für diesen „edeln“ Zweck, und eine Ehre und Freude darin finden, wenn die endlich weichende Geduld der armen Gemarterten von der dämonischen Gewalt ihrer jungen Qualgeister Zeugnis giebt.

Es ist ein in der Natur des Menschen begründeter Trieb, das Ich zur Geltung zu bringen, und so darf man annehmen, daß die Mehrzahl der von Schülern und Schülerinnen verübten Unarten und Gesetzwidrigkeiten aus dieser

Quelle entspringen, und nicht aus der noch unläuterern der Schadenfreude und der Lust am Quälen.

Vor den Altersgenossen sich hervorzuthun; dieses Streben ist der Sporn, welcher so manches Kind zu thörichten, ja zu wirklich bösen Streichen verleitet, weil es hofft, dadurch das Staunen, die Bewunderung seiner Mitschüler oder Mitschülerinnen zu erregen, eine Voraussetzung, der leider nicht ganz die Begründung fehlt, denn in der Regel imponirt Kindern bei ihres Gleichen nichts so sehr als Keckheit, Trotz und prahlerisches Auflehnen gegen Autoritäten.

Dank dem Himmel — dies ist nicht das Bild aller Kinderseelen! Wir dürfen im Gegentheil behaupten, daß in den meisten Liebe zu den Lehrern und eigenes Rechtsgefühl über jene hoffärtigen Neigungen den Sieg davon trage. Dennoch ist die Zahl der Herzlosen, die mit Ueberlegung quälen, stets noch zu groß, und betrüge sie auch nur den hunderttausendsten Theil von alle dem, was „Schülerinnen“ heißt.

Es ist ein sehr betäubender Anblick, wenn junge, noch im Kindesalter stehende Mädchen Freude daran finden, Andere zu quälen, ihnen einen sogenannten „Pöffen“ zu spielen, denn es ist der traurige Beweis, daß das Herz dieser Mädchen verwahrlost sei.

Wohl ist deshalb nicht jede Hoffnung verloren, daß die Schule des Lebens und die wachsende Reife der Vernunft solche Herzen bessern könne, aber wer möchte behaupten, daß eine derartige Besserung in der That stets eine Besserung sei? Das Mädchen, welches im Alter von zwölf Jahren triumphirt, wenn es dem Lehrer einen „Pöffen“ gespielt, wird schwerlich von achtzehn Jahren eine sanfte, treue Tochter, ein echtes Weib sein, müßte denn die veredelnde Kraft der Liebe oder die demüthigende des Unglücks die Härten des Herzens beseitigen. Wenn das Kind erwachsen, hören natürlich die kindlichen Unarten auf; die „Dame“ weiß zu gut, was sich

schieft vor den Leuten, um durch unhöfliches Benehmen dem Mißfallen der Welt sich auszuweisen, der Verstand ist gereift, doch ist damit auch das Herz geädelt? Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß aus dem böshafsten Kinde eine herzlose Coquette, ein selbstsüchtiges, herrisches Weib werde?

Gewiß ist kein Theil weiblicher Bildung so wahrhaft nothwendig, als die Bildung des Herzens, und mit größter Sorgfalt sollten Eltern darüber wachen, daß den Mädchen keine Herzensrohheit, keine Ungerechtigkeit, keine Aeußerung des Neides, des Zornes, der Ueberhebung ungerügt, ungestraft hingehe; mit unausgesetztem Ernst sollten sie das eigene Benehmen hüten, damit dieses nicht Veranlassung sei, daß in den Kinderseelen die Liebe zu den Menschen, die Achtung vor ihren Rechten unterdrückt, und Hochmuth und Selbstüberschätzung ihnen eingepflanzt werde.

Das Herz des Mädchens muß zagen, einem Wesen wehe zu thun, es muß Ehrerbietung und Dank fühlen vor denen, die ihm Gutes erweisen, und sind ihnen diese natürlichen Empfindungen eingepreßt, wird es schwerlich dahin gelangen, an der Qual Anderer sich zu ergötzen, in dem Trotz gegen Lehrer Ehre und Freude zu suchen. Wenn ihr an den kleinen Mädchen, euren jungen Töchtern, diese unweibliche Neigung wahrnehmt, so tröstet euch nicht damit: „Es ist kindischer Uebermuth, die Kleinen verstehen es nicht besser, die Vernunft kommt nicht vor den Jahren u. s. w.“ Nein, stellt ihnen die Häßlichkeit vor Augen, mit denen die Härte des Herzens ein junges Wesen brandmarkt, dessen herrschende Gefühle Liebe, Dankbarkeit, Vertrauen sein sollten; gewiß, sie werden, so bald ihr ihnen ihr verunstaltetes Ich im Spiegel vorhaltet, über die Verzerrungen des eigenen jungen Herzens erschrecken und, glühend vor Scham, durch Liebe und Sanftmuth die begangene Sünde zu sühnen versuchen.

[4286]

Marie Garver.

Original-Musik des Bazar.

Geistlicher-Polka.

A. Presting.

INTRODUCTION.

The musical score consists of two staves, treble and bass clef. The introduction is in 2/4 time and features a variety of rhythmic patterns and dynamics. The Trio section begins with a key signature change and includes markings such as 'sin al.', 'pp', 'smorz.', and 'dolce'. The score concludes with a 'Da capo Polka senza Introduzione.' instruction.

CODA.

The CODA section is a short concluding piece in 2/4 time, marked 'Allegro assai'. It features a simple rhythmic pattern with dynamic markings of 'p', 'sfz', and 'ff'.

Auf dem Wasser gefunden.

Das erste Erlebnis meines Daseins, dessen ich mich deutlich erinnere, ist, daß ich von dem Arm meiner Wärterin herab auf das weite Meer schaute. Ich konnte höchstens vier Jahre alt sein, doch der Eindruck hat mich mein ganzes späteres Leben hindurch nicht verlassen.

Was dann folgte, ist mir nicht mehr erinnerlich bis zu einem Tage, als viele Leute, Männer, Frauen und Kinder um mich herstanden, meine Hände faßten, mich ernst und mitleidig ansahen und traurig sprachen: „Auf dem Wasser gefunden.“

Im Reichthum, sogar im Luxus wuchs ich auf, meine Wünsche wurden stets so freudig erfüllt, Güte und Liebe umgaben meine frühen Jugendjahre in solcher Fülle, daß ich mich nie darum kümmerte, wer ich sei, oder wodurch ich der Gegenstand so herzlichster Zuneigung geworden. So sehr als irgend möglich wurde von meiner lieben Mutter mir jede Kränkung und Sorge, jede Berührung des Kummers erspart, doch hörte ich zuweilen, wie sie im leisen Ton Fremden eine Geschichte erzählte, die auf mich Bezug zu haben schien, obgleich sie augenscheinlich für mein Ohr nicht bestimmt war. Mir ist, als hätte sie bei solchen Gelegenheiten mit ihrer milden Hand meine langen Locken gestreichelt und mit ihrer noch milderen Stimme Worte gesprochen, die durch öftere Wiederholung sich meinem Gedächtniß fest einprägten: „Als Alles vorüber war, fanden wir dieses liebe Kind auf dem Wasser.“

Je älter ich ward, um so seltner hörte ich diese Worte. Die Geschichte war mit der Zeit eine alte, bekannte geworden und auch aus meinem Geiste verdrängte die greifbare Wirklichkeit die Schatten einer ferneren, nur geahnten Vergangenheit. Gestalten und Tugenden, die in meiner Erinnerung zuweilen noch aufgetaucht, erlebten nach und nach, und wenn sie ja in einsamen Stunden wie Geister aus der Vergangenheit emporstiegen, verfannten sie augenblicklich wieder, wenn die Pflichten oder Freuden der Gegenwart mich zu mir selbst zurückführten. Ich hatte von einer andern Christine gehört — meinem verstorbenen Schwesterchen. Ihre Spielsachen waren die meinen geworden, und Träume von ihrer ferneren Heimath bewegten meinen Schlummer, wenn ich in ihrem Bettchen schlief und der treue Ponto mich bewachte, ja ich bildete mir nicht selten zusammenhängende Geschichten, in denen meine Engel-Schwester die Hauptperson war.

Als mit den Jahren mein Geist reifte, ward es mir, ohneachtet ich selten nur jene verhängnisvollen Worte hörte, immer klarer, daß ich nicht immer in meiner jetzigen Heimathstadt gelebt, sondern einst von anderen Scenen und anderen Menschen umgeben gewesen.

Eines Abends, da ich nach langer Zeit wieder einmal jene Worte gehört, entschloß ich mich fest, deren Bedeutung zu erforschen. Zu gewöhnlicher Stunde ging ich zu Bett, blieb aber darin mit weit offenen Augen liegen, wartend, daß Mama, wie gewöhnlich, käme und mir ein schönes Kinderlied und einen Abendsegen vorlese. Sie ließ auch nicht lange auf sich warten; doch das schöne Liedchen, das sie las, war heut für mich verloren; ich hörte nur die Worte, aber meine Gedanken waren nicht dabei, und bald unterbrach ich sie mit der Frage: „Mutter, wann wird denn mein Geburtstag gefeiert?“

„Wenn Du ein wenig älter bist.“

„Wann werde ich denn neun Jahr?“

„Das wird so lange nicht mehr währen,“ sprach sie ausweichend, und fuhr fort zu lesen, doch ich ließ mich damit nicht abweisen.

„Habe ich einmal auf dem Wasser geschwommen?“ fragte ich.

Mama schwieg einen Augenblick. Ich konnte mich nicht länger halten. In Thränen ausbrechend, öffnete ich ihr mein Herz, ihr Alles mittheilend, was von Vermuthungen, Erinnerungen und Ahnungen in meiner Seele sich gesammelt. Sie fühlte wohl, daß der Augenblick der Enthüllung gekommen, nahm meine Hand liebevoll in die ihre und sagte:

„Soll ich meiner Christine eine Geschichte erzählen, eine wahre Geschichte?“

„Ja, Mutter,“ erwiderte ich. „Erzähle mir eine Geschichte von mir, als ich noch ein kleines Kind war.“

Mich in ihren großen Schawl hüllend und in ihre Arme nehmend, setzte die gute Mutter sich in den Lehnstuhl dicht bei meinem Bett, und erzählte mir in einfachen Worten das unglückliche Ereigniß, welches mich beider Eltern beraubte und mich zur Waise machte. Sie werde ich dieses Abends vergessen; mir ist, als sehe ich sie noch heute, wie sie so ruhig, so freundlich in dem stillen Zimmer saß und mir die Geschichte meiner Kindheit mittheilte.

Aus der Erzählung meiner guten Mutter erfahre ich Folgendes:

Im Frühling des Jahres 18... verließ ein schönes Dampfboot den Hafen von... reichlich besetzt mit Menschenleben, frohen Hoffnungen und heiteren Erwartungen. Die sinkende Sonne beschien an diesem Abend das fröhliche Treiben glücklicher Menschen, und schon die nächste Sonne blickte bei ihrem Erscheinen auf Leid, Tod und Verderben, denn um Mitternacht wurden die glücklich träumenden Schläfer auf dem Schiff aufgeschreckt durch den furchtbaren Ruf: Feuer!

In der Morgendämmerung eilte ein Schiff mit leichten Flügeln zur Rettung herbei, doch ach — zu spät! Alle waren umgekommen mit Ausnahme eines einzigen Wesens, das sich wunderbarer Weise auf den Trümmern erhalten. — Ein kleines Kind. Als Alles vorüber war, ward das Kind auf dem Wasser schwimmend gefunden.

Die Mutter hatte nicht nöthig, mich zu versichern, daß ich dieses Kind sei.

Dann erzählte sie mir von sich selbst. Kurz vor diesem traurigen Ereigniß hatte Gott ihr den Gatten und ihr einziges Kind, ihre liebe Tochter Christine genommen, und da sie nun von dem Kinde hörte, welches lebend aus Feuer und Wogen hervorgegangen sei, eilte sie, des Kindes sich zu versichern, es als ihr eigenes anzunehmen. Der Himmel schien das verlassene kleine Wesen eigens ihr zum Ersatz bestimmt zu haben, denn auf einer goldenen kleinen Agraße, welche den Aermel des Kindes zusammenhielt, war der Name gravirt: Christine; der Name ihrer eigenen, verlorenen Tochter.

Mama stand nun auf und holte aus einem Kästchen den kleinen Schmuck hervor, der bei meiner Rettung aus dem Wasser an meinem Aermel sich gefunden und sagte, ihn mir reichend:

„Behalte es, mein Kind. Vielleicht hat Deine liebe rechte Mutter es an Dein Kleid befestigt. Trenne Dich nicht mehr von diesem Talisman Deiner frühern Kindheit. Ich hoffte lange, er werde zu einer Entdeckung führen, doch Niemand forschte nach Dir, Niemand forderte Dich zurück. Wahrscheinlich sind in jener unglückseligen Nacht alle Deine näheren Angehörigen umgekommen. Ich darf Dich also jetzt als mein eigenes, liebes Kind betrachten, vom ersten Tage an, da ich Dich fand, meinem einsamen Herzen theuer, und täglich noch mir theurer werdend. Meine kleine Christine verließ mich, um einer glücklicheren Heimath zuzueilen, und Du kamst, ihre Stelle in meinem Herzen einzunehmen. Ich bekleidete Dich mit ihren Gewändern, das Spielzeug und die Bücher, an denen sie sich erfreute, sind Dein, und jetzt lege ich Dich in ihr Bett zur Ruhe.“

Jetzt ward mir Alles klar, und Ruhe kehrte in mein aufgeregtes Gemüth zurück. Eine Weile dachte ich noch nach über das traurige Geschick meiner Eltern, doch bald kam ein süßer Traum und entrückte mich den schaurigen Bildern meiner Phantasie.

Mangel an Liebe hatte ich nie empfunden, so war es denn nicht wohl möglich, daß ich nach der Vergangenheit, nach anderen Verhältnissen mich sehnen konnte. Warum sollte ich mir eine andere Mutter wünschen, begriff ich doch nicht, wie ich sie mehr, als meine jetzige Mutter hätte lieben sollen. Leicht und glücklich floß mein Leben dahin bis zu meinem siebzehnten Jahre. Da begann die Gesundheit meiner lieben Mutter zu schwinden und sie fühlte, daß die Zeit nahe, da sie zur letzten Reise sich rüsten müsse. O, welch ein Schmerz durchzuckte meine Seele, da ich die Ueberzeugung gewann, daß meine einzige Freundin auf der Welt mich verlassen müsse — auf ewig!

Friedlich und freudig sagte sie ihrer Christine auf Erden Lebewohl, um sich mit dem Engel Christine in einer bessern Welt zu vereinigen.

Nach dem Tode meiner Mutter kam ich ins Haus ihres einzigen Bruders, dessen Schutz sie mich empfohlen. Onkel Hugo, wie ihn zu nennen ich gewohnt war, war mir zwar ein gütiger Vater, aber dennoch fehlte mir die unermüdlige, zärtliche Liebe, welche meine Jugend verschönt hatte.

Zwei Mal in meinem kurzen Leben war ich Waise geworden, mein Herz schmachtete nach Liebe, und manche trüben Tage und schlaflosen Nächte gingen mir dahin im Schmerz um die Verlorene.

Die Zeit milderte indeß auch meinen Gram, und mit der Glückseligkeit der Jugend suchte und fand ich Freude und Vergnügen im Kreise neuer Freunde.

Im nächsten Jahre lernte ich im Hause eines Bekannten Heinrich D... kennen. Es lag etwas in seinem Wesen, das bei der ersten Begegnung mich anzog — ja, fast bezauberte. Das Interesse war gegenseitig. Jede Stunde, die wir zusammen verlebten, machte uns einander werther. Dennoch war unsere Zuneigung von aller Ertaße, von jedem Entzücken fern. — Es war mir, als hätte ich Heinrich immer gekannt und geliebt. Eine ruhige Freude aneinander, ein mildes Glück durchdrang uns, wenn wir beieinander waren, Gefühle, wie sie nur alle lang erprobte Freundschaft zu begleiten pflegen.

Unsere Freunde erklärten einstimmig, wir seien für einander geschaffen, und unsere Tage würden, vereinigt, in ungetrübtet Glück dahin fließen.

Wir hatten noch keine förmliche Verlobung gefeiert, sondern wollten das neue Jahr abwarten, uns als Verlobte zu bekennen. Ich schaudere jetzt noch, wenn ich denke, wie nah wir der Vereinigung standen, die uns als der Gipfel des Glückes ersahen. Hätten wir ihn erreicht — welcher Abgrund des Glends für uns Beide!

Heinrich D..., seit einigen Jahren in meiner Heimathstadt ansässig, war ein junger Mann in der Blüthe der Gesundheit und Schönheit, und erfreute sich als Ober eines bedeutenden mercantilen Unternehmens großen Wohlstandes.

Eines Abends — ich erinnere mich dessen noch sehr wohl, bat Heinrich um Erlaubniß, einen Freund in unsern Familienkreis einführen zu dürfen. Franz W..., so hieß der Fremde, nahm augenblicklich durch die Eleganz seines Wesens, durch die Vereinigung jener unennbaren Eigenschaften, die den Gentleman kennzeichnen, für sich ein. Er fiel mir auf als außerordentlich schön, doch weiß ich bis zu dieser Stunde noch nicht, von welcher Farbe seine Augen, denn wenn er sprach, strahlte und funkelte das Feuer des Genies aus ihnen, so daß sie bei jeder neu hervortretenden Empfindung in einer andern Farbe zu leuchten schienen.

Franz W... ward als Heinrich's Freund, nicht als ein Fremder empfangen, und bald brachte er alle seine Aufmerksamkeiten in unsern kleinen Familienzirkel zu. Augenscheinlich billigte er Heinrich's Wahl und legte großes Interesse für mich an den Tag, welches jedoch, wie ich mit weiblichem Tact bald herausfühlte, nicht nur der „Verlobten seines Freundes“ galt.

Ich beobachtete das Waschen einer Leidenschaft, welche sich ohne Aufheben verrieth; in Blick und Miene, wenn ich gegenwärtig, in Beachtung meiner unausgesprochenen Wünsche, wenn ich fern, in tausend Kleinigkeiten, die seine Liebe kundthäten, obgleich er mit keiner Silbe davon sprach. Ich glaube, er hatte keine Ahnung, daß mir das Gefühl seines Herzens bewußt sei.

Ich liebte Heinrich, vermochte mit Vertrauen meine Zukunft in seine Hände zu legen, und doch stellte ich in Gedanken nicht selten die Beiden nebeneinander und mußte mir gestehen, daß, wäre ich nicht Heinrich's Braut, ich ohne Zweifel Franz W... lieben würde.

War er abwesend, so dachte ich mit Traurigkeit daran, daß er, der so hochbegabte Mann, seine Liebe einem Wesen zugewandt, das sie nicht erwidern dürfte. Ich wußte, daß er mich liebe, daß diese Liebe ihn elend machen müsse, und doch fand ich ein grausames Vergnügen daran, den Beweisen dieser Liebe in seinem ganzen Wesen nachzuforschen.

Eines Abends, da Franz uns eben verlassen, saß ich mit Heinrich beim Schein des Mondes im Garten. Wir sprachen von unserer Zukunft. Vor seinen Blicken lag sie im besten Lichte da, denn er hatte keine Ahnung von der dunkeln Wolke, die am Himmel seines Glückes heraufzog. Wie sollte ich meine Gefühle mir erklären.

Da ich den Mann, welchem ich mich verlobt, aufrichtig liebte, wie konnte das Leid eines Andern mich so tief interessieren. War dieses Interesse nur Mitleid, oder ein wärmere Gefühl? War ich eine Ausnahme meines Geschlechts, liebte ich Zwei zu gleicher Zeit? — O nein, gewiß nicht, denn

war das Gefühl, das ich für meinen Verlobten empfand, Liebe, so war das für seinen Freund, so unendlich verschieden an Charakter und Kraft, weit entfernt, jenem zu gleichen. Wie sollte ich mein eigenes Herz begreifen?

Nur noch wenige Stunden blieben mein. Morgen gab ich meine Hand, mein Herz, meine Freiheit einem Andern. Jeder Gedanke meiner Seele mußte von nun an einem Andern unterworfen sein. War diese Aussicht mir so beschwerlich, als sie einer liebenden Braut am Vorabend ihrer Vermählung sein sollte?

Armer Heinrich! Wie sollte ich es wagen, sein liebevolles, vertrauens, frohes Herz zu betrüben? Noch nie seit wir uns kannten, hatte ein Mißlaut unser Vernehmen gestört, nun sollte ich das Glück aus seiner vertrauens Seele reißen mit einem grausamen Wort. Und doch, der entscheidende Augenblick war da. Entweder mußte ich Heinrich oder Franz aufgeben. Von dem Einen mich zu trennen, war Flend, von dem Andern zu lassen, Verzweiflung.

Heinrich bemerkte meine Aufregung, schrieb sie jedoch dem nahe bevorstehenden wichtigen Ereigniß meines Lebens zu.

„Theuerster, bester aller Freunde,“ sprach ich mit einer Ruhe, die mich selbst in Verwunderung setzte. „Ich habe Dir ein Bekenntniß abzulegen, das Du heut Abend, oder niemals hören mußt. Unwissentlich habe ich ein edles, vertrauens Herz betrogen. Wie soll ich Worte finden, Dir zu sagen, daß Deine verlobte Braut Deiner Liebe unwürdig ist, da sie einen Andern liebt?“

„Was willst Du damit sagen?“ stammelte Heinrich, bleich wie der Tod. „Ich beschwöre Dich, rebe!“

Ich öffnete ihm nun mein Herz, enthielt ihm dessen widersprechende, unerklärliche Empfindungen. Nichts verbarg ich ihm. Nachdem ich geendet, starrte er mich eine Minute sprachlos an, als hielte er mich für beraubt meines Verstandes. Nicht wissend, wie er meine Ruhe sich zu erklären habe, schloß er jedoch aus meiner Rede, daß er einen Nebenbuhler habe, und daß Franz dieser Nebenbuhler sei.

„Himmel!“ rief er in aufstommender Gluth der Verzweiflung. „Konnte mein Freund, der fast mein Bruder war, mir dieses Leid zufügen? Franz! Ist das seine Ehrenhaftigkeit? Nie, nie will ich einem menschlichen Wesen mehr trauen. Sie, die ich mehr liebte, als mein Leben, er, der mir als Bruder galt — Ihr habt mich betrogen.“

„Heinrich,“ unterbrach ich ihn, „Franz ahnt meine Liebe nicht, hat die seine mir nie bekannt. Ich allein bin die Schuldige.“

„Christine,“ sprach er, und seine Stimme drang sanft, wie Musik in mein Ohr, „mußte unsere Liebe dieses Ende nehmen? Soll meines Herzens treue Hingebung übersehen, verachtet werden neben der Liebe eines Mannes, der von Deiner Leidenschaft nichts weiß, und die seine Dir nie bekannt? Christine, Christine! wo blieb Dein weiblicher Stolz?“

„Heinrich,“ entgegnete ich, „ich liebe Dich, und mag Dich darum nicht täuschen. Ich mag Dich nicht mit einem getheilten Herzen, mit einer getheilten Liebe abfinden.“

Er nahm meine kalte Hand in die seine und sprach zu mir mit den milden, eindringlichen Lauten des Herzens:

„Christine, Du Geliebte, noch einmal sage mir, daß Du mich allein liebst. In der weiten Welt habe ich sonst Niemand, der mich lieben könnte, als Dich. Ich habe weder Eltern, noch Bruder, noch Schwester. Ich bin verwais im vollsten, weitesten Sinne des Wortes. Willst auch Du von mir Dich lossagen?“

Zitternd, mit überströmenden Augen zog er mich näher an seine Seite und erzählte mir die Geschichte seines Lebens. Als Knabe von zwölf Jahren war er in der Schule seiner Vaterstadt zurückgelassen worden, während die Eltern mit seiner einzigen Schwester eine Reise unternahmen.

„Meine Schwester hieß Christine,“ sprach er, „und oft schon bin ich auf den Gedanken gekommen, daß dieser Name mich zu Dir zog.“

„Deine Schwester hieß Christine?“ fragte ich, betroffen von diesem Zusammentreffen.

„Christine hieß meine liebe Schwester. Dein Name nun, und ein etwas, das ich eben nicht Wehnlichkeit nennen kann und das doch dieser verwandt ist, denn es erinnert mich stets an meine Mutter, zog mich zu Dir und legte den Grund zu einer Liebe, welche täglich seit unserer Begegnung in meinem Herzen wuchs.“

„Heinrich!“ rief ich, „fahre fort in Deiner Erzählung, wie verlorst Du Deine Eltern?“

„D, sie hatten ein trauriges Schicksal, dessen ich nie ohne Herzeleid denken kann. Auf dem Schiff, mit dem sie reisten, brach Feuer aus, und es brannte in der Nacht nieder bis zum Grund. Mein Vater und meine Mutter, wie jedes auf dem Schiff befindliche lebende Wesen kamen in den Flammen um oder ertranken, von aller Hilfe abgeschnitten, im offenen Ocean.“

„Und Deine Schwester? Was ward aus Deiner kleinen Schwester?“ rief ich bebend in der Ahnung einer glücklichen Möglichkeit.

„Auch sie kam um. Vater, Mutter, meine Schwester mit ihrer Wärterin, der Diener meiner Eltern — alle starben in dieser Schreckensnacht. Ich habe nichts mehr übrig von meinen verstorbenen Lieben, als dieses kleine Andenken an meine Schwester.“

Mit diesen Worten zeigte er mir, an einer Schnur um seinen Hals hängend, eine kleine goldene Aermelagraße, das Seitenstück derer, die meine Pflegemutter mir gegeben und die ich seit der Zeit als einen Talisman aufbewahrt. Von der Macht der Empfindungen fast überwältigt, hatte ich eben mir noch Kraft genug, das Kleinod aus Heinrich's Hand zu nehmen, aus dem Garten in mein Zimmer zu eilen, das kleine goldene Pendant aus meinem Tischchen zu nehmen, wieder hinaus zu stürzen und beide in Heinrich's Hand zu legen mit den Worten:

„Danke dem Himmel, Heinrich, daß Dir das Verbrechen erspart blieb, Deine Schwester zu heirathen!“ und ohnmächtig sank ich in seine Arme.

Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, hatte Alles sich aufgehellt. Ich hatte nichts mehr zu bekennen, nicht mehr um Vergebung zu bitten; meine besten, theuersten Freunde umringten mich. Onkel Hugo's freundliche Augen schimmernten von Thränen; Heinrich todtbleich, doch vollkommen glücklich, kniete vor mir, meine beiden Hände in den seinen haltend; ein Anderer, den ich wohl kaum nennen darf, stand

seitwärts und seine strahlenden Augen verriethen den Strom der Liebe, der seine Seele überfluthete.

„Komm, Franz,“ sprach Heinrich, „knie hier mit mir. Theure Christine, er hat mir sein Herz geöffnet. Liebe ihn. Mein Weib darfst Du nicht sein, doch das Recht, Dich Schwester zu nennen, kann mir Niemand rauben. Schau auf, liebe Christine, und sage unserm theuern Franz, daß er der Kleinen willkommen sei, die auf dem Wasser gefunden wurde.“

[1276]



Aufbewahrung der Weintrauben und anderer Früchte.

Es ist durch neuere Versuche dargethan worden, daß die Baumwolle eine besondere Kraft zur Conservirung verschiedener Stoffe ausübt. So hat man unter Andern gefunden, daß, wenn man eine Flasche mit Fleischbrühe füllt, und dieselbe nur locker mit Baumwolle zustopft, die Fleischbrühe sich länger als ein Jahr in vollkommen unverändertem Zustande erhält. Es lag nahe, diese conservirende Eigenschaft der Baumwolle auch auf andere Gegenstände anzuwenden. In Europa ist aber dies, so viel wir wissen, bis jetzt nicht geschehen. Dagegen benutzt man dieselbe in Amerika seit längerer Zeit mit sehr gutem Erfolg zur Aufbewahrung von Weintrauben und anderen Früchten. Das Verfahren ist folgendes:

Man läßt die Weintrauben so lange als möglich, jedenfalls bis zum Eintritt leichter Fröste am Stode. Sodann werden sie mit einem scharfen Messer abgetrennt, und nachdem alle schadhafte Beeren mit einer Scheere entfernt sind, läßt man sie einige Tage in einem kühlen Zimmer liegen. Hierauf packt man sie in Gefäße (Blechbüchsen, feinerne Töpfe, große Glimmgläser eianen sich dazu am besten) zwischen Lagen gewöhnlicher Baumwolle. Natürlich darf man nur wenige Lagen machen, weil sonst der Druck auf die unteren zu groß wird, und muß überhaupt sehr behutsam mit den Trauben umgehen. Das Gefäß wird dann gut verschlossen, am besten der Dedel mit Klebmasse luftdicht aufgesetzt. Dies trägt natürlich sehr viel zur Haltbarkeit der Trauben bei; die amerikanischen Farmer geben sich aber selten diese Mühe, und doch haben sie oft im April noch gute Trauben. Das Gefäß wird in einen kühlen Raum gestellt, wo es aber nicht gefrieren kann.

Die Aufbewahrung von Äpfeln und Birnen zwischen Baumwolle gelingt natürlich noch leichter. Die Baumwolle soll indes die vollkommene Ausbreitung derselben verhindern, die Schafwolle dagegen dieselbe befördern. Die amerikanischen Farmer legen deshalb Birnen, welche für den Markterlauf eine schöne gelbe Farbe erhalten sollen, einige Tage in solche Wolle und verkaufen die auf diese Weise gereinigten Früchte um mehr als den doppelten Preis, der für grüne Birnen gewöhnlich bezahlt wird.

Dr. A. Rauch.

Schwarze Spitzen, schwarzen Tasset und Band dieser Farbe zu reinigen.

Man taucht die Spitzen, den Stoff oder das Band in Bier, drückt sie aus, und plättet sie noch feucht. Solche durch Bier aufgerührte Spitzen und Bänder werden wieder wie neu. Auch zerdrückter und durch langen Gebrauch rüthlich gewordener schwarzer Sammet kann durch Bier sein gutes Ansehen und seine Schwärze wieder erhalten. Dies zu bewerkstelligen, sind zwei Personen nöthig, den Sammet an seinen beiden Enden zu halten, die linke Seite nach oben, während eine dritte Person mit einem in Bier getauchten Schwamm darüber fährt. Nachdem der Sammet auf diese Weise befeuchtet, wird er, so lange er noch feucht, mit einem sehr heißen Eisen auf der linken Seite überplättet, doch muß dies geschehen, während er in der Luft schwebend gehalten wird, wie oben beschrieben.

[1255]

Liqueur von Pfirsichkernen.

Man bedarf zur Bereitung dieses Liqueurs ungefähr 120 Pfirsichkerne, 2 Pfund Weingeist und 2 Pfund Zucker. Man sucht dazu die Kerne aus, welche sich leicht ablösen, also von reifen Früchten, stampft sie etwas, so daß sie zerfallen, und läßt sie dann in Weingeist 6 Wochen lang ste-

hen, jeden Tag die Flasche schüttelnd. Nach Ablauf dieser Zeit filtrirt man die Flüssigkeit durch und thut dann den Zucker hinzu. Soll der Liqueur vorzüglich werden, so klärt man den Zucker, ehe man ihn unter die Flüssigkeit mischt.

Federn und Marabouts zu waschen.

Man schabt ein Stück weiße Seife von der Größe einer Wallnuß, und setzt sie mit einem Pfund Wasser auf Feuer. Hat die Seife in dem Wasser sich aufgelöst, so nimmt man das Seifenwasser vom Feuer, läßt es etwas verkühlen, gießt es, wenn es lau geworden, in eine Waschkübel, taucht die Federn hinein, faßt sie dann mit der linken Hand am Stiel und streift behutsam an ihnen hinunter, mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand. Hat man auf diese Weise die Federn eine nach der andern gereinigt, so taucht man sie in frisches Wasser, spült sie darin sorgfältig ab und stärkt sie, indem man sie in etwas Wasser taucht, worin man einen Eßlöffel rohe Stärke aufgelöst hat, die mit einem Tropfen Blauwasser gefärbt wird. Namentlich bedürfen schon oft gewaschene Federn dieses Stiefens mit etwas geblauter Stärke. Nachdem die Federn gestärkt sind, werden sie auf ein reines Leinentuch gelegt und müssen im Sommer in der Sonne, im Winter in der Nähe des Feuers trocknen. Ehe sie noch völlig trocken, nimmt man die Federn zwischen die Hände und reibt sie so lange, bis sie ihr früheres Aussehen wieder erlangt haben. Bei dem Waschen löst sich natürlich das um den Draht gewickelte Papier. Dieses zu erneuern, schneidet man Papierstreifen 1/2 Meter lang, 2 Centimeter breit, befestigt diese Streifen dort, wo der Draht an die Feder trifft, und wickelt das Papier schräg um den Draht, indem man ihn zwischen den Fingern herumdrehet. Mit diesem Papierstreifen vereinigt man dann auch die zusammengehörigen Federn und Marabouts.

Weißer Atlasstube zu reinigen.

Man reibt die Schuhe mit in Weingeist getauchter Baumwolle ab, und reibt dann mit trockener Baumwolle nochmals darüber.

[1259]



Die alten Bücher waren und bleiben unsere Freunde, die Bücher von heut sind größtentheils nur Bekanntschaften.

Manche Menschen halten sich für Charakterfest und sind nur egoistisch und gefühllos, und andere halten sich für gefühlvoll und sind nur schwach.

Wenn Du nicht Alles erreichen kannst, ist das noch keine Ursache, Alles aufzugeben.

Wie wenig Leute würden zur Kirche gehen, wenn nur Gott allein sie sähe!

Gerade die Menschen, welche am meisten schlechter Handlungen fähig sind, fühlen sich am tiefsten beleidigt, wenn man sie derselben verdächtigt.

Gesichte machen die Freundschaft eher eigennützig, als daß sie dieselbe fördern. Vereine Hände können einander am wärmsten drücken.

Oft schon hat die Zunge den Kopf abgetrennt.

Manchen Borgern gegenüber thut man am Klügsten, nichts Anderes zu leihen als — das Ohr.

Die Großen dieser Welt werfen weithin ihren Schatten, der der Kleinen ist kurz und kaum sichtbar, denn um Schatten zu werfen, muß man von der Sonne beschienen sein.

Rebus.



Zweifelhige Charade.

Gar selten hast Du gleich ein Ganzes, Wenn Du die Erste mir erfäht; Und dennoch wette ich, Du sahst Schon oft im Licht des Bühnenglanzes Die erste Silbe und bekenntst, Daß Du sie gern ein Ganzes nennst.

Denkst Du die Zweite zu vollenden, So gieb Dich ungetheilt ihr hin Mit muth'gem Geiste, heiterm Sinn. Doch nimmer müßte Stolz Dich blenden, Denn reicht Dein Wissen noch so weit, Daß Ganze bleibt's in Ewigkeit.

[1293]

Marie Garr r.

Rösselsprung-Aufgabe.

wer	un-	Ge-	Lieb-	es	Licht-	na-	ben
fab-	und	nur,	blick	aus	sie	Glück,	ein
re	mit	muß	keimt	zu	he	Glau-	ner
Dank,	ren,	auf	kennt	er-	nur	ruft	he
Leit	Brust	der	erst	wa-	Soll	Don-	und
Und	Und	den	An-	Wo	he-	Nu-	Da
er-	den	gend	Zer-	ben,	ren,	gluth	rung
ja-	Freu-	be-	rang;	dacht-	sü-	ben.	Der

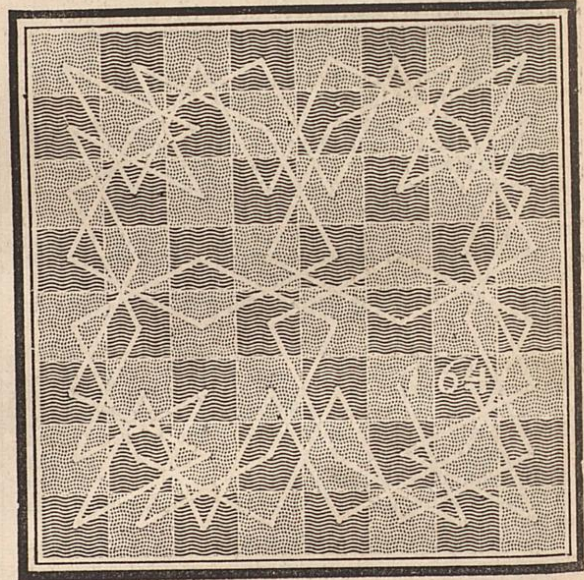
Auflösung des Rebus Seite 288.

Wie gewonnen, so zerronnen.

Auflösung des Räthfels Seite 288.

„Granaten.“

Schlüssel zur Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe Seite 288.



Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe Seite 288.

Was wanderst Du durch rauhe Lande, Verlor'nes, armes Menschenkind, Und suchst ein Dach bei dem Verstande, Und bei der Klugheit Ueberwind?

Das Land des Glaube ns mußt Du suchen, Da blüht ein ewig heitres Thal, Da fällt durch Dunkel heil'ger Buchen So warm und mild der Sonnenstrahl.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie in allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

DEROZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 40. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 23. October 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Sgr. XV. Band.

Uhrhalter.

(Application.)

Material: weißes und himmelblaues feines Tuch, ganz kleine Stücken schwarzer Sammet, Gold- und Stahlperlen, Goldschnur und Goldfäse, ponceau Seiden-Litze, starke Häfelfeide in Ponceau, Weiß, Grün, Lila.

Die Leserinnen mögen sich durch das reichhaltige Verzeichniß des Materials nicht von der Nacharbeit dieses höchst graziosen kleinen Werkes abschrecken lassen; die nähere Beschreibung desselben wird Zeugniß geben, wie gering die Quantitäten all dieser Zuthaten und wie fast zufällig die Wahl derselben, so daß man ganz nach Belieben auch das kleinste Restchen von farbiger Seide, Perlen u. dgl. anwenden kann; sogar das Tuch, woraus die einzelnen Theile des Uhrhalters geschnitten, läßt sich durch andere feine Wollstoffe, z. B. Cashmir oder Tibet, ersetzen.

Die Abbildung giebt die natürliche Größe des Uhrhalters und dient dessen vollständigem Umriss als Schnittmuster für die Hinterwand, welche genau nach der Abbildung aus Kartenspapier, sowie auch außerdem aus einem beliebigen Futterstoff, z. B. weißem Marcelline oder Gambrie, geschnitten wird. Am untern Rand läßt man die durch das muschelförmige Theil gebildeten Bogen an der Papierform sowie am Futter fort, giebt jedoch bei letzterm dasselbst einen Umschlag zu. Als Ueberzug der Hinterwand dient das weiße Tuch; es ist nicht notwendig, daß dieses genau bis zum untern Rand des Papiertheils reiche, da es hier gänzlich von der Vorderwand verdeckt wird, auch die beiden Seitenarme bleiben dabei unberücksichtigt. Die Vorderwand besteht aus den beiden kleineren gegeneinander liegenden Palmen und dem untern muschelförmig verzierten Theil; diese Palmen werden aus dem blauen Stoff geschnitten, und zwar muß man dabei an der vordern Wölbung der Palmen, nämlich da, wo sie zusammentreffen, an jeder ungefähr einen reichlichen Strohhalm breit zugeben, da hier die Palmen nicht flach aufliegen, sondern etwas gewölbt von der Hinterwand absteigen; im Uebrigen kann jedoch die hier gegebene Zeichnung gänzlich als Schnittmuster dieser Palmen dienen. Was das untere Muscheltheil betrifft, so kommen wir zu seiner Zeit darauf zurück.

Wir beginnen nun mit Angabe der Verzierung der Palmenfiguren, und zwar zuerst der der großen Palme, welche die Rückwand bildet. Die schwarze Rosette ist von Sammet applicirt, d. h. ausgeschnitten und auf den Grundstoff (das weiße Tuch) geklebt; alsdann die inneren Strahlen mit ganz feinen Goldschnürchen gebildet, ebenso die Einfassung der Rosette. Die umgebende Schlangelinie ist eine Goldfäse. Von der obern Blätterpartie ist das obere Blatt mit lila, die beiden Seitenblätter mit grüner Seide in Kettenstich ausgeführt, die Andern sind in schrägem Stielstich in absteigender Farbe gearbeitet. Die beiden Muscheln (großen Punkte) sind mit ponceau Seide in Plattstich gestickt, der viereckige Kern ist ebenfalls Plattstich mit Perlen (nämlich innen Gold mit Stahlfassung), die von dem obern Blatt ausgehende Verzierung aus Goldschnürchen, einzelnen grünen Seidenstichen und etwas großen Knötchen in ponceau Seide gebildet. Das Ganze umgiebt ein zweimaliger Besatz von rother Seidenlitze, unten in runder Form, der Gestalt einer Palme gemäß. Der Raum zwischen beiden Besatzlinien ist durch eine Reihe einzeln aufgenähter kleiner Goldperlen verziert. Die äußere Litze wird, so weit sie den Rand der Hinterwand bis zu den beiden Seitenarmen bezeichnet, alsdann noch mit weißer Seide in weitläufigem Languettenstich übernäht, doch muß man vorher an die auf der Abbildung bezeichnete Stelle das kleine Häkchen zum Anhängen der Uhr befestigen und das Oberzeug mit der Papierform und dem Futter zusammenheften, da alle 3 Theile durch die Languette zusammengefaßt und aneinander befestigt werden.

Die beiden kleinen Palmen erhalten jede ein aus Sammet applicirtes Blatt, mit Andern von feiner Goldschnur, mit welcher letztern auch die große Ranke gebildet wird; die Umfassung der Blätter ist an unserm Original feine weiße Perlschnur, die Punkte sind etwas große Goldperlen. Sind diese Palmen so weit vollendet, so verbindet man sie nach Angabe der Abbildung durch einige Stiche mit weißer Seide, heftet sie alsdann auf das für das Muscheltheil bestimmte Stück weißes Tuch und schneidet dieses dann nach außen ganz

nach Angabe der Abbildung aus. Man verziert dieses Theil, indem man die einzelnen Abtheilungen durch Languetten in rother Seide markt und bei diesen Languetten von derselben Seide 2 Fäden unterlegt, damit die Languetten mehr hervortreten. In jeder Abtheilung ist alsdann eine Perlenverzierung anzubringen, nämlich: 1 Goldperle dicht mit Stahlperlen umgeben, dann ein Kreis einzelner Goldperlen und nächst diesem ein Kreis einzelner Stahlperlen. Man versteht die Vorderwand mit einem gleichen Futter wie die Rückwand, welches man vorläufig unterheftet, alsdann mit der die beiden Palmen umgebenden Languette befestigt. Diese Languette wird mit weißer Seide ausgeführt, und zwar verbindet man damit die beiden Palmen zugleich mit der Rückwand (der großen Palme), an den beiden Seitenarmen bis zu dem Muscheltheil. Der untere Rand der Rückwand wird mittelst des Futterstoffs mit leichten Saumstichen an das Muscheltheil genäht. Eine kleine Schürhse, an der auf der Abbildung bezeichneten Stelle unterhalb des Futterstoffs befestigt, dient zum Anhängen des Uhrhalters.

Gehäkelter Kragen.

Material: französisches (6faches) Häfeln von Nr. 90 oder 100. (Die Abbildung dieses Kragens befindet sich in der vorigen Nummer Seite 294.)

Man beginnt den Kragen, wie gewöhnlich, von der Halsrundung aus und macht einen nicht sehr losen Anschlag in der Länge von 32—33 Centimeter; an unserm Original zählt diese Länge 334 Maschen.

1. Tour — in jede der ersten 14 Maschen des Anschlags 1 f. M. (d. h. 1 feste Masche), 5 L. (d. h. 5 Luftmaschen), aus letzteren eine Dese gebildet, indem man die Nadel durch die letzte f. M. (nämlich die, von welcher die 5 L. aus gehen) und das darunter liegende Glied der Masche sticht, den Faden als Schlinge hindurch zieht, so daß man 2 Schlingen auf der Nadel hat; dann in die nächstfolgende Anschlagsmasche sticht, ebenfalls 1 Schlinge (die 3. auf der Nadel) hindurchzieht und endlich die Masche zuschürzt, indem man den Faden durch alle 3 Schlingen zugleich zieht; hiermit ist die Dese und zugleich 1 f. M. gebildet. — * In jede der 5 folgenden Anschlagsmaschen 1 f. M., 5 L., daraus eine Dese in der vorhin beschriebenen Weise gebildet, so daß unter der Dese auch eine f. M. entsteht — vom Zeichen (*) so oft wiederholt, bis noch 14 M. vom Anschlag übrig sind, auf welche man nur feste Maschen häkelt. Man schneidet den Faden ab und befestigt ihn, wie dies überhaupt stets zu Anfang und zu Ende der Touren geschehen muß, damit keine Fäden hängen bleiben.

2. Tour. Man schlägt auf's Neue 3 L. an, zählt dann von der vorigen Tour die ersten 10 f. M. ab und häkelt auf jede der beiden folgenden, also die 11. u. 12., 1 d. St. (d. h. 1 doppelte Stäbchen-Masche, welche durch 2maliges Umschlingen des Fadens gebildet wird), 4 L., 2 d. St. auf die beiden mittleren f. M. zwischen der ersten und zweiten Dese der vorigen Tour; * 4 L., 2 d. St. auf den nächsten Zwischenraum der Desen voriger Tour — vom Zeichen (*) wiederholt, bis zu Ende der Tour; nach den letzten beiden St. müssen noch 10 M. der vor. T. übrig sein. Man schließt die Tour wie man sie begonnen, mit 3 L. — die Endfäden dieser Tour können natürlich erst bei der folgenden überhäkelt werden.

3. Tour — 4 f. M., 5 L., daraus eine Dese, welche unmittelbar auf die ersten 2 St. kommt — * 2 f. M., 5 L., daraus eine Dese — vom Zeichen (*) fortwährend wiederholt, so daß stets 1 Dese auf, und 1 Dese zwischen die 2 u. 2 St. der vor. T. kommt. Die Tour schließt, wie sie begonnen.

4. Tour. — Man schlingt den Faden an die letzte Dese der vorigen Tour, häkelt also in der entgegengesetzten Richtung der vorigen Touren, doch auf derselben Seite der Arbeit. * 7 L., 1 f. M. in die 2. dieser 7 L., so daß die 5 letzten eine Dese bilden — vom Zeichen (*) noch 7mal wiederholt; dann 5 L., man läßt die Masche von der Nadel gleiten, sticht in die 6. Dese der vorigen Tour, so daß zwischen dieser Dese und der, von welcher aus man die 4. Tour begonnen, 4 Dese frei stehen bleiben; man zieht also durch die 6. Dese die herunter gelassene Masche, häkelt noch 2 L., so daß man wieder 7 L. hat, dann 1 f. M. in die zweite dieser 7 L., so daß sich wieder eine Dese bildet, welche mit der betreffenden Dese der vorigen Tour verschlungen ist. — * 7 L., 1 f. M. in die 2. der 7 L. — * 7 L., 1 f. M. in die 2. der 7 L. — vom Zeichen (X) noch 6mal wiederholt — 5 L. (als Anfang einer Dese) die letzte Masche durch die 5. folgende Dese des fertigen Theils gezogen, so daß 4 Dese frei stehen bleiben; 2 L., man vollendet die angefangene Dese in der vorhin beschriebenen Weise und wiederholt vom Zeichen (+) fortwährend bis zur letzten Dese des fertigen Theils; — hat man an diese ebenfalls eine Dese geschlungen, so arbeitet man, ohne den Faden abzuschneiden, die eben vollendete Tour entlang wieder zurück, die 5. Tour — man bildet hier an der äußern (glatten) Seite der vorigen Tour ebenfalls kleine Dese, welche zu den Dese der vorigen Tour nicht verflochten stehen dürfen



3255.

Uhrhalter. (Application.)

sondern stets eine gegen die andere treffen müssen. Man häkelt zuerst 5 L., bildet daraus die erste Dese, in der Weise wie bei der ersten und dritten Tour, häkelt von dieser Dese aus 2 f. M., dann 5 L., woraus man die 2. Dese bildet — hat man 4 Desen vollendet, so häkelt man zwischen der 4. und 5. Dese 4 f. M., sticht also in 2 Maschen der vorigen Tour 2mal, wodurch die Spitze der sich bildenden Zacke markirt wird — dann häkelt man wieder 4 Desen, und ist hiermit an die Vertiefung der Zacke gelangt, d. h. an die angeschlungene Dese der vorigen Tour — diese angeschlungene Dese wird gänzlich übergangen und an dieser Stelle nur die gewöhnliche Zahl fester Maschen gehäkelt, so daß von der letzten Dese der vollendeten bis zur ersten Dese der nächsten Zacke ebenfalls nur 2 f. M. Zwischenraum sind.

In dieser Weise wird die 5. Tour weiter gearbeitet und schließt, wie sie begonnen.

Hierauf folgt der gerade dicke Stab, welcher die beiden Zackenreihen des Fond trennt, wie es die Abbildung zeigt.

6. Tour. — Man beginnt mit 3 L., dann 6 f. M. auf die Spitze der ersten Zacke der vorigen Tour, wobei man die erste und letzte der 6 f. M. an die beiden Desen zunächst der Spitze häkelt. (Wenn wir hier den Ausdruck Spitze brauchen, so meinen wir damit den Gipfel der Zacke, welcher allerdings durch die 6 f. M. zu einer Fläche abgestumpft wird.) — * 16 L., 6 f. M. auf den Gipfel der nächsten Zacke — vom Zeichen (*) wiederholt, bis zu Ende der Tour, welche ebenfalls mit 3 L. schließt.

7. Tour. — Von der ersten Masche der vorigen Tour an 12 f. M., von denen die 6 mittelen auf die 6 f. M. der vorigen Tour kommen. — * 10 L., 12 f. M., von denen die 6 mittelen auf die 6 f. M. der nächsten Zacke, 3 f. M. zu beiden Seiten stets auf 3 L. der vor. T. kommen — vom Zeichen (*) wiederholt.

8. Tour — ganz wie die vorige Tour — es sind demzufolge über die Zwischenräume der Zacken 3 einzelne Luftmaschenstäbe gespannt.

9. Tour — beginnt wie die beiden vorigen Touren mit 12 f. M., dann folgen 10 f. M., welche man in die 10 freiliegenden L. der 6. Tour häkelt und die beiden anderen Luftmaschenstäbe mit umfaßt — 12 f. M. auf die folgenden 12 f. M. — 10 f. M. auf die 10 L. der 6. Tour, die darüber liegenden L. = Stäbe mit umfassend. — So fort die ganze Tour entlang.

10. Tour. — Hiermit beginnt die 2. Zackenreihe, und zwar wird diese Tour in derselben Richtung wie die 4. Tour gearbeitet — (7 L., 1 f. M. in die 2. der 7 L., so daß die 5 letzten eine Dese bilden) man wiederholt dies noch 4mal — dann 5 L.; man läßt die Masche von der Nadel herunter, sticht diese in die 5. der 12 f. M. am Ende der vorigen Tour, zieht hierdurch die heruntergelassene Masche, häkelt 2 L., dann 1 f. M. in die 2. der vorigen 5 L., so daß man eine Schlinge gebildet hat; häkelt 4 L., zieht die letzte durch die 8. derselben 12 f. M. der vorigen Tour, so daß 2 f. M. der vor. T. liegen bleiben, häkelt noch 2 L., 1 f. M. in die erste der 4 L. — Man hat demzufolge 2 Desen an das fertige Theil geschlungen. — * 7 L., 1 f. M. in die 2. der 7 L. — * 7 L., 1 f. M. in die 2. der 7 L. — vom Zeichen (*) noch 6mal wiederholt, dann bildet man wie vorhin 2 etwas dichter zusammenstehende Desen, welche in gleicher Weise in der Mitte der nächsten 12 f. M. der vorigen Tour angeschlungen werden (mit den 12

f. M. meinen wir stets die, welche das breitere Theil des geraden Stabes bilden). — Man wiederholt nun vom Zeichen (X) bis zu Ende der Tour; nachdem man 2 Desen an die letzten 12 M. der vorigen Tour befestigt, häkelt man noch ein halbes Zackentheil weiter, und zwar aus 5 Desen bestehend, und arbeitet alsdann in der Weise wie bei der ersten Zackenreihe zurück, die

11. Tour — diese wird ganz wie die 5. Tour gearbeitet, und hat man an der Vertiefung der Zacken stets die beiden angeschlungenen Desen zu übergeben. Das zu Anfang und zu Ende freihängende Zackentheil bildet hier den Rand des Fond an den Querseiten, und geht man von diesem Zackentheil aus, ohne den Faden abzuschneiden, sogleich zur nächsten Tour über.

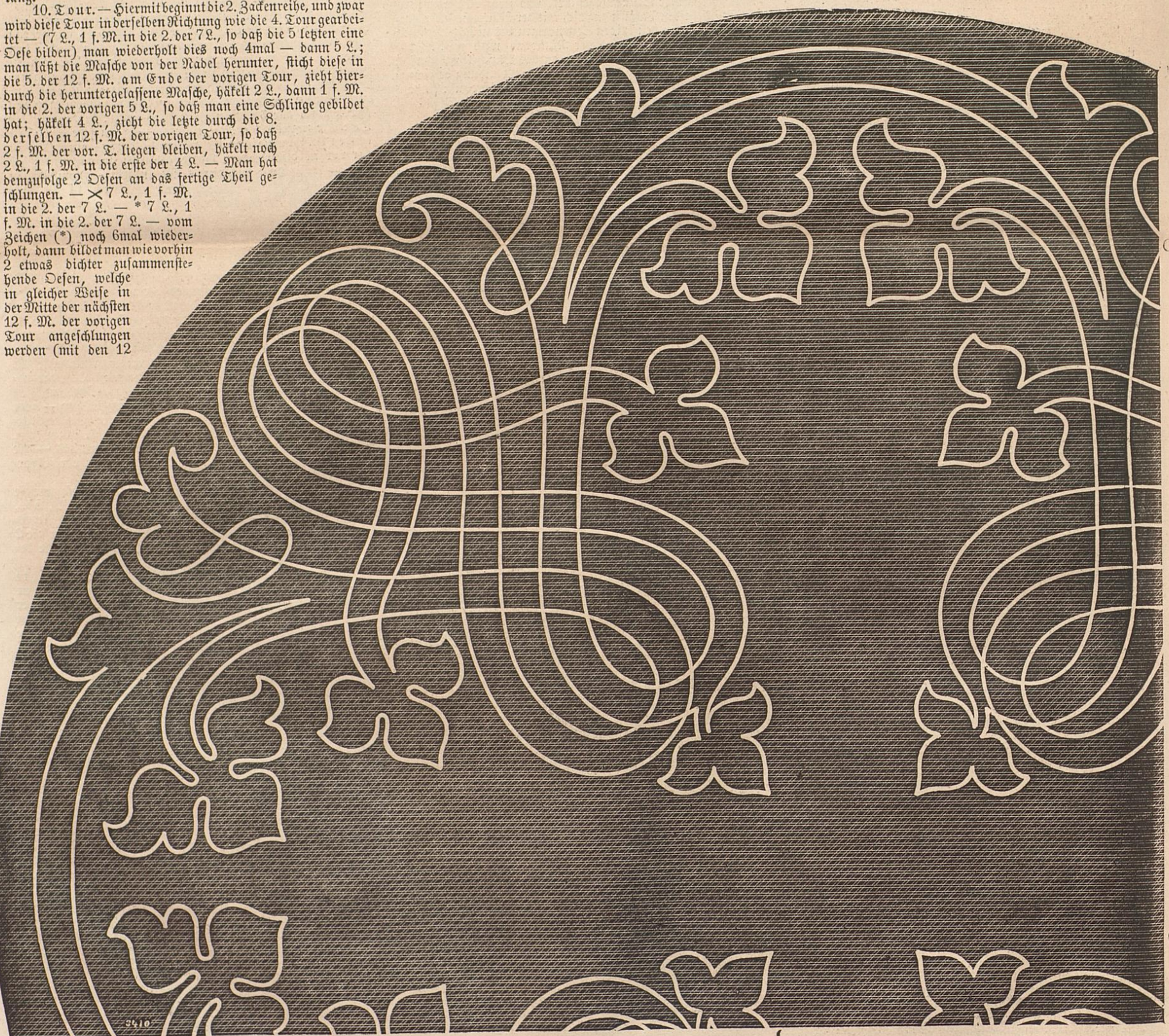
12. Tour. — Diese Tour wird wieder in der Richtung der 10. und 4. Tour gehäkelt und besteht aus einer ganz geraden Reihe Desen, wovon stets regelmäßig die 7. in der Reihe, an die Spitze einer Zacke (der eben vollendeten Zackenreihe) anzuschlingen ist; am Anfang und am Ende der Tour werden von der letzten angeschlungenen Dese an, bis zu dem halben Zackentheil der beiden vorigen Touren, nur noch 4 Desen gehäkelt. Hat man am Schluß der Tour die letzte Masche mit dem freihängenden Zackentheil verbunden, so arbeitet man in der gewöhnlichen Richtung zurück, die

13. Tour. — Bei dieser Tour werden zugleich die Kreuzfiguren gearbeitet, welche die Bordüre mit dem Fond verbinden; wir geben die Beschreibung derselben so deutlich als möglich, müssen jedoch dabei auf ganz besondere Aufmerksamkeit, sowohl für die Beschreibung, als auch für die Abbildung des Kragens rechnen. — Man häkelt zuerst eine kleine Stäbchenmasche, bei welcher bekanntlich im Ganzen nur 3mal durchgezogen oder geschürzt wird, so daß sie etwas kürzer, wie die gewöhnlichen St. ausfällt; 5 L., daraus bildet man 1 Dese, indem man in dieselbe St., von welcher die 5 L. ausgehen, 1 f. M. häkelt; 1 kl. St., 22 L., auf die 20. derselben 1 f. M., auf jede der 5 folgenden 1 kl. St.; 8 L., auf die 6. derselben 1 f. M., auf die 5 übrigen je 1 kl. St.; 8 L., auf die 6. derselben 1 f. M., auf die 5 übrigen je 1 kl. St. — Man hat hier 3 Flügel oder Blätter eines Kreuzes gebildet — vollendet das Kreuz, indem man auf 6 der noch freiliegenden L., vom Beginn des ersten Blattes an, je 1 kl. St. häkelt; dann abermals 8 L., auf die 6. derselben 1 f. M., auf die 5 übrigen je 1 kl. St. — es bleiben nun noch einige L. übrig,

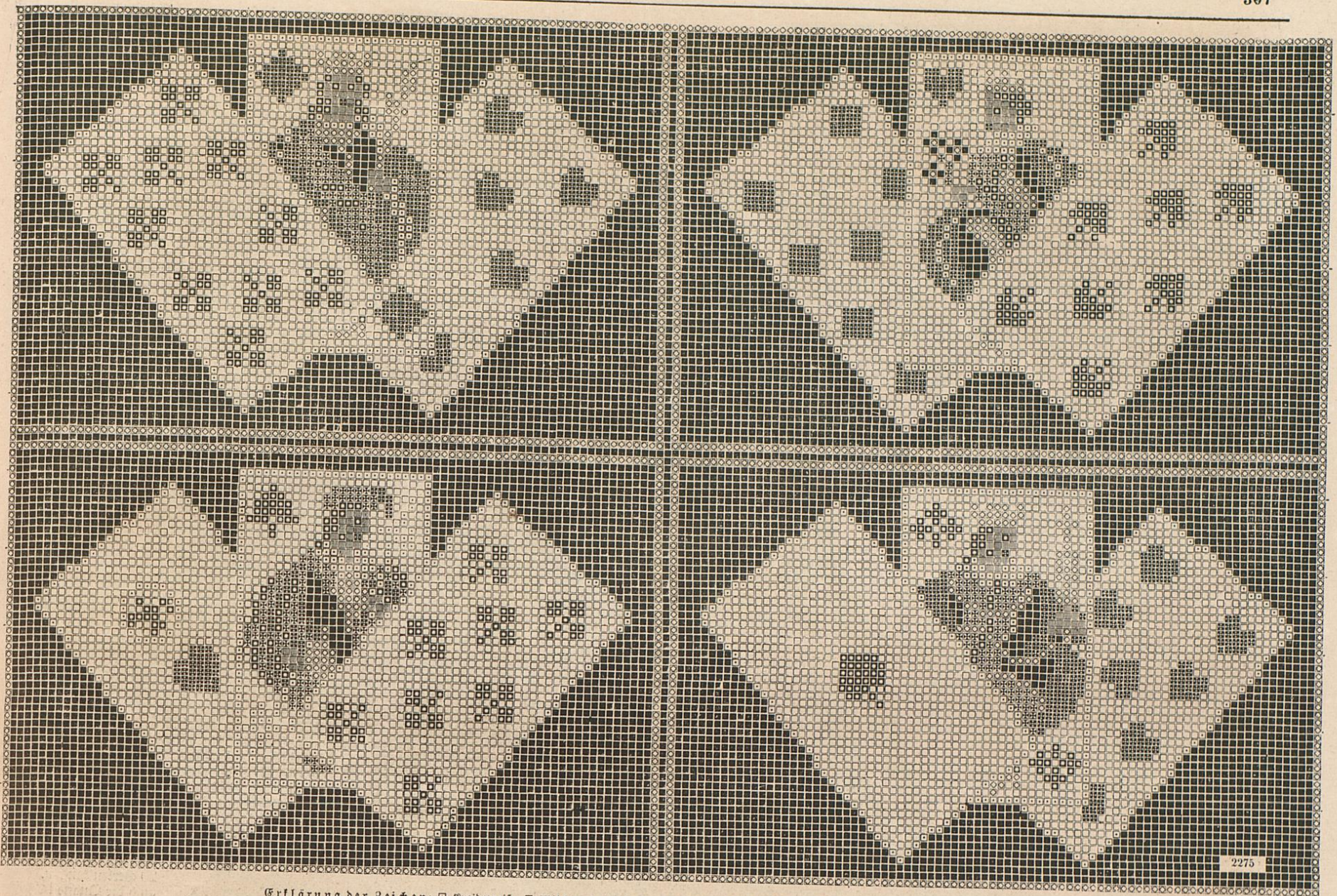
aus denen man ein 6. Blatt bildet, indem man diesen L. entlang erst 1 f. M., dann 6 St. und endlich 1 f. M. in die kl. St. nach der Dese am Anfang der Tour häkelt. — Wie ersichtlich, hat die eben gebildete Figur 6 Flügel, was zur Ausfüllung der Ecke erforderlich und durch die Abbildung erklärt wird. Von nun an werden die Kreuze in größerer Regelmäßigkeit gebildet und läßt man bei den auf die vorige Tour zu häkelnden Stäbchen stets 1 M. der vorigen Tour als Zwischenraum.

Die Stellen unserer nun folgenden Beschreibung, welche zur Fortsetzung der geraden Desenreihe und nicht zu den Kreuzfiguren gehören, werden wir zur deutlichen Unterscheidung stets in Parenthese setzen. (1 L., 1 kl. St., 5 L., davon Dese, wie zu Anfang der Tour, 1 St.) — hier beginnt wieder eine Kreuzfigur — 12 L., auf die 10. derselben 1 f. M., auf die 4 folgenden je 1 kl. St.; * 7 L., auf die 5. 1 f. M., auf die 4 folgenden je 1 kl. St. — vom Zeichen (*) noch einmal wiederholt, dann auf die noch übrigen 5 L. erst 4 kl. St., zuletzt 1 f. M., noch 1 f. M. in das kl. St. nach der 2. Dese dieser Tour (1 kl. St., 5 L. zur Dese geformt, 1 kl. St., 1 L., 1 kl. St., 5 L. zur Dese geformt, 1 kl. St., man zieht diese letzte Masche durch die Spitze des nächsten freihängenden Blattes oder Flügels der Kreuzfigur, dann 1 L., 1 kl. St., 5 L. zur Dese geformt, 1 kl. St.) — hier beginnt wieder eine Kreuzfigur — 16 L., in die 14. derselben 1 f. M., in die 6 folgenden je 1 kl. St.; 9 L., in die 7. 1 f. M., in die 6 folgenden je 1 kl. St.; 9 L., in die 7. 1 f. M.; in die 6 übrigen je 1 kl. St. — in die 7 ersten noch freiliegenden L. zuerst 6 kl. St., in die letzte 1 f. M. — (1 f. M. in die St. der letzten Dese der Tour; 1 kl. St., 5 L. zur Dese geformt; 1 kl. St., 1 L., 1 kl. St., 5 L. zur Dese geformt, 1 kl. St., diese zieht man wieder durch das zunächst freihängende Blatt der Kreuzfigur, dann 1 L., 1 kl. St., 5 L. zur Dese geformt, 1 kl. St.) — hier beginnt wieder eine Kreuzfigur ganz in der Größe der vorhergehenden. — Wir glauben, daß diese Tour nun nach der gegebenen Beschreibung leicht vollendet werden kann; die Folge der Kreuzfiguren ist: stets 1 kleinere, 2 größere; wir haben eine kleinere und eine größere vollständig beschrieben. — Die Tour schließt, wie sie begonnen, mit einer aus 6 Blättern bestehenden Figur, welche jedoch ihrer Form nach der ersten entgegengesetzt stehen muß, wie es die Abbildung zeigt.

Wir gehen nun zur Beschreibung der aus kleineren und größeren Sternen zusammengesetzten Bordüre über.



Deffin zum Clavier-Sessel (Coutache-Arbeit.)



Erklärung der Zeichen: □ Kreideweiß, □ Milchweiß, □ Gold, □ Schwarz, □ Dunkelroth, □ Dunkelblau, □ Hellgrün, □ Chamoiß.
 Dessins zu Spielmarken-Kästchen.

Ein kleiner Stern. — Man schlägt 8 M. auf, vereinigt sie zur Rundung und häkelt als erste Tour um diese Rundung 16 f. M., wobei man nicht in die einzelnen Maschen, sondern in die Rundung sticht.

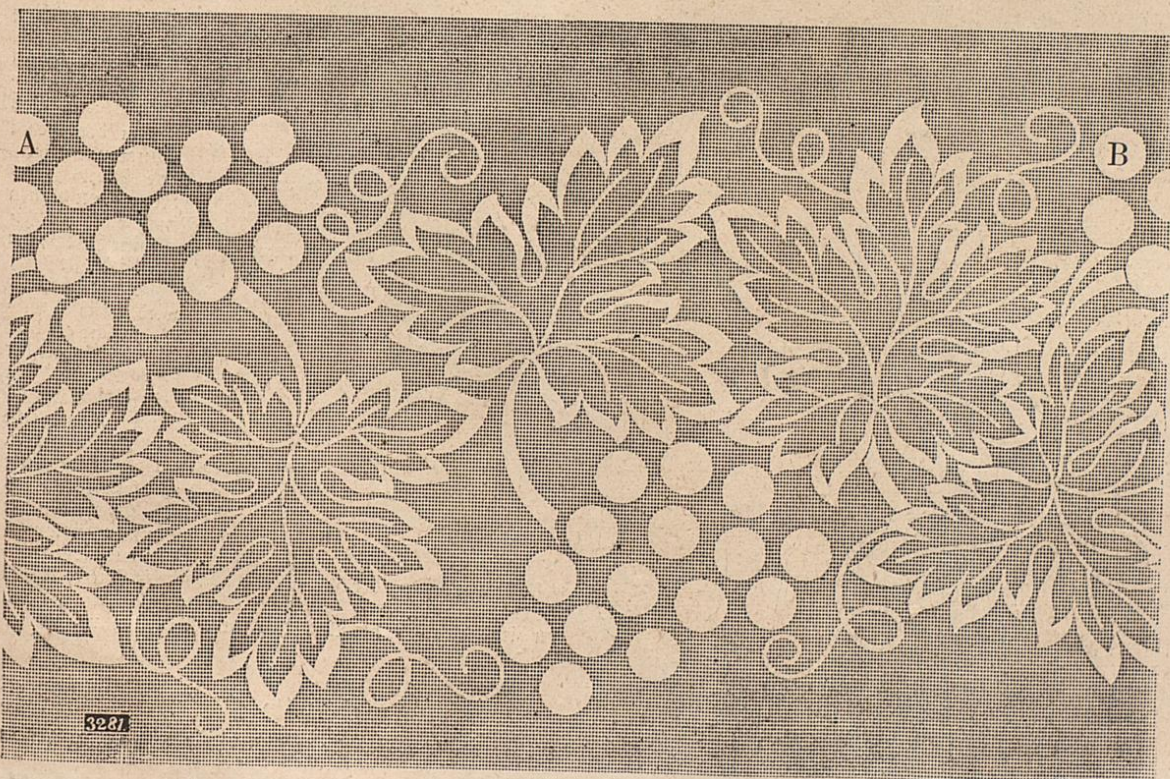
2. Tour. — 2 gewöhnliche St. in eine Masche, 5 L., 2 St. in eine Masche, u. s. w. — es müssen Smal 2 St. und Smal 5 L. in dieser Tour sein.

3. Tour. — Um jeden der aus 5 L. bestehenden Bogen häkelt man folgender Art: 1 f. M., 2 St., 5 L. zur Dese geformt, 3 St., 5 L. zur Dese geformt, 2 St., 1 f. M. — Man füllt auf diese Weise 6 Bogen des Sternes, bei den beiden übrigen Bogen wird der Stern zugleich durch die Dese mit 3 Kreuzfiguren des Fond verbunden, und zwar faßt man zuerst einen Flügel des großen Kreuzes, welcher zunächst dem kleinen Kreuz sich befindet; dann mit den beiden folgenden Dese die beiden oberen Flügel des kleinen Kreuzes, mit der 4. (letzten) Dese den nächsten obern Flügel des folgenden großen Kreuzes.

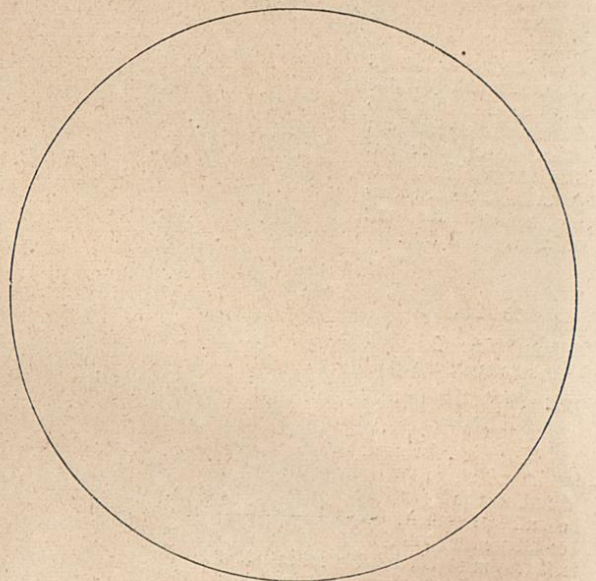
Ein großer Stern. — Die Anschlagtour, so wie die erste und zweite Tour, sind wie bei dem kleinen Stern.

3. Tour. — Um jeden aus 5 L. bestehenden Bogen 1 f. M., danach stets 6 L., so daß diese Tour ebenfalls 8 Bogen zählt.

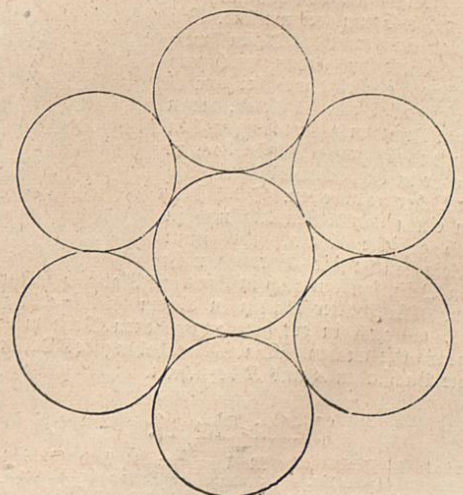
4. Tour. — Diefelbe ist ganz wie die letzte Tour des kleinen Sterns, nur mit dem Unterschied, daß bei jedem Bogen vor der ersten und nach der zweiten Dese 3, anstatt 2 St. gehäkelt werden. Man verbindet diesen Stern nicht nur mit dem Fond, sondern auch mit dem vorhergehenden Stern. Die Verbindung geschieht durch Anschlingen der Dese. — Da die Abbildung ganz deutlich erkennen läßt, welche Dese frei stehen und welche angeschlungen sind, so wird eine weitere wörtliche Beschreibung hierüber unnütz sein. Bei den Querseiten und Ecken sind die Sterne unmittelbar, d. h. ohne Kreuzfiguren, an den Fond befestigt, und müssen wir dafür gleichfalls auf die sehr deutliche Abbildung verweisen, da eine wörtliche Beschreibung hier nur verwirren würde. Die Sternbordüre schließt zu beiden Seiten am Halsauschnitt mit einem kleinen Stern, und ist zur Befestigung desselben zugleich das noch frei gebliebene kleine Anschlagtheil zu benutzen.



Bordüre (französische Sticerei und Languettenstich).



3221b
 Nr. 1. Zur Ampel.



3222a
 Nr. 2. Zur Ampel.

Soutache-Deffin

zum runden Sessel, Fuß- oder Sophatissen.

Material: feines Tuch, Cashmir oder Sammet; feine Nise.

Ist die Soutache-Arbeit an sich schon eine sehr belohnende, so dürfte die Ausführung des hier dazu gegebenen Deffins, als eines außerordentlich leichten, gefälligen, ganz besonders zu empfehlen sein. Die Einfachheit des Arrangement, welches die geschmackvolle Zusammenstellung nur zweier Farben erfordert, macht es sehr leicht, die Arbeit in völlige Uebereinstimmung mit der vorherrschenden Farbe der Zimmerdecoration zu bringen; auch steht dem Wunsch, Grundstoff und Deffin in gleichem Ton erscheinen zu lassen, ebensovienig entgegen, als es die Mode versagt, den Grundstoff in 2 verschiedenen Farben zusammenzusetzen, nämlich: bei einer Eintheilung des Musters in 4 gleiche Felder, 2 und 2 Felder in egaler Farbe sich gegenüber stehend. Dieses Arrangement würden wir jedoch nicht bei der Anwendung des Musters zum Ueberzug eines Sessels raten. Beispielweise nennen wir hier noch einige Farbensamstellungen: schwarzer oder brauner Grund mit lousenblauen oder goldgelbem Deffin; grauer Grund mit rothem, grünen oder blauem Deffin; blauer Grund mit schwarzem Deffin.

Die Vollenbung der Arbeit zu dem bestimmten Gegenstand ist Sache des Sattlers oder Tapezierers.

Deffins zu Spielmarken-Kästchen.

Material: Perlen in den auf dem Muster angegebenen Farben; Canevas.

Nächst dem Tanz hat vielleicht kein Vergnügen das Bürgerrecht in der Welt in dem Grade erlangt, als das Kartenspiel; — Kinder spielen schon mit den bunt gemalten Blättern, ohne zu ahnen, daß der in der Kindheit begonnene Scherz später vielleicht mit einem unheilvollen Trauerspiel endet. Auch die Damenwelt macht es sich zur harmlosen Freude, zuweilen einige Stunden dem Reiz einer Beschäftigung zu weihen, die ihnen Gelegenheit giebt, unter heiterm Scherz ihren Scharfsinn geltend zu machen, und die durch den schnellen Wechsel von Gewinn und Verlust das Interesse in Spannung erhält. — Zu diesen „harmlosen“ Kartenspielen gehört das Boston, welches vorzugsweise im geselligen Kreise der Damen eingeführt ist, daher auch die zu diesem Spiel gehörenden Geräthschaften und Utensilien mit der Zielflichkeit und dem Luxus ausgestattet werden, den man an Allem, was in das Bereich der Damen gehört, wahrnimmt; Spielmarken, Markentafeln, Teller u. dgl. werden nicht nur durch die gewerbliche Kunst, von Elfenbein, Porcellan, Perlmutter, Silber hergestellt, sondern auch zum Motiv einer weiblichen Handarbeit gewählt, und bieten wir heut unseren Leserinnen vorläufig ein Deffin zu den 4 Markentafeln, in Perlen auszuführen — ein hierzu passendes Muster zum Bostonkasten werden wir in einer spätern Nummer liefern. — Deffins zu Marken und Spiel-teller in gleichem Genre gaben wir schon vor längerer Zeit. In Betreff der Ausführung der heutigen Deffins ist nur zu bemerken, daß das Perlenmaterial sowie der Canevas so gewählt werden muß, daß die Stiche-rei die Größe des Musters nicht überschreitet. Die Farben sind auf dem Muster selbst angegeben; eine hübsche Variation ist, wenn man die mit-teln der jedesmaligen 3 Karten mit einem ganz hellen Grau, oder mit Krystallweiß füllt, hin-gegen die 2 andern Kar-ten, nach Angabe, mit milchweißen Perlen.

Bordüre

(französische Stickerei und Languettenstick) zum Kinderkleid oder Unterrod.

Wie die Leserinnen bereits wissen, ist man schon längst fast gänzlich davon abgekommen, bei der Verzierung des Unterkleides mit Stickerei, letztere in Stelle des untern Saumes anzubringen, da sie dadurch auf mancherlei Weise leidet; man wählt vielmehr jetzt häufiger solche Deffins, welche für den Anschluß an einen geraden Saum geeignet sind. Wir geben heut ein derartiges Deffin, welches bei leichter Ausführung reich und ausdrucksvoll erscheint und bei dem es dem Geschmack überlassen bleibt, die in Form von Trauben zusammengestellten Rindungen als große Punkte hoch zu sticken, oder in englischer Stickerei, also als Bindlöcher zu arbeiten. Die Blätter erhalten einen Languettenrand und in Stielschick gestickte Adern. Zu einem Kinderkleid würde die Bordüre nicht allein in Weiß, sondern auch in Bunt mit Plattstich auszuführen sein. Die Blätter können in diesem Fall sowohl gänzlich voll, als auch in der hier angegebenen Weise mit Umrissen gearbeitet werden. Die Wiederholung des Deffins ist durch die Buchstaben A und B bezeichnet.

Perlen-Ampel.

Material: 14 Stahl- oder Messingringe; 26 Loth Gewicht Perlen in Krystall (von Nr. 4); böhmische Perlen in Krystall (5/4 Maschen), in Silber (Spiegelperlen) 2 Maschen, in Blau (Spiegel-perlen) 3 Maschen; feiner weißer Bindfaden oder Guipureschnur.

Das zu eleganten weiblichen Handarbeiten so beliebte und in so großer Mannigfaltigkeit vorhandene Material, die Perlen, bietet auch hier wieder Gelegenheit zu einem höchst

effectvollen Werke, welches seiner Bestimmung, zu schmücken, in vollkommener Weise entspricht. — Die Ampel, deren etwas verkleinerte Ansicht die auf dieser Seite befindliche Abbildung giebt, besteht aus 7, zu einem Ganzen verbundenen Doppelreihen, so zu sagen, und kann daher auch ebenso viele kleine Blumen-gesäße aufnehmen, z. B. mit solchen Schlingpflanzen, zu deren Wachsthum und Gedeihen nur wenig Erde erforderlich — wenn man es nämlich nicht vorzieht, die Ampel mit künstlichen Blumen zu füllen. Die Grundlage zu diesem nicht unbedeutenden Werke sind die oben bezeichneten Metallringe (ein als unbrauch-bar cassirter breiter Jupon-Reifen leistet hierzu ganz gute Dienste); man läßt davon die Ringe entweder zusammennieten oder windet sie mit starker Baumwolle fest zusammen.

Bildet man die Ampel aus 7 Doppelreihen, wie das in Abbildung vorlie-gende Original, so müssen die Ringe (also 14) sämmtlich von ganz egaler Größe sein; will man jedoch den Umkreis der Ampel durch Hinzufügung noch eines Doppelreihens erweitern, so muß der mittlere Ring etwas größer als die ihn umgebenden sein; ebenso kann auch der mittlere Ring in dem Maße kleiner sein, daß man nur 5 Ringe für den äußeren Umkreis bedarf. Wir überlassen dies dem Belieben eines Jeden und geben bei unserer Beschreibung genau das Verhältnis und das Arrangement des uns vor-liegenden Originals an. Die Ringe (von etwas breiten Stahlreifen) haben die Größe von Nr. 1 der umstehend hierzu gegebenen Abbildungen. Hat man die Stahlreifen nicht mit der sie gewöhnlich umgebenden ge-wehten Baumwollbekleidung, so muß man sie mit schräg geschnittenen weißen Cambricreifen bewickeln, ehe man sie mit Perlen bekleidet.

Letzteres geschieht mit den Krystallperlen (Gewichtperlen), welche man dazu auf festen weißen Zwirn reißt und die Ringe einzeln damit dicht umwickelt, doch stets an jedem Ring 3 Lücken frei lassend, an den Stellen, wo die Ringe, durch Umwinden bei-der Reihen zugleich, verbunden werden. An 2 Ringen (nämlich zu dem mitteln Doppelreihen) muß man sogar 6 Lücken — in regel-mäßigen Entfernungen — lassen. Man verbindet nun stets 2 und 2 Ringe durch ein Netz von böhmischen Perlen, in der Art ausgeführt, wie wir es bei der Visitenkartentafel, Seite 214

(zur Ausfüllung der Felder) beschrieben haben. Man arbeitet dieses Netz 4 Touren breit, bei der ersten Tour die Netzmaschen an den oberen Ring, bei der letzten Tour an den untern Ring anschlingend. Das Netz ist in Krystall und Blau gearbeitet; von den blauen Perlen bildet je eine den Schluß oder Vereinigungspunkt der Netzstäbe. Man verzieht nun stets den einen der 2 ver-bundenen Ringe mit 10 gleichlangen Perlensträhnen, abwechselnd eine Schnur Blau, eine Schnur Silber, zu jeder Schnur 10—11 Perlen aufreihend, und faßt diese 10 Schnüre mit einer Perlen-quaste zusammen, wie es die Abbildung zeigt. An unserm Original besteht die Quaste aus einer mit weißem Cambric überzogenen und dann mit Krystallperlen bewickelten Knopf-form, welche eine Puschel aus 4 Perlensträh-nen faßt; zu jeder dieser Schlingen sind die Perlen in folgender Ordnung aufgereiht: 7 Krystall, 3 Blau, 3 Silber, 3 Blau, 7 Kry-stall. An dem mitteln untern Reihens sind die

den Schluß bil-denden Schnüre 20 Perlen lang u. auch die Quaste ist größer, nämlich aus 7 Perlen-schlingen beste-hend, deren jede 6 Krystall-, 5 Sil-ber-, 10 blaue, 5 Silber-, 6 Kry-stallperlen enthält. Nachdem die ein-zelnen Doppelrei-phen vollendet, wer-den sie, wie schon vorhin erwähnt, oben und unten in gleicher Weise durch festes Um-wickeln mit Per-lensträhnen an den dazu vorhandenen Lücken der Per-lenbekleidung zu der oben beschrie-benen Form ver-bunden. Die um-stehende verklei-nernte Abbildung Nr. 2 giebt davon einen ganz deutli-chen Begriff. Von einem der oberen Ringe zum andern,

werden 3fache Perlensträhnen gezo-gen, deren obere Reihe (von blauen Perlen) an die Ringe selbst, die bei-den unteren Reihen (eine Silber, die untere wieder Blau) jede stets an die vorhergehende Reihe gefast ist.

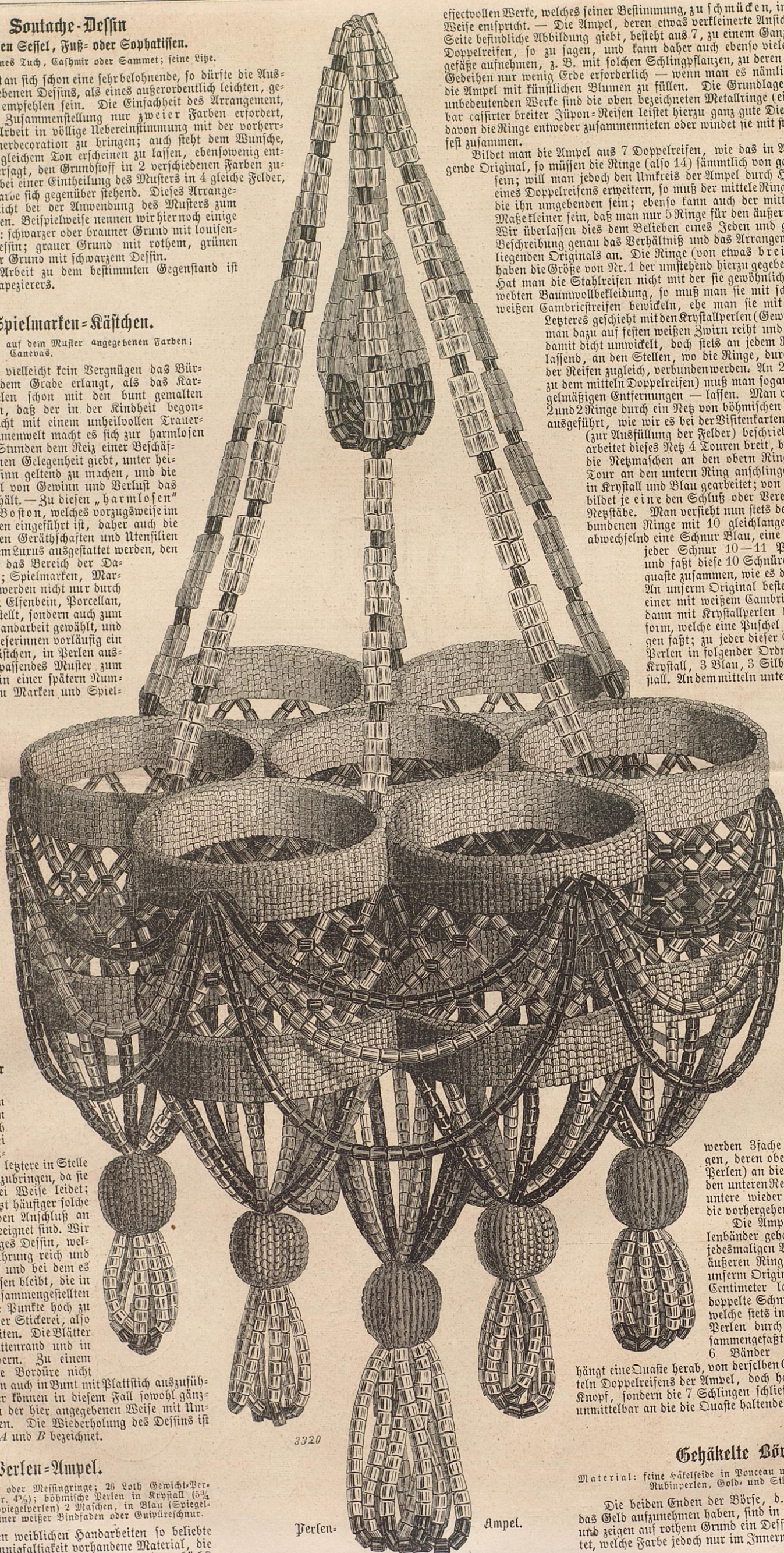
Die Ampel wird durch 6 Per-lenbänder gehalten, welche an dem jedesmaligen Vereinigungspunkt der äußeren Ringe befestigt sind. An unserm Original ist jedes Band 57 Centimeter lang und bildet eine doppelte Schnur aus Krystallperlen, welche stets in der Entfernung von 4 Perlen durch eine blaue Perle zu-sammengefast ist. Oben, wo die 6 Bänder zusammengekommen,

hängt eine Quaste herab, von derselben Größe, wie die des mit-teln Doppelreihens der Ampel, doch hat diese Quaste keinen Knopf, sondern die 7 Schlingen schließen, zusammengefast, unmittelbar an die die Quaste haltende Perlen-schnur.

Gehäkelte Börse.

Material: feine Sattelside in Ponceau und Schwarz, geschliffene Rubinperlen, Gold- und Silberperlen.

Die beiden Enden der Börse, d. h. die Theile, welche das Geld aufzunehmen haben, sind in festen Maschen gehäkelt und zeigen auf rothem Grund ein Deffin in Schwarz gearbei-tet, welche Farbe jedoch nur im Innern der größeren Figuren



3320

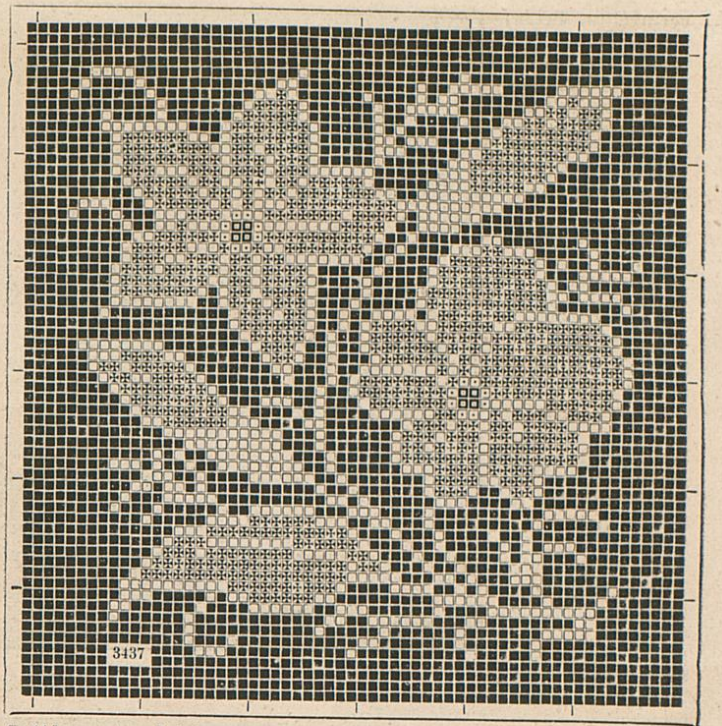
Perlen-

Ampel.



Gehäkete Börse.

3313



Erklärung der Zeichen: ■ Ponceau, ☒ Schwarz, ◼ Gold, ▨ Stahl, ▩ Granaten. Dessin zur Börse.

jedem Bogen werden 7 Perlen aufgereiht und mit der 8. Perle stets fortlaufend an die 4. oder 5. Masche der die Börse schließenden Häkeltour geschlungen. — 2. Tour — man zieht den Faden bis zur mittlern Perle des ersten Bogens, reißt 1 lange, 22 kleine Perlen auf und zieht den Faden zurück durch die lange Perle, so daß sich eine Schlinge aus kleinen Perlen bildet; * dann reißt man 3 kleine Perlen auf, zieht den Faden durch die mittlere Perle des zweiten Bogens, reißt 1 lange, 41 kleine Perlen auf, zieht den Faden durch die vorige, aus kleinen Perlen gebildete Schlinge, dann zurück durch die zuletzt aufgereichte lange Perle und wiederholt fortwährend vom * bis zu Ende der Tour — man hat jedoch die Schlingen, welche die Franze bilden, in ab- und zunehmender Größe zu arbeiten, wie es die Abbildung deutlich zeigt.

Lampenteller.

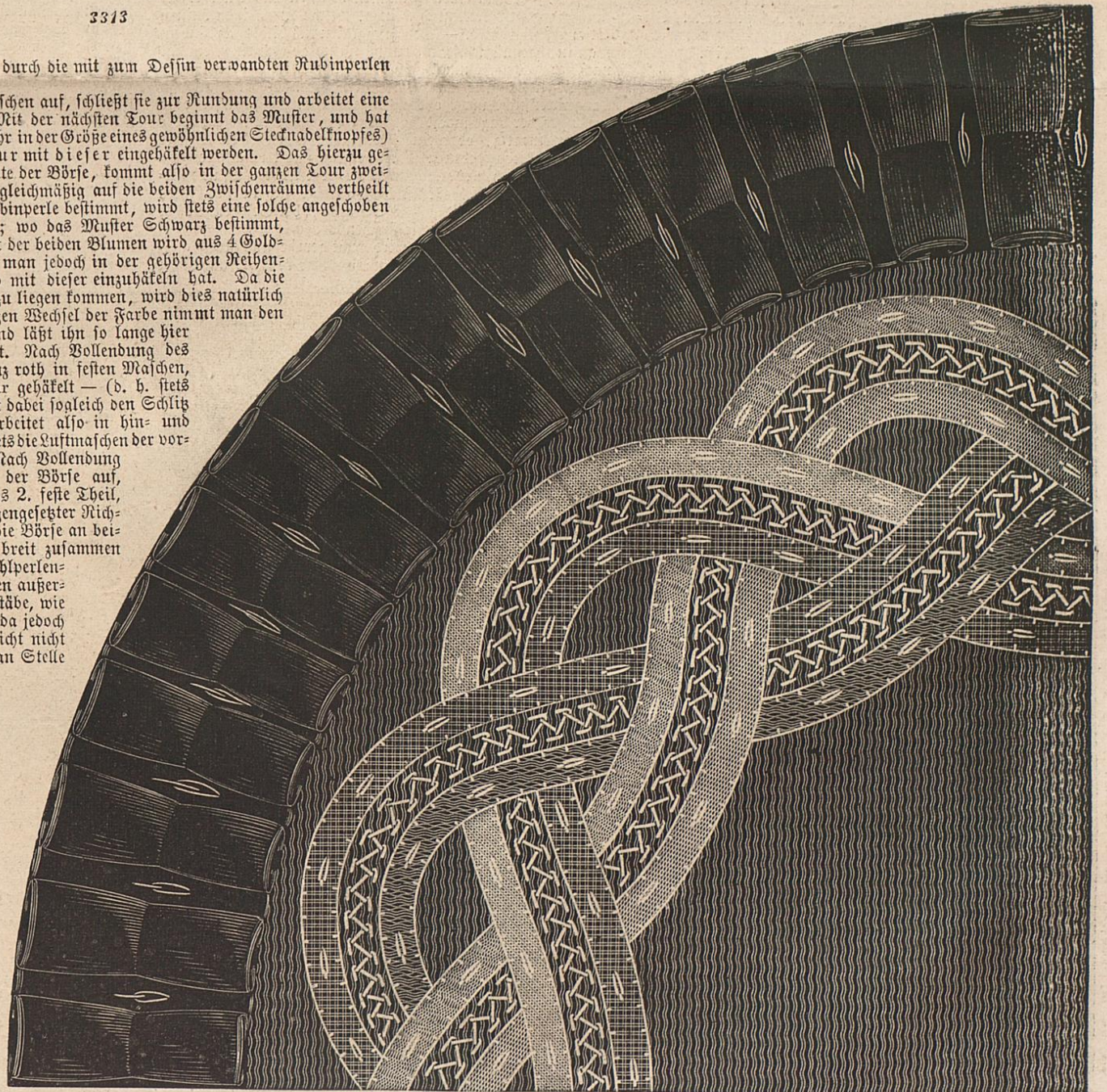
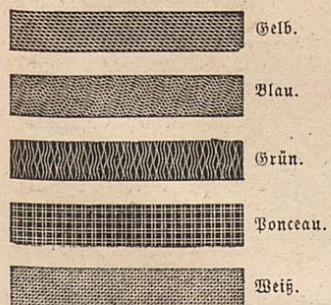
Material: schwarzes Tuch, seidene Plattschur in Ponceau, Weiß, Gelb, Blau und Grün, dreifache Seide in denselben Farben und in Vlla, 3 Ellen schwarzes Sammetband (2 Finger breit).

Diese Arbeit gehört zu den neueren Phantasie-Verken, bei denen es hauptsächlich darauf abgesehen scheint, dem Auge, so zu sagen, ein recht buntes „Vielerlei“

sichtbar ist, und von dem rothen Grund durch die mit zum Dessin verwandten Rubinperlen getrennt erscheint.

Man schlägt mit rother Seide 114 Maschen auf, schließt sie zur Rundung und arbeitet eine Tour dichter Stäbchenmaschen darüber. Mit der nächsten Tour beginnt das Muster, und hat man dazu die Rubinperlen (letztere ungefähr in der Größe eines gewöhnlichen Stecknadelknopfes) auf die schwarze Seide zu reihen, da sie nur mit dieser eingehäkelt werden. Das hierzu gegebene Kreuzstichmuster füllt stets eine Seite der Börse, kommt also in der ganzen Tour zweimal vor, und müssen die übrigen Maschen gleichmäßig auf die beiden Zwischenräume vertheilt werden. Da wo also das Dessin eine Rubinperle bestimmt, wird stets eine solche angeschoben und in die betreffende Masche eingehäkelt; wo das Muster Schwarz bestimmt, häkelt man ohne Perlen. Der Mittelpunkt der beiden Blumen wird aus 4 Goldperlen und 8 Stahlperlen gebildet, welche man jedoch in der gehörigen Reihenfolge auf die rothe Seide zu reihen und mit dieser einzuhäkeln hat. Da die Perlen stets auf die Rückseite der Arbeit zu liegen kommen, wird dies natürlich die rechte Seite der Börse; beim jedesmaligen Wechsel der Farbe nimmt man den Faden der abgesetzten Farbe nach vorn und läßt ihn so lange hier zurück, bis man wieder damit zu häkeln hat. Nach Vollendung des Musters arbeitet man noch eine Tour ganz roth in festen Maschen, alsdann folgt das mittlere Theil — à jour gehäkelt — (d. h. stets 1 Stäbchenm., 1 Luftm.). Man beginnt dabei so gleich den Schluß der Börse in der Mitte einer Seite und arbeitet also in hin- und zurückgehenden Reihen, mit den Stäbchen stets die Luftmaschen der vorhergehenden Stäbchenreihe umfassend. Nach Vollendung von 27 Reihen schiebt man die Ringe der Börse auf, schließt die Tour wieder und beginnt das 2. feste Theil, wobei man natürlich das Dessin in entgegengesetzter Richtung, also zurück arbeitet. Man häkelt die Börse an beiden Enden mit einer Reihe fester Maschen breit zusammen und schlingt an diese Häkelreihe die Stahlperlen-Garnitur. Die Perlengarnituren gewinnen außerordentlich an Effect durch die langen Stahlstäbe, wie sie die in Abbildung gegebene Börse zeigt; da jedoch dieses Material in kleinen Städten vielleicht nicht zu haben ist, muß man sich damit helfen, an Stelle jeder langen Perle eine dieser Länge entsprechende Anzahl gewöhnlicher Stahlperlen aufzureihen. Die Garnitur wird in 2 Touren oder Reihen folgender Art ausgeführt: 1. Tour — besteht aus einer Reihe kleiner Bogen, zu

Erklärung der Farben für die Bänder zur Stickerei des Lampentellers.



Lampenteller. (1/4 Theil.)

vorzuhalten. Bei dem hier gegebenen Lampenteller, wo sich dieses bunte Gemisch jedoch in einer einfachen, auf schwarzem Grund liegenden Flechte concentriert, gewährt es einen durchaus nicht überladenen, sondern vielmehr schönen, weil im richtigen Maß gehaltenen Effect.

Die Flechte ist aus seidener Blattschür, in den obengenannten 5 Farben gebildet, jedes der Bänder mit 2 verschieden absteichenden Farben, durch Languettenfische eingefaßt und außerdem noch in der Mitte mit kleinen Flammen, in einer dritten absteichenden Farbe, verziert. Das Dessin, welches den 4. Theil des Lampentellers giebt, gewährt einen sehr deutlichen Begriff von der Arbeit, auch haben wir der Abbildung die verschiedenen Zeichen oder Dessins, wodurch sich auf dem Muster die Bänder unterscheiden, mit einer Farben-erklärung beigefügt. Was also das Farbenarrangement betrifft, so dürfen wir nur noch bemerken, daß die weißen Bänder nach außen eine blaue, nach innen eine rothe Languetteneinfassung, in der Mitte grüne Flammen haben, ferner sind:

Die grünen Bänder außen Roth, innen Lila, mit weißen Flammen.

Die rothen Bänder außen Weiß, innen Gelb, mit blauen Flammen.

Die gelben Bänder außen Grün, innen Lila, mit rothen Flammen.

Die blauen Bänder außen Roth, innen Weiß, mit gelben Flammen.

Die zwischen 2 und 2 Bänder in starker breiter Seide mit dem sogenannten „Fischgrätenstich“ gearbeitete Verzierung ist:

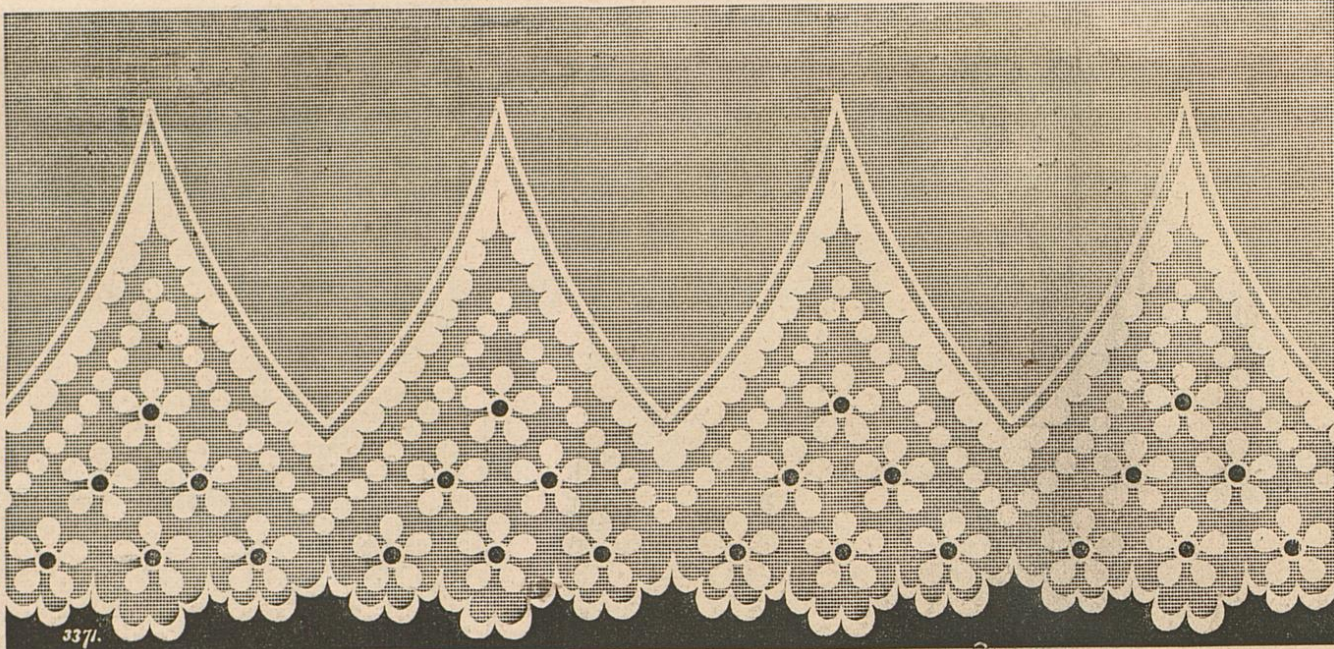
Zwischen dem rothen und grünen Band, Weiß.

Zwischen dem blauen und gelben Band, Lila.

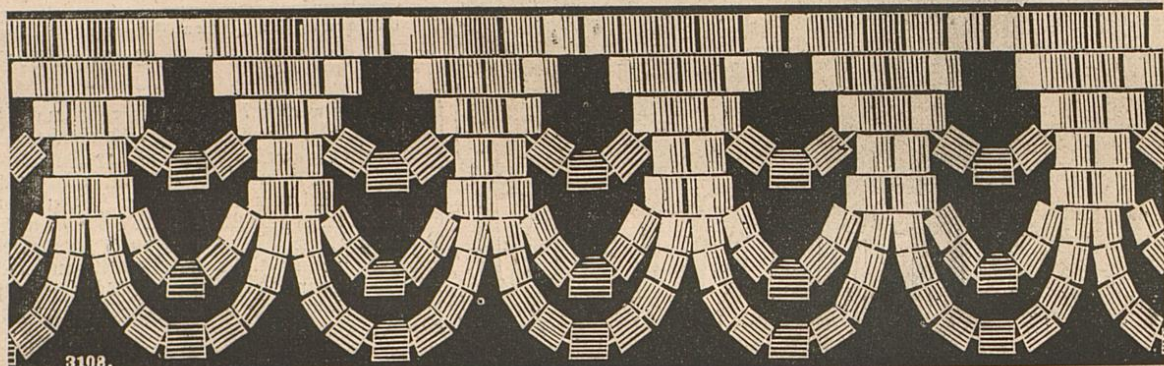
Zwischen dem weißen und rothen Band, Grün.

Der Grundstoff (an unserm Original Tuch) ist, wie schon erwähnt, Schwarz.

Ueber die Ausführung ist noch Folgendes hinzuzufügen: An der jedesmaligen Stelle, wo die Bänder sich kreuzen, werden die zunächst liegenden derselben durch den Stoff, und erst an der Stelle, wo sie wieder sichtbar sein sollen, wieder herauf gezogen; man muß daher stets an den betreffenden Stellen einen kleinen Einschnitt in den Grundstoff machen, und zwar in der Richtung, wie es die Lage des Bandes, und in der Länge, wie es die Breite des Bandes erfordert. Die Languettenfische,



Bordüre zu Volants an Aermel, Fichus u. s. w.



Perlen-Franze.

welche zu beiden Seiden das Band festhalten, müssen, wie es die Abbildung deutlich erkennen läßt, ganz flach und weitläufig sein. — Die kleinen Flammen bestehen aus einer etwas lang gezogenen Kettenstichschlinge, welche durch einen kleinen Stich befestigt wird. — Der Fischgrätenstich bildet sich, indem man in regelmäßigen Entfernungen und abwechselnd, einmal nach der rechten, einmal nach der linken Seite hin, einen etwas tiefen Languettenstich ausführt. Je nachdem man diese Languettenfische mehr oder weniger dicht, in schräger oder mehr gerader Lage macht, gestaltet sich das Muster entweder quirlförmig, oder einer Kreuznaht ähnlich; das letztere ist bei der hier gegebenen Arbeit der Fall und tritt auf der Abbildung deutlich hervor. Eine besondere Abbildung und Beschreibung des Fischgrätenstiches befindet sich in der letzten Nummer des ersten Quartals Seite 95, bei Gelegenheit der Beschreibung eines Kinderschürzens.

Die vollendete Arbeit wird recht gerade und straff ausgespannt, so daß die Rückseite nach außen kommt, auf dieser

mit Gummi- oder Stärkewasser bestrichen (d. h. nur die Stickerei) und ehe sie völlig trocken, mit einer nicht zu heißen Platte geglättet. Man zieht die Arbeit auf eine runde Pappe von der Größe, daß sie der Garnitur zugleich als Unterlage dienen kann. Letztere besteht aus einer flachgetollten Sammetrüsche. In den Zwischenräumen der Tollen wird stets ein derartiges Klämmchen ausgeführt, wie es für die Verzierung der Bänder beschrieben, nur mit dem Unterschied, daß der Stich, welcher die Schlinge faßt, etwas lang ausgeführt wird, so daß die Figur einem Blättchen gleich erscheint. Man wendet hierzu alle in der Flechte vorkommenden Farben an, arrangirt sie in passender Aufeinanderfolge und wiederholt diese so oft, als es der Umkreis gestattet. Die letztere Verzierung wird natürlich auf der schon aufgesteckten Nische gearbeitet und dabei durch die Pappe gestochen, welche man zuletzt auf der Rückseite mit Papier überzieht.

Bordüre

(französische Stickerei)

zu Volants an Aermel, Fichus, Kinderbeinkleider u. s. w.

Diese Bordüre eignet sich vorzüglich zur Vereinigung von 2 verschiedenen Stoffen, nämlich in der Weise, daß die Stickerei selbst auf Tüllgrund erscheint, das Uebrige aber dichter Stoff bleibt, welcher durch die breite Languette mit dem Tüll verbunden, also zackenförmig eingreift. Der dicke Stoff muß natürlich auch der Stickerei als Unterlage dienen und kann hierbei der Tüll über den dichten Stoff geheset werden, da dies das Ausschneiden des Letztern erleichtert.

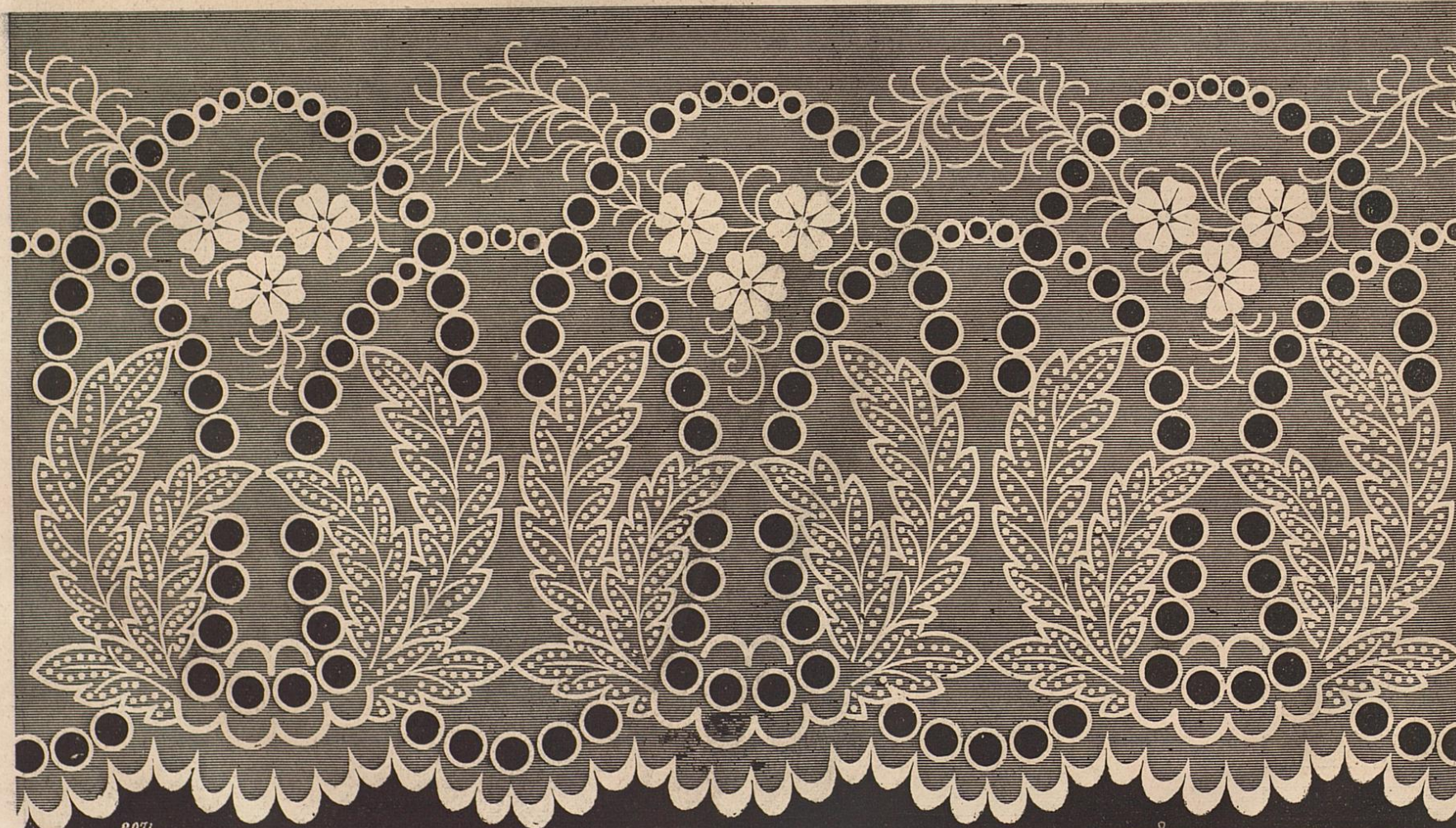
Daß die hier angegebene Ausführung nicht die einzig mögliche, dürfen wir wohl kaum erwähnen; weder die oben bezeichneten Zwecke für die Stickerei, noch die Art des Dessins selbst hindern, dasselbe gänzlich auf Mull, Manjoc oder Batist zu arbeiten.

Perlen-Franze

zu Garnituren um kleine Clagären, Körbchen, Perlebeden u. s. w.

Material: böhmische Perlen.

Die Anfertigung dieser Franze beginnt mit Ausführung einer Reihe Perlenzaden, in Mosaik gearbeitet, an welche



Bordüre, zu breiten Garnituren, zum Unterrock, Rouleaux u. s. w.

nachher die Franzenschnitten in 3 einzelnen Touren geschlungen werden. Obgleich das Farbenarrangement durchaus nicht vorgeschrieben werden kann, sondern sich allein mit Rücksicht auf den Zweck der Garnitur bestimmen läßt; so nehmen wir doch der Deutlichkeit unserer Beschreibung wegen eine bestimmte Farbenzusammenstellung an, und zwar für die Zacken Schwarz, mit einer Einfassung von blauen Spiegelperlen, für die Franze: Silber (Spiegelperlen), Opalweiß und Krystallweiß; letzteres bildet stets die mittlere Perle einer Franzenschnitzung. Die Zacken, obgleich zusammenhängend gearbeitet (d. h. mit der untern Perlenreihe aneinander stoßend), müssen jede in folgend bezeichneter Form erscheinen: die untere Perlenreihe einer Zacke zählt 5 Perlen nebeneinander, die 2. vier, die 3. drei, die 4. zwei, die 5. wieder drei Perlen, folglich sind die Zacken oben nicht spitz, sondern breit, um die Franzenschnitzungen zu können.

Man beginnt die erste Zacke folgender Art: man reißt 2 schwarze, 3 blaue, 1 schwarze Perle auf, \times zieht den Faden zurück durch die mittlere blaue, so daß die letzte blaue und die letzte schwarze nebeneinander zu stehen kommen; nimmt 1 schwarze auf, zieht durch die nächste schwarze, nimmt 1 schwarze auf und verschlingt die beiden hier zusammenkommenden Fäden, so daß die erste und letzte schwarze nebeneinander zu stehen kommen. Man zieht zurück durch die letzte schwarze, nimmt 1 schwarze auf und zieht durch die nächstvorstehende schwarze, nimmt 1 blaue auf und zieht durch die einzelne obere schwarze; man arbeitet abermals zurück nach unten, indem man 1 blaue aufnimmt und den Faden durch die nächstfolgende blaue zieht, 1 blaue aufnimmt, den Faden durch die folgende vorstehende schwarze zieht; jetzt nimmt man 1 schwarze auf, schlingt den Faden um den zusammengeknüpften Faden, welcher am äußern

Rand dieses Zackentheils von einer Perle zur andern geht, und zieht wieder zurück durch die eben angehängene Perle. Man nimmt 1 blaue auf, zieht den Faden durch die nächste vorstehende blaue; damit man ihn jedoch durch diese Perle wieder zurückziehen kann, schlingt man den Faden erst um die beiden Fäden, welche durch die darüber stehende Perle gehen. Man hat nun auf dieser Seite nur noch eine blaue an die untere schwarze zu schlingen, dann den Faden durch einige Perlen nach der andern Seite des Zackentheils zu ziehen und auf dieser die Zacke in derselben Weise, wie eben beschrieben, zu vollenden. An die äußere blaue der untern aus 5 Perlen bestehenden Reihe schlingt man eine einzelne blaue; an diese eine einzelne schwarze; beide bilden die beiden ersten Perlen der untern Reihe zur nächsten Zacke. Man reißt von der letzten schwarzen aus noch folgende Perlen auf: 1 schwarze, 3 blaue, 1 schwarze, danach sucht man sich die Stelle in unserer Beschreibung auf, welche mit dem Zeichen \times markirt ist, und arbeitet von diesem Zeichen an weiter — das Uebrige ergibt sich von selbst. Hat man die Zackenreihe in der erforderlichen Länge angeführt, so schlingt man die Franze an, beginnt mit der innern Tour, bei welcher jeder Bogen 3 Perlen: 1 opal-, 1 krystall-, 1 opalweiße zählt; man zieht von einem Bogen zum andern den Faden durch die mittlere Perlenreihe der Zacke und richtet es so ein, daß der Faden gerade an der äußern Perle dieser Reihe herauskommt, um die folgende Schlinge von dieser aus bilden zu können. In ähnlicher Weise verfährt man bei der 2. Tour, deren Schlingen jede 5 Perlen zählt, nämlich 1 Silber, 1 Opal, 1 Krystall, 1 Opal, 1 Silber. Die Schlingen der 3. (äußern) Tour zählen jede 9 Perlen, nämlich: 2 Silber, 2 Opal, 1 Krystall, 2 Opal, 2 Silber.

Bordüre

zu breiten Garnituren, zum Unterrock I, Kinderkleid, Nonleanz u. s. w.

Bei dieser Bordüre ist munitigste Ausführung in so gradloser geschmackvoller Weise veranlagt, daß man schon um der Schönheit der Arbeit willen sich zu irgend einer Anwendung derselben versucht fühlen dürfte. Die Umriffe der Blätter, sowie die Festons, werden langweiltirt, die kleinen Punkte zwischen den Adern der Blätter in point de poste ausgefüllt; letztere, die Adern, sind zu cordonniren. Ueber die Ausführung der Bindlöcher, so wie der großen Blüten, wird kein Zweifel sein; — die kleinen Vorzüge, welche sich oben durch die Bindlöcherfette winden, können ebenfalls cordonnirt werden, doch würden wir an Stelle dieser Ausführung zu einer niedrigen schrägen Stielstück rathe. In der Weise, wie beim Plattstich, nur möglich ist. Man hat hierbei natürlich nicht nöthig vorzuziehen und kann mit dem schrägen Stielstück den kleinen Resten mit großer Leichtigkeit die gradigsten Biegungen geben.

Tapissérie-Dessein

zum Holzkorb, zur Zeitungstasche, Briefmappe u. s. w.

Material: Canevas, Woll-, Seide oder Perlen in den auf dem Muster angegebenen Farben.

Die oben genannten Gegenstände, so verschieden an Größe und Gestalt, sind dennoch in gleicher Weise geeignet, daß hier gegebene Muster, eine sehr hübsche Landschaft, als Verzierung aufzunehmen. Da letztere sowohl in Kreuzstich,



3248

Erklärung der Zeichen. □ Weiß, □ erstes (hellstes), □ zweites, □ drittes, □ viertes, □ fünftes, □ sechstes, □ siebentes Braun (Korbfarbe), ■ Schwarz, ■ Himmelblau.
 Tapissérie-Dessein zum Holzkorb, zur Zeitungstasche etc.

petit point, als auch in Perlen ausgeführt werden kann. Wie vielseitig die Anwendung, dürfen wir in Bezug auf dieses Muster nicht näher auseinandersehen, wollen jedoch darauf aufmerksam machen, daß hiermit den Leserinnen eine sehr belohnende Arbeit geboten wird, denn das kleine Bild, in passender Umfassung von Leder, Papiermaché oder Kreuzstichfüllung, ist von sehr reizender Wirkung.

Das Ganze ist in einer Schattirung zu arbeiten, und zwar in Sepiafarbe oder einem beliebigen Grau. Die verschiedenen Nuancen der Schattirung, vom Weiß bis zum Schwarz übergehend, müssen möglichst gleichmäßig abtufen. Als Grundstoff ist sowohl gewöhnlicher Canevas, z. B. bei einem Holzkorb oder einem Kissen, geeignet, als auch Seiden- oder Papiercanevas, wenn die Arbeit zu einer Brief- oder Zeitungsmappe oder dergleichen Galanteriegegenständen bestimmt ist.

Wollene Manschette.

(Häkel- und Strickarbeit.)

Material: Zephyrwohle in Himmelblau und Weiß.

Der gestricke Teil dieser Manschette ist ein mit 3 schmalen krausen Garnituren versehener sogenannter „Stulp“, der gehäkelt Teil ein kleiner, auf den Stulp zurückgeschlagener Revers, in dem bekannten tunesischen Häkelstich gearbeitet. Wir wenden uns zuerst der Strickarbeit zu, welche am oberen Rand der Manschette mit der ersten der 3 schmalen Garnituren beginnt und nicht in der Runde, sondern in hin- und zurückgehenden Touren ausgeführt wird. — Man schlägt mit der weißen Wolle, über gewöhnliche steife stählerne Wollstricknadeln, lose 98 Maschen auf und strickt in regelmäßiger Abwechslung zweier Maschen rechts, zweier Maschen links, erst 2 Touren Weiß, dann 4 Touren Blau. Mit der nächsten Tour beginnt der Fond (Grund) der Manschette, welcher auf beiden Seiten stets rechts gestrickt wird, so daß sich auf beiden Seiten Rippen bilden. Man strickt also mit Blau weiter, die nächste Tour ganz rechts, und nimmt dabei stets 2 Maschen der vorigen Tour zusammen (stets 2 rechts gestricke und 2 links gestricke), so daß sich die Maschenzahl um die Hälfte vermindert. Man strickt außer dieser Tour noch 9 Touren (ohne Abnehmen), schlägt dann über andere Nadeln, jedoch von derselben Stärke, mit weißer Wolle die 2. Garnitur auf, in gleicher Weite wie die erste, und strickt sie auch wie diese aus 6 Touren (2 Touren Weiß, 4 Touren Blau). Hierauf nimmt man das vorher begonnene Teil wieder zur Hand und strickt bei der nächsten Tour die 2. Garnitur mit an, indem man



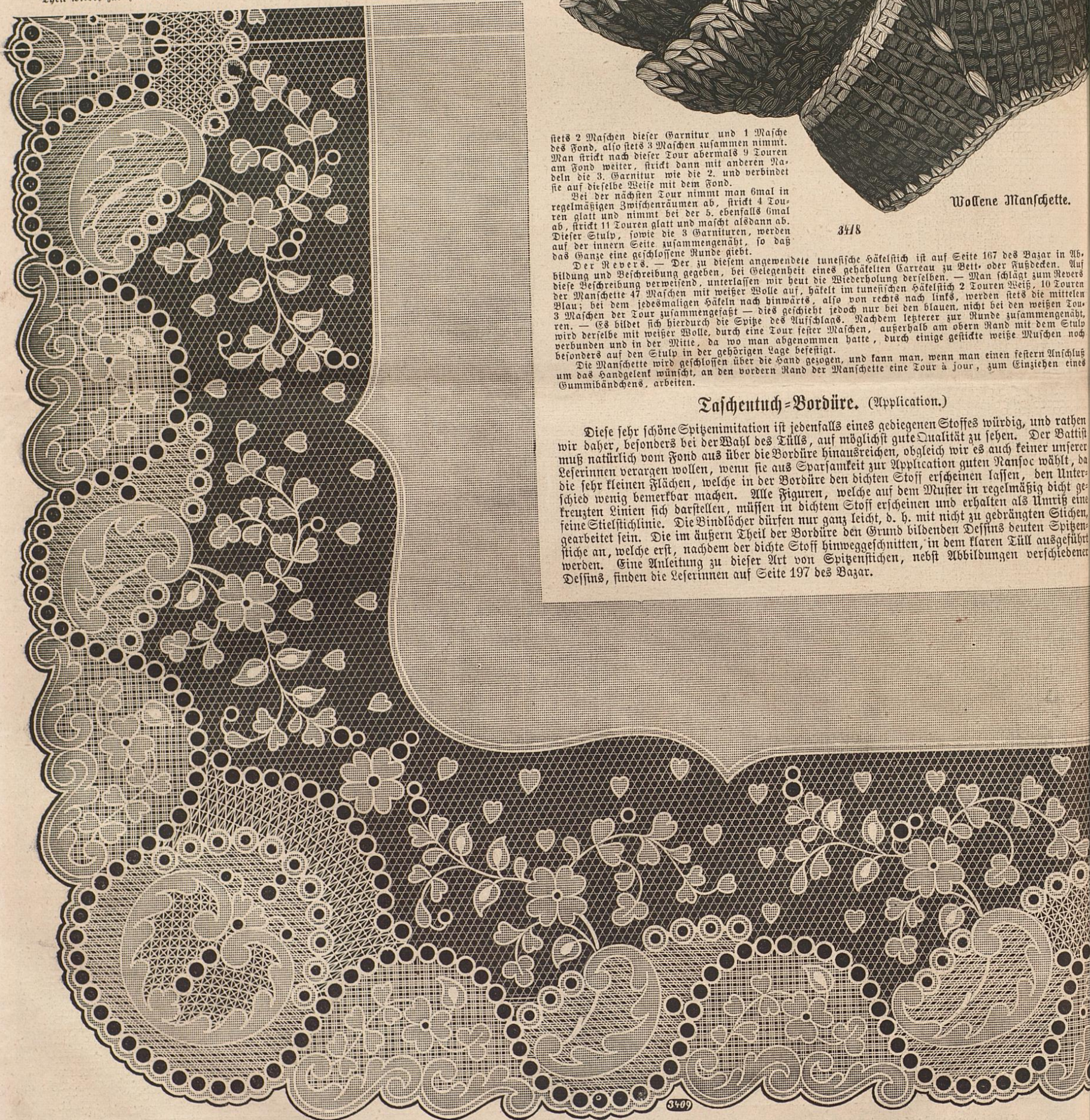
Wollene Manschette.

stets 2 Maschen dieser Garnitur und 1 Masche des Fond, also stets 3 Maschen zusammen nimmt. Man strickt nach dieser Tour abermals 9 Touren am Fond weiter, strickt dann mit anderen Nadeln die 3. Garnitur wie die 2. und verbindet sie auf dieselbe Weise mit dem Fond. Bei der nächsten Tour nimmt man 6mal in regelmäßigen Zwischenräumen ab, strickt 4 Touren glatt und nimmt bei der 5. ebenfalls 6mal ab, strickt 11 Touren glatt und macht alsdann ab. Dieser Stulp, sowie die 3 Garnituren, werden auf der innern Seite zusammengeknäht, so daß das Ganze eine geschlossene Runde giebt.

Der Revers. — Der zu diesem angewendete tunesische Häkelstich ist auf Seite 167 des Bazar in Abbildung und Beschreibung gegeben, bei Gelegenheit eines gehäkelten Carreau zu Bett- oder Fußdecken. Auf diese Beschreibung verweisend, unterlassen wir heut die Wiederholung derselben. — Man schlägt zum Revers der Manschette 47 Maschen mit weißer Wolle auf, häkelt im tunesischen Häkelstich 2 Touren Weiß, 10 Touren Blau; bei dem jedesmaligen Häkeln nach hinwärts, also von rechts nach links, werden stets die mittleren 3 Maschen der Tour zusammengefaßt — dies geschieht jedoch nur bei den blauen, nicht bei den weißen Touren. — Es bildet sich hierdurch die Spitze des Aufschlags. Nachdem letzterer zur Runde zusammengeknäht, wird derselbe mit weißer Wolle, durch eine Tour fester Maschen, außerhalb am oberen Rand mit dem Stulp verbunden und in der Mitte, da wo man abgenommen hatte, durch einige gestricke weiße Maschen noch besonders auf den Stulp in der gehörigen Lage befestigt. Die Manschette wird geschlossen über die Hand gezogen, und kann man, wenn man einen festeren Anschluß um das Handgelenk wünscht, an den vordern Rand der Manschette eine Tour à jour, zum Einziehen eines Gummibändchens, arbeiten.

Taschentuch-Bordüre. (Application.)

Diese sehr schöne Spitzenimitation ist jedenfalls eines gediegenen Stoffes würdig, und raten wir daher, besonders bei der Wahl des Tülls, auf möglichst gute Qualität zu sehen. Der Battist muß natürlich vom Fond aus über die Bordüre hinausreichen, obgleich wir es auch feiner unserer Leserinnen verargen wollen, wenn sie aus Sparsamkeit zur Application guten Mansoc wählt, da die sehr kleinen Flächen, welche in der Bordüre den dichten Stoff erscheinen lassen, den Unterschied wenig bemerkbar machen. Alle Figuren, welche auf dem Muster in regelmäßig dicht gekreuzten Linien sich darstellen, müssen in dichtem Stoff erscheinen und erhalten als Umriß eine feine Stielstichlinie. Die Bindlöcher dürfen nur ganz leicht, d. h. mit nicht zu gedrängten Stichen, gearbeitet sein. Die im äußern Teil der Bordüre den Grund bildenden Dessins deuten Spitzenspitze an, welche erst, nachdem der dichte Stoff hinweggeschnitten, in dem klaren Tüll ausgeführt werden. Eine Anleitung zu dieser Art von Spitzenspitzen, nebst Abbildungen verschiedener Dessins, finden die Leserinnen auf Seite 197 des Bazar.



Taschentuch-Bordüre.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 41. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 1. November 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. XV. Band.

Eine hübsche Frau auf der See.



Es war am 15. Juli, gegen 9 Uhr Abends; jenes geheimnißvolle Dämmerlicht herrschte, das zwischen dem scheidenden Tage und der einbrechenden Nacht mitten inne stehend, schmeichelnd den Lauten der Einbildungskraft sich hingiebt, das so verlockend ist zu süßer Schwärmerei, zu vertraulichen Mittheilungen.

Zu dieser Stunde also ging ein Engländer, Namens Sir William Douglas, mit großen Schritten am Gestade des Meeres unweit Dieppe entlang, und zwar so schnell, als habe er keine Empfindung von der erstickenden Hitze,

welche, auf dem Thermometer nach Graden berechnet, wohl deren 34 betragen mochte. Was war es, das ihn seinem Bestimmungsort so eilig zutrieb? War es der Appetit, der echt englische National-Appetit, oder war es das dunstige Pünktchen am Horizont, dem er zuweilen ernste Blicke zuwarf?

Der Himmel begann allmählig sich mit Sternen zu schmücken, das Meer, auf dem nur hin und wieder einzelne weiße Schaumbügel auftauchten, lag ruhig, wie ein Spiegel. Jeder Andere als ein Seemann hätte in ruhiger Muße den Weg fortgesetzt, das Souper vergessend über dem zauberhaften Reiz des Sommerabends, über dem frischen, balsamischen Nachthauch, welcher nach einem unerträglich heißen Tage vom Meere herüberwehte.

Doch der Engländer war von Grund aus Seemann. Man hat behauptet, daß nur Schiff und Pferd den Engländer zu begeistern vermögen, und in der That, wer den Briten nicht auf der See und nicht auf der Reitbahn gesehen, der kennt ihn nicht. Nun, Sir William war ein Engländer, hatte in seiner Jugend auf den Schiffen Ihrer Majestät der Königin gedient und verstand ein Roßbeiß und eine Flasche Claret sehr gut zu würdigen.

Sir William hatte also Grund, seine Schritte zu beschleunigen, und er that es würdig eines „Nobleman“, der nach dem Souper verlangt. Aber was half es ihm, daß er lange und eilige Schritte machte, die Stadt Dieppe war noch weit, und das Souper winkte ihm nur aus nebelhafter Ferne entgegen. Er kannte die Wüste, die er noch zu durchmessen hatte, und konnte also auf die Minute berechnen, wie lange er den nagenden Hunger noch zu tragen habe, der schon seit einer Stunde ihn quälte.

Nirgends eine Fischerhütte, keine Hoffnung, einem Menschen zu begegnen; Sir William that also das Einzige, was ihm übrig blieb, er ergab sich in seine Einsamkeit und in die unangenehmen Mahnungen seines Magens.

Plötzlich fiel ihm, unfern vom Meere am Strande, etwas Ungewöhnliches, Unerwartetes auf. Am Abend vorher hatte eine Touristenlaune ihn denselben Weg geführt, ohne daß sein Blick eine Abwechslung oder Erhöhung des Terrains wahrgenommen.

Unser Baronet vereinigte Kaltblütigkeit mit Forschergeist; sein Drisinn war mindestens so geübt, daß er aus der Erinnerung alle Gegenden hätte skizziren können, die er seit acht Tagen gesehen, also kann man ihm sein Staunen nicht verargen, als er, seines Gedächtnisses gewiß, heute eine vieredrige, 25–30 Fuß hohe Masse da sah, wo gestern noch Nichts gewesen.

„Was ist das?“ rief er unwillkürlich, und blieb stehen, doch, aus militairischer Gewohnheit das Terrain zu recognosciren, schritt er alsbald weiter, halblaut vor sich hin murmelnd: „Berührt habe mich nicht. Soll ich mich von einem Blendwerk foppen lassen? Ich will wissen, was das ist — also rasch vorwärts.“

Er ging eine Strecke auf den dunkeln Gegenstand zu, welcher

unbeweglich blieb — ja, es schien unserm nächtlichen Wanderer, als ob durch das Tosen der Wellen, das seit einer Weile sich wahrhaft drohend erhoben, die Töne einer heitern Musik drängen.

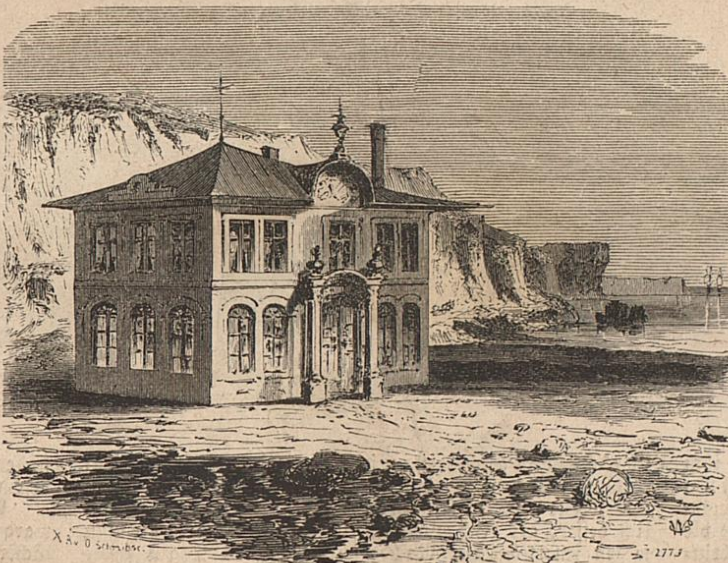
Sir William bleibt abermals stehen um besser zu hören. Dieppe ist noch sehr fern, und doch vernimmt sein Ohr deutlich die Töne verschiedener Instrumente.

Nie war der helle Geist unsers Insulaners durch einen abergläubigen Gedanken getrübt worden, nie hatte er Furcht gefannt, doch jetzt konnte er sich einer seltsamen Bewegung nicht erwehren. Des Hungers, des tobenden Meeres nicht achtend, verdoppelt er seine Schritte, erreicht eine Felschlucht, die sich zum Meere hinabentfaltet — er geht weiter — immer weiter — endlich sieht er — es ist kein Irrthum — er steht vor einem Hause!

Wie durch Zauberei ausgerichtet steht ein Haus hier im Sande des Ufers, in demselben Sande, den er bei seiner gestrigen Abendpromenade noch zu Fuß durchwandert, und das Haus ist bewohnt, es wird darin getanzet, und an den geschlossenen Vorhängen jagen die Schatten im stürmenden Galopp vorüber.

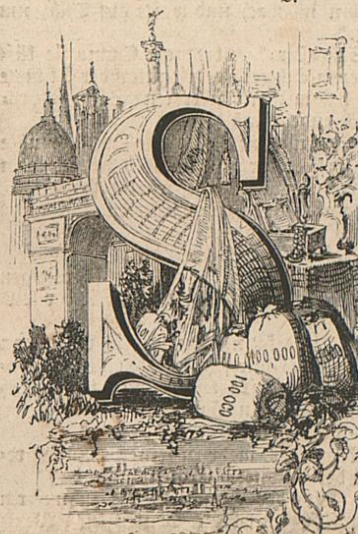
Fast wider Willen in die Zaubervelt hineingezogen, schaut unser braver Freund in die Luft, zu sehen, ob nicht eine Here zur höllischen Festlichkeit auf dem Besen dahergehritten komme, oder ob häßliche Gnomen auf dem Dach vielleicht ihren verdrehten Reigen tanzen. Unwillkürlich faate er die Stelle aus Victor Hugo's Ballade: „Die Djinns“ leise vor sich her.

„Es sind die Djinns! — Hört ihr den Zug
Sich nah'n unter Heulen und Lachen,
Die Felsen, die sie berühren im Flug,
Wie brennende Kiefen krachen?
Die wilde Horde, so flüchtig und schwer —
Sie jagt durch die böden Lüfte daher,
Als ob's eine bleiche Wolke wär',
Mit sprühenden Blüten im Nachen.
O höllischer Lärm! dieß jauchzende Heulen!
Der gräßliche Schwarm, gejagt vom Nord,
Wird diese Wohnung erteilen . . .“



„Die offenen Fenster,“ sprach er zu sich selbst — „das Licht, das strömend hindurchdringt — es ist die funkelnde Flamme der Hölle! dieser Lärm, dieses Lachen, das sind die Djinns — es muß hier des Teufels Haus sein und der Teufel ist heut bei guter Laune! In den schottischen Balladen, die meine Amme mir vorsang, war Satan nicht immer schwarz und häßlich. — Nun ich werde ja selbst sehen, was von dem übeln Ruf, den er in der Welt hat, zu halten ist. Wer weiß? vielleicht werde ich noch einmal der Held eines schaurigen Märchens, das den kleinen Kindern erzählt wird, damit sie nicht schreien. Um diese Ehre muß man schon etwas riskiren. — Uebrigens sterbe ich vor Hunger — wo getanzt wird, wird auch gegessen, und Lucifers Küche soll vortreflich sein . . .“

„Ich werde mir ein Abendbrod ansbitten . . . Diantre! — wie die Franzosen sagen, ich habe Niemand der mich vorstellt — schlimm, sehr schlimm — ei, einmal ist nicht oft . . .“ und ohne weiter an das grollende Meer, an den heulenden Wind, an das immer höher steigende Gewölk zu denken, klopfte der Baronet an die Thür des Hauses. — Sie öffnete sich, und schloß sich dann hinter ihm.



cit zwei Jahren schwärmte Paris, das elegante Paris, für eine junge Wittwe; reich natürlich, denn sie besaß zwei Millionen, schön, um einen Heiden zu bekehren, und geistreich, um es mit einem Duzend Bardenilleschreibern aufnehmen zu können. Sie hieß Marquise d'Egryny. Ihre Salons waren berühmt, Berichte ihrer Feste füllten die Journale, die Opfer ihrer schönen Augen zählten nach Hunderten. Vergebens staterten die Fürsten der Mode um dieses unnahbare Wesen, doch sie verbrannten sich

nur die Flügel an dem leuchtenden Meteor, denn Hermine d'Egryny blieb kalt bei allen Huldigungen. Sie suchte nach einem Ideal, das sie bisher noch nicht gefunden. Ihr schwarzes Auge blickte stolz, vielleicht sogar ein wenig hochmüthig, doch ihr Lächeln war so anmüthig, ihre Taille so schlank, ihr Fuß so klein, ihre Hand und ihre Tournüre so reizend, daß man die Coquetterie ihr verzieh, ja sie als einen Reiz mehr betrachtete, welcher an der Summe so vieler bezaubernder Eigenschaften nicht fehlen dürfe.

Die böse Welt sprach allerlei — aber was spricht die böse Welt nicht Alles! Sie, die Welt, sprach unter Anderem, daß die Frau Marquise d'Egryny einen abscheulichen Egoismus besitze, der so weit gehe, daß sie unterließ, von ihrem großen Vermögen ihrer jüngern Schwester eine Wittgift auszusetzen, und diese Schwester nur bei sich behalte, wie Achenbrüdel von ihren stolzen Schwestern geduldet wurde. „Wie kommt es,“ fragte man, „daß die Schwester der Marquise überhaupt von der Gnade derselben eine Aussteuer erwarten muß, da diese, ihre Schwester, doch so reich ist?“

„Ei,“ antworteten die intimen Bekannten des Hauses, die, deren Geschäft es war, alle Geheimnisse zu ergründen und zu verbreiten. — „Die Marquise ist nicht reich durch ihre Eltern; eine Tante hat ihr 7–800,000 Franks vermacht, und durch den Tod ihres Gemahls sind die zwei Millionen voll geworden. Die kleine Schwester, ein Engel an Güte und Sanftmuth, hat keine andere Zursucht, als bei ihrer ältern Schwester, die ihr die Rolle ihrer Vertrauten zuertheilt.“

Die Marquise d'Egryny, zur Zeit da unsere Erzählung beginnt, 22 Jahr alt, genießt ihr Glück wie ein verhätscheltes Kind, das von Niemandem Lehre oder Rath annimmt. Kaum ist ein Wunsch in ihr aufgestiegen, so ist er auch schon erfüllt, sei es von ihrer guten Schwester, die jeden Gedanken ihr im Auge zu lesen verstand, sei es von einem leidenschaftlichen Verehrer. Verständige, gesetzte Leute meinten, sie müsse dieses ewigen Angebetet-Verdens endlich einmal müde sein; aber die Frauen sind darin wie die Ehrgeizigen, der Durst jener nach Verehrung ist so unlöschbar als der Durst dieser nach Ehre.

Die Zahl der Anbeter Herminens vermehrte sich jeden Tag, ihre sammetnen Augen hatten eine gar so anziehende Kraft, und nach zwei Millionen zu streben ist eine so süße Mühe!

In dem Treiben, womit die Schaar der Verehrer die junge Wittwe umgab, vergah diese natürlich ihre Schwester Emma, nicht aus bösem Willen, sondern in der Naivität ihres Egoismus. Sie dachte nicht daran, daß das stille Wesen auch Wünsche und Rechte haben könne, sie fand es so bequem, ein treu ergebene Wesen um sich zu haben, dem sie ihre Gedanken, ihre Pläne, ihre Hoffnungen und — ihre Täuschungen mittheilen konnte.

Emma war jeden Morgen die erste, welche das Zimmer der Marquise betrat, und unaufhaltsam flossen dann die Worte von den Lippen der schönen Frau. Sie erzählte von den glänzenden Triumpfen des Abends, ließ ihre Verehrer Revue passiren, kritisirte den Charakter eines Jeden, rügte ihre Fehler und Lächerlichkeiten, klagte über die Schwierigkeit der zu treffenden Wahl und that dies Alles, unterbrochen von dem

fröhlichsten Lachen, wie es wohl aus einem zwanzigjährigen sorglosen Herzen aufsteigt.

Eines Tages schien Emma, da sie an die Thür ihrer Schwester pochte, etwas trauriger als sonst. Sie hatte so eben eine lange Unterredung gehabt mit der alten Frau v. Blois, die seit längerer Zeit im Hause der Marquise als Gesellschaftsdame fungirte. Ohne über ihre stolze Herrin den geringsten Einfluß erlangen zu können, hatte die gute alte Dame sich mit mütterlicher Zärtlichkeit der sanften Emma zugewandt, und fühlte durch deren unsichere, demüthigende Stellung sich fast gedrückt. Sie schwärmte im Stillen für ihren Liebbling von einer ehrenvollen Verheirathung, aber dazu bedurfte es einer Aussteuer, eines wenn auch nur bescheidenen Heirathsguts; so hatte sie denn durch Bitten und Vernunftgründe das junge Mädchen endlich dahin gebracht, daß es sich entschloß, über seine Zukunft ein Wort mit der Schwester zu sprechen.

Es ist also nicht schwer zu begreifen, warum Emma an jenem Morgen betrübt aussah, und weshalb ihre zarte Hand zitterte, da sie an Herminens Thür klopfte. Sie sollte ja heut einmal von sich selbst reden.

„Herein!“ rief eine matte Stimme. „Gleich es bereits zehn Uhr war, herrschte in dem eleganten Schlafzimmer, wo die junge Wittve ruhte, noch ein mysteriöses Dämmerlicht. Alles was Luxus und Geschmack an Reichthümern aufzuhäufen vermag, war in diesem Sanctuarium vereinigt, aber weder die herrlichen Gemälde, Meisterwerke moderner Kunst, noch die tausend eleganten Nichtigkeiten, an denen Frauen sich sonst gern ergötzen, hatten sich eines Blickes der jungen verwöhnten Dame zu rühmen. Sie hatte Langeweile, und Alles, was sie umgab, war ihr vollkommen gleichgültig.“

„Komm, Emma,“ rief sie der Eintretenden entgegen, den schönen Mund zu leichtem Gähnen verziehend, „schon seit einer halben Stunde bin ich wach und warte auf Dich, um ein wenig zu plaudern.“

„Verzeih, liebe Schwester,“ entgegnete Emma sie küßend, und fuhr nach kurzem Schweigen mit zitternder Stimme fort: „Frau v. Blois hat mit mir über eine Sache gesprochen, die mich persönlich angeht und die —“

„Sie ist doch gar zu ennuyant, diese alte Blois, wußte sie denn nicht, daß ich Dich erwarte? Ach, Kleine, ich kann Dir gar nicht sagen, wie langweilig gestern die Abschieds-Soiree bei Frau v. Joray war! Eine unerträgliche Hitze und eine Steifheit — ich sage Dir —“

„War denn der Graf Mangeray nicht dort?“

„Rede mir nicht von dem — mit der langen schlottrigen Figur und dem großen Schnurrbart sieht er aus wie der leibhaftige Don Quixote.“

„Ei, Schwesterchen, wie kannst Du nur so reden von einem jungen Mann, den ich mir schon als meinen Schwager dachte. Vor acht Tagen erst fragtest Du mich ja ernstlich um Rath, ob Du seinen Antrag annehmen solltest.“

„Das ist vorbei — ich denke nicht mehr daran.“

„Nun so will ich kein Wort mehr zu seinen Gunsten reden. — Aber war denn der Colonel d'Erveur nicht da?“

„Freilich, das ist gleich der Sancho Panza zu unserm Don Quixote — der, mit seinen ewigen Sentenzen. Wenn ich ihn sehe, muß ich gähnen; er macht mir ganz den Eindruck eines ambulanten Sprüchwortes.“

„Liebe Hermine, Du bist grausam gegen Deine Verehrer; der Colonel ist ein sehr liebenswürdiger Mann, noch vorgestern sagtest Du zu mir, jede Frau könne sich geehrt fühlen durch die Wahl dieses tapfern Officiers. Mit 38 Jahren schon Colonel. — Der wird noch Marschall von Frankreich.“

„Emma, Du bist auch langweilig mit Deinen Bemerkungen — ich habe gesagt — ich habe gesagt — nun ja — ich habe das gesagt — vorgestern, aber heut denke ich anders. Soll ich Dir etwas gestehen, Kleine?“ fügte sie hinzu mit mildem Ton und gleichsam in sich zusammenziehend wie eine Katze, die ihre Sammetpfötchen zeigt — „ich habe die fixe Idee, daß alle diese Herren nur mein Geld wollen, und bin fest überzeugt, daß sie, trotz ihrer schönen Worte als Liebhaber, nach der Hochzeit meine Tyrannen werden würden. Ich misstraue ihren Schmeicheleien und ihren Huldigungen in gebundener und ungebundener Rede.“

„Du weißt — ich muß — ich will herrschen. Das Herrschen ist noch das Einzige in der Welt, das mir über die Ennuyance des Lebens hinweghilft. Ich will für die Vergangenheit mich entschädigen. — Du hast den Marquis, meinen Gemahl, gekannt. O, das war ein Egoist, es ist nicht auszusprechen! Immer wußte er seinen Willen durchzusetzen. War er krank, so mußte ich den Bällen, den Concerten entsagen und zu Haus bleiben. Im Sommer, weil er sich einbildete, die Landluft werde seine geschwächte Gesundheit stärken, mußte ich mit ihm aufs Schloß — das wäre kein Unglück gewesen, hätte er nur Gesellschaft geduldet — aber nein — der Lärm, die Bisten griffen ihn an.“

„O, mein Himmel, welch schwere Jahre habe ich bei ihm verlebt. — Aber jetzt will ich herrschen. — Eigentlich bist Du recht glücklich, Emma — Du hast kein Vermögen. (Emma zitterte bei diesen Worten der Schwester, denn sie wollte die Wendung des Gesprächs benutzen, ihr Anliegen vorzubringen, doch Hermine verweilte diesen Vorsatz durch den unaufhaltsamen Fluß ihrer Rede.) Du bist gewiß, daß Keiner Dich um Deine Millionen begehrt, während ich bei jedem mir nahenden Verehrer einen schlaun Eroberer fürchte, der es auf mein Geld abgesehen. Ach, ich bin recht unglücklich!“

Nach einer kleinen Pause fuhr sie jedoch mit etwas erheitertem Tone fort: „Weißt Du auch, Emma, daß ich heut Morgen beim Erwachen eine reizende Idee gefunden habe, eine Idee, die ich jedenfalls ins Werk setzen muß!“

„Geh Du mir Deinen Plan mittheilst,“ bemerkte Emma schlichtern, „möchte ich Dir sagen, worauf Frau v. Blois mich heut aufmerksam machte.“

„Fängst Du schon wieder an mit Deiner alten Frau v. Blois; wenn Du nicht aufhörst, muß ich Dir die Thür weisen!“ scherzte Hermine unter heiterem Lachen.

„Wenn man Dich so reden hört, Hermine, könnte man Dich für recht böse halten; so geringschätzig von einer so ehrenwerthen Frau zu sprechen!“

„Wenn Du mir Moral predigen willst, bekommst Du auch einen Spotnamen, wie meine Freier. Sei vernünftig und höre mir zu. Ich bin unglücklich, ich ennuyire mich, ich glaube an nichts, ich will diese falsche heuchlerische Welt fliehen, will mich in eine Wüste verbergen und dort harren,“

bis der Himmel mir einen Engel schickt, dem meine Wünsche Befehle, meine Launen Gesetze sind . . .“

Emma machte in ihrem Innern die Bemerkung, daß die Schwester dergleichen Forderungen auch unter Menschen recht gut geltend zu machen wisse und deshalb nicht nöthig habe, in der Wüste auf einen Engel zu warten. Hermine fuhr fort: „Ich will einen Mann, der mir gehorcht, denn hier widersteht sich mir Alles, und Du bist meine größte, hartnäckigste Despotin; Du erlaubst Dir Bemerkungen . . .“

„O, Schwester!“

„Spare Deine D! und Ach! Das kommt nur daher, weil ich Dich verzogen habe, weil Du weißt, daß Du mir nothwendig bist. — Geh, Du bist eine Egoistin, Du fühlst Dich unentbehrlich und mißbraucht mein Zutrauen.“

Während dieses Gesprächs hatte Hermine sich erhoben, einen eleganten Peignoir angelegt und nahm jetzt zwei Roben in Augenschein, welche die Kammerfrau, auf den Fußspitzen sich einschleichend, über zwei Stühle ausgebreitet, um der Frau Marquise eine Ueberraschung zu bereiten.

„Was ist das?“

„Es sind die beiden Roben, die heut Morgen für Dich angekommen.“

„Was? wieder Volants? Aber sind denn diese Schneiderinnen total toll geworden? Immer die alte Leier! Ich will keine Volants!“

Und mit roher, vor Zorn bebender Hand nimmt sie die eine der Roben und dreht sie fast nach allen Seiten, so daß die Spitze der Garnitur an einer Stuhllehne hängen bleibt und zerreißt.

„So, der Volant ist zerissen. Um so besser. — Der Zufall kommt meinem Zorn zu Hilfe!“

Sie schellt heftig. Die Kammerfrau erscheint. „Wenn Madame Robert kommt, so geben Sie ihr nur die Robe wieder und zeigen ihr, welchen Werth ich auf dieses Machwerk lege.“

Mit diesen Worten drückt die aufgeregte junge Dame das unglückliche Kleid zu einem Ballen zusammen und wirft es der bestürzten Dienerin vor die Füße.

„So — der kleine Sturm hat mich beruhigt,“ sprach Hermine, sich lachend in einen Lehnstuhl werfend, „jetzt komm, Schwesterchen, setz Dich zu mir und laß uns plaudern.“

Mit ruhigem, heiterem Ton entwirft sie nun ein Bild von Paris, schildert seine Dede während des Sommers, beklagt die Abwesenheit aller ihrer Freunde, die Entfernung des Hofes.

„Wohin soll ich gehen?“ schloß sie ihre Betrachtung. „Ich kenne alle Badeorte, alle Vergnügungsorte, welche die pariser Gesellschaft zum Sommeraufenthalt wählt, und weiß im Voraus, daß ich mich dort ennuyire. In Baden hat sich die Baronin de l'Estrang eingenistet, die ich nicht leiden kann. Die müßte ich also täglich sehen, und der Vicomte Chatillon und sein Freund, der Capitain, sind auch da zu finden. Ihr bloßer Anblick macht mich schon krank. In Gms giebt es nur Lahme und Krüppel, in den Pyrenäen ist das Wetter so veränderlich — Biarritz bliebe noch übrig — aber dort wird in dieser Saison ein ungeheures Menschengewühl sein, und ich hasse das Menschengewühl. Mich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, habe ich einen Entschluß gefaßt: Ich hörte gestern erzählen, daß man reizende transportable hölzerne Häuschen zu Kauf bekommt, mit Schrauben und Fugen zum Zusammensetzen und Auseinandernehmen. Das Ding läßt sich zusammenlegen, wie ein Taschentuch, auf der Eisenbahn hat man ein Collis mehr bei der Abreise, und nach 24 Stunden

In Dieppe angekommen, fand Hermine einige ihrer Anbeter, Herren und Damen ihres Circels. Alle lachten über ihren Plan und nahmen das Ganze für einen Scherz. Um ihnen den Ernst ihrer Meinung begreiflich zu machen, lud sie alle die Ungläubigen ein, sich am nächsten Morgen durch den Augenschein zu überzeugen.

„Um ihren Zauberkräften die Krone aufzusetzen,“ bemerkte einer der Herren, „fehlt nichts, als daß Sie uns in dem fabelhaften Hause einen Ball geben.“

„Soll das eine Herausforderung sein?“ fragte die schöne Hermine.

„Ja wohl — es ist eine Herausforderung.“

„Gut, ich nehme den Handschuh auf. — Morgen Abend um 8 Uhr erwarte ich Sie zu Tanz und Souper!“

„Angenommen!“ lautete die einstimmige Antwort.



„Frau v. Blois, die Kammerfrau, das ganze Haus der Marquise, war in Dieppe und bot Alles auf, den improvisirten Ball zu ermöglichen. Die Gärten wurden geplündert, die Restaurateurs in Sold genommen, das Orchester gebunden, und Abends um 8 Uhr war das Landhäuschen bereit, die Tänzer zu empfangen.“

Sie waren pünktlich, und ihre Bewunderung für diesen Beweis der Willensfestigkeit ihrer Gefeierten kannte keine Grenze.

Ein Ball ist immer willkommen, ein improvisirter doppelt, und so ward denn der Eifer der Marquise belohnt durch die heiterste, ungewollteste Laune ihrer Gäste.

Fröhliche Scherze, Bonmots und geistreiche Witze flogen herüber und hinüber, und zum ersten Male küßte Hermine sich zufrieden mit sich und Andreu.

Um 10 Uhr Abends hatte das Vergnügen den höchsten Gipfel erreicht. Es war der Moment, wo Sir William an die Thür pochte.

Ein Kammerdiener öffnete ihm und ging, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, wieder an seine Geschäfte.

Unser Baronet blieb also allein stehen und hörte der fröhlichen Musik zu, mechanisch mit dem Fuß den Tact der hübschen Polka angehend. Er hatte warten gelernt, und er wartete.

Ein Diener in reicher Livree ging durch den Vorsaal. Der Engländer rief ihn mit jener Miene, welche den Dienern untrüglich jede Person verräth, die zu befehlen gewöhnt ist, und übergab ihm seine Karte mit der Weisung, dieselbe unverzüglich dem Herrn oder der Herrin des Hauses zu übergeben. Der Diener verneigte sich stumm und ging.

Jetzt da unser guter alter Bekannter im hellen Lampenlicht steht, wollen wir sein Portrait entwerfen.

Sir William Douglas, von Geburt ein Schotte, ist jung, groß, schlank, mit braunen Haaren und gebräuntem Gesicht, welches einen vollkommenen militärischen Ausdruck zeigt; denn unser Freund hat in der Krim brav gefochten. Nachdem er die königliche Marine verlassen, machte er die Ersürmung von Sebastopol mit als Capitain im Regiment der „Highlander“, ward dann zu Lord Raglan als Aid de Camp mit Majorrang berufen und später dem französischen Hauptquartier beigeordnet. Sein schwarzes Auge zeigt Festigkeit ohne Härte. Kurz, er ist der vollkommenste Typus des britischen Edelmanns, welcher Franzose geworden durch Gewohnheit und Verkehr mit französischen Kriegshelden, deren Gefahren und deren Ruhm er im orientalischen Feldzuge theilte.

Als Sir William's Karte der Marquise übergeben ward, vermuthete sie in dem Gast irgend ein originelles, lächerliches Individuum, dessen Excentricitäten die Heiterkeit der Gesellschaft vielleicht noch zu vermehren fähig wären.

Sie winkte ihrer Schwester, theilte dieser den seltsamen Besuch und zugleich die Hoffnung mit, den Insulaner zum Stichblatt des Witzes machen zu können. „Bringe ihn her, Schwesterchen, um jeden Preis,“ fügte sie hinzu, „er wird uns amüsiren.“

Emma war von diesem Auftrag sehr wenig erbaut und beschloß ihn im mildern Sinne auszuführen.

Mit diesem Vorsatz ging sie in das Vorzimmer, wo der Engländer wartete, noch immer stehend und mit unbedecktem Haupte, als ein Gentleman, der seine Pflichten kennt.

Nach einer anmuthigen Verbeugung formte Emma, von ihrem guten Herzen getrieben, den egoistischen Auftrag ihrer Schwester zu einer höflichen Einladung um, und war nicht wenig erstaunt, statt der von Herminen vorausgesetzten lächerlichen Personage einen schönen jungen Mann von feinen, vornehmen Sitten zu finden.

„In der That, Mademoiselle,“ erwiderte Sir William in gutem Französisch, dem ein leichter britischer Accent erhöheten Reiz verlieh, „ich bedauere unendlich, die gültige Einladung, welcher Folge zu leisten unter anderen Verhältnissen mir eine Freude gewesen wäre, heut nicht annehmen zu können. Statt gewöhnlicher Gastfreundschaft bieten Sie



ist es schon aufgeschlagen an jedem beliebigen Orte. Gefällt es Einem dort nicht mehr, so transportirt man die Penaten eine Meile weiter. Ist das nicht köstlich, ist es nicht unendlich besser, als eine Wohnung mieten zu müssen, die man wegen unerträglicher Nachbarschaft nach 14 Tagen schon wieder verlassen muß. Mit solch einem transportablen Häuschen ist man doch Herr des Raumes und kann ihn und lassen, was man will.“

Die sanfte Emma, welche sich darein ergeben, die Besprechung ihrer Angelegenheit zu vertagen, hörte mit Engelsgebuld die lange Auseinandersetzung mit an, und mehr als einmal streifte ein Lächeln über ihre lieblichen Züge, das sie jedoch so rasch als möglich unterdrückte, um die Schwester nicht zu erzürnen. Ein aufmerksamer Beobachter hätte in ihren Augen den Zweifel gelesen, ob dieser neue Einfall etwas Anderes sei, als einer der tausend phantastischen Pläne, die eben so schnell gefaßt als verworfen wurden.

Diesmal jedoch irrte Emma, denn Hermine brachte ihren Vorsatz wirklich zur Ausführung.

Der Ankauf des ambulanten Hauses ward gemacht, und das Hotel der Marquise wimmelte von Arbeitern, welche nagelten, schnürten, emballirten. Es war bald geschehen, und die Reise ging vor sich.

Nürs Erste war beschloffen worden, das Haus am Ufer des Meeres, unweit Dieppe, aufzustellen, nach acht Tagen sollte es dann wieder abgebrochen und mit der Eisenbahn nach Marseille, nach Genf oder nach dem Rhein geschickt werden, je nachdem der Wille der Marquise verfügte.

3.

im nächsten Morgen stand, durch Aufwand von Geld und Arbeitskräften, das Haus wirklich aufgerichtet. Man wagte allerdings der launischen Pariserin einige Vorstellungen zu machen, daß die Wahl des Ortes nicht vorzüglich genug getroffen sei zur Aufstellung des Hauses, das Meer sei nämlich, das Häuschen zerbrechlich . . . doch ein gebieterisches „Ich will!“ verwies alle Vorstellungen zum Schweigen.

Frau v. Blois, die Kammerfrau, das ganze Haus der Marquise, war in Dieppe und bot Alles auf, den improvisirten Ball zu ermöglichen. Die Gärten wurden geplündert, die Restaurateurs in Sold genommen, das Orchester gebunden, und Abends um 8 Uhr war das Landhäuschen bereit, die Tänzer zu empfangen.

Sie waren pünktlich, und ihre Bewunderung für diesen Beweis der Willensfestigkeit ihrer Gefeierten kannte keine Grenze.

Ein Ball ist immer willkommen, ein improvisirter doppelt, und so ward denn der Eifer der Marquise belohnt durch die heiterste, ungewollteste Laune ihrer Gäste.

Fröhliche Scherze, Bonmots und geistreiche Witze flogen herüber und hinüber, und zum ersten Male küßte Hermine sich zufrieden mit sich und Andreu.

Um 10 Uhr Abends hatte das Vergnügen den höchsten Gipfel erreicht. Es war der Moment, wo Sir William an die Thür pochte.

Ein Kammerdiener öffnete ihm und ging, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, wieder an seine Geschäfte.

Unser Baronet blieb also allein stehen und hörte der fröhlichen Musik zu, mechanisch mit dem Fuß den Tact der hübschen Polka angehend. Er hatte warten gelernt, und er wartete.

Ein Diener in reicher Livree ging durch den Vorsaal. Der Engländer rief ihn mit jener Miene, welche den Dienern untrüglich jede Person verräth, die zu befehlen gewöhnt ist, und übergab ihm seine Karte mit der Weisung, dieselbe unverzüglich dem Herrn oder der Herrin des Hauses zu übergeben. Der Diener verneigte sich stumm und ging.

Jetzt da unser guter alter Bekannter im hellen Lampenlicht steht, wollen wir sein Portrait entwerfen.

Sir William Douglas, von Geburt ein Schotte, ist jung, groß, schlank, mit braunen Haaren und gebräuntem Gesicht, welches einen vollkommenen militärischen Ausdruck zeigt; denn unser Freund hat in der Krim brav gefochten. Nachdem er die königliche Marine verlassen, machte er die Ersürmung von Sebastopol mit als Capitain im Regiment der „Highlander“, ward dann zu Lord Raglan als Aid de Camp mit Majorrang berufen und später dem französischen Hauptquartier beigeordnet. Sein schwarzes Auge zeigt Festigkeit ohne Härte. Kurz, er ist der vollkommenste Typus des britischen Edelmanns, welcher Franzose geworden durch Gewohnheit und Verkehr mit französischen Kriegshelden, deren Gefahren und deren Ruhm er im orientalischen Feldzuge theilte.

Als Sir William's Karte der Marquise übergeben ward, vermuthete sie in dem Gast irgend ein originelles, lächerliches Individuum, dessen Excentricitäten die Heiterkeit der Gesellschaft vielleicht noch zu vermehren fähig wären.

Sie winkte ihrer Schwester, theilte dieser den seltsamen Besuch und zugleich die Hoffnung mit, den Insulaner zum Stichblatt des Witzes machen zu können. „Bringe ihn her, Schwesterchen, um jeden Preis,“ fügte sie hinzu, „er wird uns amüsiren.“

Emma war von diesem Auftrag sehr wenig erbaut und beschloß ihn im mildern Sinne auszuführen.

Mit diesem Vorsatz ging sie in das Vorzimmer, wo der Engländer wartete, noch immer stehend und mit unbedecktem Haupte, als ein Gentleman, der seine Pflichten kennt.

Nach einer anmuthigen Verbeugung formte Emma, von ihrem guten Herzen getrieben, den egoistischen Auftrag ihrer Schwester zu einer höflichen Einladung um, und war nicht wenig erstaunt, statt der von Herminen vorausgesetzten lächerlichen Personage einen schönen jungen Mann von feinen, vornehmen Sitten zu finden.

„In der That, Mademoiselle,“ erwiderte Sir William in gutem Französisch, dem ein leichter britischer Accent erhöheten Reiz verlieh, „ich bedauere unendlich, die gültige Einladung, welcher Folge zu leisten unter anderen Verhältnissen mir eine Freude gewesen wäre, heut nicht annehmen zu können. Statt gewöhnlicher Gastfreundschaft bieten Sie

mit einem Ball, ein Fest! — Sie sehen aber — leider schließt mein Reifecostüm mich von der mir zugehenden schmeichelhaften Ehre aus. Ich taugte heut nicht zum Ballgast, bin nur ein verfräteter, müder, hungriger Reisender. — Fast möchte ich mich meiner so wenig poetischen Verfassung schämen, zumal so hoher Eleganz gegenüber. — Doch was hilft es, Mademoiselle, der Natur läßt sich nicht gebieten.“

Emma lächelte und erhobte. Sie fühlte sich innerlich erleichtert durch die höfliche, aber abschlägige Antwort des Fremden, gab Befehl, ihm eine Collation auftragen zu lassen, ordnete die Einzelheiten derselben an und führte dann den Gast in ein kleines Seitenzimmer, sich seiner Dank-sagung durch schleunige Entfernung entziehend.

Sir William folgte ihr mit den Augen und sprach dann, als sie verschwunden, leise seufzend vor sich hin:

„Das kann kein Kind des Teufels sein. Ein Engel der Erde ist es. Bist wie eine Tochter Albions, anmuthig wie eine Pariserin!“ Und unter so freundlichen Betrachtungen nahm er am Tische Platz und sprach den aufgetragenen Speisen tüchtig zu.

Im Salon dauerte indessen der Tanz fort. Walzer, Redowas, Lancier-Quadrillen folgten einander, und Niemand dachte an Aufbruch.

Endlich sah ein bedächtiger junger Mann nach der Uhr, dann aus dem Fenster und gab leise einigen Freunden die Mahnung, es sei Zeit, nach Dieppe zurückzukehren.

Ein Gemurmel, eine Unruhe folgte dieser Aufforderung, hier und dort flüsterte man: „Der Himmel ist finster, der Regen könnte uns überraschen. Hier giebt es keine Wagen, wir wollen aufbrechen!“

Der Voratz ward rasch zum Entschluß, in einem Nu bargen die eleganten Toiletten sich unter Burnous und Pelissen, alle schönen Damen verwandelten sich in verummunte Zigeunerinnen. Man drückte einander zum Abschied warm und flüchtig die Hände, die Marquise befahl ihren Dienern,



die Gäste mit Stocklaternen zu begleiten, und der kleine Trupp setzte sich in Marsch unter fröhlichem Gelächter und heiteren Gesprächen. Was fand es so pikant, um ein Uhr Morgens im Ballcostüm am Gestade zu wandeln, und jeder Windstoß, der mit den Burnous und Shawls wie mit Fahnen spielte, ward mit Scherz und Jubel begrüßt.

Bald jedoch nahm der Westwind einen strengern Ton an, das Meer tobte, am dunkeln Himmel suchten Blitze, der Donner rollte, und die kleine Gesellschaft schritt schweigamer einher. Jeder hüllte sich dichter in seinen Mantel, beschleunigte seinen Lauf und bald war auch der letzte der fröhlichen Tänzer vom Schauplatz der Luftbarkeit verschwunden.

Dunpff heulte der Wind aus Nord-Nord-West, wühlte die Wogen des Meeres auf und rollte nach und nach ungeheure Wassermassen dem bis jetzt verschonten Ufer zu.

Grollend erhoben die Wellen ihre schaumbedeckten Häupter, stürzten sich in den vor ihnen gähnenden Abgrund, den zerstäubenden stürzten andere, mächtigere, drohendere nach, tosend und brüllend, als wollten sie die Stimme des Donners über-tönen.



ermine hatte den Salon verlassen, um sich in ihr Schlafgemach zurückzuziehen. Auf Befehl der schönen Herrin des Hauses war dieses, vielleicht aus Gründen der Eile, ganz orientalisir, oder besser gesagt, wie ein Schiff möblirt. Man sah nur Matten, Kissen, leichte Divans, Hängematten und leichtes Geräth von Bambus.

Die Marquise entließ ihre Kammerfrau, um, wie sie gewohnt war, noch ein Weilchen mit ihrer Schwester zu plaudern. Emma entkleidete sie unter heiteren Scherzreden, erhielt aber nur sehr einsilbige Antworten.

„Was fehlt Dir, Hermine, Du antwortest mir nicht — Du bist traurig...“
„Ich bin müde — endlich sind sie fort. Wir haben zu ange getanzt — das wird ennuyant...“

„Du schienst Dich doch zu amüsiren.“
„Vielleicht einen Augenblick — aber jetzt bin ich müde, und dann — wozu führt dieser Lärm? Zu nichts, als doppelt schwer mich die Leere um mich her empfinden zu lassen. — Wie spät ist es?“

„Ein Uhr.“
„Ziehe das Rouleau in die Höhe und öffne das Fenster, es ist eine erstickende Hitze im Zimmer. Wer tritt denn so hart auf, das ganze abscheuliche Haus kracht ja. — So öffne doch das Fenster!“

„Dann siehst Du aber die Blitze.“
„Blitze! So ist also ein Gewitter! O mein Gott, daran dachte ich nicht — jetzt begreife ich erst, was die Arbeiter mit ihren Anspielungen meinten. Warum sprachen sie sich nicht deutlicher aus?“

„Ich war dabei, liebe Hermine; auf alle Winke und Warnungen der Leute antwortetest Du: Ich will es so! und sie konnten nichts thun als gehorchen.“

„Hörtig, Emma, laß Kerzen anzünden, alle Candelaber im Salon. Ich will die Blitze nicht sehen, ich will den Donner nicht hören... Ich fürchte mich!“

Ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte in diesem Augenblick das zerbrechliche Gebäude, und die Marquise barg ihr Gesicht angstvoll in den Händen. Nachdem der Donner verhallt und eine augenblickliche Stille eingetreten war, brach sie in laute Klagen aus.

„Dieses fürchterliche Wetter! Und alle Herren habe ich sorgelosen lassen. — O, das Unglück, das Unglück! Emma, gib mir einen Peignoir und laß die Domestiken herein-kommen.“

„Sie sind nicht da; Du befehlst ihnen, die Gäste mit Laternen zu begleiten.“

„Die Dummköpfe, die Bösewichter! Als sie das Gewitter sahen, hätten sie gleich umkehren müssen. — Ich jage sie aus dem Dienst. — Himmel, welch ein Donnerschlag!“

„Beruhige Dich, liebe Schwester, er ist ja schon vorbei.“

„Deine Kaltblütigkeit bringt mich vollends zur Verzweiflung. Hast Du denn keine Nerven? Weil Du Dich nicht fürchtest, bleibst Du kalt und gefühllos, wenn Andere sich tod ängstigen. Mir ist solch ein Egoismus noch nicht vorgekommen. Rufe wenigstens die Kammerfrau oder Frau v. Blois her.“

„Bedenke, liebe Schwester, daß die gute alte Dame eben so ängstlich beim Gewitter ist, als Du. Sie hat sich schon seit längerer Zeit niedergelegt, und wenn ja ein glücklicher Zufall gewollt hätte, daß sie vor dem Unwetter eingeschlafen, wäre es ja grausam, sie zu wecken.“

„Was kümmert mich ihr Schlaf? Wenn sie sich fürchtet, um so besser, so sind wir

doch wenigstens zwei, die zittern. Hörs! Du den Sturm? Das Wetter wird immer schlimmer. O, wir werden diesem gräßlichen Unglück zum Opfer fallen. Klingele! Klingele!“

„Ich werde lieber Frau v. Blois holen gehen.“

„Nein, Du sollst nicht von mir gehen. Diese unaufhörlichen Blitze machen mich wahnsinnig. Mir ist, als schläge die See an das Haus, ich höre das Rauschen der Wogen ganz nah.“

„Ich werde nachsehen,“ sprach Emma und trat zum Fenster.

„Nein, nein, thue es nicht, ich könnte ja ganz geblendet werden... Gewiß, gewiß, die See steigt bis zu uns herauf.“

Bleich, mit verführten Wienen stürzt sie selbst zum Klingelzug und schellt mit solcher Gewalt, daß nach wenigen Minuten die Gesellschaftsbame und die Kammerfrau, kaum bekleidet, herbeieilten.

„Wollt Ihr mich hier hilflos umkommen lassen!“ rief die stolze Frau ihnen entgegen.

„Madame!“ stammelten die halb schlaftrunkenen, erschrockenen Untergebenen.

„Frau von Blois, ich sage Ihnen, sehen Sie mich nicht so mit Ihren stieren Augen an. Meine Nerven sind so schon aufgeregter genug, ohne daß Sie durch den Anblick Ihrer Furcht noch mein Glend vermehren. Reden Sie, erzählen Sie mir eine interessante Geschichte.“

„Ach, Frau Marquise, ich wollte ja gern, aber die Gewalt des...“

Ungeachtet des hellen Kerzenlichtes im Zimmer stüthete plötzlich ein tausendfarbiger Glanz durch das Gemach, begleitet von einem dröhnenden, trocken, knisternden Donnerschlag; eine ungeheuerer Welle klopfte brüllend ans Fenster gleich einem hungrigen Raubthier, das seine Beute fordert. Das Häuschen, von allen Seiten besürmt durch Wind und Wellen, zittert und kracht in seinen Fugen. Die entsetzten Frauen bleiben unbeweglich, und Emma steht, mit gefalteten Händen, die Augen zum Himmel gerichtet, gleich einer zum Märtyrertode sich vorbereitenden Heiligen da.

Mit dieser furchtbaren Erschütterung schien das Unwetter seinen höchsten Grad erreicht zu haben, denn es trat danach verhältnißmäßige Ruhe ein. War es nur eine kurze Pause, oder wirklich ein Zeichen verminderter Gefahr? Niemand wagte zu hoffen, noch weniger zu reden.

Emma erlangte zuerst ihre Ruhe wieder. Sie hatte gebetet und im Gebet waren Kraft und Fassung ihr zurückgekehrt. Sie zog den Fenstervorhang in die Höhe, ging dann, nachdem sie den Himmel betrachtet, zu ihrer Schwester, schloß sie in ihre Arme, küßte sie zärtlich und tröstete sie liebevoll, wie eine Mutter ihr Kind.

„Beruhige Dich, Hermine, vertraue auf Gott, das Gewitter läßt nach. — Nur noch eine kurze Geduld, dieses furchtbare Wetter kann nicht lange mehr dauern.“

Die Marquise antwortete nicht, sie weinte. Nach längerem Schweigen endlich stammelnte sie mit bleichen Lippen und schluchzender Stimme: „Ach, wir sind sehr unglücklich!“

Nicht einen Mann haben wir hier zum Schutz in dieser Noth!“

„Ach!“ rief das junge Mädchen plötzlich, die Hand an die Stirn legend, als suche sie dort eine Erinnerung, eine Hoffnung.

„Was fällt Dir ein?“
„Der Engländer, der Dir seine Karte schickte...“
„Nun, was ist's mit dem?“
„Der muß noch hier sein.“
„Du bist wohl närrisch!“

„Nein — nein, er war so erschöpft, daß er einschlief — ich sah ihn schlafend, als die Uebrigen sich zum Aufbruch rüsteten... vielleicht ist er noch hier!“

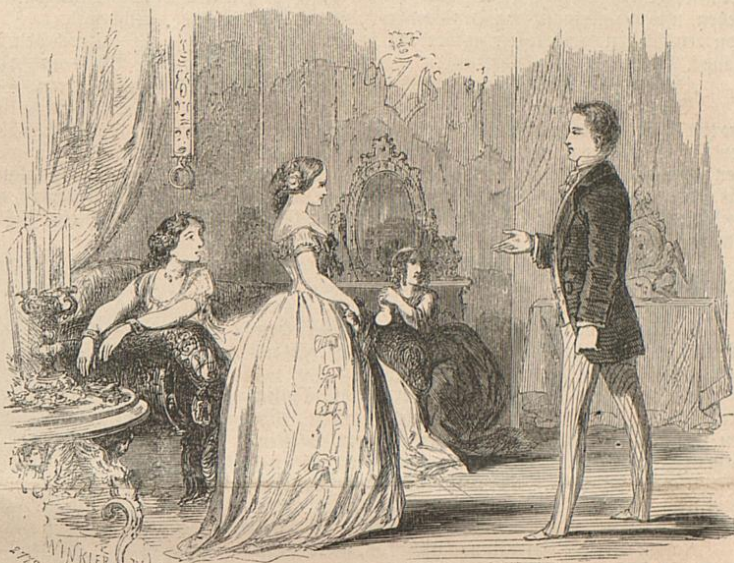
Kaum waren diese Worte gesprochen, als es an die Thür klopfte und gleich darauf Sir William Douglas mit der Ruhe und Höflichkeit eines großen Herrn in den Salon trat.

Es lag ein unbeschreiblicher Contrast in der würdig ruhigen Haltung dieses Mannes mit den schwachen Frauengestalten, die, theils von Angst niedergeschmettert, theils, wie Emma, in frommer Ergebung das Unvermeidliche trugen. Die Marquise blickte mit Neugier und Hoffnung auf den Fremden, während die Blitze desselben die Gruppe der Frauen musterte, und der Strahl seiner Augen war so fest, muthvoll und zuversichtlich, daß er tief in Herminens Herz drang.

Sie fühlte sich vom Scheitel bis zur Sohle durchzuckt von einer unbekannt, mächtigen Empfindung, welche den Muth für den Augenblick in ihre Seele zurückführte.

Emma erhobte. Die Marquise erhob sich vom Divan, auf dem sie geruht, und stürzte dem Fremden entgegen, der ihr wie ein Retter in Todesgefahr erschien.

„Oh, mein Herr,“ rief sie mit einer Wärme des Ausdruck, welche wohl durch die Gefahr der Lage zu entschuldigen war, „verlassen Sie mich nicht!“



„Madame,“ erwiderte der Britte mit Gleichmuth, „verzeihen Sie meine Kühnheit, bei Ihnen einzutreten, ohne daß ich die Ehre hatte, Ihnen vorgestellt zu sein, doch ich wollte mich entschuldigen...“

„Retten Sie uns, ich beschwöre Sie!“

„Beruhigen Sie sich, ich bitte Sie dringend. Hier bedürfen wir vor Allem Geistesgegenwart...“

„Herr, mein Gott, was haben wir denn zu fürchten?“ rief Frau v. Blois, die nebst der Kammerfrau sich dem Fremden genähert, wie zerstreute Krieger bei ihrem General Schutz suchten. Emma war am Fenster stehen geblieben.

„Was geschehen kann, weiß ich nicht,“ antwortete Sir William, und fuhr zur Marquise gewendet fort, „doch wenn Sie es sind, die dieses Haus hier aufschlagen ließen, so müssen Sie einen sehr unwissenden, gewissenlosen Architekten zu Rath gezogen haben.“

„Das Haus wird einstürzen? Nicht wahr!“ rief die Marquise von Entsetzen erfaßt, dann, krampfhaft des Baronets Arm ergreifend und ihn zur Seitenthür ziehend, beschwor sie ihn: „Wir wollen hier hinaus! Retten Sie mich, haben Sie Erbarmen!“

„Madame, in diesem Augenblick könnte keine menschliche Gewalt am Strande uns aufrecht erhalten.“

Als wollten die Elemente diesen Ausdruck bekräftigen, erhob der Sturm aufs Neue seine drohende Stimme. Nicht mehr dunpff und fern grollte der Donner, sondern schien mit Kanonenschlägen die Fesseln der Erde ersürmen zu wollen, während die Brandrafeten der Blitze unaufhörlich dem Schooß der Wolken entflohen, als wollten sie Himmel und Erde einschern.

Emma, einem unwiderstehlichen Zuge gehorchend, öffnete den Fenstervorhang und blickte hinaus auf den Kampfplatz der entseelten drohenden Meereswogen.

„Wie schön!“ rief sie unwillkürlich aus. Bei diesen, obgleich nur leise gesprochenen Worten wandte der Baronet sich um, seine Blicke ruhten einen Moment mit tiefer Bewunderung auf der zarten Gestalt des jungen Mädchens und glitten von dort zu der schönen Frau, welche noch immer seinen Arm gefaßt hielt.

Sie war in diesem Augenblick sehr schön! Ihre langen schwarzen Haare fielen in glänzenden seidnen Wellen auf ihre blendend weißen Schultern herab, auf den Wangen leuchtete das Feuer der Erregung, und die Sonnen ihrer Augen schienen größer und strahlender als sonst im Zustand der Ruhe.

„Ich will nach Dieppe — nach Paris!“ rief sie plötzlich, „ich will, gleich auf der Stelle, und stampfte dazu mit ihrem kleinen Füßchen den Boden, während ihr schwacher Arm sich anstrengte, Sir William fortzuziehen.“

„Das ist unmöglich, Madame!“

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß ich will!“ entgegnete sie mit jener herrischen Miene, die ihr stets zu Gebote stand. Der Engländer maß sie mit einem kalten, befehlenden Blick, und sagte dann mit größter Ruhe:

„Ich wünschte Ihren Befehlen unbedingt gehorchen zu können, aber wir befinden uns hier in einer engen tiefen Bucht, eingeschlossen von Felsen, die jetzt unzugänglich sind. Vor einer Stunde, als Sturm und Wellen noch nicht so weit vorgebrungen, wäre es vielleicht möglich gewesen . . .“

Hermine, durch diesen offenbaren, mit stolzer, unerhörter Kälte ausgesprochenen Widerstand empört, ließ den Arm des Engländers los und warf ihm einen ihrer zornigsten Blicke zu. — Sie stand auf dem Punkte, den zu verjagen, den sie vor wenig Augenblicken als ihren Retter begrüßte.

In diesem Moment, wie von überirdischer Macht gestoßen, öffneten sich die beiden Fenster mit furchtbarer Gewalt, die Scheiben zersplitterten, die Kerzen erloschen, und ein rauher Wirbelwind warf die Geräthe des Zimmers über- und durcheinander. Ein Krachen, dem des Erdbebens gleich, erstickte jeden Schrei, jeden Klageruf.

„Gott erbarme Dich unser!“ rief Emma mit dem Ton frommen Flehens.

„Gott erbarme Dich unser!“ wiederholten die kläglichen Stimmen der beiden Frauen. Eine Ohnmacht nahm ihnen das fernere Bewußtsein ihrer traurigen Lage.

Hermine wand sich in nervösen Zuckungen, Emma eilte zu ihr, ihr beizustehen. Sir William tritt zum Fenster und sieht, daß das Dach des Hauses abgerissen und von den Fluthen fortgetragen ward; dann zu Emma tretend, welche, um ihre Schwester beschäftigt, ihrer eigenen Gefahr kaum achtete, sprach er:

„Sie haben Muth, Mademoiselle!“

„Ich habe Gottvertrauen!“ lautete ihre leise Antwort.

„Gehen Sie ans Fenster, und halten Sie sich, was auch kommen möge, fest an die eiserne Säule, die durch beide Stockwerke des Hauses geht. Das Haus muß zu Grunde gehen, und wenn noch Etwas uns retten kann vor der Gefahr, von den Wellen fortgerissen zu werden, so ist es diese Eisenstange.“

„Ich werde meine Schwester nicht verlassen.“

„So lange ich lebe, stehe ich Ihnen für ihr Leben,“ antwortet der Engländer und drängt sie sanft zu dem bezeichneten Orte. Dann nimmt er Herminens Shawl, der zu Boden gefallen, umschlingt damit die Taille der jungen Frau, die Enden desselben an seinen Arm festbindend, und mit dem andern Arm sich an die Säule haltend, welche Emma schon umfaßt hält.

„Schließen Sie die Augen und halten Sie fest!“ sprach Sir William in befehlendem Tone. „Die Wellen kommen!“

Dieser Moment war für die beiden Unglücklichen, denen allein noch das Bewußtsein ihrer Gefahr geblieben, ein Moment der tiefsten Seelenangst.

Von schmerzhaftem Schwindel ergriffen, ähnlich dem, welcher bei Erdbeben den Menschen erfasst, fühlen sie an den Schwankungen und heftigen Stößen, daß das Haus durch die Wellen von seiner Grundlage gehoben wird. Es schien Emma, als versänke sie in einem Abgrund — der Boden wich unter ihren Füßen.

„Lassen Sie die Eisenstange nicht los, gleiten Sie daran hinunter,“ rief Sir William ihr zu; „es ist unsere einzige Rettung.“

Mit furchtbarem Krachen hoben jetzt die Wände des Häuschens sich aus den Fugen und stürzten um. Als Emma die Augen zu öffnen wagte, schwammen die Trümmer des leichten Gebäudes schon fern auf den Wellen des wüthenden, brausenden Ozeans.

„Wir sind verloren!“ flüsterte sie.

der Lage erkannt, nähert er sich Emma und flüstert ihr ins Ohr: „Wir sind gerettet!“

Die Kälte des Wassers, welches von Zeit zu Zeit unsere nächstlichen Schiffer überschwemmte, hatte endlich auch die drei ohnmächtigen Frauen wieder zum Bewußtsein gebracht. Ihre Umgebung erkennend, brachen sie in Klagen aus.



„Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist,“ sprach Sir William, „so nehmen Sie Ihre Kraft zusammen und folgen meinen Anordnungen. Bleiben Sie auf Ihrer Stelle ohne sich zu rühren.“

Durch den Ton dieser ruhig festen Stimme wurden Frau v. Blois und die Kammerfrau so weit gebracht, schweigend auszubarren. — Sie blieben unbeweglich und beteten still. Die Marquise ließ ihre Blicke über das Meer streifen.

„Ich sterbe!“ sprach sie, „aber ich will auch lieber sterben als diese gräßlichen Stöße ertragen.“

Der Engländer schien sie nicht zu verstehen; er arbeitete ohne Unterlaß, das schwache Fahrzeug zusammenzuhalten.

„Liebe Schwester,“ begann Emma, „ohne den Muth

Der Baronet lächelte bitter und zuckte die Achseln. „Was bedeuten diese Geberden? — Sind wir einer Gefahr entronnen, um in eine noch furchtbarere zu gerathen?“

„Madame, ohne Segel und Kompaß — stehen uns nur zwei Ausflüchte auf Rettung frei; erstens die, durch die Ebbe vielleicht auf festes Land gesetzt zu werden und zweitens, von einem Fischerboot aus bemerkt und aufgenommen zu werden.“

„Was können wir aber dazu thun?“

„Nichts! — Hoffen Sie!“

„Hoffen? Auf was?“

„Auf die Güte Gottes.“

„Aber ich bin hungrig und durstig; mich friert.“

„Sie müssen etwas Geduld haben. Sind wir nicht sämmtlich in derselben Lage?“

„Ich bin aber an Leiden nicht gewöhnt.“

„Ja, sehen Sie, Madame, manchmal kommt eine Caprice, so ein niedliches transportables Häuschen theuer zu stehen. Wenn Sie scottisch verstanden, wollte ich Ihnen eine Ballade über dieses Thema vorsingen,“ flügte der Baronet mit ironischem Lächeln hinzu.

Da die Marquise nun wohl einsah, daß gegen diese marmorhafte Ruhe sich nichts ausrichten lasse, griff sie zu dem einzigen der Schwäche zu Gebote stehenden Mittel: sie weinte. Dann, wie von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen, trocknete sie ihre schönen Augen und holte aus der durchdrängsten Tasche ihres Reignoirs ein Horn-Schächtelchen mit Chocoladen-Pastillen hervor, die sie hastig hinunterschläng.

Sir William sah ihr schweigend zu und ließ dann seine Blicke zu Emma hinübergleiten. Sie war ruhig.

Die Ereignisse dieser schauerlichen Nacht, welche das Schicksal der vier Frauen von dem Muth und der Geistesgegenwart des Engländers abhängig machte, waren hinreichend gewesen, ihm die Verhältnisse seiner Schutzbefohlenen und ihre Charaktere zu enthüllen.

„Madame,“ sagte er zu der jungen Wittve, „Sie erinnern durch Ihre improvisirte Mahlgeld mich daran, daß auch ich etwas bei mir trage, was in unserer jetzigen Lage von großem Werth ist.“

Neugierig schaute die Marquise zu, wie er eine unter seinem Rock verborgene silberne, mit Weidengewebe bedeckte Flasche hervorholte, die vermittelst einer feinen Stahlkette um seinen Hals geschlungen war. Ohne die Art der ungehofften Erquickung zu kennen, streckte sie schon ihre kleine Hand darnach aus, und die schlanken Finger verriethen durch ihre rasche Bewegung, daß die capriciöse Dame auf der Stelle bedient zu sein wünsche.

„Verzeihung, Madame — ich hatte schon die Ehre, Ihnen bemerklich zu machen, daß in außerordentlichen Lebenslagen die Unterschiede des Ranges, des Vermögens schwinden. Hier sind wir einander ganz gleich!“ rief er, die Arme nach dem wogenden Ocean ausbreitend. „Sie erlauben also, daß ich die Erquickung zuerst da spende, wo sie am meisten Noth thut!“ und neben Frau v. Blois niederknien, welche ihrer Sinne beraubt, ausgestreckt auf dem Floß lag, erhob er ihren Kopf mit zarter Sorgfalt und sprach sanft und eindringlich:

„Nehmen Sie einige Tropfen von diesem Liqueur.“

Die alte Dame stützte sich auf den Arm ihres Retters, und ihre Lippen empfingen dankbar die stärkende Arznei.

Trotz des Frostes, der Herminens Glieder durchbehte, fühlte sie sich eröthnen; sie verstand die ihr gegebene Lehre und rief den ersten verwunderten Blick des Baronets sich in das Gedächtniß zurück.

„Seltsamer Mann!“ murmelte sie.

Nachdem Sir William der Frau von Blois beigefastanden, ging er zu der Kammerfrau, welche in Folge erkittener Quetschungen aus Höchste erschöpft war; dann kam die Reihe an Emma. Sie wollte die Erquickung zurückweisen, doch ein Blick des jungen Engländers entkräftete ihre Weigerung. Sie trank

einen Schluck, und nun erst reichte der Baronet die Flasche der Marquise. Ihr Hochmuth flüsterte ihr zu, die verpätete Spende zu verschmähen, doch ihr Wille war unterjocht, sie nahm die Erquickung fast demüthig an.

Im Augenblick, da Sir William zuletzt selbst die Flasche an seine Lippen führte, rief Emma mit lauter Stimme:

„Ein Segel! Ein Kahn!“

Der Britte schaute sich augenblicklich um. „Sie sind die Taube der Arche,“ sprach er mit glücklichem Lächeln, band in der Eile aus Allem, was er finden konnte, eine Art Flagge, als Zeichen der Noth, zusammen und befestigte es an die Eisenstange, die schon einmal ihre Rettung vermittelt. Aber auch, da die Verlassenen bang und hoffend, mit angehaltenem Athem, dem Lauf der Barke folgten, segelte sie seitab und verschwand im Nebel.

Sie waren nicht bemerkt worden!!!



dieses jungen Mannes wären wir nicht mehr unter den Lebenden. Hoffe!“

Blitz und Donner hatten jetzt aufgehört, das Meer ward nach und nach ruhig und ein schmaler Lichtstreif am Horizont verkündete den nahenden Tag. Aber ach, das Ufer war fern; unsere fünf Schiffbrüchigen trieben auf offener See.

Sobald der erste Tagesstrahl gestattete, daß Gines die Züge des Andern zu erkennen vermochte, stürzten die Schwestern einander in die Arme, und ihre Freude, auf so wunderbare Weise dem Tode entronnen zu sein, sprach sich durch Thränen aus. Lange und fest hielten sie sich umschlungen, als suchten sie in ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit Schutz gegen das zerstörende Element, welches seine Beute noch nicht lassen zu wollen schien.

Der Schauer des Morgens rieselte durch die Glieder der Frauen, welche ohnedies von dem unwilligen Wellenbade durchnäßt waren.

„Wie kann ich die Leiden dieser Nacht überstehen?“ klagte Hermine. „Mich friert, Frau v. Blois, geben Sie mir etwas, damit ich mich einhüllen kann.“

Kein Laut antwortete dieser Aufforderung, und die beiden Frauen sahen ihre Gebieterin nur mit erstaunten, scheuen Blicken an.

Emma gab der Schwester zu bedenken, daß Alles beim Einsturz des Hauses auf dem Fußboden zurückgebliebene Geräth von dem Engländer ins Wasser geworfen worden sei, die Fäbte zu erleichtern.

„Bringen Sie mir etwas, daß ich mich einhüllen kann, ich befehle es!“ rief die junge Wittve im höchsten Zorn.

Bei diesen Worten näherte sich William, welcher fern gestanden, der Gruppe der Frauen. Die harte Arbeit der furchterlichen Nacht hatte seine Kleider zwar durchnäßt, doch kein Flecken, keine lächerliche Unordnung störte die edle Würde seiner männlich schönen Erscheinung. Wie es ihm möglich gewesen, in diesem Kampf mit den Elementen seinem Aeußern noch dieses geordnete Ansehen zu erhalten, das war und blieb unbegreiflich, und doch trug dieser an sich unbedeutende Umstand viel dazu bei, den Muth der Frauen zu beleben.

„Ich hörte Ihre Befehle, Frau Marquise,“ sprach Sir William, „leider sind sie unausführbar . . . überdies — in einer so kritischen Lage, wie die unsere, hören die Rangunterschiede auf.“

„Wo sind wir, mein Herr?“ fragte Hermine, bemüht, das Gespräch auf eine andere Bahn zu lenken. „Wo werden wir landen?“

Die Nacht war in der That gräßlich. Das Heulen des Windes, das Geschrei der Sturmvögel, das Brausen der Wogen — es schien, als hängen sie den fünf Unglücklichen den Todtenchor.

Sir William, ohne auf Emma's schmerzlichen Ausruf zu antworten, fuhr fort, seine wunderbare Kraft und Geistesgegenwart zur Hilfe Anderer zu benutzen. Zunächst band er die Marquise mit ihrem Shawl an die Eisenstange fest, welche, dem Toben der Elemente widerstehend, eine Art Mastbaum bildete, eilte dann zu den zwei an-

deren Frauen, die wunderbarerweise unverfehrt unter den Trümmern auf dem Fußboden lagen. Er befreit die Besinnungslosen aus ihrer gefahrvollen Lage, bindet sie fest an die Vorsprünge des Fußbodens, wirft dann mit übermenschlicher Anstrengung alles Geräth, was diesen Fußboden belastet, ins Meer, in der Hoffnung, aus jenem eine Art Floß zu machen, auf welchem Rettung sich ermöglichen lasse.

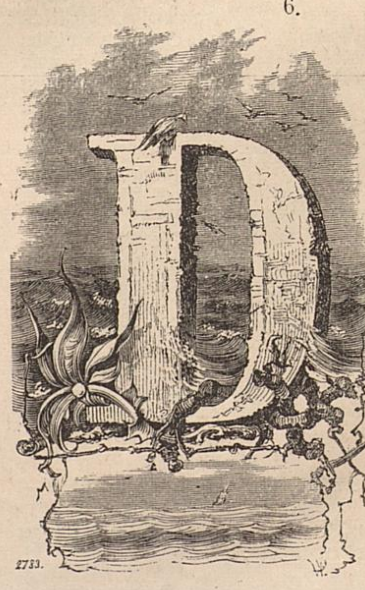
Die Arbeit war schwer. Unzählige Mal ward der kühne junge Mann umgeworfen von mächtigen Wellen, doch mit Seemannsgewandtheit faßte er stets im Sinken nach einer Stütze und entging so der zerstörenden Macht der Elemente. Endlich, nach mehreren vergeblichen Versuchen, glückt das Unternehmen; das Floß hält die See und nimmt einen regelrechten Lauf, ogleich es vom Ufer abtreibt.

Das Toben der Elemente beginnt jetzt etwas nachzulassen, und die seltsame Fäbte schwimmt über die zwar noch hohen, doch nicht mehr Gefahr bringenden Wogen dahin.

Sobald Sir William die verhältnismäßige Sicherheit



deren Frauen, die wunderbarerweise unverfehrt unter den Trümmern auf dem Fußboden lagen. Er befreit die Besinnungslosen aus ihrer gefahrvollen Lage, bindet sie fest an die Vorsprünge des Fußbodens, wirft dann mit übermenschlicher Anstrengung alles Geräth, was diesen Fußboden belastet, ins Meer, in der Hoffnung, aus jenem eine Art Floß zu machen, auf welchem Rettung sich ermöglichen lasse.



en Lippen der Frauen entrang sich ein Schrei der Verzweiflung, selbst Sir William schien bekümmert. Vielleicht rührte ihn der Schmerz der Marquise, die seit einigen Augenblicken wie umgewandelt schien. Ihre hochmüthige Miene war verschwunden, ihr ganzes Wesen ward demüthig und mild, ja, es schien, als hänge ihr Leben an dem Blick ihres Retters.

Nach dieser traurigen Täuschung näherte der Engländer sich Herminen, und versuchte mit den sanftesten Lauten seiner schönen kraftvollen Stimme ihr neue Hoffnungen einzusößen.

Die Marquise drückte mit sanftem Kopfschütteln ihren Zweifel an baldiger Rettung aus, doch ihr feuchtes Auge dankte mit einem innigen Blick ihm für sein freundliches Bemühen, sie trösten zu wollen.

„Ein Segel! ein Segel!“ rief die unaufhörlich wachsame Emma abermals. „Es ist ganz nahe — ich glaube, sie haben uns gesehen!“

Niemand wagte eine Bewegung, ein Wort, doch Aller Augen, Aller Herzen waren dem Fahrzeug zugewandt. Es schien, als wechselte es mehrmals seine Richtung. Die Frauen wollten rufen, schreien, doch die Nuthlosigkeit solcher Anstrengung einsehend, beharrten sie im Schweigen und warteten. Endlich war kein Zweifel mehr.

Sie geben uns ein Zeichen, daß wir bemerkt wurden!“ rief Sir William. „Nuth! In einigen Augenblicken sind wir an Bord.“



Die Frauen ergriffen, von Freude und Dankbarkeit getrieben, die Hände ihres Retters. Ihrer Ungeduld segelte der helfende Kahn fast zu langsam; endlich näherte er sich und stieß ans Floß.

Es war ein rührendes Schauspiel, die wettergebräunten, rauhen Männer bei ihrem Retteramt zu sehen; wie sie die vier Frauen vorsichtig, mit fast mütterlicher Sorgfalt ins Boot trugen, sie mit ihren eigenen Kleidern deckten, um sie zu erwärmen, und Alles aufboten, ihre erschöpften Kräfte zu beleben.

Dann reichten die braven Fischer — denn solche waren es — Einer nach dem Andern dem Baronet die Hand und belobten sein energisches Handeln, dessen Bedeutung sie gar wohl zu schätzen wußten.

Nach empfangener Instruction ließ der Eigenthümer der Barke auf Dieppe zu feuern.

Während der Fahrt blieben die Blicke des jungen Engländers fast fortwährend auf die Marquise gerichtet. Er war nachdenkend und schweigsam.

Der jungen Wittve entgingen weder diese forschenden Blicke, noch das tiefe Nachdenken ihres Beschützers. Auch sie war still, auch sie dachte nach, und diesmal war es nicht die Coquetterie, welche aus ihrem Wesen sprach. Ihr Herz fühlte sich von einer bisher ungekannten Macht ergriffen. Sie ließ ihr ganzes vergangenes Leben rasch an ihrer Erinnerung vorübergleiten, sie sah Paris, ihre Anbeter, sie hörte vor ihrem Ohr die banalen Phrasen, die saden Schmeicheleien; sie stellte alle die Männer sich vor, die ihrem Willen und ihren Launen sich beugten, und verachtete sie jetzt noch mehr als zuvor.

Die Vorfälle der schrecklichen, so eben durchlebten Nacht standen dann wieder mit allen Schrecken vor ihrer Seele, und mit ihnen das Bild des Fremden in seiner edeln, kraftvollen Männlichkeit. Sie war gezwungen, diesen Mann aufs Höchste zu achten, der für die Erhaltung ihres Lebens so viel gethan.

Sie hatte von einem Gatten geträumt, der ein unterwürfiger Sklave ihres Willens sein müßte, und sie fand einen Mann, dessen Blick schon Gehorsam forderte. Sie suchte einen Sklaven, und fand einen Tyrannen, und seltsamer Weise fühlte sie zu diesem sich mächtig hingezogen.

„Er liebt mich! Es ist kein Zweifel,“ dachte sie bei sich. — „Gut, ich nehme ihn.“

Und wie sie die anmuthigen Bilder ihrer Zukunft sich ausmalte, glitt ein Lächeln unwillkürlich über ihre schönen Züge.

„Der Titel ‚Lady‘ wird originell sein in Paris; Baronessen, Marquisen, Comtessen giebt's da in Massen — man beachtet sie kaum mehr. Aber wenn angemeldet wird: Lady Douglas, da richten alle Blicke sich auf mich. Eine parisische Lady — es wird reizend sein!“

Während die Marquise und der Baronet sich so ihren Gedanken überließen, wünschten Frau v. Blois und die Kammerfrau sich Glück, dem so nahe drohenden Tode entgangen zu sein, und Emma stand schweigend allein, von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick auf ihre Schwester richtend. Sie kannte sie so gut; errieth sie vielleicht, was in ihrem Herzen vorging?

Endlich ward Dieppe sichtbar. Die ganze Stadt war in Alarm, denn die erschreckten Diener hatten die Trauerbotschaft von dem verschwundenen Hause überall verbreitet.

Der Strand wimmelte von Neugierigen, unter denen die Ballgäste des Abends nicht fehlten. Man hoffte, zweifelte, fürchtete, jede landende Barke ward mit ängstlicher Erwartung begrüßt, doch Keiner der Ankommenden konnte die Fragen nach den Verschwundenen beantworten.

Ehe der Kahn landete, hatte der Baronet sich längere Zeit mit Frau v. Blois unterhalten, dann trat er zur Marquise und sprach:

„Madame, wir sind gleich am Lande, wohin befehlen Sie zu fahren?“

„Ich werde im Hotel wohnen.“

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen vorausseile. Wie viel

Zimmer wünschen Sie? Ihre Kammerfrau kann mich begleiten . . .“

„Nein,“ entgegnete Hermine rasch, „die Person hat sich bei dem Unglück dieser Nacht gar nicht um mich gekümmert. Ich jage sie fort. Solche Vorfälle geben Gelegenheit, die Menschen und ihre Gesinnungen kennen zu lernen . . .“

„Sehr wahr, Madame, indeß . . .“

Der Schluß von Sir William's Rede verhallte ungehört, denn der Bivatruf der versammelten Menge am Strande überstürzte jeden andern Laut. Die Landung war ein Triumph. Die Marquise, Emma und die beiden anderen Frauen wurden mit Glückwünschen und Fragen bestürmt. Man fragte die Fischer, man fragte die Geretteten, wer denn der große, schöne Mann sei, der mitgekommen . . . Da gab es denn Antworten, Vermuthungen, Erzählungen und Mißverständnisse, woran die Stadt mindestens einige Tage zu zehren hatte.

Der Baronet blieb sich vollkommen gleich. Er begleitete die Marquise bis zu dem von ihr bezeichneten Hotel, und fragte beim Abschied, sie respectvoll grüßend: „Darf ich morgen um die Ehre bitten, von Ihnen empfangen zu werden?“

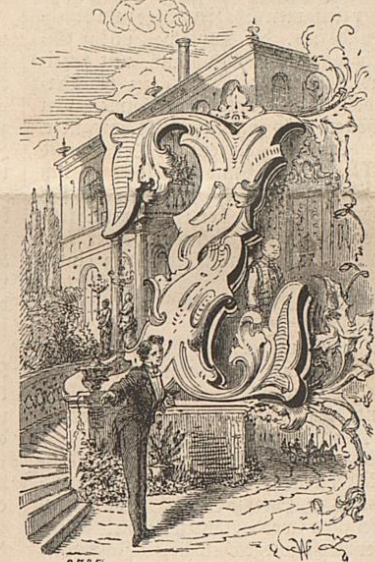
„Ich erwarte Sie morgen,“ antwortete Hermine mit huldvollem Lächeln.

Er wollte sich entfernen, als Emma, welche seit einigen Augenblicken in lebhaftem innern Kampfe dagestanden, sich ihm unbemerkt näherte, seine Hand ergriff, und wie von einem unwiderstehlichen Gefühl getrieben, einen Kuß heißen Dankes auf dieselbe drückte.

Dies geschah so schnell, daß der überraschte Engländer nicht Zeit hatte es zu hindern. Er sah Emma hinaus-

gehen, blieb einen Moment unbeweglich stehen und entfernte sich.

7.



Beide von mir nicht sagen, daß ich ungeschlüssig sei, denn Sie sollen hören, wie ich ohne Schwanken das ‚Ja‘ ausspreche auf eine Frage, die noch heute an mich gerichtet wird.

Frau v. Blois lächelte still in sich hinein, Emma ward etwas bleich.

„Sir William Douglas, Baronet!“ meldete ein Diener des Hotels, die Flügelthüren öffnend.

„Madame,“ begann der Engländer, nachdem er bei seinem Eintritt zuerst der Marquise, dann Emma, dann Frau v. Blois eine feierliche Verbeugung gemacht, „Frau Marquise, nach ernsten, gemeinschaftlich durchlebten Ereignissen jener stürmischen Nacht glaube ich Anspruch an Ihre Theilnahme und Achtung zu haben, so erlauben Sie mir denn, daß ich mich selbst Ihnen vorstelle. Ich, Sir William Douglas, durch meinen Onkel, Lord Barnell, Erbe der Pairwürde von England, habe die Ehre, Sie um die Hand der Mademoiselle Emma, Ihrer Schwester zu bitten . . . Sie hat kein Vermögen, ich weiß es; wird sie mir meine 10,000 Pfund Renten verzeihen?“

Jetzt war die Reihe zu erbleichen an Hermine, während Emma's Wangen von der leuchtenden Farbe der Freude strahlten, die ihre Schwester noch vor kurzem so schön gemacht.

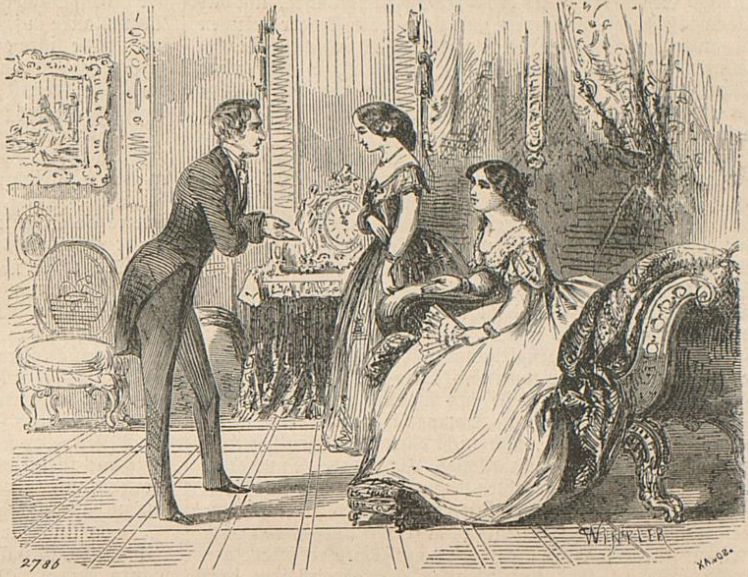
Die Marquise war indessen zu sehr Weltkame, um die Empfindungen, die jetzt in ihr tobten, zur Schau zu tragen. Sie beherrschte ihre innere Erregung und das verrätherische Klopfen ihres Herzens und antwortete mit Lebhaftigkeit:

„Ich erwartete diesen Antrag von Ihnen, mein Herr. Sie sehen, meine Unbesonnenheit und mein transportables Häuschen waren Stützen zu Emma's Glück. — Auch Launen haben bisweilen ihr Gutes.“

Sir William nahm Emma's Hand, führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen, und sprach mit leiser Anspielung auf die geistige Gefühlsäußerung seiner Verlobten:

„Könnte durch das Glück, womit ich Sie zu umgeben denke, meine Schuld von gestern Abend getilgt werden!“

Die Marquise Hermine d'Egrigny ist immer noch Wittve und Dame nach der Mode. Sie liebt nichts, aber sie verabscheut besonders zwei Dinge auf der Welt: Hölzerne Häuser und den Anblick des Meeres.



Sympathie.

Verzeiht dem fremden Wort, das so vermessen sich einer Betrachtung voranstellt, die, aus einem deutschen Gemüth stammend, für deutsche Zuhörerinnen bestimmt ist.

Doch sind wir alle nicht selbst Schuld daran, daß jenes Wort wagen darf, sich in eine Reihe zu stellen mit den Lauten, welche im Wörterbuch des Herzens die vornehmste Seite füllen? — Liebe, Freundschaft, Eintracht, Wahlverwandtschaft! — Ja, in unserer altherkömmlichen Höflichkeit gegen das „Fremde“ haben wir sogar das Wort „Sympathie“ mit einem Reichthum von Begriffen besetzt, welcher in weiter Perspective fast die ganze Scala liebender und beglickender, mitleidvoller und anerkennender, zärtlicher und theilneh-

mender Empfindungen umfaßt, denn unter Sympathie verstehen wir nicht Liebe allein, nicht Freundschaft allein, nicht Geistesverwandtschaft allein, sondern von alledem Etwas, oder eigentlich die Grundbedingung, ohne welche jene erleuchtenden, erhaltenden Mächte des Weltganzen nicht denkbar sind.

Nach Sympathie strebt die sich bewußtwerdende Menschennatur; Herz, Sinn und Geist suchen das Verwandte. Wie in der unbelebten Schöpfung die scheinbar todtten Stoffe sich anziehen oder abstoßen, gleichsam Zuneigung oder Widerwillen äußernd, so streckt die Menschennatur nach dem Gleichartigen ihre Fühläden aus, unwillkürlich sie zurückziehend vor der Berührung fremdartiger Elemente, welche keine Mäßigkeit einer Verschmelzung darbieten. Nicht flets fühlt der Starke zum Starken, der Schwache zum Schwachen, der Ruhige zum Ruhigen sich hingezogen, weit häufiger erkennt unsere Natur in ihrem ausgehenden Gegenheil das Verwandte, dem zuzustreben sie gezwungen ist. Diesen Zug, welcher die Ergänzung des eigenen Wesens in einem andern uns ahnen läßt, welcher einem andern Wesen uns zuführt mit der Gewißheit, in diesem unsere innersten Herzensregungen beantwortet, das Bedürfnis unsers Geistes befriedigt zu finden; diesen Zug des Herzens, welcher fast immer zur Stimme des Schicksals wird, nennen wir Sympathie.

Als ein hohes Glück schon ist es zu betrachten, wenn das gefellige, das häusliche und geschäftliche Leben uns mit Menschen in Berührung bringt, von denen wir uns in unserer Eigenthümlichkeit verstanden und fördernd angeregt fühlen, womit durchaus nicht gesagt ist, daß wir eine Umgebung wünschen sollen, welche mit uns unbedingt einerlei Meinung ist. Im Gegentheil ist ein Gedankenaustausch nur dann erquickend, wenn er unsere Ideenwelt durch neue Auffassungen bereichert, unsern Horizont erweitert, indem er uns auf neue Punkte der Beobachtung führt, während er zugleich unsern Gedanken und Empfindungen Eingang in fremde Seelen gewährt. Daß ein Leben in solchem, unserer Natur zugedem Kreise mit dem Namen: Glück nicht zu schmeicheln bezeichnet ist, wird Jeder bestätigen, welcher lange in ungleichartiger Umgebung gelebt, wo keiner seiner Gedanken, keine seiner Empfindungen weder eine sinnvolle oder verständige Entgegnung noch freundige Bestimmung fand. Einem Solchen wird es als Glück fühlbar geworden sein, wenn ein freundliches Gesicht ihn in eine ihm sympathische Lebenssphäre, oder, mit anderen Worten, zu Menschen führte, die mit ihm „sympathisiren“. Es ist unglaublich, von welchem Einfluß auf des Menschen ganzes Sein der Umstand, ob er sich in einer sympathischen Sphäre bewege, oder nicht. Dasselbe Wesen, das im Kreise fremdartiger, antipathischer Naturen bis zur Einsalt gedrückt, listig, schroff und unliebenswürdig erscheint, an sich selbst, an seinen eigenen Kräften verzweifelnd, sehen wir zu einem neuen Dasein erwachen, wenn das erfrischende Element sympathischer Umgebung seine Seele berührt. Wie der lange im Käfig gefangene Vogel, welcher den Gebrauch seiner Flügel vergaß und verlernte, der Haft entlassen, anfangs zagend sich umschau, misstrauend, ob das scharfenlose blaue Gewölbe mit den grünen Bäumen, den flatternden Schmetterlingen, den winkenden Blumen ihm denn wirklich zum Aufenthalt, zu freier Bewegung überlassen sei, endlich ermuntert, jubelnd sich aufschwingt, die lange ungeprüfte Kraft seiner Flügel wieder findend — so der dem Kerker ungewohnter Verhältnisse entsessene Mensch. Ihm selbst zum Staunen heken sich die gedrückten Flügel der Seele, Muth und Selbstvertrauen kehren zurück, mit elastischer Bewegung durchfliegt der Geist die sonst gewohnten Bahnen, der zündende Strahl theilnehmender Blicke erweckt den Funken leuchtenden Humors, das Blümchen heiterer Lebensfreude erhebt das Haupt wieder in dem so lange erstarrt gewesenen Boden der Seele, jeder Augenblick des Aufenthalts in der verwandten, erwärmenden Atmosphäre thaut eine erfrorene Fähigkeit, eine versteinerte Freude auf, bis nach kurzer Frist das ganze Wesen verjüngt dasiebt, an sich selbst sich erfreuend, sich selbst

verstehend, indem es Andere erfreut und von Anderen verstanden wird.

Vollkommene Sympathie ist eine der seltensten Erscheinungen auf dem Gebiete des Menschenseins, und wird stets selten bleiben, denn sie müßte die hingebendste Liebe, die gerechteste Anerkennung, das innigste Verständniß, die sanfteste Nachsicht, die tiefste Verehrung in sich schließen, und ist daher vielleicht einzig in wahrhaft glücklichen Ehen zu finden.

In der großen Mehrzahl der Ehen trennen sich nur gar zu häufig schon in früher Zeit der Verbindung die Herzen, von den Forderungen und Sorgen des wirklichen Lebens auseinandergerängt und erfaltet. Unzählige, aus Liebe geschlossene Ehen unterliegen diesem Schicksal, denn es ist unendlich schwerer, sympathisch leben, als eine Weile sympathisch fühlen und reden. In den meisten Fällen thun Vernunftgründe, Gewohnheit und Nothwendigkeit das ihre, um das gelockerte Eheband zusammen zu halten, oder Kinder drängen als sanfte, unwiderstehliche Vermittler sich zwischen die Getrennten. Ihr blühendes Dasein ist gleichsam das grüne Giland, auf dem die von den kalten Wogen der Gleichgültigkeit und des Unfriedens überflutheten Herzen allein sich noch in sympathischen Gefühlen begegnen.

Menschen, die ihr Lebenlang vergebens suchten, ein Herz zu finden, das mit ihrem sympathisch schlägt, leugnen, daß Sympathie überhaupt auf Erden möglich sei. Auch sie können von ihrem Standpunkt aus Recht haben. Vielleicht ist für das, was ihnen als Sympathie vorwebt, die Menschennatur nicht geschaffen, denn wo liegen die Schranken, in die man Begriffe bannt? Sympathie und Liebe, Glaube und Freundschaft — mit welchen Worten sollen wir diese Begriffe malen, daß sie in festen Umrissen, überall erkennbar, eingestaltig und allverständlich erscheinen, sie, die so unfaßbar, so tausendgestaltig sind, wie die Menschenenseelen selbst, in denen sie ihre Wohnung aufschlagen?

Wir aber glauben, daß Sympathie auf Erden, wenn auch selten zu finden sei, und nicht allen Menschen schneidet das vereinamende beschränkende Alter jede Sympathie mit der Welt ab. Reich begabten Naturen bietet das fortschreitende Leben stets neue Interessen, die sie an Welt und Menschen knüpfen. Der Naturforscher, der Vaterlandsfreund wird erwärmt durch hohe Sympathien; der Künstler findet den Quell seiner sich stets verjüngenden Schöpferkraft in dem Verständniß und der Anerkennung seines Publicums; Liebende Eltern bleiben durch ihre Kinder mit Welt und Zukunft in theilnehmenden Beziehungen; doch es giebt auch einsiedlerische Naturen, von deren Seelen die Jahre unmerklich alle Bande des Zusammenhangs mit der Welt lösen bis auf das eine, am frühesten geknüpft und zugleich dauerndste, bis auf das Band, welches mit immer festerer Sympathie uns an die Natur knüpft, an diese älteste, größte, treueste Vermittlerin zwischen Gott und den Menschen.

[3101]

Marie Harrer.

Die drei Cölestinen.

Tod und Leben begegneten sich in Heinrich Mohr's Hause. Als das erste schwache Lallen des neugeborenen Kindes in der Mutter Ohr drang, schwebte diese hinüber in das „unbekannte Land“, die erst seit einem Jahr Vermählte, für welche die Mutterfreuden die ersten und einzigen gewesen wären, die sie in der von ihrer Seite nur ungern geschlossenen Ehe gefunden.

Die schöne, früh gewelkte Blume ward in dem düstern Familien-Mausoleum der Mohr gebettet, in jener schauerlichen Gruft, welche sie im Leben nie ohne angstvolles Frösteln betrachteten konnte; es war ihr, als öffne es schon den schwarzen Nachen, sie zu verschlingen, und ihre Ahnung hatte nicht getäuscht. Die junge Mutter ward begraben, und das weinende Kind blieb der Sorgfalt des finstern Mannes überlassen, dessen gesuchte Stille und düstere Miene nicht ahnen ließen, daß jemals sanftere Gefühle sein Herz bewegt.

Und doch hatte er die schöne Entschlafene mit einer Gluth geliebt, die um so heißer brannte, je mehr sie, wie das Feuer schneebedeckter Vulcane, unter einem kalten Neuhem sich verbarg. Er hatte die schöne Cölestine von ihrem Vater zur Gattin begehrt, und dieser, nur allzu froh, seine vermögenslose Tochter an einen so reichen Mann, wie Heinrich Mohr verheirathen zu können, gab unbedenklich und unbedingt seine Zustimmung. Nicht früher erfuhr Heinrich, wie ungern Cölestine ihm ihre Hand reichte, als da er als Gattin sie in sein stattliches Haus geführt, oder vielmehr — er errieth es aus der unbefugbaren Kälte, welche die so heiß geliebte Frau ihm entgegensetzte. So sehr sie auch in ihrer eigenthümlich freundlich schüchternen Weise diese Kälte zu verbergen strebte, er fühlte doch, daß ihr Herz ihm nicht gehöre. Er hatte geglaubt, ein liebendes, lebendes Weib in seine Arme zu drücken, doch ach, er hielt an seinem klopfenden Herzen eine kalte, süßlose Statue, deren fröstelnder Hauch seine warme Brust erstarren machte, und ihn zwang, den Reichtum der Liebe zu verbergen, welchen eine glückliche Ehe in ihm zur Blüthe gebracht haben würde.

Wäre Cölestine am Leben geblieben, wer weiß, ob die Elternliebe nicht im Stande gewesen, die Herzen der Gatten inniger zu verbinden. Doch sie war nicht mehr, und Heinrich Mohr blickte nun auf das kleine mutterlose Töchterchen mit einer schwachen Hoffnung, in ihr Glück zu finden; er gab ihr den Namen seines verstorbenen Weibes, und fand eine Art trauriger Freude daran, in dem kindlichen Gesicht Aehnlichkeit mit ihr zu suchen, der er den Mangel an Liebe verzieh, welche vorauszufragen er einst töbriht genug gewesen.

Die kleine Cölestine blühte von Tag zu Tag lieblicher auf, doch zwischen Vater und Kind schient kein Einverständnis, kein freundlicher Verkehr sich gestalten zu können. Heinrich Mohr war in tiefster Seele betrübt, daß die Kleine ihn mehr fürchtete als liebte; er überhäufte sie mit Geschenken, umgab sie mit Reichthum und Luxus, vergoldete den Käfig, worin das schone Vögeln lebte, doch sie liebte ihn darum nicht mehr, denn Liebe läßt sich nicht erkaufen.

Es war ein trauriges Schauspiel, das kleine Geschöpf zu sehen, wenn es auf des Vaters Knien saß; beide schwiegen; der Vater, weil sein Herz nie verstanden, sich auszusprechen, er also auch nicht die Macht besaß, dem Kinde seine

Liebe fühlbar zu machen, und Cölestine aus Furcht, sehnfüchtig den Augenblick erwartend, wo sie entschlüpfen könne. Dennoch unterdrückte sie sanft und gehorsam ihre innere Unruhe, und beantwortete schüchtern die ersten Fragen, die der Vater von Zeit zu Zeit an sie richtete. Armer Vater! Armes Kind!

Cölestine ward zu Hause erzogen. Mohr sorgte für die besten Lehrer und stellte die Kleine unter die Obhut einer Gouvernante, welche ihm von einem Bekannten warm empfohlen worden. Fräulein Geier war eine vorzügliche Lehrerin in Bezug auf Wissenschaften, doch ihre Grundsätze und ihre Sittlichkeit waren mangelhaft. Obgleich Ehrgefühl und Stolz sie von offenbaren Verfügen gegen Recht und Gerechtigkeit zurückhielten, hatte sie doch sehr geringe Ideen von den Forderungen der Pflicht und Religion, und beherbergte eine Ueberfülle krankhafter Sentimentalität und Romantik. Unter der Leitung dieser Erzieherin wuchs Cölestine wie in einem Traumlände auf. Ehe noch die Kindheit gänzlich hinter ihr lag, hatte ihre aufgeregte Phantasie bereits ein Ideal sich geschaffen, und das Bild dieses ihres geträumten Geliebten, von hoher Gestalt, mit Nabenhaar und strahlenden Augen, begleitete sie auf jedem ihrer Schritte.

Hätte zwischen Vater und Kind ein innigeres Verständniß gewaltet, wäre ohne Zweifel die Neigung Cölestinens in eine natürlichere, gesündere Bahn geleitet worden. Doch der Vater kam weder die Seele seines Kindes, noch deren innere Bedürfnisse. Mit den Jahren hatte die Kluft zwischen Vater und Tochter sich erweitert, sie sahen einander fast nur bei Tisch; die übrige Zeit brachte Cölestine in Gesellschaft ihrer Gouvernante, Mohr allein bei seinen Büchern auf seinem einsamen Studirzimmer, oder draußen bei Beschäftigung seines Gutes zu.

Unglücklicherweise hatte Cölestine auch keine weibliche Verwandte; ihre Mutter war, wie sie, ein einziges Kind und früh eine mutterlose Waise gewesen, und Mohr hatte sich schon seit langer Zeit von allen, überdies sehr fern wohnenden Mitgliedern seiner Familie gänzlich losgesagt. So war sie denn allein auf den Umgang und die Erziehung ihrer Gouvernante angewiesen, deren nachtheiliger Einfluß sich nur zu bald kund gab.

Cölestine war sechszehn Jahre alt, ein schönes Mädchen mit zarter Gestalt, blonden Locken und schwärmerischen blauen Augen. Ihres Vaters Gut lag nahe einer großen Fabrikstadt, unter deren Bewohnern es natürlich an Abenteurern aller Art nicht fehlte; doch Fräulein Geier, unbekümmert um die Gefahr, die ihrer Pflegebefohlenen auf einsamen Spaziergängen erwachsen könne, ließ sie umgebunden allein in der Gegend umherstreifen, wenn, durch Romanenlectüre gefesselt, sie selbst keine Lust verspürte, das junge Mädchen zu begleiten. Auf einem dieser einsamen Spaziergänge nun begegnete Cölestine dem jungen Mann, der unheimlich in ihr Gesicht eingreifen sollte. Er war groß und schlank, mit feurigen schwarzen Augen und Nabenhaar, kurz, ganz die Verkörperung des Wesens, das ihre Phantasie geträumt. Der junge Mann, der dem schönen Mädchen mehrmals begegnete, erkundigte sich nach ihr, hörte, daß sie einzige Tochter und Erbin eines sehr reichen Mannes sei, und beschloß, sie um jeden Preis sich zur Gattin zu gewinnen. Es handelte sich nur darum, auf empfehlende Weise sich bei ihr einzuführen, und dieses Ziel zu erreichen ward dem Abenteurer, der kein Mittel scheute, nicht schwer. Er veranstaltete, daß einige von ihm bezahlte Burschen das junge Mädchen insultrirten, und erschien im rechten Augenblick als ihr Retter und Beschützer.

Cölestinens Traum war nun erfüllt. Das war der Mann, von dem ihr Herz geträumt. Ein treuer Ritter, die Gefahr nicht achtend, welche ihm aus der Uebermacht ihrer Beleidiger erwachsen konnte, war er zu ihrer Rettung herbeigekommen. O, wie konnte sie ihm diese Aufopferung danken!

Sie wollte ihre Erzieherin zur Vertrauten ihres Abenteurers machen, doch ihr Retter bat, dies nicht zu thun. „Ein trauriges Geheimniß“, sprach er, „macht es nöthig, daß mein Aufenthalt Niemandem bekannt werde, mein Leben, meine Sicherheit hängt von Ihrer Verschwiegenheit ab. — Ich könnte aus dieser Gegend fliehen, aber ich vermag es nicht — das himmlische Wesen, dem ich mein Leben tausendmal opfern würde, hilft mich gehannt in dem Kreise der Gefahr. — Werden Sie mich verrathen? Können Sie es?“

Cölestine ward leicht bewegt, dem von so unglückseligen Verhängnissen verfolgten Jüngling Schweigen zu geloben, ja sie that es fast mit einem Schwur. Doch auch ohne diesen wußte Wilhelm Heil, daß er von seiner Eroberung keinen Verrath zu fürchten habe.

Er bat Cölestinen nicht um eine fernere Zusammenkunft. War er doch sicher, ohne solche Verabredung sie wiederzusehen; er kannte alle Wege, welche das junge Mädchen zu gehen pflegte, und so war es ihm ein Leichtes, ihr zu begegnen.

Mehre Wochen trieb Wilhelm Heil sich in der Gegend umher und sah Cölestinen täglich. Fräulein Geier, durch ein leichtes Unwohlsein im Hause zurückgehalten, ließ, froh der bequemen Entschuldigung, das junge Mädchen stets allein ausgehen, Mohr, in seine Bücher und Gräbeln vertieft, sah und hörte nichts, und so fiel sein unerfahrenes Kind in die Schlingen eines gemeinen Abenteurers.

Die Augen der Welt indeß waren wachsammer als die des Vaters. Cölestinens Abwege wurden bemerkt und viel besprochen. Mohr war indeß weder bei seinen Bekannten in der Stadt, noch bei den Fabrikbesthem oder Gutsherrn in der Nachbarschaft beliebt, weil er ihre Gesellschaft mied, und und so fühlte denn Keiner sich warm genug interessiert für die Sache, um den Vater von der Gefahr seines Kindes zu benachrichtigen. Endlich siegte die Stimme des Gewissens über die Indifferenz in Einem jener Bekannten, dem das Schicksal des schönen unerfahrenen Kindes zu Herzen ging. Er theilte dem Vater in einem anonymen Schreiben Alles mit, was von Cölestinens Verirrung ihm bekannt geworden.

Mohr empfing und las den Brief mit ungläubigem, verächtlichem Lächeln über die vermeintliche dreiste Lüge. Es war, nach seiner Meinung, ganz unmöglich, daß seine Tochter, seine Cölestine, eine heimliche Liebhaft unterhalten konnte; daß sie überhaupt kein Kind mehr sei, war ihm bisher noch nie eingefallen.

Er schellte und befahl, daß Fräulein Cölestine zu ihm gerufen werde. Dann, sorgenvoll das Haupt auf die Hand stützend, begann er abermals den verhängnißschweren Brief zu lesen, des dumpfen Geräusches nicht achtend, welches immer

mehr anschwellend das Haus erfüllte. Endlich schreckte ein greller Schrei ihn auf — der Schrei einer weiblichen Stimme. Er stand auf, um nachzusehen, was geschehen sei, als die Thür seines Zimmers hastig aufgerissen ward.

„Ach Gott, Herr Mohr, Fräulein Cölestine ist nirgends zu finden, Fräulein Geier liegt in Krämpfen — und hier — hier ist ein Brief für Sie!“ rief das Mädchen athemlos, von Weinen und Schluchzen unterbrochen, dem besüßzten Vater ein kleines Billet hinhaltend, und eilte dann wieder hinauf in das Unterrichtszimmer, wo Fräulein Geier, einem zerdrückten Brief in der Hand haltend, in heftigen Krämpfen am Boden lag.

Mohr hielt das Briefchen lange in der Hand, ehe er sich entschließen konnte, es zu öffnen. Endlich raffte er sich auf, las, ging in sein Studirzimmer, schloß sich ein und ließ an diesem Tage sich nicht mehr sehen.

Cölestine war entflohen, hatte ihres Vaters Haus verlassen, um einem Fremden sich anzuvertrauen, einem Schurken, ohne Zweifel, der nur deshalb den eheleichen Segen für das Bündniß begehrte, weil ihm dadurch das Vermögen des Schwiegervaters in Aussicht gestellt ward.

Das war es, was Mohr aus dem Briefe seiner Tochter, in sein Verständniß über setzt, entnahm. Er ließ keine Nachforschungen nach der Verschwindenden anstellen, verabschiedete nächsten Tages die gewissenlose Erzieherin und blieb allein, einsamer noch als sonst in seinem weiten Schlosse. Briefe von Cölestinen kamen, er schickte sie unerbunden zurück, sie selbst kam, doch nur, um auf ihres Vaters Befehl von der Thür gewiesen zu werden.

Jahre vergingen, der verlassene Vater nährte seinen Groll und ward von Tag zu Tag unzugänglicher und härter. Das Haus ward immer öder und unheimlicher. Cölestinens Zimmer wurden verschlossen, alle Diener, bis auf einen, entlassen, und der kalte finstere Mann galt in kurzer Zeit für einen Geizhals, obgleich Niemand errathen konnte, für wen oder zu welchem Zweck er Reichthümer aufhäufte.

Fünf Jahre waren vergangen, da kam ein Brief von fremder Hand aus einer fernen Stadt, der ihm anzeigte, daß Cölestine tobt sei. Auch sie war, wie ihre Mutter, bei der Geburt eines Kindes gestorben und hatte vor ihrem Tode noch ihren Arzt eruchtet, an ihren Vater zu schreiben, ihr von ihm Vergebung zu ersehen und um Schutz und Liebe für ihr Kind zu bitten.

Der Arzt erzählte in seinem Briefe, daß Wilhelm Heil, nachdem er alle Stufen eines wilden Lebens bis zur niedrigsten hinabgestiegen, vor einigen Wochen seine Frau verlassen habe, um nicht wiederzukehren. Aller Wahrscheinlichkeit nach sei er durch irgend einen Zufall oder durch Selbstmord zu Tode gekommen, denn keine Spur von ihm sei zu entdecken.

Das Schreiben des Arztes athmete das innigste Mitleid und hätte ein milder verhärtetes Herz, als das Mohr's, rühren müssen. Doch vergebens. An der Stirn dieses Herzens glitt das Fehlen seiner sterbenden Tochter nachlos ab; das Kind sollte ihm nicht vor Augen kommen; das Einzige, wozu er sich verstand, war die Zahlung eines kleinen Jahrgeldes, wogegen der Arzt das Kind bei zuverlässigen Leuten unterbringen sollte.

Auf den Brief, welcher diese Mittheilungen enthielt, kam ein Antwortschreiben des Arztes, worin dieser das so unwillig dargebotene Jahrgeld ablehnte. Er selbst hatte das Kind in sein eigenes, kinderloses Haus genommen, wo es Eltern-Liebe und Sorgfalt finden sollte. Mohr beantwortete diesen Brief nie, und das Kind seiner Tochter Cölestine schien aus seinem Gedächtniß verwischt.

Abermals vergingen zehn Jahre. Mohr, jetzt ein Greis, lag auf dem Krankenbett. In seinem öden, verlassenen Hause konnte der schwache alte Mann nur düstere Pflege finden, und kein Nachbar, kein Bekannter fühlte sich gedrungen, den, der die Menschen so eifrig gemieden, aufzusuchen und ihm beizustehen. Er lag allein, von dem alten Diener nothdürftig gepflegt, in dem traurigen, ungeordneten Zimmer, den Tod erwartend, der so nahe schien, und unwillkürlich trugen seine Gedanken ihn rückwärts in sein ödes, elendes, armseliges Leben. Vielleicht hätte er sich des bevorstehenden Wechsels gefreut — aber da kam der Gedanke an die beiden Cölestinen — an die eine, die er so geliebt, und die, nachdem sie sein warmes Herz erkaltet, neben ihm hingeschunden war, wie eine Blume von Eis, von der Sonne verzehrt — an die andere, ihre Tochter, die er auch so innig, wenn auch still geliebt, und die ihn verlassen um einen Andern, einen gemeinen Abenteurer, einen lasterhaften, wenn nicht verbrecherischen Menschen. Auch das kleine Kind fiel ihm wieder ein, an dessen Dasein er lange kaum gedacht, und wenn es ja geschehen, so hatte er seiner stets nur als Heil's Kind, nicht als Cölestinens, nicht als seines Enkels, gedacht. O, wenn er die Enkelin zu sich genommen — wie würde sie sein Haus erheitern und beleben! Sie hätte nicht vernachlässigt werden sollen, wie ihre Mutter, der Großvater hätte die ganze Welt durchsucht nach einer redlichen, treuen, frommen Erzieherin, die die Kleine vor ihrer Mutter Schicksal bewahrte.

So dachte der einsame Greis jetzt, da er verlassen auf seinem Krankenbett lag. Schmerzlich seufzend schloß er die Augen und bittere Thränen drangen unter den geschlossenen Lidern hervor, die welfen, gesuchten Wangen benekend.

„Du bist wohl sehr krank, Großpapa?“ fragte plötzlich eine holde, freundliche Kindesstimme an seiner Seite. — „Ich fürchtete mich sehr, zu Dir zu kommen, aber nun will ich mich freuen, wenn ich Dir etwas helfen kann.“

Heinrich Mohr öffnete die Augen zur Anschauung eines reizenden Bildes. Vor ihm stand ein schönes, zartes kleines Mädchen in tiefer Trauerkleidung. Trotz der Kindlichkeit ihrer Züge lag etwas Gereiftes in dem Gesicht. — Es war Cölestinens Gesicht, doch schöner, edler, seelenvoller, es verrieth, daß eine höhere Natur in diesem schwachen kleinen Körper wohne. Heinrich Mohr breitete die Arme aus, das Kind lag schluchzend an seiner Brust, und die Thränen des Greises und die Thränen des Kindes, vereint fließend, wuschen die Erinnerung an Sünde und Leid, Haß und Täuschung vergangener Jahre hinweg.

Wenig ist noch zu sagen übrig. Der gute Arzt und seine Frau, der kleinen Cölestine Pflegeeltern, waren einer epidemischen Krankheit zum Opfer gefallen. Abermals stand die Kleine verlassen und ward, auf Anordnung ihres sterbenden Pflegevaters, zu ihrem Großvater gefandt, nicht des irdischen Besitzes wegen, denn mit diesem hatte er selbst das geliebte Pflegekind anreichend bedacht, sondern weil dort der ihr gebührende Platz war. Er war überzeugt, daß des holden

Kindes Liebenswürdigkeit den menschenfeindlichen Großvater gewinnen werde, und er hatte sich nicht getäuscht.

So wohnte denn die dritte Glesine unter dem Dach, das ihre Mutter und Großmutter allzufröhlich verlassen, und Freude, Heiterkeit und Liebe lehrte mit ihr ein in das so lange verbödete Haus.

So ward des Greises Lebensabend, erblickt durch die Gegenwart seiner Enkelin, und geweiht durch aufrichtige Reue, die glücklichste Zeit seines Daseins.

[4303]

Die Vergnügungsreise.

Von allen Trugschlüssen, welche jemals das Herz eines Weibes heimsuchten, giebt es keinen so trüglichen, als die Aussicht auf eine Vergnügungsreise mit Kindern, Schwachtem, Koffern, ohne Mann, Diener und Geld, welcher letztere Mangel natürlich der größte ist.

Ich sah kürzlich ein solches irregeleitetes Wesen und will seine Leiden zu schildern versuchen; vielleicht daß doch eine oder die andere Frau dadurch sich von ähnlichen Unternehmungen zurückhalten läßt, denn ich kann versichern, daß eine Reise unter den oben angedeuteten Verhältnissen ihnen ungefähr dasselbe Maß von Vergnügen bereitet, als wenn sie mit einem Mühlstein am Halse auf die offene See hinausgeschleudert würden.

Es war eine früh gealterte, bleiche, gebeugte Frau, mit Falten auf der Stirn und um die Mundwinkel, die nicht auf dem gewöhnlichen Wege, durch Jahre und Sorgen, sondern durch die „Marterhölzer“ eingespült zu sein schienen, wie sie ihre sechs Kinder nannte, ein Ausdruck, welcher der guten Frau wahrscheinlich nur durch die Verzweiflung eingegeben war, denn die Erscheinung der Kinder, obgleich ärmlich, verzerrt doch die Mutterliebe.

Eben ward mit der Glocke das Zeichen zur Abfahrt des Dampfbootes gegeben, als unsere Reisende an Bord kam, einen Säugling auf dem Arm, zwei kleine Kinder am Rock, und drei größere, so dicht als möglich ihrem lang schleppenden Tuch folgend. Ich sah augenblicklich an dem unbestimmten, erwartungsvollen Ausdruck der Gesichter, daß die kleine Karabane eine Vergnügungspartie beabsichtigte.

Das Boot stieß jetzt ab und that schwankend seine ersten Schritte auf den Fluß hinaus. Erschrocken, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, setzte die Reisende, die wir Susanne nennen wollen, ihren kleinsten nieder, befreite ihr Kleid aus den Händen der Kleinen, ihr Tuch von den Füßen der drei Größeren und lief die Kajüte entlang wie nur eine Frau laufen kann, die ihr Gepäck am Ufer vergessen glaubt.

Wahrscheinlich konnte sie keine beruhigende Auskunft erhalten, denn als das Geschrei „Mutter! Mutter!“ aus den Reihen der so urplötzlich verlassenen Kinder sie endlich zurückführte, flüsterte sie mit bleichen Lippen: „Die Koffer, die Koffer!“

Es lag wohl ganz in der Natur der Sache, daß der Kleinsten, welcher bisher das geballte Händchen auf den zum Weinen verzogenen Mund gedrückt aus bloßer Furcht, jetzt bei der Rückkehr der Mutter in ein herzhaftes Geschrei ausbrach, während die anderen Kinder mit geübten und ungeübten Zungen Ausrufschuß begehrt über die höchst befremdende Flucht der Mutter.

„Gott steh mir bei!“ rief die so hart belagerte Mutter, deren Leiden mir wirklich das tiefste Mitleid einflößten, „hätte ich nur zwanzig Zungen und hundert Hände, damit ich Euch recht nach Herzenslust ausschelten und ausschauen könnte!“

Ich fand diese etwas harte Ausrucksweise ihrer verzweifelten Lage ziemlich angemessen, doch mochte sie selbst wohl sämmtlich etwas dabei gedacht haben, denn im nächsten Augenblick klopfte sie zweien der kleinen „Marterhölzer“ auf die Schulter, küßte zwei oder drei andere und schloß ihre Demonstration damit, daß sie dem Kleinsten das Vergnügen machte, zu thun, als esse sie seine Zehen, eine Pantomime, die das Kind außerordentlich ergötzte, besonders da die Mutter ihm noch sagte, die Zehen seien kleine Schweinchen und schrien immer „quik, quik“, wenn sie verschlungen würden.

Da nun für den Augenblick ein Waffenstillstand eingetreten, wählte die Mutter den Säugling (wahrscheinlich weil er am wenigsten davon verstand) zum Vertrauten ihrer Leiden, und trug ihm dieselben vor mit unverkennbarer Vorsatzung seines Mitgefühls.

„Nicht wahr, Karlchen hat Mitleid mit seiner Mama — weil die Leute Mamas Gepäck vergessen haben; nun wird der garstige Spitzbube kommen und Alles weghehlen — Mamas schöne Sachen, Karlchens schöne Sachen, Hänzchens schöne Sachen, Wilhelm's schöne Sachen, Ammens schöne Sachen, und Alles, Alles wird er weghehlen, der böse Spitzbube!“

Die nächste Sorge war nun, zu wissen, wo sie eigentlich hingehen, und wo sie sich niederlassen dürfe und sollte. Sie wußte, daß sie das Recht habe, in eine Passagier-Kajüte zu gehen, aber die verschiedenen Thüren, die sie zu öffnen versuchte, waren verschlossen, und die Leute, die sie fragte, waren stets solche, die ihr keine Auskunft geben konnten, da sie noch zu sehr Neuling in der Welt, um das Schiffspersonal aus seiner Kleidung zu erkennen.

Die Verzweiflung kam aufs Neue über die Arme. Karlchen hatte unterdessen die Stecknadeln aus ihrem Kleide, die Haarnadeln aus ihren Haaren gezogen, und die anderen Kinder, in ihrer Angst, die Mutter könne ihnen nochmals entfliehen, hatten die übrige Toilette vollends in Unordnung gebracht. „Ich muß schrecklich aussehen,“ sprach sie, mit einem halb fragenden Blick auf mich, nahm zu gleicher Zeit ihren Kamm zwischen die Zähne, und steckte dann, den Kopf zurückwerfend, das Haar mit bewundernswerther, obgleich roher Geschicklichkeit wieder auf.

Um der Gepflagten meine Theilnahme zu bezeugen, fragte ich, ob sie allein reise, und sprach in ihrem Interesse den Wunsch aus, die Reise möge keine weite sein.

„Ich besuche meine Verwandten,“ entgegnete sie, „die hier herum auf dem Lande wohnen. Ich kenne sie noch gar nicht, und weil sie immer geschrieben hatten, sie möchten mich und die Kinder einmal sehen, wollte mir mein Mann das Vergnügen machen. — Gott weiß, ob ich noch hinkommen werde,“ fuhr sie fort, „man hat keinen Begriff, wie's hier draußen in der Welt zugeht — ich möchte die Augen und die Gedanken überall haben, die Kinder quälen so viel, daß ich

nicht weiß, wo mir der Kopf steht, und dann die Koffer — Gott gebe, daß sie mit auf dem Schiff sind!“

Ich beruhigte sie über diesen Punkt aus bester Ueberzeugung.

„Wenn sie auch wirklich mitgenommen sind,“ fuhr sie mit der Besorgniß der ohnmächtigen Hilflosigkeit fort, „können mir denn nicht die grimmigen Kerle, die hier überall herumlungern, die Schlösser abgerissen und das Geld herausgenommen haben! Wenn mein Mann das erlebt, wird er rasend, und läßt mich in seinem Leben keinen Fuß mehr aus dem Hause sehen.“

Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich nun noch, daß sie ihren Mann und ihren „Aeltesten“ zu Hause gelassen und große Sorge um sie habe. Wenn nun eines von ihnen krank würde, oder sonst ein anderes Unglück ihnen passirte, wie sollte sie's erfahren? wenn er ihr auch eine telegraphische Depesche nachschickte, wie sollte sie weiter kommen, sie wußte mit solchen Dingen gar nicht Bescheid — wenn sie ihr Geld erst wieder hätte mit den Koffern, da möchte's noch gehen.

Zumitteln ihres Gesprächs entdeckte sie, daß sie das Zweifelhafte verloren, das sie für die nöthigsten Ausgaben in die Tasche gesteckt. Vergebens wandte sie die Tasche um und um, vergebens schüttelte sie die Kleider aller Kinder, vergebens ging sie die Kajüte auf und nieder, suchend und fragend — das Geldstück blieb verloren. Ein Trost lag für sie in dem Gedanken, es sei gestohlen; das wäre doch wenigstens ein „Unglück“, das sie in ihrer eigenen Achtung etwas hob. Je mehr sie nachdachte, je fester ward in ihr die Ueberzeugung, daß einer von den Schiffsknechten ihr das Geld genommen, denn sie hatte oft gehört, daß das Volk wie der Blitz hinter dem Gelde her sei.

Als das Abendessen angekündigt ward, schickte Susanne sich an, den Tisch zu erreichen, doch vergebens — Sitze für sich und die Kinder zu erobern, war vollends unmöglich, und was hätte es ihr auch genützt, sie besaß ja kein Geld, das Abendbrod zu bezahlen!

Hans, Amgen, Wilhelm und die Andern wurden schreiend hinausgeführt von der bedauernswerthen Mutter. Als ich zuletzt ihrer ansichtig ward, lag sie halb ohnmächtig seckend auf dem Verdeck auf einem Stuhl, gerade über dem Dampfkeffel, und ihre sechs seckranken Kinder lagen um sie her, schreiend und weinend, von der Mutter Trost und Stärkung begehrend.

„Hätte ich doch in meinem Leben nichts von meinen Verwandten gehört,“ rief sie mit schwacher Stimme, „und nie an eine Vergnügungsreise gedacht! Wenn ich das Glück habe, wieder in meine Heimath zu kommen, so will ich da leben und sterben!“

Wir wollten hoffen, daß sie die Heimath wieder erreichte, und ihr den Verstand zutragen, daß sie keine Vergnügungsreise mehr unternimmt. Ohne Zweifel hat dieser Ausflug sie darüber belehrt, daß eine Reise unter solchen Verhältnissen alles Vergnügen ausschließt.

[4300]

Die Mode.

Wenn ich eine Dichterin wäre, so würden die Leserinnen jetzt, wo der süße Hauch des Herbstes mit leiser, frohiger Warnung über die Erde zieht, etwas Anderes von mir zu hören bekommen, als das, was die Ueberschrift dieses Artikels verrieth. Die fallenden Blätter würden mich zu einer schmalkendigen Elegie, die kimmenden Winterjaunen zu einem hoffnungsvollen Sonett begeistern, ich würde — doch ach, was nützen alle auf Unmöglichkeiten gebaute Schlüsse — ich würde — und das muß mein Trost sein — für meine Gefühle vielleicht kein theilnehmendes Ohr finden, während ich mit ziemlicher Gewißheit hoffen darf, daß tausend und abertausend Ohren meinen Verichten lauschen über das, was „man trägt und was man tragen wird.“

Hern sei es von mir, den Frauen damit den Vorwurf zu machen, als fehle ihnen der Sinn für Poësie. — Das wäre ungerecht; ich gesehe damit nur ein, daß sie dem Nothwendigen den Vorrang vor dem Ueberflüssigen einräumen. Nichts ist nothwendiger als die Kleidung — und nichts überflüssiger als ein Gedicht! Nicht wahr, meine Leserinnen? Wüßte ich auch wirklich meine Herbstgefühle in den lieblichsten, wohlthätigsten Versen darzulegen. Ihr erfährt dadurch im glücklichsten Falle nichts Neues, sondern eben nur das, was Ihr selbst fühlt; erhalte ich Euch dagegen in kunstloser Prosa, was „Mode“ ist, so werdet Ihr dadurch wirklich um positives Wissen bereichert, und zwar in einem Zweige, der für die Frauen ihres Ansehens Kraft behält, obgleich sie nicht immer sich derselben bemußt sind.

So will ich mich denn trösten, daß die kalten Herbststürme in meiner Seele nicht das himmlische Feuer der Poësie entzündeten, sondern nur den irdischen Verräthungen über warme Kleider, gradirende Winterhüte und zweckmäßige Mäntel den Weg bahnen; auf die äußere Erscheinung kommt ja bei uns viel, nicht selten Alles an.

Neue Erfindungen an Stoffen hat die Mode in diesem Jahr nicht aufzuweisen; wahrscheinlich lagte der Sturm des Krieges, welcher nicht dem schöpferischen Genius die Schwingen lähmt, auch in dieser Region ihm Fesseln an; doch haben wir den Stillstand hier nicht eben zu bedauern, da die früheren Jahre und keineswegs im Mangel zurückzuführen. Zu Hauskleidern sind die verschiedensten Popelines und Mohairs noch unerfetzt, auch läßt sich nicht erwarten, daß in der fälteren Jahreszeit der Reiz ihnen bedeutenden Abbruch thun werde, ein Stoff, welcher zwar den Vorzug größerer Wärme, dabei aber den Mangel hat, beim Tragen sich leicht abzunutzen, was hier um so schlimmer ist, weil dadurch die Farben, eingelegten Baumwollensäden, von ihrem Ueberzug entblößt, die Schabhaftigkeit in besonders störender Weise bemerken lassen. Der jetzt unrettbar beliebteste Stoff ist der Taffet, der gemusterte wie der glatte, ja es ist Aussicht vorhanden, daß der glatte Taffet (taffetas glacé) wieder in der Reihe der modernen Stoffe treten werde. Obgleich man eigentlich keine Farbe als unmodern bezeichnen kann, denn die Mode tolerirt alle, so wird dem Schwarz doch unerkennbar der Vorzug gegeben, und wenn die Liebe der Damen für diese Farbe sich noch steigert, dürfte eine elegante Damengesellschaft vielleicht bald denselben uniformen Charakter annehmen, wie eine Civil-Herren-Gesellschaft. In Paris ist das Schwarz namentlich zur Straßen- und Haus-toilette die Lieblingsfarbe der Damen, ja diese Begünstigung geht so weit, daß sogar der schwarze Krep nicht mehr allein die Berechtigung der Trauernden, sondern ein häufig gewählter Stoff zu Toiletten-Garnituren ist.

Wenn früher der schwarze Sammet in der Reihe der garnirenden Stoffe obenan stand, so ist er jetzt in dieser Eigenschaft völlig entthront durch den schwarzen Taffet. Selbstfarbige Seidenkleider erhalten nicht selten unten einen 1/2 Elle breiten Besatz von schwarzem Taffet, denen an Taille und Aermeln eine entsprechende, z. B. Schleifen-Garnitur von schwarzem Taffetband sich anschließt. Nur die schwarzen Taffetkleider haben den Sammetbesatz beibehalten. Wenn vom Schmutz der Kleider die Rede ist, so darf man die Posamentier-Arbeiten nicht vergessen, welche nächst den Spitzen die elegantesten Verzierungen der Damentoilette ausmachen. Die pariser Industrie leidet in diesem Zweige außerordentlich, doch gehört der Kuyus der französischen Hauptstadt, wo Reichthum und Leppigkeit der ganzen civilisirten Welt sich concentriren, dazu, die Gewerthätigkeit zu so staunenswerthen, kostbaren Productionen zu ermuntern, vor deren Preisen selbst deutsche Prinzessinnen ökonomische Bedenklichkeiten nicht unterdrücken können. Vollständige Garnituren zum Rock, zur Taille, zu den Aermeln (an den letzteren häufig vollkommene Spauettes), lösen die Freundinnen eleganter Toiletten mit magnetischem Zauber an, um so mehr, als diese Garnituren ohne große Mühe von einer Robe auf die andere zu übertragen sind. Eine einfache Gattung von Garnituren, von den Pariser „macarons“ genannt, finden jedoch im Gegensatz zu jenen die allge-

meinste Anwendung. Die „macarons“ sind runde, mehr oder minder große Knöpfe, die, mit Spitzen umgeben, in verschiedenem Arrangement an den Roben als Verzierung angebracht werden, nicht allein in abtufender Größe, vorn zum Schließen des Rockes und der Taille, sondern sogar in querlaufenden Reihen in gewisser Entfernung voneinander aufgesetzt als untere Garnitur des Rockes. Die Knöpfe zu diesen Macarons (Macrons) sind zwar ursprünglich Posamentierwerke, lassen sich jedoch eben so gut, mit Sammet oder Taffet überzogen, für ihren Zweck brauchen. Später werden wir diesem modernen Schmut eine besondere Abordnung und Beschreibung widmen, und erwähnen in Betreff der Garnituren überhaupt heut nur noch, daß an Spitzen, Vorten, Schürzen, Quasten und allen Posamentierwerken die Perlen ein sehr wesentlicher Bestandtheil sind.

Ueber den Schnitt der Kleider ist nichts eigentlich Neues zu berichten, müßte denn die Wahrnehmung dafür gelten, daß die hohen, vorn offenen Taillen wieder zur Geltung kommen, die Schweben dagegen aus der eleganten Welt fast gänzlich verbannt sind. Schweben werden nur noch durch die reizenden, von uns schon früher erwähnten Schweben Gürtel repräsentirt, deren Schnitt wir in einer späteren Nummer mittheilen werden.

Die neue Hutform unterscheidet sich von der jetzt gebräuchlichen besonders dadurch, daß sie auf der Stirn mehr hervortritt, und unter dem ziemlich hoch emporstehenden Schirm dem Bandeau oder der sonstigen Bands, Blumen- oder Federn-Garnitur einen weiten Raum bietet. Diese Eigenthümlichkeit der Form macht gewissermaßen eine volle Stirn-Garnitur zur Bedingung. Im Uebrigen sind die modernen Hüte nicht wesentlich verschieden von denen der vergangenen Saison; die Bavolets scheinen etwas von ihrer Weite und Länge verloren zu haben, dagegen ist die schon lange bemerkbare Neigung zur Vermischung verschiedener Stoffe an den Hüten nicht verschwunden, und mit besonderer Vorliebe bringen die Modistinnen jene schleierartigen Spitzen und Blumen-Verzierungen an, die bald als Francon über den Kopf des Sutes placirt, bald in Falten gelegt zu einer oder zu beiden Seiten desselben herabhängen. Die schon vorher erwähnte Veröffentlichung moderner Winterhüte wird das Gesagte den Leserinnen noch anschaulicher machen, doch zunächst soll es unsere Sorge sein, dieselben mit den neuesten pariser Façons der Wintermäntel bekannt zu machen. Die nächsten erscheinenden Abbildungen und Schnittmuster derselben übergehen uns einer detaillirten Beschreibung; nur im Allgemeinen bemerken wir, daß die neuen Façons von bedeutender Länge, unten sehr weit, nach oben verhältnißmäßig anschließend sind. Die spitzen Capuchons gelten nicht mehr als modern, die Kragen oder deren Imitation nehmen ihre Stelle ein. Die Aermel der Mäntel sind von bedeutender Größe, doch fehlt es auch nicht an Façons, bei denen durch Aufnehmen der untern Weite der Aermel ersetzt wird. Die im vorigen Winter gebräuchlichen Mäntelstoffe: Tuch, Velours und die verschiedenen Doubletstoffe finden wir auch bei den modernen Herbst- und Winter-Confectionen wieder, sowie die Vorliebe für Posamentier-Garnituren, welche den Leserinnen aus den meisten der nächsten erscheinenden Abbildungen entgegneten wird.

Berona v. G.



Wie verfährt man, um den Kaffee wohlgeschmecker und kräftiger, zunächst durch Zusatz von kohlenfaurem Natron, zu machen?

Man löst in dem aufzukochenden Wasser vorher so viel kohlenfaures Natron auf, daß etwa auf 1 Loth gebranntes Kaffee 1/4 Gran verwittertes oder 1/2 Gran frystallisirtes kohlenfaures Natron kommen (1 Gran hat etwa das Gewicht eines Pfefferkorns). Die Wirkung des kohlenfauren Natrons beruht hier lediglich darauf, daß das Natron einestheils das Brunnenwasser weich macht, indem es die in demselben enthaltenen Salze der Erdbalken, namentlich die Kalksalze, zerlegt und den Kalk als unauflöslichen kohlenfauren Kalk ausscheidet, andertheils aber auch sehr viel zu einer vollständigeren Auflösung der Kaffeebestandtheile, besonders des Pflanzensäurestoffes im Kaffee, beiträgt. Eine ähnliche Wirkung übt auch das durch kohlenfaures Natron erweichte Brunnenwasser (hier auf 4 Quart Wasser etwa 5 Gran kohlenfaures Natron) auf den Pflanzensäurestoff der Hülsenfrüchte aus. Schließlich bemerken wir noch, daß der Kaffee, um ein gutes, schmackhaftes Getränk zu geben, nicht gekocht werden darf; beim Kochen des Kaffee tritt, außer einer Verflüchtigung des Aromas, auch noch eine Erhärtung und Aufschlingung einiger sonst löslichen Extractivstoffe desselben ein. Am zweckmäßigsten ist es, den grüßlich gemahlener oder zerstoßener Kaffee mit kochendem Wasser langsam zu filtriren. Eben so ist es anzurathen, die Kaffeebohnen nur so lange zu rösten, bis sie eine kastanienbraune Farbe angenommen haben.

Glacéhandschuhe

waschen sich ohne Wasser sehr bequem, wenn man sie auf reine Hände zieht und mit Terpentinspirituss so lange abreibt, bis sie ihre ursprüngliche Farbe wieder besitzen; dann hängt man sie an einem luftigen Orte auf, um sie trocknen zu lassen.

Lezchen am Spieß.

Obgleich viele Köche abrathen, die Lezchen auszuweiden, so ist das Gegentheil dennoch besser, denn der Kropf enthält oft Steine und die Leber Galle, welchen man nur ungern beim Essen begegnet. Die Köpfe der Lezchen werden gehäutet, die Schnäbel in die Brustknochen gesteckt und die Füße abgeschnitten. Dann müssen die Vögel in dünne Speckscheiben gehüllt und auf einen kleinen hölzernen Spieß gereiht werden, der an den größeren beim Braten befestigt wird. Vorzüglich noch sind die Lezchen indeß in der Schüssel oder in der Casserolle gebraten. Nachdem sie zugerichtet, legt man sie zu diesem Zweck mit der genügenden Menge Butter symmetrisch in die Casserolle und zwischen die Vögel kleine Scheibchen Speck. Die Lezchen müssen sehr rasch braten und rechtzeitig umgewandt werden. Wenn sie gebraten, mit Salz und Pfeffer bestreut sind, nimmt man sie aus der Casserolle, gießt zu der darin vorhandenen Sauce ein wenig Wasser oder Bouillon, läßt dieses eine Weile kochen, und hat damit die Sauce vollständig bereitet. Die kleinen Speckscheiben werden mit den Lezchen servirt. Lezchen eignen sich auch vorzüglich zu Pasteten.

Krammetsvögel und Amseln.

Diese werden wie die Lezchen behandelt. Man kann sie mit Speckscheiben und Weinblättern umbüllen, in Ermangelung letzterer mit Papier. Die Art des Anrichtens ist ebenfalls wie bei den Lezchen.

Stickerien mit Muscheln.

Schon lange ist das Meer die große Schatzkammer der Erde; mancher kostbare Schmuck von Korallen oder ächten Perlen, der Hals und Arme einer irdischen Schönheit umschlingt, ist des Meeressgottes geheimnißvollem Reich abgewonnen. Die höhere Gartenkunst bedient sich der großen Muscheln, um die Beete mit schöner, vom Regen nicht zerstörbarer Einfassung zu umgeben, und noch anderweitig findet der schmuckliebende Sinn unserer Zeit Gelegenheit, an den Gebäuden der Menschenhand die Muscheln, diese architektonischen Erzeugnisse des Meeres zu decorativen Zwecken anzuwenden. Wenn indes auch nicht Jeder durch den Augenschein sich überzeugt, von welcher Bedeutung die großen Muscheln für die Ausschmückung der Gärten, Galerien und Säle in größeren Städten sind, so blieben doch wohl Keinem die Kästchen unbekannt, die mit kleinen Muscheln ausgelegt, gewiß auch manche unserer Leserinnen aus dem Seebad als Erinnerungsgedächtnis nach Hause begleiteten, um dort auf dem Arbeitstisch eine Bestimmung zu erhalten. Die Muscheln sollten jedoch in noch näherer Beziehung zu der Beschäftigung der Frauen treten. Dies ist jetzt geschehen mit den Muschel-Stickerien, wobei die kleinen glänzenden Muscheln in ganzen Schaaaren von unbarmherzigen weichen Händen auf die Nähnaedel gespießt, und auf Tuch, Sammet oder Canevas festgenäht werden, wie vor ihnen und mit ihnen viele Millionen Glas- und Metallperlen, wie in früherer Zeit die Landsleute der Muscheln, die plebejischen Fischschuppen.

Die Muscheln sind also jetzt förmlich unter das Stickeriematerial aufgenommen. Es scheint, als seien die kleinen Perlmutterknöpfe nur deren Vorläufer gewesen, oder vielmehr als sei man durch diese auf die Idee gekommen, Muscheln zur Stickerei anzuwenden. Leider ist dieses Material bis jetzt nur den in größeren Städten Wohnenden leicht zugänglich, daher wir aus Rücksicht für unsere Abonnentinnen in kleinen Orten, die Mittheilung großer Dessins zu Muschelstickereien für jetzt noch unterlassen; eine kleine nächstens erscheinende Arbeit dieser Art wird fürs Erste genügen, eine Vorstellung davon zu geben, und erfinderische Damen, denen das Material zugänglich, auf Ideen zu leiten, denn es bedarf kaum der Erwähnung, daß bei Anwendung von Muscheln in der Stickerei, wie bei allen derartigen Phantasie-Arbeiten der Phantasie und dem guten Geschmack die ersten Stimmen gebühren.

Die kleinen Stic-Muscheln, für ihren Zweck mit den nöthigen Böchern versehen, werden in den Tapissierwaaren-Handlungen nach dem Hundert verkauft und wie oben bemerkt, entweder an Applicationsarbeiten auf Tuch und Sammet, wie die Perlmutterknöpfe an dem Körbchen, Seite 289 des Bazar, angebracht, oder in beliebigen Figuren den Wollen- und Perlenstickereien einverleibt.

Dreißilbige Charade.

Ist die Dir beschiedne Bürde
Auch nicht, wie die Erste sagt,
Trage dennoch sie mit Würde,
Muthersfüllt und unverzagt.
Sind dabei die Letzten Bei den
Deiner Seele Eigenschaft,
Kließt, zum Trost in Erdenleiden,
Dir die Quelle jener Kraft,
Die aus jeder kleinen Blüthe
Süßer Wonne Honig zieht,
Ueberall des Höchsten Güte,
Lieb' und Vaterforge sieht,
Die in Blumen-Hieroglyphen
Den berebten Selam fand,
Die des Lebens Höhn und Tiefen
Mit des Denkens Netz umspannt.
Anders — nicht zu mindrer Freude,
Aber seelenloser grüßt
Deinen Blick das Weltgebäude,
Wenn Dein Herz das Ganze ist.

Rebus.



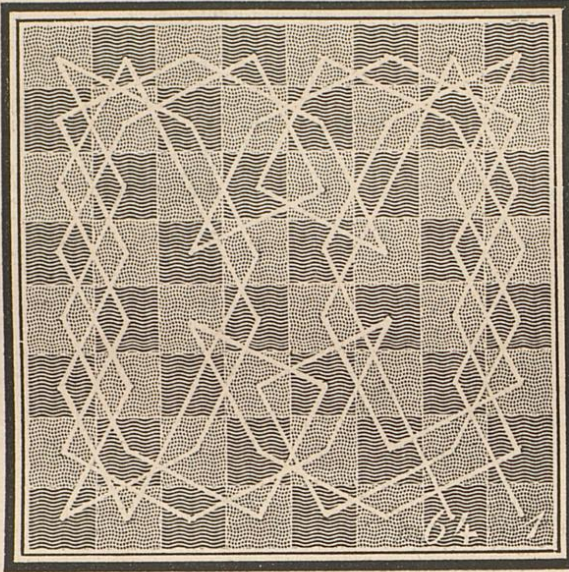
3510

Unverweilt Schritte wallen
Dir vorüber Sorg' und Noth,
Denn Du hörst stets vor Allen
Frohen Augenblicks Gebot.
Nimmer schaut Dein Aug' ins Weite,
Nicht zur Höb', zur Tiefe nicht —
Deine Gottheit ist das Heute.
Unbedrückt vom Ernst der Pflicht,
Zählst die Stunden Du an Freuden,
Am Gemüß die Tage ab.
Ja, man könnte Dich beneiden,
Wär' des Menschen Ziel — das Grab!

Marie Harrer.

[4299]

Schlüssel zur Auflösung der Köffelsprung-Aufgabe Seite 304.



Auflösung des Rebus Seite 304.

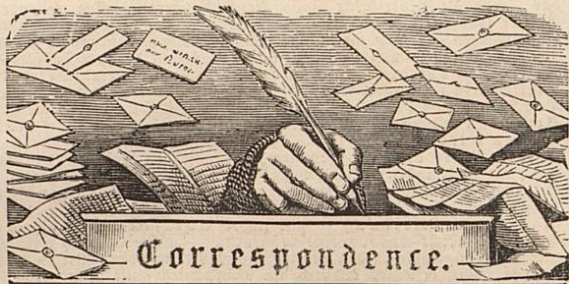
Frauensönheit, das Echo im Wald und Regenbogen vergehen bald.

Auflösung des Räthfels Seite 304.

„Stückwerk.“

Auflösung der Köffelsprung-Aufgabe Seite 304.

Der Ruhe Glück, es feimt nur aus Gefahren,
Und Freuden kennt nur, wer mit Leiden rang.
Wo der Zerrörung Donner nahe waren,
Da ruft ein Vichbild auf zu Lieb' und Dank,
Und jagend erst muß unsre Brust erbeben,
Soll Andachtsgluth und Glauben sie erheben.



Hrn. L. St. in H. Hr. B. C. K. in Ch. Hr. N. N. in N.
Wir bedauern, aus Ueberfluß an derartigen Manuscript-Vor-
räthen von Ihren Einsendungen keinen Gebrauch machen zu
können.
Hr. A. F. L. in S-g. Hr. J. K. in B. Hr. W. v. A. in N.
Namen und Chiffren werden so bald als möglich erscheinen.

Hr. A. K. geb. M. in
Z. Wir können Ih-
nen die Erwähnung
Ihrer Bitte nicht ver-
sprechen.
Hr. C. P. in N. Ne-
alig-Jäckchen finden
Sie in unserer dies-
jährigen Wächnum-
mer Seite 106, 107.
Hausjäckchen mo-
dernerer Façon er-
scheinen nächstens in
Abbildung und
Schnitt.
Hr. W. S. in N. Nur
Seite 260 und 261
des Bazar 1859 fin-
den Sie Kleid und
Jäckchen für kleine
Kinder passend. Die
Schnitte befinden
sich auf dem Sup-
plement derselben
Nummer; den Stoff
haben Sie natür-
lich der Jahreszeit
gemäß zu wählen
und die etwa nöthige
Vergrößerung oder
Verfeinerung nach
dem Körper des Kin-
des vorzunehmen.
Der von Ihnen er-
wähnte Mantel dür-
te sich weniger für
Ihren Zweck eignen,
als z. B. der Traq-
mantel in Nr. 10 der
„Pariser Modelle“,
welcher durch ange-
messene Verfürzung
für ein Kind von zwei
Jahren zu einer voll-
kommen zweckmäßi-
gen Winterbekleidung
wird.

Hr. J. S. in St. Ihre

Gedichte zeugen von poetischer Begabung, doch können wir Ihnen deren Aufnahme in den Bazar nicht bestimmt versprechen.
H. B. in S. An reichen Kragenmustern mit passenden Man-
schieren ist auf den Supplementen des Bazar und in den Num-
mern der Zeitung selbst so großer Ueberfluß, daß Sie nicht ver-
geßen danach suchen werden. Von welcher Art und zu welchem
Zweck sollen die begehrten Muster zum Durchziehen des Tülls
sein? Wir bitten darüber um nähere Auskunft. Ballon-Unter-
ärmel von feinem gemusterten Tüll können Sie ohne Bedenken
mit ächten Spitzen tragen. Die Chiffre so bald als möglich.
Hr. W. v. N. in B. Sie werden die Erfüllung Ihres Wunsches
bereits in der vorigen Nummer des Bazar gefunden haben. Die
Chiffre nächstens.

Hr. L. G. in Ch. bei B. Wenn Sie jene fabelhaften Behaup-
tungen in einer deutschen Modenzeitung fanden, so beweist das
nur, mit welcher Flüchtigkeit die Feder des Uebersetzers über die
Berichte aus der französischen Hauptstadt hingeleit, unbefors-
t, ob dadurch sich die Eccentricitäten der Mode zu offensbaren Un-
möglichkeiten verwandelt oder nicht.
Hr. Baronin von S. in D. Sobald als möglich werden wir im
„Bazar“ Abbildungen und Schnittmuster neuer Corsets für Kin-
der und Erwachsene veröffentlichen, doch müssen, wie Sie selbst
einsehen werden, die Corsets als ein der Mode weniger unter-
worfenen Artikel den Mänteln, Jäckchen und Hüten nachstehen,
deren Mittheilung keinen Aufschub duldet, wenn unsere Abon-
nentinnen noch vor Beginn der Saison von den Abbildungen und
Schnittmustern Nutzen ziehen sollen. Wir raten Ihnen in-
des, sich an die Corsetfabrik von H. Vissier in Berlin, Jäger-
straße 42 — zu wenden, welche die neuesten, bequemsten Façon-
en für die verschiedensten Figuren stets vorrätzig hält und nach
eingesandtem Maß Corsets nach beliebigem Schnitt in kürzester
Zeit anfertigen läßt. Nr. 26, Jahrgang 1855 des Bazar, welche
Abbildungen von Corsets aus der genannten Fabrik enthält,
wird Ihnen dabei von Nutzen sein können. Ihre Japon-Sträu-
sche, deren Weisen von nicht zusammenzutreffen, sondern dar-
über den Kopf frei lassen, erhalten Sie ebenfalls in der Corsetfabrik
von H. Vissier. Wenden Sie sich direct an die Firma mit Ihren
brieflichen Bestellungen.

Hrn. C. F. in Z. Die nächste Nummer des Bazar bringt moderne
Wintermäntel in Abbildung und Schnitt. — Der Abonnemen-
preis des „Bazar“ beträgt vierteljährlich 20 Silbergrö-
schen, der der „Pariser Modelle“ 15 Silbergrö-
schen.
Hr. J. H. in M. T. Das erwähnte Lehrbuch können Sie durch
jede Buchhandlung beziehen.
Hr. C. in N. Das Interesse des Bazar ist dadurch nicht so ge-
fährdet, als Sie glauben.
Hr. Gräfin C. Sch. in B. Wir bedauern, Ihren Wunsch jetzt nicht
erfüllen zu können.

Salve. Das französische Wort „Charpie“ (gerupfte Leinwand),
kommt her von dem lateinischen: carpere, pflücken, zupfen.
Hr. A. B. in B. Zu Wagendecken hat man jetzt 12fache Woll-
en und würden Sie zu einer Wagendecke etwa 2½-3 Pfund bedür-
fen. Sie erhalten diese Woll- en in der Fabrik von Bergmann,
Krausenstraße am Dönhofsplatz. Das Pfund kostet 2 Thlr.
5 Sgr.; nur roth und rosa 2 Thlr. 20 Sgr.
Hr. B. A. in M. Sobald der Raum es gestattet, wird die von
Ihnen gewünschte Anleihe im Bazar erscheinen.
Hrn. L. K. in G. Da wir mit der in Ihrem Schreiben angeben-
den Tracht unbekannt sind, bitten wir um nähere Auskunft.
Hr. L. A. in F. Die vorhergehende Nummer hat mit dem elegan-
ten Uhrhalter Ihr Begehren erfüllt.
Hr. A. L. in B. Morgenhauben enthält der Bazar sehr viele; bei-
spielsweise erwähnen wir nur die letzte, von einem Supplement
begleitete Nummer. Kragen und Manschetten, auf doppeltem
Stoff zu stiden, sind fast in jeder Arbeitsnummer enthalten.
Ein Dessin zum Kindermüßgen finden Sie auf dem Supplement
des Monats Mai.

Hr. M. W. in W. Die geeignetste Verzierung Ihrer Bettdecke
würde eine volle Franze sein.
Hr. v. H. in S. Sobald als möglich wird der von Ihnen gewünschte
Schnitt erscheinen.
Hr. M. N. in Z. Zu einer derartigen Decke ist in der Regel ein
schräges Carreaumuster am geeignetsten; geschmackvolle Zusam-
menstellung der Farben ist dabei die Hauptsache.
Hr. W. B. geb. B. in K. Das bezeichnete Muster ist ganz dem
Zweck entsprechend, und läßt sich nach Belieben variiren.
Hr. J. C. in B. Elegante Manschetten werden nächstens im Ba-
zar erscheinen, ebenso in Woll- en arbeitende Unterärmel. Mo-
derne Coiffuren fanden Sie bereits auf Seite 296 des Bazar, und
machen wir Sie zugleich auf die in derselben Nummer befind-
liche Manschette aufmerksam. Für die Anleitung zum Erwidern
einer wollenen Unterjacke dürfte sich in den nächsten Nummern
des Bazar schwerlich Raum finden.

Hr. C. S. in S. bei B. Versuchen Sie die Sache nur noch ein-
mal, und jeden, Ihnen etwa noch bleibenden Zweifel wird für
zur 17 beseitigen.
Hr. v. C. in A. Das bezeichnete Dessin selbst zu vergrößern, wird
Ihnen jedenfalls eine geringe und dabei angenehme Mühe sein,
da der Charakter des Musters diesem Unternehmen besonders
günstig ist.
Hr. C. W. in B. Ueber Kindermäsche giebt die Supplement-
nummer des August die umfangreichen Mittheilungen. Ein
Mäntelchen für kleine Mädchen ist in Nr. 15 der „Pariser Mo-
delle“ enthalten — die etwa notwendige Verfeinerung wird keine
Schwierigkeiten haben.

Hr. H. Th. in Z. Wir werden Ihren Wunsch berücksichtigen, son-
nen aber die Erfüllung desselben nicht für die nächste Zeit ver-
sprechen.
Hr. C. W. in M. Die Nummern 22 und 26 des Bazar vorigen
Jahrgangs enthalten Dessins zu einer länglichen Tischdecke in
Häfelarbeit.
Hr. L. Sch. in W. Da wir nicht so schnell, als Sie wünschen,
ein Muster zum Fußsack bringen können, verweisen wir Sie ein-
mal auf Nr. 42 und 48 (Jahrgang 1857) des Bazar; wir kön-
nen dies um so eher, da dieser Artikel der Mode nicht unter-
worfen ist. Die erwähnte Nummer enthält ein Muster zum
Fußsack in Tapissier- en, die andere eines in Häfelarbeit. Ein schö-
nes Tapissieremuster zu Fensterstößen wird nächstens erscheinen.
Hr. v. B. in S. Ohne Ihr Ansuchen gänzlich abzuslagen, müssen
wir doch bedauern, dasselbe fürs Erste nicht erfüllen zu können,
da gegenwärtig die neuen Erscheinungen der Mode den Raum
unseres Blattes beanspruchen.
Hr. B. in G. Eine breite Filzborste mit Gede, auch zu Gardinen
geeignet, befindet sich in Nr. 22 des Jahrgangs 1858, auf welche
wir Sie, als Abonnentin des Bazar seit seinem Bestehen, ver-
weisen dürfen. Eine schmalere Borste zu schrägem Filz ist in
Nr. 32 desselben Jahrgangs enthalten. Wollen Sie noch weiter
zurückgehen, so finden Sie in Nr. 40 des Jahrgangs 1857 gleich-
falls ein geeignetes Dessin, doch werden wir auch, sobald der
Raum es gestattet, neue Muster dieser Art erscheinen lassen.

Hrn. C. Sch. in W. und Hr. A. K. in G. Wichtig.
Herrn M. F. in N. und Hr. W. N. in N. D. Ihre Composi-
tion wird, sobald der Raum es gestattet, im Bazar Aufnahme
finden.

Eine grosse Anzahl eingegangener Briefe stellt die
Frage, ob und wann wir eine Fortsetzung unsers Arti-
kels: „Die Kunst Servietten zu formen“ bringen
würden — und beantworten wir sämtliche Briefe sum-
marisch durch die Mittheilung

dass schon eine der nächsten Nummern wieder 6 bis
8 Serviettenformen bringen wird und dass wir im
Ganzen 26 bis 30 verschiedene Serviettenformen ver-
öffentlichen werden. Die Redaction.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen
Buch- und Kunsthandlungen, so wie in allen
Post-Ämtern und Zeitungs-Expeditio-
nen angenommen.





DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 42. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 8. November 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. XV. Band.

Zur gefälligen Notiz.

Die der heutigen Nummer beiliegenden zwei Supplement-Bogen sind von uns in der Weise benutzt worden, dass beide Bogen ein Ganzes (also einen zusammenhängenden Doppelbogen) bilden.

Vor dem Abnehmen der Schnitte müssen also beide Bogen durch Zusammenstecken zu einem Ganzen vereinigt werden, und zwar der Art, dass auf der Vorderseite die Zeichen  und  zusammentreffen und ein Viereck und einen Kreis bilden. Ebenso verfährt man bei der Rückseite mittelst der Zeichen  und .

Wir bemerken hier zugleich, dass sich auf der Rückseite des Supplement ein Centimetermass befindet.

Wintermäntel für die Saison 1859—60.

Obgleich das milde Herbstwetter leicht in die Versuchung führen könnte, die Winterjorgen in die Ferne zu schieben, so halten wir die Erledigung der Mantelfrage doch für eine so eilige, daß wir schon heute damit hervortreten — und glauben uns der allgemeinsten Zustimmung versichert, wenn wir diesem wichtigen Capitel den Raum unserer heutigen Nummer gänzlich widmen.

Die Originale der Mäntel haben wir aus dem pariser Magazin von Gagelin, Laure u. Comp., Platel u. Comp. u. i. w. bezogen, welche bekanntlich in dieser Branche der Mode dem ganzen civilisirten Europa Gehege dicitiren. — Um unseren Abonnentinnen von der Mehrzahl der Mäntel das Schnittmuster liefern zu können, fügen wir diesmal zwei Supplementbogen in oben erläuterter Eintheilung bei, welche vier Mäntelschnitte (darunter ein Muster für das Alter von 10—12 Jahren) enthalten. — Die Schnittmuster der übrigen 4 Mäntel werden durch die Pariser Modelle veröffentlicht. — Die nächste Nummer des Bazar wird noch eine große Anzahl von Wintermänteln in Abbildung bringen.

Was im Allgemeinen über Form und Stoff der Wintermäntel für die kommende Saison zu sagen ist, haben wir im letzten Modenbericht bereits mitgetheilt und gehen nun hier sogleich zu den Beschreibungen unserer Modelle über.

Nr. 1. Tailen-Mantel „Polonaise“ von dunkelbraunem gerippten Duffel.

Obgleich entschieden zu den Winterumbüllungen gehörig, ist doch die Verwandtschaft dieses Mantels mit der Casaque nicht zu verkennen, denn er besteht aus einem halb anschließenden Schoof, Jäckchen, unter welchem sich ein langes radartig gechnittenes Rocktheil glatt anschließt. Der sehr große weite Ärmel, dessen Länge sich besonders nach hinten bedeutend ausdehnt, hat auf der obern Seite einen von der vordern Naht nach hinten fallenden spitzen Revers. Der Schoof des Jäckchens, welcher an der Seite gechlöpft ist, geht vorn und hin-



ten in eine Spitze aus, ebenso der kleine Kragen, welcher den Halsauschnitt umgiebt. Garnirt ist der Mantel mit fingerbreitem schwarzem Taffetband, welches, an einer Seite in kleine Tollen gefestigt, den Kragen, den äußern Rand des Jäckchens, des Rockes, der Ärmel und deren Revers umgiebt.

(Es gehören hierzu die Schnitttheile Fig. 7—12.)

Der Schnitt bildet die Hälfte des Mantels.

Der Einschlag für die Nahten ist bei keinem der Schnitttheile mit berechnet, muß also beim Zuschneiden zugegeben werden. Fig. 12, der Rock, ist nicht in ganzer Länge gegeben, sondern es mußte von der untern Rundung ein 18 Centimeter hoher Rand abgenommen werden; man vervollständigt den Schnitttheil, indem man die als vordere Hand und die als hintere Mitte bezeichnete Linie der Fig. 12, jede um 18 Cent. nach dem untern Rand zu verlängert und dann von den Endpunkten dieser Linien aus, die untere Handlinie zieht, stets in gleicher Entfernung von der Linie, welche auf dem Schnitt selbst als unterer Rand bezeichnet ist. Der Stoff wird die hintere Mitte entlang schräg genommen.

Die Zusammenlegung des Mantels geschieht folgender Art: Fig. 7, das Vordertheil, erhält die richtige Form durch das Einnähen der Brustfalte A an A, bis B, und wird alsdann auf der Schulter von E bis F, an der Seite von C bis D mit Fig. 8, dem Rückentheil, zusammengenäht, von H an bleiben beide Theile voneinander getrennt, wodurch sich der Einchnitt des Schoofes bildet. Das Rückentheil erhält die als hintere Mitte bezeichnete Linie entlang, vom Halsauschnitt bis zum untern Rand, eine Naht.

Fig. 9, der Ärmel, wird von G bis H zusammengenäht, alsdann Fig. 10, der Revers, ebenfalls G auf G, H auf H an den Ärmel genommen und in der Weise angenäht, daß er, auf das obere Theil des Ärmels zurückgeschlagen, die Lage erhält, wie es die der Form des Revers entspricht.

hende punktirte Linie der Fig. 9 andeutet. Nachdem man den Revers zurückgeschlagen, durchsticht man ihn nochmals dicht hinter der Naht von G bis H, und befestigt ihn außerdem an der Spitze mit einigen Stichen auf den Ärmel, doch hat man dabei darauf zu sehen, daß der Revers nicht spannt, sondern nur leicht aufliegt, wenn man den Ärmel höhl hält. Am obern Rand des Ärmels muß der Revers kreuz auf Kreuz treffen. Beim Einnähen des Ärmels in das Ärmelloch wird das J der Fig. 9 auf die Seitennaht C der Taille, die Naht des Ärmels auf das Vordertheil genommen. Alle Nahten müssen auf der linken Seite sorgsam auseinander geplättet und dann mit 1 Centimeter breitem schwarzem Seidenband befestigt werden. Der äußere Rand der Theile wird nach der innern Seite umgesäumt und die Rückengarnitur ebenfalls auf der innern Seite, den Saum entlang, aufgelegt. Fig. 11, der Kragen, bei welchem der Stoff hinten gerade sein kann, wird in der eben beschriebenen Weise auf dem Rand arrangirt, K an K, bis L an L an die Taille genäht und der Halsauschnitt alsdann mit einer Einfassung versehen. Fig. 12, der Rock, welcher ebenfalls gesäumt und mit Bandrüsche befestigt wird, erhält am obern Rand von M bis O eine Einfassung mit Seidenband; man nimmt den Rock unterhalb der Taille M an M, N an N, O an O, P an P, Q an Q und näht ihn nur an diesen Stellen fest, vorn wird der Mantel mit Haken und Desfen versehen, welche nach Angabe der Fig. 7 stets in der Abwechslung einer Deffe und eines Hafens aufgenäht werden.

Nr. 2. Mantel „Comfortable“

von braunem Chinchilla (drap velour sablé).

Der Mantel Comfortable macht sich nicht allein durch die noble Einfachheit des Arrangements, als auch durch den außerordentlich gediegene Stoff geltend — letzterer von schönem Braun, mit glänzendem Schimmer und von sammetartiger Weiche und Dichte. Der Mantel hat keine Ärmel, sondern wird an der Seite von unten in die Höhe gerafft und ist hier in der Weise ausgeschnitten, daß sich das Vordertheil tuchartig wölbt, und der untere Rand nach hinten zu einer Ecke gefaltet, welche durch das Aufnehmen des Mantels in die auf der Abbildung sichtbare Lage kommen muß. Das Rückentheil ist in der Gegend der Taille in 4 sehr tiefe Falten gelegt, welche nach unten frei ausgehen, nach oben bis zum Halsauschnitt fest eingenaht und auf der Rückseite ausgeschnitten sind. Ein sehr breiter Kragen umgiebt den Halsauschnitt. Beide Vordertheile, welche vom Halsauschnitt an sehr breit übereinander gehen, sind mit einem breiten Streifen gestepptem schwarzem Atlas gefüttert und können oben reversförmig auseinander geschlagen werden. Die beiden geraden Revers (Baiten) vorn zu beiden Seiten des Vordertheils in der Gegend der Taille, bedecken den Eingang zu 2 nach dem vordern Rand gelegenen Taschen, welche gänzlich mit Atlas gefüttert, in sehr bequemer Weise



Nr. 1. Mantel „Polonaise“.



Das Schnittmuster dieses Mantels befindet sich auf der Vorderseite des der heutigen Nummer beiliegenden Supplement unter Nr. 11, Figur 7—12.



Nr. 2. Mantel „Comfortable“. Das Schnittmuster befindet sich auf der Rückseite des Supplément unter Nr. III, Fig. 13—16.

3453

die Stelle eines Muffes vertreten können. Der Besatz des Mantels besteht aus 2 1/2 Centimeter breitem schwarzen Sammetband, welches an beiden Seiten mit einer von Nähnäde geflochtenen Schnur ausgehäkelt ist. Dieser Besatz schneidet überall mit dem äußeren Rand der garnirten Theile ab, welche jedoch vorher noch besonders mit schmalen schwarzen Taffetband eingefasst sind. 3 große Sammetknöpfe schließen den Mantel bis zur Taille, 3 andere gleiche Knöpfe sind in symmetrischer Weise diesen gegenüber als Verzierung aufgesetzt.

Es gehören hierzu die Schnitttheile Fig. 13—16.

Der Schnitt bildet die Hälfte des Mantels.

Ueber die Art und Weise, wie man die Abnahme der umgeschlagenen Schnitttheile bewerkstelligt, giebt die Beschreibung des Mantels Mazarin nähere Erklärung; jeder Umschlag ist auf dem Supplément stets, als zu diesem oder jenem Theil gehörig wörtlich benannt, und außerdem, durch die vollständige verkleinerte Ansicht des Schnittes, jeder Irrthum bei der Abnahme der Schnitttheile unmöglich gemacht.

Der Stoff kann die als hintere Mitte bezeichnete Linie entlang schräg geommen werden — der Einschnitt für die Nahten muß überall zugegeben werden.

Man bildet zuvörderst die richtige Form des Rückentheils (Fig. 15), indem man die von den obern Ausschnitten stehenden Theile verbindet, und zwar nimmt man die Spitze mit dem Punkt an den unter D befindlichen Punkt und näht diese Theile vom Punkt bis zum K zusammen; die nach hierdurch bildende Falte wird am obern Rand, d. h. von F bis Kreuz 1, durch eine Einschnürung mit Seidenband auf der innern Seite

zusammengenäht, dann die kleine feine glatte Linie entlang auf der Rückseite festgeheftet, so daß das Kreuz 1 an den Punkt 1 trifft. Eine Falte bildet man, indem man H an A legt und diese beiden schmalen Theile bis zum C zusammennäht; man verfährt mit dieser Falte wie mit der ersten, indem man sie auf der Rückseite die kleine glatte Linie entlang bis zum Punkt 2 festheftet. Die Nahten werden stets auf der Rückseite sehr sorgsam auseinander geplättet und mit Seidenband befestigt.

Man nimmt nun Fig. 15 und Fig. 14 D an D, E an E und näht beide ihrer ganzen Länge nach von D bis E zusammen — ferner Fig. 13 von A bis B, von B bis C mit Fig. 14. Das schon oben erwähnte Atlasfutter, welches an unterm Modell an beiden Vordertheilen von der Schulter bis zum untern Rand aufgesetzt, ist unten ungefähr eine Viertelstük breit, nach oben nimmt seine Breite bis 1 1/2 Viertel zu, so daß es vom Halsauschnitt an auch noch mit in die Schulternäht gefast ist. Der Einschnitt zur Tasche des Vordertheils wird über der dazu bezeichneten Linie, vom Punkt bis zum Punkt, gemacht, und der Revers (die Patte) an dieser Stelle aufgesetzt. Dieser Revers ist vom Stoff des Mantels, mit Atlas gefüttert und mit einem Besatz wie der Mantel selbst versehen; an den Seiten wird der Revers nur vom Punkt bis zum Kreuz festgenäht. Der Besatz mit Sammetband ist auf Fig. 13, von da, wo er beginnt, nämlich vom Buchstaben K, durch eine schraffierte Linie angedeutet und wird um den ganzen Rand des Mantels fortgesetzt. Knöpfe und Knopflöcher sind an der betreffenden Stelle des Vordertheils vorgezeichnet, das andere Vordertheil erhält nur 3 Knöpfe.

Fig. 16, der Kragen, wird mit schwarzem Seidenzeug gefüttert und J an J, bis K, an den Mantel gefest. Bei K erhält der Mantel an einer Seite einen Haken, an der andern Seite eine Dose, damit man ihn nach Belieben gänzlich schließen kann.

Nr. 3. Mantel „Mazarin“ von hellgrauem Velour.

Die Eigenthümlichkeit dieses Mantels liegt hauptsächlich darin, daß das obere Theil des Aermels zugleich an das Rückenteil geschnitten

ist. Die er Ueberärmel wird mit dem eigentlichen Aermel oben in eine nach unten auslaufende Falte zusammengefaßt. An der hintern Seite ist der Aermel seiner ganzen Länge nach an den Mantel festgenäht. Ein doppelter, hinten spitzer Kragen deckt den Anschluß des Aermels an die Schulter und endet hier, durch eine Nolette von Schnur befestigt, welche mit langen Quasten versehen auf den Aermel herabhängt. Alle Theile des Mantels, sind nach außen mit schmaler grauer Seidenborste eingefasst; außerdem ist noch der äußere Rand des Aermels und des vom Rücken ausgehenden Ueberärmels, sowie der untere Kragen mit breiter, grauer dreifacher Franze besetzt. Bei letzterem, dem untern Kragen (auf dem Schnitt Figur 5), geht noch ein zweiter Franzenbesatz die schraffierte Linie dieses Theils entlang, so daß es den Anschein hat, als sei der obere Kragen mit Franze besetzt. Von den beiden Vordertheilen des Mantels ist das eine mit 4 Knöpfen, das andere passend mit Knopflöchern, zum Schließen des Mantels, versehen.

Es gehören hierzu die Schnitttheile Fig. 1—6. Der Schnitt bildet die Hälfte des Mantels.

Nachdem man die beiden Supplementbogen nach der auf der ersten Seite dieser Nummer befindlichen Angabe zu einem Ganzen zusammengefaßt, hat man nur die Umschläge der großen Schnitttheile zu ergännen, um das ganze Modell leicht und richtig entnehmen zu können. Hierbei müssen wir jedoch angelegentlich empfehlen, alle Zeichen



Nr. 3. Mantel „Mazarin“. Das Schnittmuster befindet sich auf der Vorderseite des Supplément unter Nr. I, Figur 1—6.

3458



Nr. 4. Mantel „Oberon“.

Das Schnittmuster dieses Mantels für ein Mädchen von 10—12 Jahren befindet sich auf der Rückseite des Supplement unter Nr. IV, Fig. 17—20. (Das Schnittmuster dieses Mantels für Erwachsene wird eine der nächsten Nummern der „Pariser Modelle“ veröffentlichen.)

Seite der Fig. 2 zu liegen kommt, und näht Fig. 3 von G bis H und von H bis N mit leichten Stichen fest, doch dürfen die Stiche auf der äußeren Seite der Fig. 2 nicht sichtbar sein; alsdann macht man von L bis O einen Einschnitt in Fig. 2 und bildet daselbst eine Toffalte, indem man von den beiden hier befindlichen Kreuzen das eine nach rechts, das andere nach links auf den in einiger Entfernung stehenden Punkt legt. (Diese Toffalte fast zugleich das Kermeltheil Fig. 3 mit.) Man heftet Fig. 2 und 3 weiter von G bis F aufeinander und verbindet beide Theile von N bis P durch eine feste Naht, deren Einschnitt nach der inneren Seite kommen muß. Bei dieser Naht wird zugleich das Vordertheil mit dem unteren Kermeltheil P auf P an Fig. 3 und 2 genommen und von da an, wo die Einfassung der Fig. 1 und 4 aufhört, bis zum P mit gefaßt, von P bis herunter zum O näht man alsdann Vorder- und Rückentheil weiter zusammen. Man besetzt diese Naht, sowie überhaupt alle Nähen, auf der Rückseite mit 1 Centimeter breitem Seidenband. Von der Einfassung an, bis zum R wird das Vordertheil auf der inneren Seite des Mantels mit Saumstichen an das Rückenheft geheftet, in der Richtung, wie es durch die Buchstabenbezeichnung angedeutet, so daß also N auf N, R auf R trifft. Zur weiteren Zusammensetzung gehört nun noch, daß man Fig. 1 und 2 auf der Achsel von L bis M verbindet, alsdann Fig. 3 und 4, K an K, F an F nimmt und beide Theile von K bis F, von F bis zum J zusammennäht, vom J den Kermel an der Achsel entlang bis zum O mit dem Mantel vollends verbindet. Fig. 5 und 6 werden zu einem doppelten Kragen

C an C, bis D an D aneinander genäht, so daß Fig. 6, deren oberer Bruch durch eine punktirte Linie angedeutet ist, auf Fig. 5 zurückfällt. Dieser Kragen wird alsdann A an A, B an B an das Rückenheft genommen und die punktirte Linie entlang ausgehäut. Die hintere Spitze E der Fig. 5 muß auf das E der Fig. 2 treffen.

Nr. 4. Pelерinen-Mantel „Oberon“ von hellgrauem Velour.

Dieser Mantel, obgleich weit und legere, hat dennoch einen außerordentlich graziösen Anschluß, was nicht allein in der Weiche und Schmiegsamkeit des Stoffes, sondern auch in der Form des Rückenhefts seinen Grund hat. Letzteres, in der Gegend der Taille glatt zusammengelegt, ist unten radartig geschnitten, oben durch 3 von der Taille ausgehende Einnäher der Figur entsprechend gestaltet. Die Kermelöffner sind tief genug ausgeschnitten, um das Anlegen des Mantels völlig bequem zu machen, die Kermel, etwas weniger lang als bei den übrigen Manteln, füllhornartig gerundet. Eine runde Pelерine, durch deren Verlängerung nach hinten, das obere Rückenheft völlig bedeckt wird, giebt dem Mantel ein sehr leichtes, zierliches Ansehen, noch erhöht durch den dreimaligen Besatz mit perle Oberfläch-Porte, welcher den ganzen äußeren Rand des Mantels, den der Kermel und Pelерine umgiebt. Die untere Weite beträgt 5 Ellen 2 1/2 Viertel.

Wie schon oben erwähnt, geben wir den Schnitt dieses Mantels verkleinert, für ein Mädchen von 10—12 Jahren; in der Größe unser Originals wird der Schnitt ebenfalls in einer der nächsten Nummern der „Pariser Modelle“ erscheinen.

Es gehören hierzu die Schnitttheile Fig. 17—20. Der Schnitt bildet die Hälfte des Mantels.

Das Rückenheft besteht aus Fig. 18a und Fig. 18b, und wird zuvörderst an Fig. 18a der kleine Einschnitt L an L bis zum Punkt J zusammengehäut, als-

und Buchstaben mit auf die entnommenen Schnitttheile zu übertragen, und zwar genau auf die gehörigen Stellen, da sonst die Zusammensetzung nicht richtig erfolgen kann. Alle Umschläge markiren sich deutlich durch die Umschlaglinien, deren jeder Schnitttheil ein besonderes hat. Die Stelle des Umschlages, also der Bruch, ist stets durch eine aus kleinen abgesetzten Strichen bestehende Linie bezeichnet und an dieser selbst auch wörtlich als Umschlag benannt; man copirt von dieser Linie aus das umgeschlagene Theil und legt die entnommene Figur nach außen der Umschlaglinie passend an, in der Weise, als hätte man das Theil zurückgeschlagen. Wie ersichtlich, ist Fig. 1 und 3 an einer, Fig. 2 an zwei Stellen umgeschlagen. Um die Form der einzelnen Schnitttheile und das richtige Verhältnis derselben zu einander zur Anschauung zu bringen, geben wir sie namentlich zum 6. Theil verkleinert, in freier Lage.

Der Einschnitt für die Nähen muß überall beim Zuschneiden gegeben werden.

Die Zusammensetzung des Mantels geschieht folgender Art: Man nimmt Fig. 1, das Vordertheil, und Fig. 4, das untere Kermeltheil, J auf J, R auf R, P auf P zusammen, und zwar so, daß die linke Seite der Fig. 4 auf die rechte Seite der Fig. 1 zu liegen kommt, näht sie am Kermelausschnitt von J bis R aneinander, desgleichen von K, in der Richtung nach P, bis zu der kleinen vorspringenden Ecke dieser Linie, und zwar kann hier die Verbindung durch eine Einfassung mit Seidenband geschehen. Von der bezeichneten Ecke bis zum P, genügen vorläufig einige Stiche zur Verbindung.

Man nimmt nun Fig. 3, das obere Kermeltheil, G an G, H an H, N an N, mit Fig. 2 zusammen, so daß die rechte Seite der Fig. 3 auf die linke



Nr. 5. Mantel „Clotilde“.

Das Schnittmuster wird eine der nächsten Lieferungen der „Pariser Modelle“ veröffentlichen.

3450

3451



Nr. 6. Mantel „Sibylle“.
Das Schnittmuster dieses Mantels wird in einer der nächsten Lieferungen der „Pariser Modelle“ veröffentlicht.



Nr. 7. Mantel „Henry II“
von braunem Blou.

dann Fig. 18a von M bis N mit Fig. 18b verbunden. Das Vordertheil, Fig. 17, wird auf der Schulter von O bis P, an der Seite von Q bis R mit dem Rückentheile zusammengenäht. Der Ärmel, Fig. 19, ist von S bis T zusammengenäht, alsdann U an U an das Vordertheil zu nehmen, von U bis zum O an der Schulter, von O weiter am ganzen Ärmelloch entlang einzunähen, so daß die Naht T des Ärmels vorn an das T der Fig. 17 fällt. Die Peterine, Fig. 20, erhält eine Abfelfalte, welche V an V bis W eingnäht wird, und ist alsdann X an X, Y an Y mit dem Mantel am Halsauschnitt zu verbinden. Der Besatz des Mantels, welcher oben nach unserm Original beschrieben, kann in beliebiger Weise vereinfacht werden. Der Mantel wird vorn durch Halen und Bejen geschlossen, wie auf Fig. 17 selbst angedeutet ist.

untere Theil, in Verbindung mit dem Ärmel, sich in reichen Falten zeigt. Der obere Theil, vorn unterhalb der Taille stolaartig abschließend und daselbst ungefähr eine Handbreit lose überhängend, ist hinten tuchartig geformt, und dieser Form gemäß das in tiefen Faltfalten sich anschließende Rücktheil ausgeschnitten. Der Ärmel, mit dessen Ansatz an das Schultertheil die Faltenreihe des Rückes fortgesetzt wird, hängt hinten mit dem letztern bis zum untern Rand zusammen und fällt einem Kragen gleich über den Arm. Ein vom vordern Rand aus nach hinten fallender Revers bildet die Verzierung des Ärmels. Den Halsauschnitt umgibt ein kleiner Kragen. Die Garnitur, deren Arrangement die Abbildung zeigt, besteht aus schwarzer Sammetborte, quipüreartiger Guimpe und einer dreilirten Kranze, welche in langen offenen Seidenpüscheln endet.

Um die Grazie des sehr langen, 8 Ellen weiten Mantels „Henry“ recht schön zur Geltung zu bringen, würde eine große Figur jedenfalls vorthellhaft sein, ebaldie derselbe übrigens in den für jede Mittelfigur passenden Dimensionen gehalten ist. Der Mantel hat ein flaches, hinten ediges Capuchon, dessen breiter, ebenfalls ediger Revers von schwarzem Düffel mit dem Besatz des Mantels ringsum im Zusammenhange ist, wie die Abbildung es zeigt. Dieser ganze Besatz, ringsum reversartig, nur an der oberen Seite festgenäht, hat auf beiden Seiten einen in hellbraune Seidenborte gefästen Vornos (Passenpoilung); desgleichen auch der Besatz der großen tief gerundeten Ärmel, bei welchen derselbe jedoch zu beiden Seiten festgenäht ist. Der Schluß des Mantels, vom Halsauschnitt an, zeigt eine doppelte Reihe Vojamentierknöpfe, verbunden durch verschlungene Schnurspannen, welche zum Lieberfüpfen dienen. Eine besonders originelle Eleganz erhält der Mantel durch die Vojamentiergarnitur in der Mitte des Revers am Capuchon, wie die Rückansicht des Mantels es sehen läßt. Wir werden dieser Garnitur in der nächsten Nummer des Bazar eine genaue Beschreibung widmen.

Nr. 5. Mantel „Clotilde“
von braunem Düffel.

Das Arrangement des Mantels Clotilde ist im Vergleich zu unsern übrigen Modellen etwas complicirt zu nennen — weder Vorder- noch Rücktheil sind im Ganzen geschnitten, und wird durch die Zusammenfügung derselben bewirkt, daß der Mantel beinahe fest um die Schultern schließt, während der

Nr. 6. Mantel „Sibylle“ von schwarzem Düffel.

Der enge Anschluß um die Schultern und vorzüglich der geringere Umfang der Ärmellocher bewirkt es, daß dieser Mantel einem leberrock gleich angezogen werden muß, obgleich er keinesweges diesem Gagen angehört. Der Ärmel, dessen unteres Theil vom Rückentheile ausgeht, ist vorn in 2 tiefen Falten aufgenommen und wird oben durch den non der Schulter ausgehenden Kragen bedeckt; letzterer markirt sich auf der Abbildung durch die Garnitur als sehr spitze Tuchform; in der Gegend der Achsel ist der Kragen in 2 Falten gefaßt und oben herum mit einem Besatz von geflochtener seidener Borte verziert, welcher in Schlangenform nach dem Halsauschnitt heraufgeht. Die untere Garnitur des Kragens besteht aus gleicher Borte und einer festons bildenden Seidenfranze. Uebrigens ist der Mantel nur einfach mit glatter Seidenborte eingefast. 6 große Holzknöpfe schließen vorn den Mantel; die 1ere Reihe desselben betrt 6 Ellen.



Nr. 7. Mantel „Henry II“.
Das Schnittmuster dieses Mantels wird eine der nächsten Lieferungen der „Pariser Modelle“ veröffentlicht.

Hierzu 1 Doppel-Supplement: Schnittmuster enthaltend.

FIG. 6.

Sand

SUPPLEMENT
ZUM
„BAZAR“ 1859, Nr. 42.

FIG. 5.

FIG. 3.

FIG. 2.

Umfschlag des obern Vorderteils (Fig. 3)

Ärmel des obern Vorderteils zum Mantel (Fig. 2)

FIG. 1.

Ärmel des obern Vorderteils zum Mantel (Fig. 2)

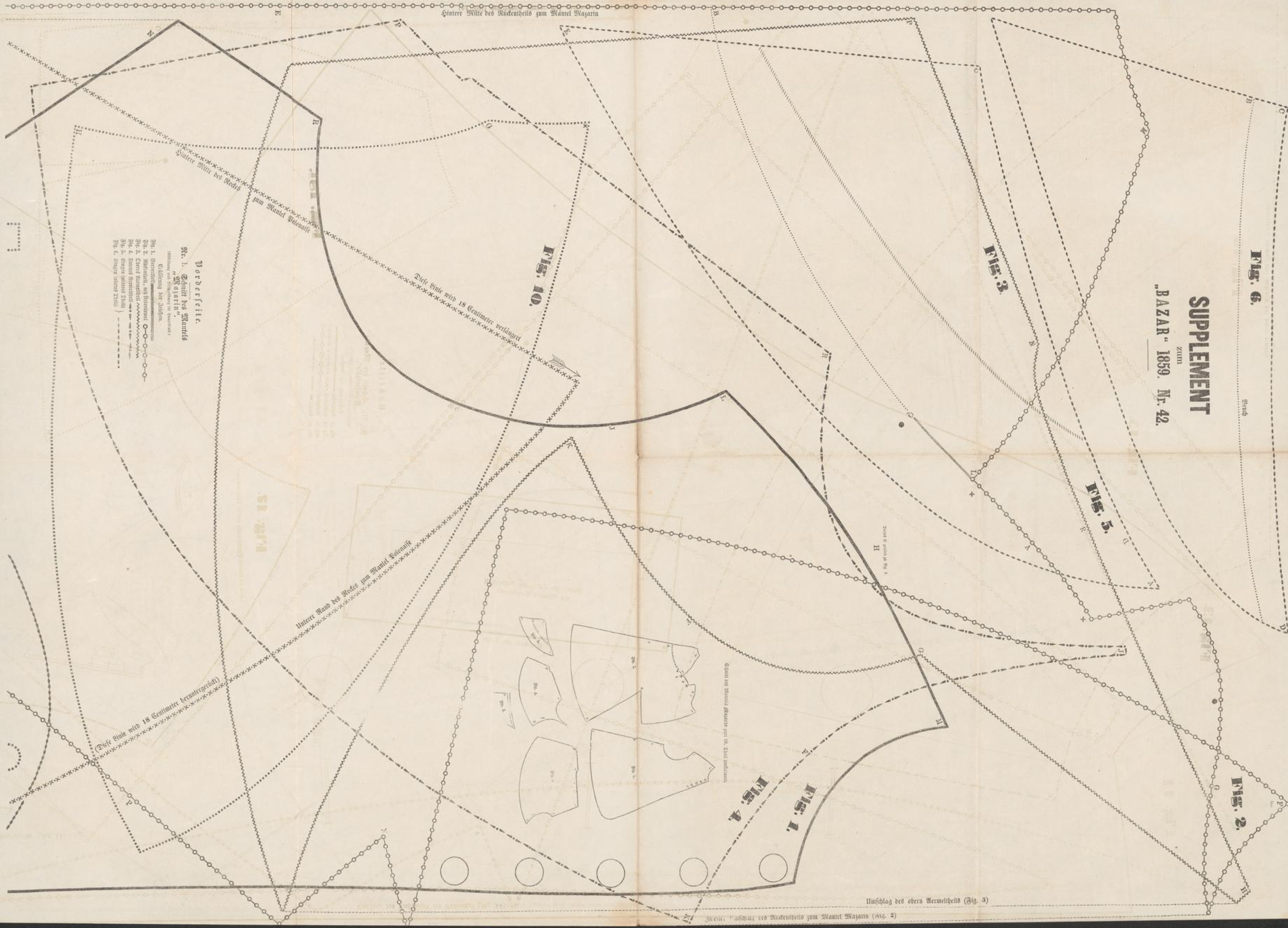
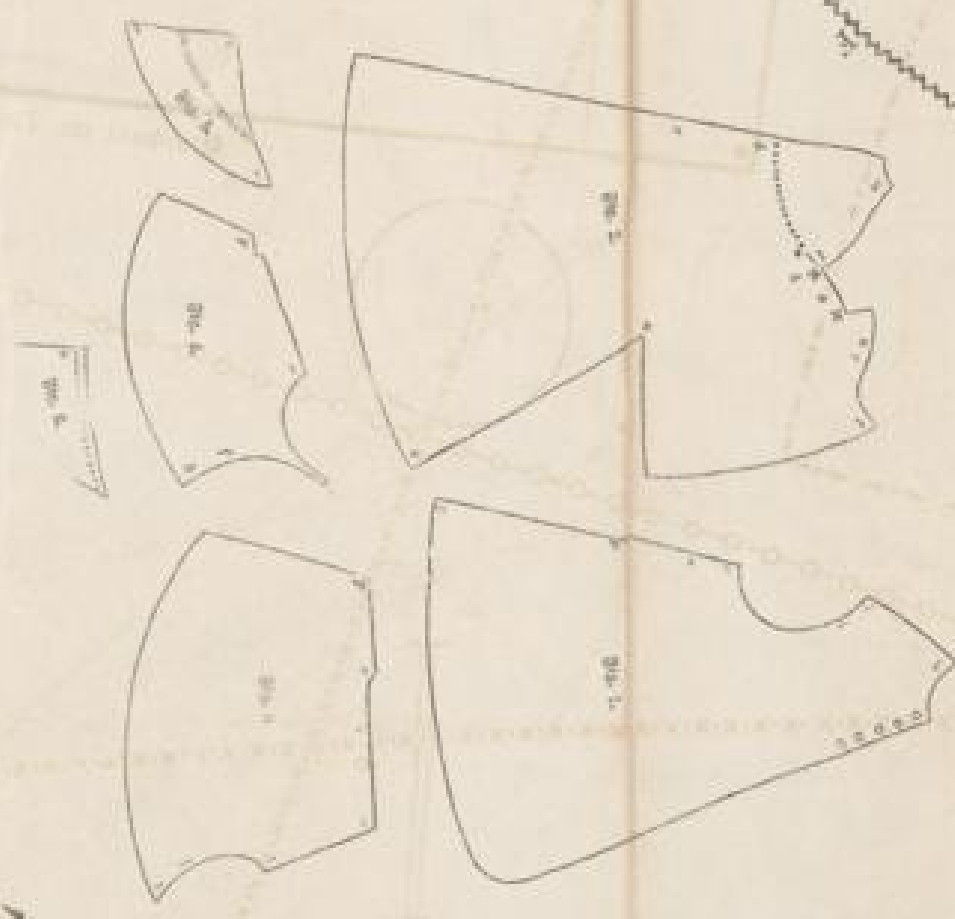
FIG. 10.

Diese Linie wird 18 Centimeter verlängert

Mittlere Saum bei Reiter zum Mantel (Rechts)

Diese Linie wird 18 Centimeter braunroth gefärbt

Vorderteil
Nr. 1. Schnitt des Mantels
von „Bazar“
Erläuterung der Zeichen.
Fig. 1. gestrichelt
Fig. 2. Schnitt, im Vorderteil
Fig. 3. Schnitt, im Vorderteil
Fig. 4. Saum (gestrichelt)
Fig. 5. Saum (gestrichelt)



Spitze Seite des Krönens zum Stand Comfortable

FIG. 16.

TRAMELLE
mit
TASCHEN

FIG. 15.

Spitze Seite des Krönens zum Stand Comfortable

FIG. 13.

FIG. 14.

Umflag des Krönens zum Stand Comfortable (Fig. 14)

Umflag des Umflagens am Seitenheil (Fig. 14)

FIG. 18.

Mühlsteine.
Gr. III. Schnitt des Standes
Comfortable
(entworf. von Schönerer in Wien)
Gr. IX. Geraden
Gr. IX. Geraden
Gr. IX. Geraden
Gr. IX. Krone

Spitze von Stand Comfortable zum 16. Zeit annehmen.

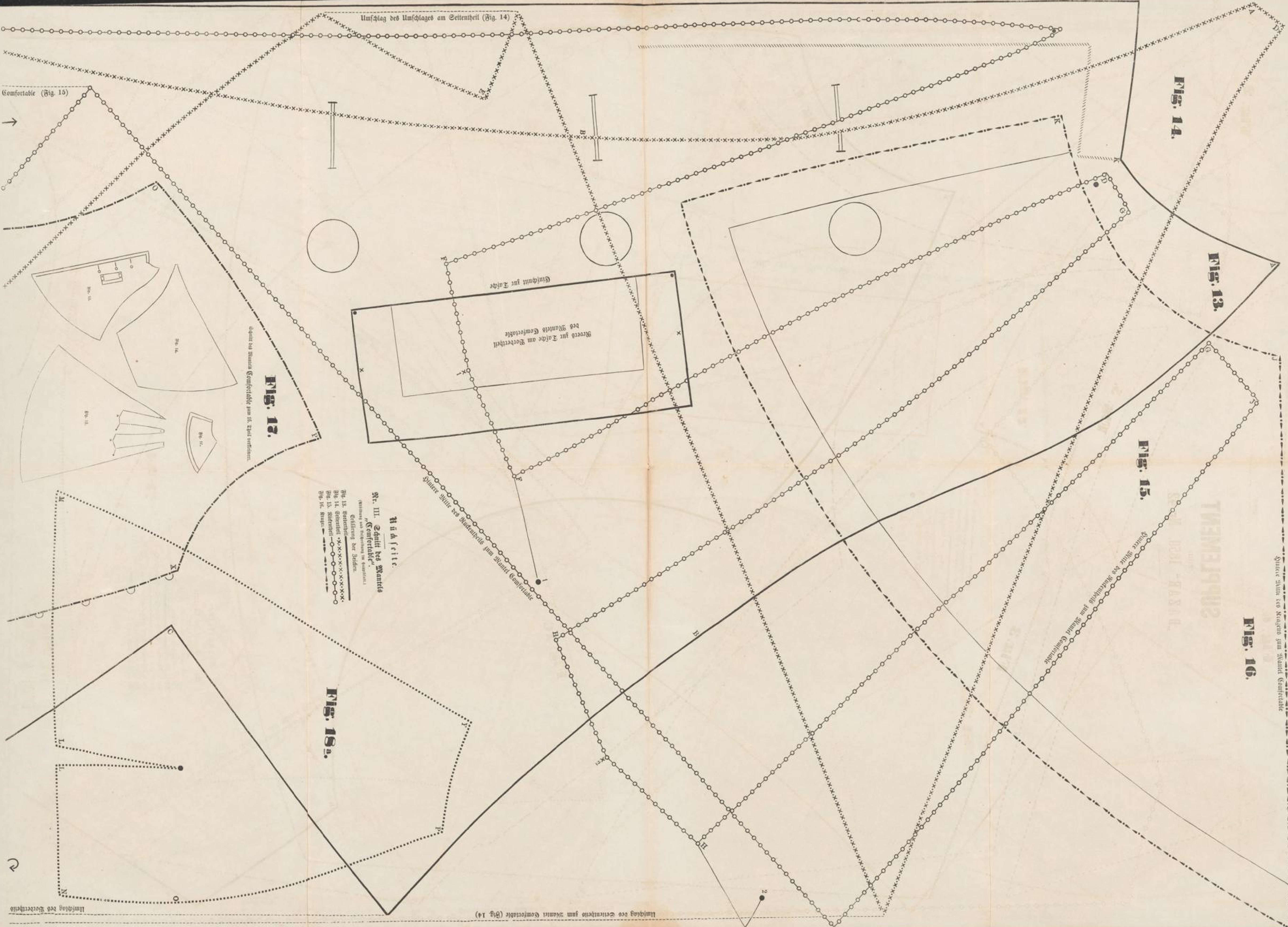
FIG. 12.

Spitze zum Stand am Vorderteil
des Standes Comfortable

Spitze zum Stand

Comfortable (Fig. 19)

Umflag des Krönens



DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 43. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 15. November 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. XV. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Monsieur Sarrazin.

Fig. 1. Haustoilette. — Ueberrock à la Magicienne von schwarzem Taffet, Rock und Taille im Ganzen geschnitten und vom Halsauschnitt bis zum untern Rand durch Knöpfe geschlossen, welche, sowie die Knopflöcher, auf einem 6 Centimeter breitem Saum angebracht sind. Der untere Saum des Rockes ist 12 Centimeter breit. Vorn zu beiden Seiten des Rockes eine schräg eingesetzte Tasche, deren Eingang durch einen in der Mitte übersehnähten Revers bedeckt ist. Halbweiter Aermel mit breitem gespaltenen Revers — Halbpelerine, deren Garnitur, sowie die der Revers an Aermel und Tasche, aus einer einfachen schmalen Taffettrause besteht. Kragen und Manschetten von gesteppter Leinwand. Das Haar ist glatt geschleift, hinten nach innen gerollt und durch eine mit Franzen umgebene Refilla von schwarzer Seidenplattschur gehalten.

Fig. 2. Promenadentollette. — Robe von blauem Seidenpopeline. — Das glatte gerundete Leitchen ist mit schwarzen Spitzenrosetten verziert, welche in zunehmender Größe auch vorn am Rock herunter gehen. Weite offene Aermel, vorn tief ausgeschnitten, nach hinten sehr lang und gerundet. Ein von oben ausgehender, mit schwarzen Spitzen besetzter Schrägstreifen bildet die Garnitur des Aermels, welcher außerdem um den untern Rand mit schwarzen Spitzen und vorn mit einer Spitzenrosette verziert ist. Ein Gürtel, vorn und hinten mit Schwebel, umgiebt die Taille und ist an der Seite unter einer breiten Schärpe geschlossen, welche 3 nach abwärts fallende große Schleifen hat, und ringsum mit schwarzer Spitze besetzt ist. — Weißer Spitzenkragen — Unterärmel von weißem Tüll, unten an ein Bündchen gefast, von welchem eine schwarze Spitze auf den Aermel zurückfällt. — Blauer Krepphut, mit schwarzem Seidentüll (point d'esprit) bedeckt. Innen eine Garnitur von schwarzen Spitzen und blauen Mohblumen.

Am ersten Juni des Jahres 1840 waren alle Bewohner der Stadt Barcelona am Ufer versammelt, nicht nur um die französische Fregatte „La Mirobolante“ in See stechen, sondern mehr noch, um den außerordentlichen Mann, den berühmten Seereisenden, den merkwürdigen Marseiller abreisen zu sehen, welcher sich rühmen konnte, nach dreimaliger Reise um die Welt weder eine seiner Sonderbarkeiten, noch seinen marseiller Accent eingebüßt zu haben.

Jetzt stand dieser merkwürdige Mann, Monsieur Sarrazin, im Begriff, diese gefährvolle Reise zum vierten Mal zu unternehmen, diese Reise, die Cook sogar nur zweimal, Bougainville nur einmal wagte. Das Merkwürdigste an der Sache war aber, daß Niemand wußte, weshalb Monsieur Sarrazin sich den Gefahren der See aussetze, wo er einst sein

braunes Gesicht, seine buschigen Augenbraunen, seine Adlernase, seinen krausen Kopf, seine breite Brust und die halb naive, halb sardonische Heiterkeit lassen werde, die seine Landsleute charakterisirt. Warum unternahm Mr. Sarrazin, der nicht Seemann, nicht Astronom, nicht Geograph, nicht Maler, nicht Philosoph, nicht Schriftsteller, nicht Missionair, nicht Botaniker, nicht von der Regierung mit einer Mission beauftragt war, warum unternahm der gute marseiller Bürger Monsieur Sarrazin in seinem 45. Jahre noch eine Reise um die Welt?

Fromme Leute sagten: Er hat ein Gelübde gethan und will ein in seiner Jugend begangenes Verbrechen abbüßen. Andere meinten, er erfülle einen Liebeschwur mit dieser Reise, auf welcher Cook und Lapeyrouse und noch hundert Andere umgekommen.

Diese Voraussetzungen waren indeß unwahrscheinlich. Sarrazin glaubte an Gott wie alle Marseiller, hatte aber kein

Verbrechen abzubüßen; er hatte viel geliebt, liebte gelegentlich noch, fühlte sich indeß keineswegs bewogen eine Hand voll Schnee von dem Pol zu holen, um ihn in die Hand seiner Geliebten zu legen.

Man mußte also darauf verzichten, den Grund der Reise zu erfahren.

Aber — man brauchte ja nur Mr. Sarrazin zu fragen, und man fragte ihn.

Und was antwortete Mr. Sarrazin?

„Wann die grünen Erbsen erst reben, so werdet Ihr's erfahren!“ und dazu lachte er in sich hinein recht wie ein Marseiller, der sich zugleich blümmern und klüger stellen will, als er ist.

„Werden denn die grünen Erbsen einmal sprechen, Monsieur Sarrazin?“

„Wenn sie in drei Jahren noch nicht sprechen, so habe ich zu sprechen aufgehört.“ antwortete Mr. Sarrazin mit demselben Lächeln, nur leicht verdunkelt durch einen Hauch von Melancholie.

„Aber, Monsieur Sarrazin...“

Mr. Sarrazin gab keine Antwort mehr, sondern stieg ins Boot und segelte ab mit der „Mirobolante“, das Herz voll geheimer Angst und zweifelnder Hoffnung. Er grübelte, weinte, lachte laut, rieb



sich die Hände, starrte den Himmel an, und das Alles nicht nacheinander, sondern zu gleicher Zeit.

Die Bewohner der schwimmenden Stadt, neugierig wie die jeder andern Stadt auf den Festlande, fragten sich auch, was es mit diesem so höchst leidenschaftlichen Mann für eine Bewandniß haben könne.

„Wüßten wir nur, was in den Kisten und Kästen steckt,“ sprachen die jungen Officiere, „so könnten wir vielleicht den officiellen Charakter des Mannes errathen.“

„Meine Herren Officiere!“ „Wissen Sie auch, daß ein Sturm kommen wird?“ „Ei, so wird er auch wieder gehen.“

„Sie scherzen, Monsieur Sarrazin, aber wir sind durchaus der Meinung, kein kluger Mann müsse sein ganzes Vermögen einem Schiff anvertrauen.“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung. Sie sprechen wie die sieben Weisen Griechenlands, meine Herren Officiere.“ „Ein Schiffbruch ist leicht möglich!“

„Sehr möglich.“ „Die Goldbarren sinken so rasch auf den Grund.“ „Als ob sie von Kork wären.“

„Teufelskerl!“ murmelten die Officiere, „nicht ein vernünftiges Wort kann man mit ihm sprechen.“

„Meine Herren Officiere, würden Sie die Gefälligkeit haben mit mir zu speisen? Wir plaudern dann bei Tische von weniger traurigen Sachen.“

Den Officiere gefiel die Bewirthung des Mr. Sarrazin außerordentlich, denn sie war bedeutend besser als die des Staates; delicate Fleischspeisen, außerlesene Gemüse, Wein von den berühmtesten Nebenhügeln aller Zonen.

„Lassen wir es für jetzt dabei bewenden und uns auf dem elastischen Rücken des Ocean mit unserm Sonderling bis nach Gibraltar tragen, wo die „Mirobolante“ 24 Stunden vor Anker lag.“

„Ein Gewitter war im Anzuge, und Monsieur Sarrazin außer sich. Unglaublich war es, welche Qualen diesem Mann, der seit zehn Jahren alle Meere bereist, dieses kleine Gewitter im sichern Hafen von Gibraltar verursachte!“

„Aber, bester Monsieur Sarrazin,“ redete man begütigend ihm zu, „welche unnöthige Angst haben Sie! Hätten Sie einen Milchstram, würde Ihre Waare jedenfalls umschlagen, oder wenn Sie Seidenraupen zögen, könnte das Gewitter Ihr Vermögen zu Grund richten, aber Sie haben ja weder Milch noch Seidenwürmer.“

„Schweigen Sie!“ rief Mr. Sarrazin, sich die Haare ausraufend. (Die Marsellier raufen sich stets die Haare aus, deshalb hat der Himmel ihnen wahrscheinlich so viel gegeben.)

Den Rest der Gewitternacht brachte Mr. Sarrazin damit zu, alle Heiligen des gregorianischen Kalenders bei ihren Vor- und Zunamen anzurufen und seine Kisten zu untersuchen, die nach dem Darsichalten der Mannschaft so sicher aufgehoben waren, als lägen sie im Gepäckzimmer der Douane in Paris.

„Das Gewitter ging vorüber; am andern Morgen verließ die „Mirobolante“ den Hafen von Gibraltar und steuerte dem atlantischen Ocean zu, Mr. Sarrazin's altem Bekannten. Seine Heiterkeit kehrte zurück, er setzte den Strohhut auf, zog seine Weste von gestreitem Zwillich an und knüpfte die Foulard-Gravatte um den Hals, ganz wie ein Colonist von den Antillen aus Paul's und Virginien's Zeiten.“

„Mein Benehmen hat Sie wohl sehr überrascht?“ „Sehr, Monsieur Sarrazin, denn Sie sind weder ein Narr noch ein Gauner.“ „Dass ich nicht wüßte. — Aber — lassen wir das — bekümmern Sie sich nicht weiter darum.“

„Ein Geheimniß ist's so eigentlich nicht. Inzwischen, jeder Mensch hat auf der Welt seine Verantwortlichkeit. Der Capitain hat für sein Schiff zu stehen, Sie haben für das Manöver zu stehen, und ich habe“

„Für was haben Sie zu stehen, Monsieur Sarrazin?“ fragten die Officiere neugierig. „Ich habe — keine Rede zu stehen.“

„Verteufelter Marsellier — er zieht sich mit einem Wortspiel aus der Sphäre, und noch dazu mit einem schlechten.“

„Meine Herren, wir befinden uns jetzt an der afrikanischen Küste, Angesichts der Wüste Sahara, die nichts hervorbringt als sehr unschmackhafte Tiger und durchaus keinen Bordeauxwein. Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, mit mir zu speisen, ich rechne auf Ihre Zusage. Die Speisekarte enthält folgende Gerichte: Suppe mit frischem Gemüse, namentlich mit grünen Bohnen, jungen Erbsen u. s. w.“

Wachteln, Auerhühner, Sommer-, Herbst- und Frühjahrs-Wildpret.“

„Ei, Monsieur Sarrazin, Sie werden uns also mit einer Farce à quatre saisons tractiren.“

„Zun Dessert giebt es Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren.“ „Charmant!“

„Pflaumen und Kirschen.“ „In Essig eingelegt?“ „O nein, bitte recht sehr — noch feucht vom Thau — und Pflirsche“

„Hören Sie auf!“ riefen die Officiere einstimmig. „Sie wollen uns zum Besten haben!“

„Ich verfidere Sie, gestern gepflückte Pflirsche! Nun, Sie nehmen doch meine Einladung an?“

„Unter einer Bedingung.“ „Unter welcher?“

„Wenn Sie uns angeführt haben, so“

„So erlaube ich Ihnen mich einen Taugenichts zu schelten und mich als Futter den zahlreichen Haifischen vorzuwerfen, die diesen gastfreien Ocean bevölkern. Zu Tische! Zu Tische!“

Sarrazin hatte nicht im Mindesten übertrieben, und die Officiere der „Mirobolante“ konnten vor Erstaunen nicht zu sich kommen. Röstlicher Wildbraten, junge Gemüse, frisches Obst ergözte den Gaumen der jungen Männer, welche indessen sonderbarerweise weit weniger dankbar als neugierig waren, und sich vornahmen, ihrem großmüthigen Wirth sein Geheimniß abzuloden. Sie nöthigten ihn daher stark zum Trinken, und Mr. Sarrazin ging in die Falle. Er fing an zu singen, d. h. lateinische Gebete, was bei den immer frommen Marsellieren den höchsten Grad trunkenen Verückung anzeigt.

Mit Fragen war jedoch nichts aus ihm herauszuloden; endlich kam einer der jungen Leute auf den Gedanken, sich des Schlüssels zu bemächtigen, den Mr. Sarrazin in der Tasche trug. Gedacht, gethan. — Es war nicht schwer dem Taumelnden den Schlüssel zu entwenden, und die Officiere, selbst bedeutend angetrunken, was ihnen einigermaßen zur Entschuldigung dient, stiegen leise in das Zwischendeck hinauf, um die geheimnißvollen Kisten des Mr. Sarrazin zu öffnen und vielleicht das Mysterium seiner Reisen zu ergründen.

Der kühnste der jungen Seelente steckte den Schlüssel in das Schloß einer der Kisten, während die Uebrigen in athemloser Erwartung dabei standen. Aber plötzlich leuchtet ein Blitz, knallen drei Pistolenschüsse zugleich, und zwei Officiere sinken getroffen zurück. Geschrei, Lärm, Schreden verbreiten sich auf der ganzen Fregatte. — Alles läuft zusammen, forscht und erräth die Wahrheit. Die jungen Officiere hatten das Geheimniß des Mr. Sarrazin ergründen wollen, doch da dieser für solche Fälle seine Schloßer bewaffnet, war die Neugierde ihnen schlecht bekommen. Zum Glück hatten die Getroffenen nur leichte Streifwunden, doch der verdiente Beweis des Capitains blieb nicht aus, und nächst ihrer Strafe ward ihnen anbefohlen, bei Mr. Sarrazin sich zu entschuldigen.

Dieser antwortete ihnen freundlich: „Meine jungen Officierchen, es liegt Ihnen wohl sehr viel daran, den Inhalt meiner Kisten zu kennen?“

„Sehr viel.“ „Nun, in zwei Jahren und einigen Monaten sollen Sie ihn kennen, wenn Ihnen dann noch daran liegt, und ich nicht todt bin.“

„Zwei Jahr — das ist sehr lange!“

„Ihre Neugierde, den Inhalt früher kennen zu lernen, ist zu meinem Bedauern Ihnen schlecht bekommen. Aber — was glauben Sie wohl, welches Gefühl beim Anblick der geöffneten Kisten Sie ergreifen würde?“

„Bewunderung vielleicht?“ „Nein, meine jungen Herren.“

„Oder Furcht?“ „Nein!“ „Schrecken?“

„Noch weniger!“ „Verzweiflung . . .“ „Erst gar nicht!“

„Nun, was dann?“

„Sie würden in ein ungeheures Gelächter ausbrechen, wenn Sie sähen, was in diesen eisenbeschlagenen Eisenkisten enthalten ist.“

„Er spottet unserer,“ dachten die Officiere, und ihre Neugierde wuchs womöglich noch. Die unerträgliche Hitze entflammte die Köpfe, man sprach von nichts Andern, als von dem wunderlichen, unergründlichen, großmüthigen, ironischen Marsellier.

Gott weiß, was aus dieser wüthenden Neugierde geworden wäre ohne ein erstes Ereigniß. Eine tiefe, matte Stille lagerte sich hemmend um die Planken der Fregatte. Fünft, zehn, vierzehn Tage verstrichen, und diese gänzliche Windstille, noch entsetzlicher gemacht durch glühende Hitze, entnuthigte die Mannschaft der „Mirobolante“ aufs Höchste. Wasser und Provision begannen zu mangeln. Seit einem Monat befand die Fregatte sich unter der Linie — eine Crisis, von deren Leiden Bewohner des Festlandes sich keine Idee machen können. Die Muthlosigkeit der Mannschaft ward Furcht, die Furcht Verzweiflung.

Ein einziges Wesen strahlte vor Freude und Glück. Der brave Mr. Sarrazin. Jeden Morgen revidirte er seine Kisten und sprach: — „Vortrefflich — alles in gutem Zustande — der Sieg ist entschieden. Fünfzig Grad Hitze — und kein Unglück zu beklagen!“

Empört über diese Gleichgiltigkeit gegen die trostlose Lage des Schiffes, revoltirte die gesammte Mannschaft gegen Mr. Sarrazin. Sie nannten ihn Herenmeister, Spion, Zauberer — die Seelente sind abergläubisch, und Aberglaube macht grausam; so sprachen sie denn ernstlich davon, Mr. Sarrazin zu ertränken. Fatale Lage!

Der Capitain, diese gereizte Stimmung erfahrend, rief dem Marsellier seine Freude zu mägen, da er vielleicht beim besten Willen durch seine Capitains-Autorität ein Verbrechen nicht verhüten könne. „Was,“ rief Mr. Sarrazin. „Hunger und Durst kö-

nen die Menschen so grausam machen? Warum sagten die Leute nichts? Und am nämlichen Tage ereignete sich ein Wunder auf der „Mirobolante“; frische Speisen wurden aufgeschickt, Bordeaux und Champagner floß, Dank Mr. Sarrazin, der seine Zauberkünste sogar noch weiter trieb, und Jedem ein Bouquet natürlicher Rosen und Tulpen verehrte. Grüne Bohnen und Rosen unter der Linie! Mr. Sarrazin hatte Friede und die beiden Bosco besiegt! Er ward im Triumph umgetragen, man hätte ihm die Pferde abgesehen, wenn am Bord einer Fregatte dergleichen gewesen wären.

Ein Glück kommt nie allein, und so erhob sich auch an demselben Abend ein frischer Wind, blähte die Segel, setzte das Schiff in Bewegung, und nach einem Monat fortbauend glücklichster Fahrt warf die Fregatte vor Pondichery Anker, wo sie schon dreimal gewesen, und die Leute dort sagten: „Da kommt der geheimnißvolle Sarrazin, der seinen großen Plänen nachgeht.“

In Pondichery schaffte er seine Kisten ans Land, 1500 an der Zahl, denn die „Mirobolante“ war nicht bestimmt, die Reise um die Welt zu machen. Zwei Monat später schiffte er sich mit seinen Kisten wieder ein auf dem großen Brahma, einem englischen Schiff von 2000 Tonnen, welches auf Entdeckung neuer Länder am Südpol ausging. Die Zeit der Reise war auf zwei Jahre berechnet und füllte also ungefähr den Zeitraum aus, an dessen Schluß Sarrazin's Geheimniß der Oeffentlichkeit Preis gegeben werden sollte.

Die Besatzung der „Mirobolante“ trennte sich mit Bedauern von Mr. Sarrazin, der seinen guten Freunden, die unter der Linie ihn hatten ertränken wollen, ein Abschiedsdejeuner gab, von dem noch heut zu Tage in Madras, in Bombay, in Calcutta, in Patnam, in Seringapatam gesprochen wird. Das Fabelhafte an diesem Dejeuner war, daß jede Speise oder jedes Dessert ein Datum trug, welches, das Alter derselben befindend, ganz unglückliche Dinge verkündete. So las man z. B.: Kräutersuppe von 1838. Eine dreijährige Kräutersuppe, denn man schrieb 1841 — man denke, aber sie war delicia.

Cotelettes à la minute aus demselben Jahre 1838. — Ausgezeichnet. — Diese Minute hatte also drei Jahre gedauert. Frische Butter von 1839. Huhn von 1835. „Zart wie Thau —“ murmelte Mr. Sarrazin.

Und wie dann die Gäste einander zuriefen: „Reichen Sie mir den Entenbraten von 1834 — Erdbeeren von 1833 — Crème von 1835!“ so frisch und schön, als wäre er erst eben aus der Conditorei geholt.

Die Lobspprüche wollten nicht enden, und Mr. Sarrazin weinte vor Stolz.

„Er hat uns lieb!“ sprachen die Officiere der „Mirobolante“, die ihn wirklich sehr ungern vermigten. Sie drangen nicht mehr in ihn, sein Geheimniß zu erfahren, doch er, seltsam, er hätte es jetzt vielleicht gern gesagt, wären sie nur ein klein Wenig dringend geworden. Er war so gerührt.

Endlich trennte man sich mit Thränen — Champagnerthränen.

Mr. Sarrazin reiste nach zwei Monaten, wie bereits erzählt, nach dem Südpol auf dem englischen Schiff: der große Brahma. Doch nach Ablauf eines Jahres waren weder in London, noch in Havre oder Liverpool Nachrichten von der Expedition eingelaufen. Das war beunruhigend. Zwei Jahre vergingen, und noch keine Nachricht. — Da rüstete man endlich 1845 in London ein Schiff zur Aufsuchung des verunglückten Brahma. Vergebens umsegelte dieses Schiff Australien, durchstriefe den Archipel von Neu-Seeland in allen Richtungen — kein Bruch eines Schiffes zeigte sich, und man mußte die Hoffnung aufgeben.

Ein marsellier Handelshaus indessen verzweifelte noch nicht, sondern sandte gleichfalls ein Schiff aus, den Brahma zu suchen, und besonders, um etwas über das Schicksal des muthvollen, unglücklichen Sarrazin zu erfahren.

Das Schiff führte den Namen: Rhinoceros und stand unter der Leitung des Capitains Magloire aus Saint-Tropez.

Capitain Magloire stellte zwei Monate hindurch vergebliche Nachforschungen im südlichen Eismeer an, und wollte endlich, ebenfalls entnuthigt, seinen Voratz aufgeben. Da gewahrte er eines Tages, zwischen Eisblöcken eingekesselt, eine große Holzmasse. Die Schaluppe ward ausgesetzt, Capitain Magloire mit Einigen seiner Mannschaft fährt zu dem gescheiterten Schiff, und liest den Namen: der große Brahma. Das war also das Schiff, auf dem der unglückliche Sarrazin gereist. — Der Capitain mit den Seinen steigt an Bord. — Die Mannschaft des Brahma ist dort, aber erfroren, bedeckt von Schnee und Eis, als wäre sie kristallisirt.

In einer Cajüte fand Capitain Magloire den braven Sarrazin am Tisch sitzend, todt, die Feder in der Hand, doch sanfte Heiterkeit in den Zügen. Auf dem vor ihm liegenden Blatt standen folgende, von der Geschichte aufbewahrten Worte:

„Den 28. December 1844. Wir werden im Eise umkommen. Schrecklicher Gedanke! Untommen in einem Augenblick, wo ich die Früchte meiner Arbeit zu ernten hoffte. Denn durch diese vierte Reise um die Welt, die ich auf Kosten des Hauses Malitourne in Marseille unternommen, wollte ich bei meiner Rückkehr beweisen, daß die Conserven des besagten Hauses Malitourne zehn Jahre hindurch dem Witterungswechsel in allen Zonen widerstanden haben, daß seine grünen Bohnen, seine grünen Erbsen, sein Wildcompot, seine Crèmes, seine Früchte, Erdbeeren, Aepfel und Birnen keine Veränderung erlitten haben auf den Fahrten von der Linie zum Pol und von dem Pol zur Linie, was die 1200 Kisten bezeugen werden, die im untern Schiffsraum liegen. Aber wer wird es erfahren? Niemand! Alles habe ich conservirt, nur mich nicht! . . .“

Man hat es aber erfahren, braver Sarrazin, unsterblicher „Conservateur“, und Dein Ruhm wird nicht so bald erlöschen, wird ewig strahlen neben dem des berühmten Holländer Willem Beukels, der seinen Landknechten lehrte, die Heringe einzufalsen, ein Ruhm, der jedenfalls noch größer sein würde, hätte der besagte Holländer uns auch zugleich gelehrt sie zu essen.

Es könnte noch schlimmer sein.

Es bleibt ein zwar trauriger, doch auf gewisse Weise tröstlicher Spruch: „Kein Zustand ist so schlimm, daß es nicht einen noch schlimmern gäbe, und wer sein Bein gebrochen hat, mag Gott danken, daß es nicht der Hals war.“ Wie oft klagten wir nicht über ein unbedeutendes Mißgeschick, welches, verglichen mit dem Unglück, das vielleicht eine befreundete Familie heimsucht, zu Nichts herabsinkt. — Schönheit wird erhöht oder verdunkelt, Raum erweitert oder verringert, Farbe und Ton verändert, das Gefühl des Schmerzes oder der Freude erhöht oder gedämpft durch den Vergleich.

Ich hatte eine Freundin, die, so oft sie in ihrem an Prüfungen reichen Leben durch Kummer und Unglück heimgekehrt ward, stets ihre Lage mit der noch mehr Bedrängter verglich, und sprach oder dachte: „Es könnte noch schlimmer sein!“ Mit dieser Betrachtung kam ein Gefühl der Dankbarkeit in ihre Seele, daß das größere Glend ihr erspart sei; mit Geduld und Heiterkeit trug sie die ihr auferlegte Last und blieb bewahrt von dem so häufigen, selbstsüchtigen Irrthum, welcher stets das eigene Kreuz für schwerer hält, als das, welches auf anderen Schultern lastet.

Einst fragte ich meine Freundin, wie sie dazu gekommen sei, den oben erwähnten Spruch zu ihrem Trostspruch zu machen, und sie beantwortete meine Frage mit folgender Erzählung:

„Meine frühe Jugend war reich an Genüssen und Hoffnungen, doch dieser schönen, ruhig frohen Zeit folgte eine stürmische, welche mich jedes bisher besessenen Glückes beraubte. Vermögensverlust, Verrat treu geglaubter Freunde, Krankheit meiner nächsten und theuersten Lieben, führten auf mich ein. Dabei war ich, trotz meiner eigenen, täglich zunehmenden Schwäche genöthigt, für das tägliche Brod zu arbeiten. Mehrere Jahre rang ich mit den bittersten Lebensarbeiten, aller Muth war von mir gewichen, mit banger Furcht blickte ich in die Zukunft, ohne Dank für das genossene Gute in die Vergangenheit, und war fast überzeugt, mein Loos sei das härteste, das jemals über Sterbliche verhängt gewesen.“

Zu dieser Zeit mußte ich in Geschäften nach einer entfernten Stadt reisen, wo ich häufig einen sehr liebenswürdigen Familienkreis besuchte, in welchem Glück und Zufriedenheit sich unerschöpfbare Altäre erbaut zu haben schienen. Doch das ruhige Glück dieser freundlichen, friedlichen Häuslichkeit machte mich nur noch trauriger, wenn, wie ich nicht unterlassen konnte, ich es mit meinem eigenen, rühelosen, sorgenvollen, unbefriedigenden Dasein verglich.

Die holden Kinder des Hauses zeigten bald eine große Anhänglichkeit an mich, wie Täubchen flogen sie mir nach, wohin ging ich, und hingen an mir mit einer Zärtlichkeit, welche meinem vereinsamten Herzen sehr wohl that. Einige Male, da ich mit den Kleinen plauderte, hatte ich, hinter einer offenen Thür verborgen eine verhüllte Gestalt bemerkt, welche mich zu beobachten schien, doch wenn ich aufstand und mich der Thür näherte, war die Gestalt verschwunden. Von Tag zu Tag wuchs meine Neugier, doch hielt Höflichkeit mich von directen Fragen zurück, denn es war fast unmöglich, daß die Bewohner des Hauses nicht gesehen haben sollten, was ich sah. Zuweilen, wenn ich den lauschenden Kindern von den auf meinen Reisen überstandenen Gefahren erzählte, schien es mir sogar, als höre ich einen theilnehmenden Scufzer von jener Thür her, wo die räthselhafte Gestalt verborgen war.

Endlich siegte meine Neugier über jede Rücksicht, und ich wandte mich eines Tages zu der liebenswürdigen Dame des Hauses mit der Bemerkung: „Sie wissen, daß ich entsetzlich abergläubisch bin, und jetzt sehe ich fast auf dem Punkte zu glauben, daß ein überirdisches Wesen in unserer Nähe weilt. Halten Sie mich nicht für allzu anmaßend, obgleich ich wohl fühle, daß ich es bin — aber — ich bitte — sagen Sie mir, wer ist jenes Wesen. Jetzt, in diesem Augenblick sehe ich die Falten eines weißen Kleides und möchte gar zu gern wissen, wen es birgt.“

Kaum hatte ich diese Worte beendet, als ein Schmerzensjaurei mein Ohr traf und ich deutlich die Gestalt eines jungen Mädchens entdecken sah.

Eine tiefe Stille herrschte. Die Mutter blickte tief betrübt vor sich nieder, die Kinder drängten sich an sie, doch keines sprach.

„Arme Helene!“ sprach endlich die Mutter. „Wie schade, daß Sie sie bemerkten; sie fand so viel Vergnügen daran, Ihnen zuzuhören und Sie zu beobachten.“

„Helene? Wer ist die Dame? Gehört sie zu Ihrer Familie?“

„Ja! eine Tochter aus meines Mannes erster Ehe, ein junges Mädchen von sechszehn Jahren. Sie ist — das arme Mädchen ist — sehr krank.“

„Aber will sie denn nicht hereinkommen, da sie mich gern sieht? Ich möchte sie sehr gern kennen lernen. Bitten Sie sie, hereinkommen.“

„Nein — sie kann nicht — sie zieht es vor, sich nicht sehen zu lassen — unmöglich“ — erwiderte die Dame des Hauses mit verlegener Miene und wandte das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

Bei den nächsten Besuchen, welche ich im Hause meiner lebenswerthen Gastfreunde machte, sah ich kein weißes Kleid mehr hinter der halbgeöffneten Thür, hörte keinen Laut, welcher auf die verborgene Lauscherin schließen ließ, doch meiner Phantasie war die unbekante Helene stets gegenwärtig. Warum erschien sie nicht mehr? Welches Geheimniß umgab sie? Warum konnte sie sich nicht sehen lassen?

Gepeinigt von diesen Zweifeln, wagte ich einmal, meine gültige Freundin nach Helenens Befinden zu fragen.

„Ihr Zustand bleibt sich gleich,“ antwortete sie sehr ernst — „es ist keine Aussicht auf Besserung.“

„So ist ihr Zustand ein hoffnungsloser?“

„Gänzlich hoffnungslos,“ und sie ging zu einem andern Gesprächsgegenstand über.

Einige Tage nachher stand zufällig die Thür offen, als ich meine Freunde besuchte, so daß ich ohne zu klingeln oder zu klopfen eintrat. Bei meiner unvermutheten Annäherung sah ich, wie ein junges Mädchen schreitend die Treppe ergreift und die Treppe hinaufsteigt. War das der Schritt einer hoffnungslos Kranken? Keine Spur von Schwäche war in dem leichten Gang zu gewahren, und die Gestalt, obgleich zart, fast

zerbrechlich, ließ sogar eine gewisse graziose Elasticität nicht vermiffen. Das Gesicht der Flüchtigen war zum Theil mit einer weißen Binde bedeckt, welche nur Augen und Stirn frei ließen, zwei große furchsam blickende blaue Augen und eine schmale weiße Stirn, an welche das braune Haar, sorgfältig gescheitelt, sich angeschlossen. War das Helene?

Ich erzählte der Hausfrau diese meine Begegnung und bat sie, Muth fassend, mir die Krankheit des jungen Mädchens genauer zu bezeichnen, für das ich ein unbeschreibliches Interesse fühlte. Nicht ohne Widerstreben erzählte Helenens Stiefmutter mir Folgendes.

„Helene verlor ihre Mutter sehr früh und ward nach deren Tode einer Amme übergeben, die gewissenlos genug war, dem Vater des Kindes und dem Arzt zu verbergen, daß sie scrophulös sei. Das kleine Leichen war ein schönes, gesundes Kind, doch die Nahrung, die sie einlog, verdarb und vergiftete ihre Säfte. Mit ihrem vierzehnten Jahre, in dem Alter, wo andere junge Mädchen durch ihr Neugierdes das Auge erfreuen, zeigte sich der zerstörende Einfluß der Krankheit in furchtbarer Gestalt. An der Nase zeigte sich ein krebsartiges Geschwür, die Sprachwerkzeuge wurden so angegriffen, daß die Sprache darunter litt, und den Augen drohte Blindheit. Die Leiden des armen Kindes gingen über alle Beschreibung hinaus. Nach einer Zeit der schmerzhaftesten ärztlichen Behandlung ward der Fortschritt der Krankheit gehemmt. Das Halsübel griff nicht weiter um sich, doch der Gaumen war bereits zerstört und dadurch behielt die Stimme einen unangenehmen gurgelnden Ton; sie konnte wieder sehen, doch ein Theil der Nase war von der gräßlichen Krankheit zerfressen und die Entstellung so groß, daß Niemand die hübsche Helene in dem verunstalteten Wesen zu erkennen vermochte. Sie lebte in vollkommener Zurückgezogenheit, floh vor Fremden und konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein Auge sie beobachtete. Ging sie ja auf der Straße, so verschleierte sie sich so dicht, daß sie kaum zu athmen vermochte.“

Sie hörte ihre jüngeren Schwestern erzählen von den Freuden und Vergnügungen, die sie nicht theilen konnte; sie sah sie aufwachsen in Schönheit und Gesundheit, während sie selbst kranker und verunstalteter ward. — Ach, die Arme fühlte nur zu sehr die Entbehrungen ihres Lebens, nur zu sehr den nicht abwendenden Fluch, der ihr ganzes Dasein vergiftete!

Die Kinder sprachen so viel von Ihnen, daß Helene sehnlichst wünschte, Sie zu sehen. Mit unserm Wissen verbarg sie sich hinter die Thür, um, selbst ungesehen, Sie zu beobachten.“

Diese Mittheilung rührte mich tief, und ich bat meine Freundin inständig, mich mit Helenen bekannt zu machen, sie mich sehen und mit ihr reden zu lassen.

Lange sträubte sich die Kranke gegen diese Bitte, doch endlich gab sie, von eigenem Interesse bewogen, nach und ließ von der gültigen Stiefmutter sich mir zuführen, welche Helenens zitternde Hand in die meine legte.

Welche Höhe menschlichen Glends schloß die Geschichte dieses jungen Mädchens ein!

Helenens lebhaftes Temperament trug zur Vermehrung ihrer Leiden unendlich viel bei. Sie besaß leicht erregbares Gefühl, glühenden Enthusiasmus, brennende Sehnsucht zu lieben und geliebt zu werden, mit ihren Mitmenschen vereint sich zu freuen, mit ihnen zu verkehren, zu gefallen, und diese allgemeinen Gaben und Freuden der Menschheit waren ihr versagt.

Demohnachtet war sie nicht ganz unglücklich. Die Saat der Frömmigkeit, frühzeitig ihr ins Herz gesät, trug Früchte, welche ihrem Geiste Nahrung boten und ihn retteten vor dem Abgrund der Verzweiflung.

Ein Glück noch sollte ihr werden — das ungehoffte der Freundschaft. Die arme Helene faßte eine tiefe, fast vergötternde Neigung zu mir, die ich mit theilnehmender Liebe erwiderte. Meine Besuche galten jetzt vorzüglich ihr, und als die Zeit kam, da wir uns trennen mußten, und sie schluchzend sich aus meinen Armen wand, ergriß sie meine Hand, welche ich erhob, ihre Thränen zu trocken, und steckte mir an den Finger einen goldenen Ring mit einem Herzen.

„Sieh ihn oft an,“ bat sie, „denke an mich oft, oft, oft!“ Es war traurig und seltsam zu hören, wie diese heilere, hoße Stimme, von Nührung zitternd, so stehende, zärtliche Worte sprach — seltsam, die trüben, unruhigen Augen zu sehen, so liebe-, so threnenvoll.

„Denke an mich oft, oft!“ hatte sie gesagt. Wer hätte sie vergessen können? Hat das unglückliche Mädchen doch mein ganzes inneres Leben umgewandelt, mich zufriedener und besser gemacht. So oft ich den einsamen Goldreif mit dem Herzen ansah, dachte ich: Helene, was sind meine Sorgen, meine Leiden gegen die Deinen? Was sind meine Opfer, meine Entbehrungen, verglichen mit der freudlosen Oede Deines Daseins? Wie will ich wieder klagen und jammern, sondern stets denken, wie viel schlimmer mein Loos sein könnte.

Helene blieb mit stets wachsender Liebe mir bis zu ihrem Tode zugethan; ihre Briefe enthüllten mir das warme, so hartgeprüfte Herz. Als ich nach einigen Jahren, um manchen Glückreicher, mit mancher geheilten Wunde wiederkehrte, die arme junge Freundin noch einmal zu sehen, hatte sie nur noch einen liebevollen Blick für mich, denn der ershörende Tod berührte ihre Seele, die arme Gesangene aus dem Kerker des elenden Körpers zur Freiheit zu führen.

Der Gedanke an Helene lebt unauslöschlich in meinem Herzen; er ist es, der manchem scharfen Pfeil die Spitze abgebrochen, mir manche schwere Bürde erleichtert, denn ihr Geschick lehrte bei jeder Prüfung, bei jedem Kummer mich denken:

„Es könnte noch schlimmer sein!“

[4302]

Gedanken über die Liebe.

Mit der Liebe ist es eine eigene Sache. Unzählige Menschen, Männer und Frauen, oder vielmehr Jünglinge und Mädchen, lachen und spotten, wenn von der Liebe und ihrer Macht die Rede ist, ohne sich deshalb dieser Macht entziehen zu wollen. Ernste, ehrbare Leute schütteln den Kopf, runzeln die Stirn, mit salbungsvoller Weisheit gegen die Thor-

heit der Liebe predigend, und sind vielleicht in der nächsten Stunde schwach genug, in die Schlingen dieser „göttlichen Thorheit“ zu fallen. Mit der Liebe kommt das Leid, kommt die Freude in das Menschenherz; Liebe ist die Grundursache einer Fülle von Weh, Schmerz, Verwirrung und Irrthum auf Erden. — Das zeigt uns ein Blick auf die Geschichte der Vergangenheit, auf das Leben um uns her, oft auch ein Blick in das eigene Herz.

Jedes junge Wesen sehnt sich, die Liebe kennen zu lernen. Höhere Naturen fordern nur Befriedigung der Leidenschaft, im Allgemeinen aber ist die Liebe der Jugend voll Zartheit und reinen Gefühls. Dagegen entbehrt sie der Tiefe, denn selten ist die erste Liebe zugleich die beste Liebe. Gewöhnlich ist sie nur das schöne, reizend heitere Vorspiel zu der Hymne der großen wahren, das Leben beherrschenden Liebe.

Zuweilen freilich dauert auch eine erste Liebe, vertieft und kräftigt sich zu einer das ganze Leben ausfüllenden Empfindung, doch nicht oft bietet sich uns dieser erhebende Anblick. Wie süße Lieder die Dichter auch von der ersten Liebe singen, selten tritt ihr Inhalt der Wahrheit und Wirklichkeit nahe. Das schwellende, sehnende Herz der Jugend, schmachtend, seine Gefühle in ein anderes Herz zu ergießen, strömt leicht über bei der leiften zufälligen Verührung und trägt seine, in sich fertige schwärmerische Neigung auf den ersten, besten Gegenstand über. Eine weiße Stirn, ein zierlicher Fuß, eine schöne Hand, ein strahlendes Auge, frische Lippen, eine sanfte Stimme genügt, die Flamme der Leidenschaft in einem jungen Herzen zu entzünden und tausend Thorheiten begehen zu lassen, an welche nach einer Reihe von Jahren der gereifte Verstand mit ungläubigem Lächeln zurückernt.

Die Liebe dagegen, welche in den reiferen Lebensjahren das Herz ergreift, verfliegt selten, außer in einem oberflächlichen oder niedrigen Charakter, oder, wenn der Unwerth ihres Gegenstandes ihre Dauer unmöglich macht.

Wie dem menschlichen Wesen, das zu spät der Hand begegnet, welche die Macht besitzt, den innersten Saiten seines Herzens sympathische Töne zu entlocken und es auf die möglichst hohe Stufe der Kraft, des Glückes, der innern und äußern Vollendung zu heben. In diesem Geschick liegt eine Bitterkeit, die über die Bitterkeit des Todes hinausgeht. Gott schütze Dich, Leserin, vor dieser Erfahrung.

Jedes Wesen sollte, ehe es ein Bündniß „auf ewig“ schließt, in der eigenen Seele nachforschen, ob die ihm innewohnenden Eigenschaften und Empfindungen auch das Glück eines solchen, gemeinschaftlichen Lebens verbürgen.

Wenn der Schwärmerei und Gluth der Liebe sich die Ueberzeugung zugesellt, daß Neigungen und Ansichten übereinstimmen, daß die gegenseitige Liebe die Herzen ihrem Gott näher führen, daß Eines des Andern Fehler ertragen, Eines das Andere lieben könne und werde bis zum Tode, dann ist die Liebe von echter Art, dann wird sie die Herzen aneinander fetten zu innig geistiger Vereinigung, welche den Verfall der Jugend und Schönheit überdauert. Eine solche Liebe kann wagen, dem geliebten Wesen die Hand zu reichen zu dem Wege durchs Leben bis zum Grabe, ohne zu fürchten, daß mit jedem Schritt die Herzen weiter und weiter voneinander sich verirren.

Gott bewahre jedes Herz vor einer so trostlosen Vereinigung, gegen welche Einsamkeit Glück ist, und gebe Allen zu der Wahl des Gefährten auf der Lebensbahn einen klaren Blick, ein weises und reines Herz.

Wir können uns nicht verlagen, hier ein uns kürzlich eingesandtes Lied von Schlesiens begabtestem Dichter, Hermann Neumann, folgen zu lassen, da es dem oben Gesagten als sinnige Ergänzung sich anschließt:

Der Glaube an die Liebe.

Wohl ist es schön, wenn mir Dein Auge lacht,
Wenn mir Dein Wort erzählt, Du seist mir hold;
Doch beuge ernst und still Dich auch der Macht,
Die immer Dich verklären hat gewollt.
Im Innern tief erblühen höchste Gaben,
Gespiegelt zur Blüthe vom Gefühl so rein,
Nur mußt Du meinem Willen dienstbar sein,
Den Glauben an die Liebe mußt Du haben.

Es tändelt sich so süß in junger Zeit,
Es glüht so froh vom rosem Angeicht,
Zum höchsten Schwur ist gern der Mund bereit,
Webt scherzend sich das lieblichste Gedicht;
Doch sollst Du Dich am Ernst der Mahnung laben
Durch alle Jahre mit gleichmüth'ger Lust,
Und willig ruhen an des Tablers Brust,
Du mußt den Glauben an die Liebe haben.

So schön Du bist, Du könntest schöner sein,
So gut Du bist, allgütig sein ist schwer.
Wärst wie ein Engel Du so feusch und rein,
Die Liebe wünscht und fordert dennoch mehr.
Ihr Ideal, so tief ins Herz gegraben,
Vollenden will sie es und schau'n in Dir,
Du aber wirst Dich heiligen in ihr,
Kannst Du den Glauben an die Liebe haben.

H. Neumann.

Das Loos des Genie.

Es ist traurig, ein Genie zu sein. Vielleicht werden Viele ungläubig den Kopf schütteln, weil sie im Grunde des Herzens nichts sehnlicher wünschen, als ein Genie zu sein. Wünschet es nicht. Ihr wünschet euch damit tausendfachen Glend, von dem ihr jetzt keine Vorstellung habt.

Zuerst bricht dem genialen Menschen fast das Herz, ehe seine Umgebung erkennt, was ihm fehlt, daß er nicht an seiner Stelle. Gewöhnlich wird er für närrisch gehalten, oder mindestens für überspannt. Zu Hause wird er geneckt und verspottet, er muß es täglich hören von seiner Umgebung, daß solch ein Wesen in der ganzen Welt nicht mehr zu finden

fei. Er fühlt sich ausgestoßen und allein, eine Waise, obgleich im Besitz von Vater und Mutter, heimatlos in dem großen elterlichen Hause, freundlich, obgleich Brüder und Schwestern ihn umringen.

Es ist der Genius der Poesie, welcher von der Seele des Kindes Besitz genommen, und werden unglücklichweise einige Verse entdeut, so wird es ohne Gnade ausgelacht.

„Seht doch, der Dursch will ein Schiller, das Mädchen eine Gise Gulemann sein! Hört nur das wundervolle Gedicht!“ und sie lesen es vor in nemer Ton, welcher unfehlbar das Gute, was etwa darin ist, mordet.

„Das Kind ist ruhmlos!“ spricht eine weise Matrone, feierlich den Kopf schüttelnd, „es wird in seinem Leben zu nichts Berufstätigen taugen, wenn es sich erst in den Kopf setzt, Verse machen zu wollen. Das muß man ihm austreiben!“

Und es wird ihm ausgetrieben, wenigstens scheinbar, denn der wahre Genius läßt sich nicht austreiben; eher verzeht er die Hülle, die er zu seiner Wohnung erkoren.

Nach und nach, wenn die Welt, in manchen Dingen gerechter und großmüthiger als die nächsten und liebsten Freunde, den Verböhten als eines ihrer singenden Kinder, als einen ihrer großen Denker oder Künstler erkennt, ändert sich auch der Ton des Bekanntheitskreises. Wie ihr Mund sonst von Spott überfließt, so jetzt von Lob, aber der Ton ist darum nicht besser. Die Leute denken jetzt nur daran, was das so unerwartet aufgetauchte Genie etwa für sie thun könnte. Es ist ein großer Mann, eine einflussreiche Frau geworden, was ist natürlicher, als daß sie ihren Einfluß zum Vortheil aller Vertheilung, die sich selbst fortzubehalten zu schwach oder zu ungeschickt sind.

Sie verdienen es so viel und so rasch Geld, warum sollten sie es nicht eben so gut für Andere, als für sich brauchen? ihr Wort gilt ja so viel, warum könnten sie es denn nicht zu Anderer Besten verwenden? So schreibt unaufhörlich eine Schaar hungertiger, begehrtlicher Geschöpfe um und hinter den Begünstigten her, und haben sie ein gefühlvolles Herz, so können sie die tausenderlei wirklichen und eingebildeten Leiden, um deren Abbildung sie bedrängt werden, nicht ohne Mitleid anhören, müssen entweder sich opfern, oder die Freiheit ihrer Person und ihrer Handlungen hartnäckig verteidigen gegen die Welt, ein Auserwählter, der in seiner Wirkung auf das Gemüth fast eben so trefflich ist.

Das gesellschaftliche Leben bietet dem Genie wenig Erquickliches. Der als Genie bekannte Mensch weiß, daß überall, wohin er kommt, von ihm erwartet wird, daß er etwas Außerordentliches sage, und dieses Bewußtsein schon stimmt den Geist herab und engt ihn ein, macht ihn nicht allein unfähig zum Schaffen, sondern gleich unfähig zum unbefangenen Genießen.

Zur Vie' der Menschen hat das Genie wenig Vertrauen — Nebereinstimmung der Seelen ist ein etwas, das er auf Erden nicht zu finden hofft. Ein gewisser Instinct entthält ihm die Natur der Gefühle, mit denen die Menschen sich ihm nahen; viel, viel bietet sich ihm, seiner Eitelkeit zu fröhnen, doch für das sehnenbe unbefriedigte Herz findet er nur spärliche Nahrung.

So theilt der geniale Mensch nicht nur alle Leiden der gewöhnlichen Menschen, er wird auch gefoltert von Schmerzen, welche diesen unbekannt sind, und wenn er Glückseligkeit in erhöhtem Maße besitzt, so ist dagegen auch seine Leidensfähigkeit größer, und wer wüßte nicht, daß das Leben auf der Welt der letzten Fähigkeit mehr Nahrung giebt als der ersten?

Darum wünschet weder für euch selbst noch für eure Kinder die schmerzreiche Gabe des Genies. Wünschet für euch und eure Lieben einen freundlichen, edelen, strebenden Charakter, Gesundheit, und Liebe zu Gott im Herzen, denn diese Gaben sind beglückender, als Macht und Glanz des Geistes, welche mit ihrem blendenden Schimmer nur gar zu oft den stillen Engel des Glücks ferne halten. [257]

Moderne Wintermäntel
für die Saison 1859—1860.

Wir müssen gestehen, daß unter dem vielen Schönen und Zweckmäßigen, welches die Mode-Industrie im Bereich der Mäntel auch in diesem Jahre bietet, es schwer war, das Schönste und Zweckmäßigste zur speciellen Mittheilung auszuwählen. Wir haben indes nach unserm besten Ermessen aus der großen Zahl neuer pariser Mäntel mehrere der kleinsten und zweckmäßigsten ausgewählt, um sie in detaillirter Abbildung und zugleich im Schnittmuster unseren Leserinnen mitzutheilen, wie bereits in voriger Nummer zum Theil geschehen. Obgleich wir nun bei unserer Wahl möglichst auf Mannigfaltigkeit der Façons sahen, so bleiben doch mancherlei Variationen in Gestalt und Garnitur übrig, welche an der Zahl der von uns gegebenen Modelle nicht alle vertreten sein können.

Unsere Mittheilungen zu vervollständigen, geben wir also den Leserinnen noch ein größeres Bild moderner Wintermäntel, welches ohne Zweifel geeignet ist, in jeder Zeit, wo auch in Familienkreisen an Verfertigung oder Aenderungen der Mäntel gedacht wird, manchen guten Rath über Form und Garnitur zu ertheilen.

Adrian Florent,
der geheimnißvolle Student.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts war Löwen oder Louvain in den Niederlanden eine blühende Universitätsstadt, und alle reichen Bürger und Kaufleute aus dem umgebenden Handelsstädten schickten ihre Söhne dorthin, damit sie wenigstens einen Anflug von Gelehrsamkeit von dem Siege der Wissenschaft mitbrächten. So war die Universität stets von zahlreichen jungen Herren besucht, die zur Wohlhabenheit der

Sta't viel beitragen durch die Summen, die sie freigebig verschwendeten, wenn sie auch nicht allzuviel von den Schätzen der Wissenschaft und Erziehung davontrugen, die der Aufenthalt an einer Universität ihnen bot.

Um einen der Studirenden schwebte zu jener Zeit ein Geheimniß, und wie man sich denken kann, ward der geheimnißvolle Jüngling bald ein Gegenstand des Interesses und der Neugierde seiner Gefährten, um so mehr, als die Dauer dieses Geheimnisses die Neugierde stets höher aufstachelte. Adrian Florent, der geheimnißvolle Student, stand in dem Ruf, mit finsternen Mächten zu verkehren und böse Dämonen in seinem Sold zu haben. Einige der Studirenden behaupteten fest, Adrian treibe „Schwarze Kunst“, und die vermögenden schworen darauf, Adrian Florent habe einen Bund mit dem Teufel geschlossen.

Der Leser wird natürlich gespannt sein zu erfahren, was dem Jüngling einen so gefährlichen Ruf zugezogen. Er verdankte ihm einzig den beiden hier folgenden Ursachen:

Adrian Florent, eines Tuchmachers Sohn aus Utrecht, war mit einem so wunderbaren Geist für die Wissenschaft ausgerüstet, daß es schien, als lerne er durch Eingebung. Seine Fortschritte waren wunderbar, und die übrigen Studirenden, welche eifertig sich auf einen Weltreißer mit ihm einlassen zu können, mußten sich gewöhnen, ihm überall als Sieger zu erblicken. Dies war der erste Grund seiner Unpopulartät.

Wie wäre es denn möglich, sprach gelegentlich einer der Aulensöhne von 18 oder 20 Jahren, daß der miserable Tuchmacherlohn, der in fadensteiniger Tade und abgehobelter Hofe in die Fremde zog, der sein Silberstück im Wirthshaus zu verzehren hat, das der uns Alle überrufen sollte, die wir doch von Jugend auf Erziehung und gute Lehrer hatten, wenn er nicht zu verbotenen Mitteln seine Zuflucht nähme?

„Ganz unmöglich!“ lautete der Weisheitspruch der vereinigten Studentenschaft von Louvain.

Der zweite Grund war an und für sich schon mehr mysteriöser Natur, und ganz geeignet, den abergläubischen Ideen jener Zeit Vorschub zu leisten. Abendlich in der Dämmerung, wenn die übrigen Studenten daran dachten, nach den Anstrengungen des Tages sich zu erholen, entfernte sich Adrian, jede Begleitung löslieh, aber entschlossen abkehrend, und lebte erst um 10 oder 11 Uhr des Nachts wieder zurück, mit hohen Wangen und gerötheten Augen, in denen ein unnatürliches Feuer leuchtete. Ueber die Ursache und das Ziel dieser einsamen Wanderungen bewachte er stets das tiefste Stillschweigen, ließ alle Fragen und Winke unberücksichtigt, welche die neugierigsten seiner Kameraden deshalb an ihn richteten. Einmal, als die Frager alle zu dringlich wurden, ward er sogar mit stolzen sonnenigen Worten ihnen ihre Gemeinheit vor, sich in eine Angelegenheit mischen zu wollen, die ihn allein angehe, und die geheim zu halten er für gut finde. Sein Horn, indem er die Zurüchgehenden über ihr eigenes Betragen beschämt machte, regte zugleich ihre Entrüstung gegen ihn noch höher auf, und die Klust zwischen Adrian Florent und seinen Gefährten erweiterte sich immer mehr. Er ging unter ihnen einher — er wunderte und angstaunt um seine Fortschritte in der Wissenschaft, die ihres Gleichen nicht fanden, doch geso-

hen, verdächtigt, geächtet, und folglich als ein unglücklicher Mensch.

Die geheimnißvollen Wanderungen dauerten indessen fort. Sobald der Abend dämmerte, schritt der schwächliche junge Student aus dem Thor des College, und ging, die ihn begleitenden Spottreden mit kaltem Lächeln beantwortend, seinen einsamen Weg. Und jeden Abend kehrte er zurück mit den Spuren geistiger Anstrengung auf seinem Gesicht, um nächsten Tages stets größere und größere Triumphe zu feiern und von seinen Studiengenossen angefeindet zu werden, die ihn beneideten und häßten, da sie ihm nicht gleichen konnten.

Endlich konnten die jungen Männer ihre Neugier nicht länger zügeln, und eines Abends spät machten etwa zwölf Studenten sich auf den Weg, die Stadt in allen Richtungen zu durchsuchen, um zu ergründen, wo der Geheimnißvolle sich aufhalte. Zwei Stunden lang suchten sie vergebens, nirgends war der Gesuchte zu finden, und als Mitternacht nahte, wollten sie verzagen ihre Forschung einstellen, als dem Einen einfiel, sie hätten ja die St. Peterskirche noch nicht untersucht, eine Bemerkung, die von der Mehrzahl mit lautem Gelächter beantwortet ward.

„St. Peterskirche?“ rief der Eine; „beim heiligen Jakob, der junge Herenmeister wird doch nicht einen so ehrwürdigen Platz zu seinen Zauberkünsten sich ausgesucht haben!“

„Er, laßt uns doch in jedem Fall nachsehen, ob er dort ist,“ entgegnete ein Anderer, „jedoch Pächter in Louvain haben wir ja sonst durchstöbert.“

So machten die Studenten denn die Runde um die schöne alte Kirche, und wollten eben ihren Rathgeber auslachen wegen der erfolglosen Bemühung, als dieser, die Hand auf den Mund legend, leise flüsterte: „Wenn ich nicht irre, so sitzt der, den wir suchen, dort beim Schein der Lampe und liest.“

Auf den Beben schlichen die Jünglinge näher zum Portal der Kirche, wo in eine Ecke gekauert, der vermeintliche Schwarzkünstler saß, über ein lateinisches Buch gebeugt, worin er so eifrig studirte, daß er die Annäherung seiner Gefährten nicht bemerkte.

Einige Augenblicke standen die jungen Männer beschämt; sie mochten sich nicht entschließen, den ernsten Leser anzureden, und fürchteten doch auch, sich zurückziehen, da das Geräusch ihrer Schritte sie verrathen konnte. Da richtete Adrian den Kopf in die Höhe und sah, daß er belauscht war.

Im ersten Augenblick stieg die Bluth des Hornes ihm ins Gesicht, doch schnell sich fassend, trat er mit ruhiger Würde seinen Gefährten entgegen und sprach lächelnd:

Ihr habt Euch Mühe gegeben, Ihr Herren, mein Thun und Treiben zu erforschen, so ist es wohl recht und billig, daß ich diejenigen noch völlig aufkläre, die schon selbst einen so großen Theil des Geheimnisses ergündet haben. So wißt denn, als ich auf die Universität ging, hatte ich die Wahl, entweder meinem Vater, der, wie Euch bekannt, ein armer Mann ist, zur Last zu fallen, oder mir meinen Unterhalt auf der Schule durch Copiren und andere Arbeiten zu verdienen. Ich wählte das Letztere, doch da ich ungern meinen Studien die Zeit entziehe, um Geld zu erwerben, so benutzte ich, um

etwas zu ersparen, die Lampe, welche der Rath dieser guten Stadt hier aufgestellt hat. Hier studire ich jeden Abend, und daß mein Streben nicht erfolglos geblieben, hoffe ich bei der nächsten Vertheilung der Zeugnisse zu beweisen.“

„Aber, lieber Adrian, die Kälte!“ bemerkte einer der Studenten, „es ist ja kalt genug, um zu erstarren.“

Adrian reichte dem Jüngling die Hand, welcher sie herzlich ergriff. Sie war brennend heiß.

„Meine Freunde,“ sprach er heiter lächelnd, „der Durst nach Wissen ist ein brennendes Fieber, welches den Menschen verzeihen kann, wenn es nicht gestillt wird, und der, in dem dieses Feuer brennt, fühlt kaum die Kälte der Nachtlust. Nun verlaßt mich, Freunde, ich möchte allein sein!“

Mit glühenden Wangen und niedergeschlagenen Augen reichten die Neugierigen dem Studenten die Hand und gingen still davon.

Das spätere Leben Adrian Florent's gehört der Geschichte seines Landes an. Der arme bleiche Jüngling, welcher studirend bei der Lampe an der Kirchentür saß, ward Vice-Kanzler der Universität, deren ärmster Student er gewesen, nachmals Lehrer und außerordentlicher Rath Kaiser Karl's V., dann Premierminister in Spanien, und endlich Pächter unter dem Namen Adrian VI.

Die Mode.

Obgleich unsere diesmalige Nummer durch umfassende Abbildungen aus dem Gebiet der Mode dieses Thema bereits sehr ausführlich behandelt, namentlich in Bezug auf Wintermäntel, wollen wir uns dadurch doch nicht zurückhalten lassen, unseren Leserinnen einige zeitgemäße Mittheilungen zu machen, durch welche hin und wieder manche stille oder ausgesprochene Toilettentrage Erlebung finden dürfte.

Vor Allem wollen wir denen unserer Leserinnen, welche Freundinnen bunter Farben sind, zum Trost sagen, daß n. ben dem Schwarz in der Toilette der Damen auch die helleren Farben noch volle Berechtigung und Anspruch auf Eleganz haben. Es zeigen dies die vielen bunten Stoffe, die schottischen, breiti- und schmalgestreiften Taffete, die Seidenstoffe mit buntem Blumenmuster (genre Pompadour), die carrirten Seiden- und Wollestoffe, doch werden sowohl in Seiden- als in Wollestoffen die Blumenmuster aller Wahrscheinlichkeit nach am Entschiedensten zur Geltung kommen.

Einige pariser Modistinnen haben versucht, den Mädchen der Damen etwas von ihrer Weite zu nehmen, doch bis jetzt ohne sichtbaren Erfolg. Die Damen können sich so leicht nicht entschließen, die reiche Eleganz einer weiten Robe mit der verhältnismäßigen Armuth eines Kleides à l'Empire zu vertauschen. Die engen Kermel indessen haben sich wieder zahlreiche Freundinnen erworben, namentlich die ganz anliegenden, unter dem Namen Ellenbogen-Kermel bekannten. Natürlicherweise behalten zur Gesellschafts-toilette die weiten offenen Kermel stets noch ihre bisherige Geltung und werden am häufigsten mit Ballonunterarmeln von ungeheuerem Umfang getragen. An diesen und an allen feineren, zur Toilette gehörigen Lingerien ist die Vereinigung schwarzer und weißer Spitzen modern, wie überhaupt schwarze Garnituren in hoher Gunst stehen.

Als Schmuck der Gesellschaftscoiffuren sind Federn sehr beliebt, doch hat die Mode uns auch mit Coiffuren einfacher Art versorgt, welche, nur aus Sammet, Band und Spitzen arrangirt, trefflich zur Gesellschafts-toilette geeignet sind.

Nächstens werden wir unseren Leserinnen einige der modernsten Coiffuren in Abbildung und genauer Beschreibung geben, unter diesen auch ein sogenanntes Haarnetz, welches indessen seiner Einfachheit wegen weniger in Gesellschaft, als im Hause zu tragen ist. Selten hat eine Tracht so allgemeine Verbreitung gefunden, wie die der Haarnetze, die von den Frauen, vorzugsweise von den Mädchen aller Stände getragen werden. Wir dürfen kaum erwähnen, daß auch diese so einfache Tracht dem Luxus eine Thür offen läßt, denn wer wüßte nicht, daß Haarnetze von Gold, Perlen und Edelsteinen das Haupt mancher Fürstin, mancher Königin der Schönheit schmücken. Die einfachere Gattung dieser Netze aber, welche sich über das Haar aller Ewens-Töchter ausbreitet zu haben scheint, wird aus Plattschnur filirt und mit einer Garnitur von Taffetband umgeben. Schwarz und Braun sind natürlich die am häufigsten zu Haarnetzen gewählten Farben, doch existiren dieselben in allen nur erdenklichen dunkeln und hellen Farben, Gelb nicht ausgenommen, obgleich gerade diese Farbe von dem guten Geschmack schwerlich gewählt werden dürfte, es müßte denn in Gold sein, welches allerdings zu Haarnetzen für Gesellschaft und Theater verwendet wird.

Die Hüte werden ebenfalls gern und reich mit Federn geschmückt, und zwar mit Federn der verschiedensten Farben, je nachdem die Garnitur des Hutes die Farbe bestimmt. Bemerkenswerth an den Hüten sind ferner die großen Kinnstschleifen, welche häufig augenscheinlich nur zum Schmuck dienen, da der Hut sichtbar durch schmalere schwarze Sammetbänder zusammengebunden wird, deren Schleife über die große Kinnstschleife herabhängt. Diese Art, den Hut zu schließen, ist in der That zu empfehlen, da sie nicht nur schonend für das oft foibare Band des Hutes, sondern zugleich sehr wohlfeildend ist.

Veronica v. J.



Original-Musik des Bazar.

Des Morgens vor der Wiege.

Emil Taubert.

ANDANTINO.

1. Wach' auf, mein Kind, die Schwal = be hat an's Fen = ster schon ge = pikt, und lacht und fi = chert
 2. Wach' auf, mein Kind, der Baum am Haus hat schon nach Dir ge = fragt. „Mein lie = bes, sü = ßes
 3. Das Baum = lein a = ber zwei = felnd steht, und schüt = telt d'rob das Haupt, = und gukt mit hel = len
 4. O weh, nun tritt die Son = ne auch schon fra = gend in das Haus. Wach' auf, mein Kind, laß

1. vor sich hin, daß sie auf wei = chem Pflü = le drin noch schlummernd dich er = blickt, noch schlummernd dich er = blickt.
 2. Büb = chen, ach, mein Büb = chen ist schon lan = ge wach!“ hat Müit = ter = lein ge = sagt, hat Müit = ter = lein ge = sagt.
 3. Neu = ge = lein neu = gie = rig in dein Kam = mer = lein, und spricht: „Ja, wer es glaubt!“ und spricht: „Ja, wer es glaubt!“
 4. Schlaf und Traum, sonst plau = dern drau = ßen Schwalb' und Baum, und al = les lacht dich aus, und al = les lacht dich aus! **Wegener.**

Die verlorene Börse.

Es war ein kalter, nebliger Novemberabend, und diesen unfreundlichen Eigenschaften des Wetters mochte es zuschreiben sein, daß nur wenige Menschen die Straßen der Residenz belebten, und zwar nur solche, welche die Nothwendigkeit zwang, sich der eisigen Verührung des kalten Abends auszuweichen.

Ein Omnibus näherte sich eilig seinem Bestimmungsort. Nur ein weiblicher Passagier war darin, eine junge Dame von 22 Jahren. Man konnte sie kaum hübsch nennen, doch ungeachtet ihres verblichenen Kleides war ein Hauch von Feinheit und Anmuth über ihr Wesen ausgegossen, welcher nicht in Zweifel ließ, daß sie der bessern Gesellschaft angehöre.

Hortense W. war die hinterlassene Witwe eines ruinirten Kaufmanns. In früher Kindheit und Jugend an jeden Luxus gewöhnt, sah sie sich in reiferen Jugendjahren durch den Bankrott ihres Vaters in Dürftigkeit versetzt.

Nachdem sie einige Monate mit den Widerwärtigkeiten des Lebens gerungen, ward plötzlich der dringendsten Noth abgeholfen durch die Anzeige, daß ein entfernter Verwandter ihr 1000 Thaler vermacht.

Die Summe war an dem Tage, da unsere Erzählung beginnt, ihr ausgezahlt worden und sie befand sich jetzt auf dem Wege nach ihrer einsamen Wohnung.

Auf ihren besondern Wunsch hatte sie die Summe gänzlich in Gold ausgezahlt erhalten und führte sie in einer eigens zu diesem Zweck verfertigten Börse bei sich.

Der unfreundliche Abend machte keinen Eindruck auf Hortense, denn sie war vollaus beschäftigt mit Gedanken und Plänen für die Zukunft, welche um das Bild eines Mannes sich gruppirt, den sie liebte, und an dessen Gegenliebe sie fest glaubte.

Kurt N. war schon seit vielen Jahren ihr Bewerber gewesen; in den Tagen des Glückes hatte sie ihn vielen Anderen, ihm an Reichthum und Stellung überlegenen, vorgezogen, und auch in der Zeit des Leidens hing ihr Herz an ihm mit jener Beständigkeit und mit jenem Vertrauen, welche nur das Herz eines wahrhaft liebenden Weibes beherbergen kann.

Er hatte sich der juristischen Laufbahn gewidmet, doch durch eigene Nachlässigkeit und eigenen Leichtsinns bisher noch keine Anstellung erhalten, zum großen Mißbehagen aller seiner Freunde, die sich entschieden von ihm losgaben, da es nicht den Anschein hatte, als wolle er auf die Bahn der Vernunft und Ordnung einlenken.

Hortense war mit alledem zwar bekannt, doch ihr liebendes Herz sprach den Jugendfreund von Vielem frei, dessen Andere ihn mit Recht beschuldigten. Die Armut hatte sie weniger um ihrer selbst willen, als deshalb gebrückt, weil sie Kurt nicht die ihm nöthige Unterstützung gewähren konnte, so pries sie jetzt ihr Glück doppelt hoch, da sie dadurch in den Stand gesetzt war, ihn aus den dringendsten Verlegenheiten zu reizen und ihm die Mittel zur Vollendung seiner Carriere zu bieten.

Seit mehren Tagen hatte sie ihn nicht gesehen, wußte auch seine Adresse nicht, da er, von Gläubigern gedrängt, mehrmals rasch nacheinander die Wohnung hatte wechseln müssen. Dies machte ihr indessen keine Sorgen, da Beide gewöhnt waren, sich sonntäglich in der Kirche zu treffen.

Ihr Plan war nun, bei der nächsten Zusammenkunft mit Kurt nach beendigtem Gottesdienst ihm die Nachricht von ihrer Erbschaft mitzutheilen, die ganze Summe ihm zur Verfügung zu stellen und ihre Einwilligung zu rascher Verbeirathung zu geben, ein Wunsch, den Kurt oft ausgesprochen, sie aber aus Vernunftgründen nicht gewährt hatte.

Mit diesen angenehmen Gedanken beschäftigt, ließ Hortense sich von dem Omnibus schaukeln, ohne die Flucht der Zeit zu bemerken. Der Nebel draußen machte es unmöglich, Häuser und Straßen deutlich zu unterscheiden, und da sie dem Conducteur beim Einsteigen gesagt, an welcher Stelle sie aussteigen wünsche, so war sie etwas überrascht, als dieser am Schluß der Tour die Thür öffnete und sie aufforderte, abzufragen. Der Mann hatte vergessen, an dem bezeichneten Orte halten zu lassen, und so befand sich die arme Hortense wohl eine Viertelstunde Weges von ihrer Wohnung entfernt. Klagen waren indess unnütz, und so nahm Hortense ihre große Handtasche, welche außer dem Gelde noch mehr in der Stadt

gekauft Sachen enthielt, stieg aus und wanderte zurück nach ihrer Wohnung.

Vor Kälte fast erstarrt, doch frohen, heitern Gemüthes, kam sie bei dem Hause, darin sie wohnte, an. Die übrigen Hausbewohner waren ausgegangen, doch sie öffnete mit dem für diesen Fall mitgenommenen Schlüssel.

Einige Zeit verging, ehe Hortense Feuer im Kamin anzündet, und zur Erwärmung sich eine Tasse Thee bereitet; dann, bei ihrem einfachen Mahl sitzend, erquickte sie sich an dem Gedanken, daß sie nun bald nicht mehr allein sein, sondern mit ihrem geliebten Kurt vereint leben werde, Dank der heut erhobenen Erbschaft.

Bei diesem Gedanken griff sie nach ihrer Tasche und suchte darin unter den übrigen darin befindlichen Sachen die zu ihrem Glück so nothwendige Summe.

Sie war nicht darin. Sie untersuchte nun jeden Winkel des Zimmers und der Treppe, jeden Platz des Hauses, den sie betreten, doch keine Spur des Geldes war zu finden.

Sie ging hinaus vor die Thür, in der Hoffnung, der Omnibus werde vorüberfahren — doch zu spät; vor zehn Minuten schon hatte er die Straße passirt, wie die Nachbarn sagten, und so mußte Hortense denn warten auf seine Rückkehr aus der Stadt.

Wie lang dünkte dem armen Mädchen die Stunde bis der Omnibus ihr zu Gesicht kam. Der Conducteur hatte nichts gefunden, erlaubte aber der ängstlich Forschenden höflich, in dem Wagen nachzusehen. Hortense that es, doch ohne Erfolg. Ein Passagier mußte ihren Schatz gefunden und mitgenommen haben.

Alle ferneren Nachforschungen blieben eben so erfolglos. Das Einzige was zu thun noch übrig blieb, war, den Verlust in öffentlichen Blättern bekannt zu machen, und den ehrlichen Finder zur Zurückgabe aufzufordern mit dem Versprechen einer bedeutenden Belohnung.

Niedergeschmettert und muthlos kam Hortense endlich wieder in ihrem Stübgen an, das sie mit so ganz anderen Gefühlen betreten. Nach einer ruhelosen Nacht erhob sie sich sehr früh und schrie, kaum einen Bissen Brod zum Frühstück zu sich nehmend, die Inserate für die Zeitungen. Hundert Thaler Belohnung waren darin dem Finder bei Rückgabe der verlorenen Summe versprochen, und nun, da sie diesen Schritt gethan, die Anzeigen in die Zeitungs-Bureau trugen, wartete sie geduldig, hoffend, Niemand könne so grausam sein, ihr Eigenthum ihr vorzuenthalten, besonders da sie die Ehrlichkeit mit einer ansehnlichen Summe belohnen wollte.

Sie wartete eine ganze Woche, doch keine Erwiederung auf ihre Anfrage lief ein. Ihre Lage ward täglich drückender, kaum ein Thaler war noch in ihrem Besitz und aller werthvollen Sachen hatte sie schon früher sich entäußern müssen.

Ihren Kummer zu erhöhen, war Kurt schon zwei Sonntage nicht, wie gewöhnlich in der Kirche erschienen. War er krank? Vielleicht war er dem Tode nahe, und sie wußte nicht wo er zu finden, sie konnte ihm mit keinem Wort der Liebe, des Trostes nahen!

Abermals verging eine Woche — keine Nachricht von Kurt — keine Nachricht von dem verlorenen Gelde! Sie mußte ihre Wohnung verlassen und eine wohlfeilere aufsuchen, denn ihr Erwerb durch Handarbeiten reichte kaum hin, sie vor Hunger zu schützen. Ihr zarter Körper litt sichtlich unter diesen Entbehrungen, während die Todesqual der Ungewißheit an ihrer Seele zehrte.

Doch noch herberes Leid war Hortensen aufbehalten. Bis jetzt hatte sie nur für Kurts Leben und Sicherheit gebangt. Sie sollte auch noch an seiner Ehre und Tugend zweifeln lernen.

Eines Morgens ging sie wieder in das Zeitungs-Bureau, wohin die Antworten auf ihre Aufforderung adressirt werden sollten, um zu fragen, ob keine Aussicht sich zeige, ihr Eigenthum wieder zu erlangen. Nachdem sie den gewohnten niederschlagenden Bescheid empfangen, wollte sie soeben das Gemach verlassen, als ihr Blick auf ein Zeitungsblatt fiel, das auf dem Tisch lag. Unter den Verlobungsanzeigen war eine:

Kurt N.
 Karoline B.

Das war mehr, als Hortense zu tragen vermochte. Sobald diese Zeilen sie über ihren neuen Verlust aufgeklärt, sank sie ohnmächtig zurück, und als sie wieder zu sich kam, war der Verstand entflohen.

2.

An dem Abend, da Hortense das ererbte Geld empfangen und verloren, sah Kurt in einer Restauration, und wir müssen gestehen, in keineswegs heiterem Gemüthszustande, denn das Gewicht der Armut lastete schwer auf ihm. Kurt N. war ein junger Mann von ungefähr 24 Jahren, groß, hübsch, von einnehmenden Manieren, bedeutenden Talenten und guter Erziehung. Leider aber wurden diese schönen Eigenschaften durch manchen Fehler verdunkelt. Vollkommener Mangel an Selbstbeherrschung brachte in sein Wesen ein stetes Schwanken zwischen Gut und Böse, so daß man ihn fast charakterlos nennen konnte, dabei ließ sein Stolz und seine Eitelkeit ihn selten zu der Einsicht kommen, daß er überhaupt sich Fehler zu Schulden kommen lasse, die übrigens häufig durch seine persönliche Liebenswürdigkeit so übertüncht erschienen, daß nur Wenigen sein eigentliches Wesen erkennbar wurde.

Kurt's pecuniäre Lage war zur Zeit eine verzweifelte. Dank seiner Gewandtheit und der Größe der Stadt hatte er sich bis jetzt noch vom Schuldareß frei gehalten, und gelebt, er wußte selbst nicht wie und wo, noch weniger, wie und wo er ferner leben solle. Er dachte an Flucht, an Auswanderung, an Manches, es fehlte ihm zu Allem nur — Geld.

Der Abend war schon weit vorgerückt, als er, diesen Gedanken sich entreibend, auffand und die Restauration verließ. Obgleich seine jetzige Behausung eben nicht weit ab lag, fühlte er doch keine Lust, zu gehen, und stieg daher in den vorüberfahrenden Omnibus.

Kaum hatte er den Fuß hineingesetzt, so bemerkte er, daß etwas auf dem Stroh des Fußbodens liege, er blickte sich darnach und fühlte eine ziemlich schwere Börse. Der Eintritt eines neuen Passagiers hielt ihn indess von genauerer Prüfung ab, und so verschob er dieselbe, bis er seine Wohnung erreicht.

Ein Ausruf der Freude entfuhr ihm, als er, zu Hause angelangt, den Inhalt der Börse erblickte. Tausend Thaler in Golde! Keine Banknoten, keine Coupons, die seinen Fund hätten verrathen können! Vor einer Stunde besaß er kaum noch einen Thaler, und nun ward ihm eine für seine jetzige Lage große Summe, ein Reichthum, in den Weg geworfen!

Einen Umstand freilich, eine wichtige Betrachtung konnte er sich nicht verbergen. — Das Geld gehörte nicht ihm. Doch wenn die Neigung zu einer unredlichen Handlung einmal da ist, so fällt es nicht gar zu schwer, das gefällige Gewissen durch einige leichte Entschuldigungen zur Ruhe zu sprechen. Kurt entschloß sich also, das Geld zu behalten.

Es giebt Schicksale, Ereignisse, die nur in großen Städten möglich sind, und zu diesen gehört die hier erzählte Begebenheit. Zu derselben Zeit, als Hortense in verzweiflungsvoller Sorge, vorzugsweise um Kurt, lebte, schwelgte dieser im Genuß des ihm so unverhofft zugefallenen Glückes. Natürlich hatte er keine Ahnung, daß das Geld Hortensen gehöre; er besahlos sogar, sie schon am nächsten Morgen aufzusuchen und seinen Fund ihr mitzutheilen.

Der Morgen kam, und mit ihm eine Bedenklichkeit. Würde Hortense bei ihrer streng ehrenhaften Gesinnung damit einverstanden sein, daß er das Geld behalte? — Da er zur Herausgabe desselben aber durchaus keine Lust hatte, so schob er den Besuch bei Hortensen noch auf einige Tage hinaus.

Unterdessen wollte er sich die Zeit verkürzen durch einen Besuch bei seinem Onkel, der eine halbe Tagreise von der Residenz auf dem Lande Prediger war. Dieser Onkel hatte ihn stets sehr freundlich empfangen, da Kurt an ihn, als an einen mittellosen Mann, nie pecuniäre Forderungen gestellt, und dieser über des Neffen Extravaganzen in völliger Unwissenheit lebte.

Auch diesmal empfing ihn der Onkel sehr freundlich, bedauernd, ihn so lange nicht gesehen zu haben, und fragte nach der Ursache seines so langen Ausbleibens.

Kurt entschuldigte sich mit Geschäften, mit nothwendigen Studien, und der alte ehrliche Herr glaubte ihm aufs Wort.

„Mir bist Du immer angenehm, Kurt,“ sprach der Pfarrer freundlich, „aber jetzt doppelt; wir haben eine junge

Dame hier im Hause, Karoline P. . . ., die Nichte meiner Frau, von der Du uns gewiß schon hast reden hören. Dem armen Mädchen mag's hier bei uns alten Leuten gar einsam vorkommen." Mit diesen Worten führte der Onkel den Anführer in das Wohnzimmer und stellte ihn der jungen Dame vor.

Karoline P. . . . war hübsch und liebenswürdig und besaß außer vielen anderen Vorzügen noch den, durch ihre eben erlangte Mündigkeit unumschränkte Herrin von 100,000 Thalern zu sein.

Die beiden jungen Leute geriethen bald in lebhaftere Unterhaltung und fanden gegenseitig großes Gefallen aneinander. Der Tag flog rasch dahin, und nachdem die junge Dame sich zur Ruhe begeben, blieb Kurt noch eine Weile mit seinem Onkel und seiner Tante allein.

Die Tante, wie viele alte Damen, eine leidenschaftliche Ghespielerin, konnte sich nicht enthalten, Kurt über die Verhältnisse ihrer Nichte aufzuklären und zu gestehen, daß es ihr eine große Freude sein würde, ihre Nichte mit dem Besen ihres Mannes verheirathet zu sehen.

Die Worte der Tante versetzten nicht, auf Kurt einen tiefen Eindruck zu machen, denn seine Cousine hatte ihm sehr gefallen, und obgleich er den Vorwurf der Geldgier mit Entschiedenheit abgewiesen haben würde, hatten doch seine letzten Erfahrungen ihm einen hohen Begriff von dem Werth des Geldes beigebracht.

Anfänglich erschien ihm freilich sein Verlobniß mit Hortense als ein unüberwindliches Hinderniß, Karoline je zu besitzen. Doch die Tage vergingen, Karolines Gesellschaft ward ihm unentbehrlicher durch die Gewohnheit, und die Erinnerung an Hortense verblieb mehr und mehr.

„Welche Aussichten habe ich, wenn ich Hortensen treu bleibe?“ sprach er zu sich selbst. „Sollen wir unsere jungen Jahre in endloser Verlobung hinbringen, oder verheirathet, alle Bitterkeiten der Armuth kosten?“

Durch solche und ähnliche Sophistereien suchte Kurt sich zu täuschen über seine Pflichten gegen ein Wesen, welches sein Leben freudig für ihn geopfert haben würde; doch es ist traurig, bei dieser Wendung zu verweilen. Es genüge zu sagen, daß Kurt nach Ablauf einiger Wochen seiner Cousine seine Hand antrug und sie dieselbe annahm.

3.

Ein Jahr später finden wir Kurt und Karoline auf einem prächtigen Landstift unsern der Residenz.

Das Geld wirkt Wunder. Kaum wurde es bekannt, daß Kurt K. . . . durch seine Heirath Besitzer eines Vermögens von 100,000 Thalern geworden, als selbst die, welche seine Jugendthorheiten am härtesten beurtheilten, seine Freundschaft wieder suchten. Auch gab sein jetziges Leben durchaus keinen Anstoß, nicht den geringsten Grund zum Tadel, denn Kurt gehörte zu den Naturen, welche zur Entfaltung ihrer guten Eigenschaften des Glückes bedürfen.

Er war geliebt von seiner vortrefflichen Frau, geehrt und geachtet von seinen zahlreichen Freunden, von Schmeichlern und jedem Comfort des Lebens umgeben — doch war er glücklich? Konnte er das liebende vertrauende Mädchen ganz vergessen, das er verlassen? Nicht ganz. Es kamen Augenblicke, wo der Gedanke an Hortense ihn schmerzlich verfolgte, wo ihr bleiches sinnendes Antlitz vor seiner Seele aufstieg, und ihn zusammenschauern ließ inmitten der heitersten Unterhaltung.

Um sein Gewissen zu beruhigen, hatte er bald nach seiner Verheirathung von einem Kaffeehause aus einen Brief an Hortense geschickt mit hundert Thalern. In diesem Briefe hatte er ihr gesagt, daß besondere Verhältnisse ihren ferneren Verkehr, ihre Verbindung hinderten, doch dieser Brief war zurückgekommen mit der Bemerkung, daß die Adressatin nicht aufzufinden, und so tröstete Kurt sich denn so gut er konnte mit dem Gedanken, daß er das Mögliche gethan, seine Treulosigkeit gut zu machen.

Ein ganzes Jahr lang war es ihm gelungen den Flecken seines Gewissens vor seiner Gattin und vor der Welt zu verbergen, doch der Tag des Gerichts blieb nicht aus, welcher dem leichtsinnigen Manne die Maske herunterriß.

„Kurt,“ sprach Karoline eines Tages zu ihrem Gatten, während beide beim Frühstück saßen, „ich hörte gestern, daß eine meiner liebsten Jugendfreundinnen hier im Irrenhause sein soll. Ich möchte sie sehr gern sehen, fürchte mich aber allein hinzugehen. Willst Du mich wohl begleiten?“

Eine rasche, bereitwillige Zusage war die Antwort, und noch an demselben Vormittage ward der Plan in Ausführung gebracht.

Eine seltsame Beklommenheit ergriff Kurt, da er mit seiner Gattin im Wagen saß, der sie nach dem Irrenhause bringen sollte. Ein unbestimmtes Vorgefühl von etwas Schrecklichem erfaßte seine Seele. Nur wenige Worte wurden unterwegs gewechselt, denn Karoline war tief ergriffen von dem traurigen Wiedersehen, das ihrer harzte, und ihr Gatte fühlte sich beängstigt und niedergedrückt genug, um schweigsam zu sein.

In der Irrenanstalt angekommen, wurden sie in das Empfangszimmer gewiesen, welches zufällig leer war. Karoline nahm Platz auf einem Sessel, während Kurt aus Fenster trat und hinausblifte.

Irrenanstalten sind schaurige Orte! Jeder Raum erzählt uns von den herzzerreißendsten Leidenschaften! Wie viele frohe Hoffnungen und glänzende Entwürfe sind hier genickt und begraben von der traurigsten aller Krankheiten, und ach, wie viele Opfer menschlicher Grausamkeit und Ungerechtigkeit schmachten in diesen Zufluchtsorten des zerrütteten Verstandes.

Vielleicht zogen solche oder ähnliche Betrachtungen durch Kurt's Seele in dieser verhängnißvollen Stunde seines Lebens, vielleicht regte das Bewußtsein sich in ihm, doch — seine Betrachtungen wurden unterbrochen. Die Thür öffnete sich, und — die gräßlichsten Träume wurden von dem ihn nun erwartenden Anblick übertröffen!

Da stand sie vor ihm, die tiefgekränkte Hortense, bleich und abgezehrt wie ein Gespenst. Dennoch erkannte er sie, und sie erkannte auch ihn, doch war der Eindruck des Wiedersehens in ihrer Seele durchaus verschieden von dem, welchen sie auf ihn hervorbrachte.

Hortensens Wahnsinn war von milder, sanfter Art. Sie erinnerte sich des Verlustes der Börse, der Dual vergeblichen

Wartens, doch das Ereigniß, welches ihr den Verstand raubte, war mit solcher Macht auf ihre Seele eingestürzt, daß es zugleich jede Erinnerung an die einzelnen dabei obwaltenden Umstände niederris. Sie hielt nur den Gedanken fest, daß ihrem Kurt irgend etwas zugestoßen sei, das ihn verhindere, zu ihr zu kommen, und so war denn ihr Gefühl beim Anblick des Geliebten und ihrer Jugendfreundin nur das der Freude.

Karolines Freundin, die zu sehen sie ins Irrenhaus gekommen, war Hortense. War es Zufall, war es Verhängniß, daß Kurt es nie erfuhrt? Daß Hortensens Name von seiner Gattin nicht genannt ward? Kurt's böse Ahnungen wurden zur schaurigen Wirklichkeit. — Da stand sie vor ihm, deren verfallene Gestalt, deren irrer Blick ihn als Mörder einer Seele anklagte, seine einstige Geliebte, die Freundin seines Weibes.

Wir wollen die unzusammenhängenden ergreifenden Worte, Liebesungen und Klagen nicht wiederholen, in denen die Wahnsinnige die Empfindungen ihrer Seele offenbarte. Sie belehrten Kurt nur allzubald, daß er nicht nur Hortensens Herz gebrochen, ihren Verstand verwirrt, sondern auch ihr Eigenthum ihr geraubt habe.

Karoline sah mit Staunen aus Hortensens Wesen und Worten, sowie aus ihres Gatten verlegenem, gedrücktem Benehmen, daß beide früher einander nahe gestanden haben mußten, doch war ihr Herz zu sehr von Mitleiden für ihre Freundin erfüllt, als daß ein anderes Gefühl neben diesem hätte zur Herrschaft gelangen können.

Die zum Besuch gestattete Zeit war bald abgelaufen, und Kurt und seine Gattin erhoben sich von ihren Sitzen, um zu gehen. Karoline reichte ihrer armen Freundin die Hand zum Lebewohl. Thränen traten in ihre Augen; die verächtlichen Tropfen zu trocknen, zog sie das Tuch aus der Tasche, und mit diesem zugleich eine Börse, die sie zufällig zu Hause in einer Schublade unter alten Sachen gefunden und mitgenommen, als besonders heilig, um eine größere Geldsumme mitzunehmen, wie sie heut beabsichtigte.

Es war die verhängnißvolle Börse, welche ein Hortensens Erbtheil enthielt. Warum Kurt sie nicht vernichtet? Wer vermochte diese Frage zu beantworten! Vielleicht lag es in der Absicht der Vorsorge, daß diese Börse seine Verrätherin werden sollte, das Mittel, dessen die ewige Gerechtigkeit sich bediente, dem leichtsinnigen Betrüger die Maske des ehrlichen Mannes, die er so lange getragen, herabzuziehen.

Der Eindruck, den das Erscheinen der Börse auf Kurt und Hortense hervorbrachte, ist schwer zu beschreiben. Kurt ward todtenbleich und zitterte heftig, während Hortense einen durchdringenden Schrei ausstieß.

„Wo — wo hast Du die Börse gefunden?“ rief Hortense — „mein verlorenes Geld war in dieser Börse!“

Eine Ahnung des wirklichen Zusammenhanges flog durch Karolines Seele, und mit angstvoll fragendem Blick wandte sie sich zu Kurt, um Aufklärung bittend, doch dieser, unfähig ihren Blick zu ertragen, stürzte zum Saale hinaus.

Durch den Schrei herbeigezogen, kam ein Krankenwärter, nach Hortensen zu sehen, und führte sie, die Aufgeregte, heftig Widerstrebende, hinaus.

Auch Karoline ging. Wie sie hinauskam, wie sie die traurige Wahrheit ertrug, sie wußte es selbst nicht. Sie wußte nur das eine, Kurt hatte ein treues Herz betrogen; er, dem sie Liebe und Treue gelobt, er war ein Flüchter, vielleicht ein Dieb.

Es war bitter für die Arme, so aufgeschreckt zu werden aus dem Traum ehelicher Glückseligkeit. Doch Karoline war eine edle Natur, und von höheren Motiven, als denen der Selbstliebe geleitet. Sie beschloß, den schon so tief gebeugten, beschämten Gatten durch keinen Vorwurf noch tiefer zu beugen, sondern ihn durch Liebe und Sanftmuth zur Reue und auf die Bahn des Rechtes zu führen.

Leider ward ihr die Gelegenheit nicht, diesen schönen Vorfall auszuführen. Schon am Abend dieses verhängnißvollen Tages brachte der Postbote ihr einen Brief von Kurt's Hand. Er enthielt folgende Worte:

„Karoline, Du wirst mich nicht wiedersehen. Ich habe Dich getäuscht, und an Hortensen grausam gesündigt. Bis heute kannte ich noch nicht das ganze Maß meiner Schuld. Ich kann nicht leben unter dem Druck der Scham, Reue und Verachtung. Fluche mir nicht. Suche mich zu vergessen.“

Am nächsten Tage ward der Leichnam eines wohlgekleideten Mannes aus dem Kanal gezogen und als der des Gutsbesizers Kurt K. . . . erkannt.

In der gerichtlichen Untersuchung ward von Zeugen ausgesagt, daß er sich ins Wasser gestürzt, und da kein Grund vorhanden, Geisteszerrüttung bei ihm vorauszusetzen, so erkannten die Geschworenen einstimmig auf Selbstmord.

Hortense ist noch Bewohnerin des Irrenhauses, Kurt liegt im einsamen Grabe des Selbstmörders, und seine Wittwe lebt mit gebrochenem Herzen ihr trauriges Dasein hin, den Tod ersehnd, damit er sie von den Erinnerungen der Vergangenheit befreie. [4296]

Amerikanisches Leben.

Die Neigung zu Geschäft und Arbeit ist vielleicht in keinem Theil der Erde so vorherrschend, als in Nordamerika, d. h. was die Männer betrifft. So viel Reichthümer auf diese Weise auch in einzelnen Familien angehäuft worden sind, und was mehr ist, so viele nützliche Erfindungen wir dieser Betriebsamkeit zu verdanken haben, so hat dieselbe doch ihre bedauernden Verthe, ja traurige Seite, denn sie verschlingt in den meisten Fällen die edeln Güter der Gesundheit und häuslichen Glückes.

Jede Geschäftsthatigkeit soll Zeit übrig lassen für Familienfreuden, für gesellige Unterhaltung mit Freunden, für das heitere gemeinschaftliche, tägliche Mahl, für die höf-

ren Genüsse der Literatur und Kunst, denn diese Abwechslungen sind nothwendig, die Freude an der Arbeit zu erhalten, und den von Mühen und Sorgen der täglichen Geschäfte abgspannten Geist zu erfrischen. Für alle diese höheren Bedürfnisse des Lebens hat der Amerikaner kaum so viel Sinn als ein Wilder von Neu-Seeland. Es giebt Keinen, der im Hause fremder wäre, als der Hausherr selbst; er kennt es nur als den Ort, wo er schläft und sich aufhält, wenn er krank ist. Von ehelichem Glück kennt er so wenig als ein morgenländischer Schah, und seine Frau ist so wenig seine Lebensgefährtin, als es die Haremabwohnerinnen ihrem Herrn sind. Des Morgens hat er zu große Eile, ins Geschäft zu kommen, als daß er sich einen Augenblick gemüthlichen Beisammenseins gönnen könnte, den Tag bringt er im Geschäftslocal zu, und wenn er Abends zurückkehrt, ist es zu spät noch an dem Beisammensein der Seinen Theil zu nehmen, oder er ist zu müde, sich daran zu erfreuen.

Viele Kenner des Menschenherzens behaupten, daß Kinder die Arbeit versüßen. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, ein amerikanischer Geschäftsmann beudet diese Gelehrtheit zur Erweiterung des Lebens nicht im Geringsten aus, und wäre er auch mit Kindern reichlich gesegnet. So wird von einem Familienvater aus New-York erzählt, dem zufällig die Wärterin mit seinem eigenen Kinde auf dem Arm begegnete. Er blieb stehen, küßt in einer plötzlichen Anwandlung von Zärtlichkeit den Kleinen und erkundigt sich angelegentlich nach dessen Eltern, denn er wußte in der That nicht, daß es sein eigenes Kind sei, dem es gelungen, ihn eine Minute von Geschäftsgedanken abzuziehen. Im Allgemeinen schätzt der amerikanische Geschäftsmann und Speculant seine Kinder nur als das, was sie einst werden sollen, ohne in der Gegenwart an ihrer hohen Kindheit sich zu erquicken.

Der amerikanische Geschäftsmann hat natürlicherweise auch keine Freude, sondern höchstens Bösens- und Handelsbekanntschaften; die Gastfreundschaft findet keine Stelle in seinem Hause, obgleich ein großer Ball in der Winteraison und die eleganten Toiletten der Frau und der Töchter dem Publicum zeigen, oder wenigstens zeigen sollen, daß das Haus des amerikanischen Geschäftsmannes ein glückliches, ein fashionables sei.

Möglich, sogar sehr wahrscheinlich ist, daß zum großen Theil die Frauen in der neuen Welt, wie hier, die Schuld tragen, wenn ein Hauswesen, statt Glück oder Heiterkeit, Mangel an Glück und Freude beherbergt, einen Mangel, welchen der Prunftsucht glänzender Mantel nicht immer zu verdecken im Stande ist. Wir können uns und unser deutsches Vaterland glücklich preisen, daß es wenig Eben zählet, welche denen amerikanischer Geschäftsleute gleichen. Der geschäftstreibende Amerikaner hört, im höhern Verständnis, auf, Mensch zu sein, und wird zur Arbeitsmaschine. Dennoch behandelt er den Mechanismus seines eigenen Körpers mit unendlich geringerer Sorgfalt als seine Spinn- oder Dampfmaschinen, denn diese werden nie über ihre Kräfte angefordert, werden sorgfältig eingest, und gelegentlich gehalten, wenn sie der Ausbesserung zu bedürfen scheinen. Doch die Nerven und das Gehirn des Geschäftsmannes sind ewig gespannt; und wohl ihm, wenn sein Herz noch empfindlich geblieben für das Del der Heiterkeit, welches Familienliebe und häuslicher Frieden hineinzuträufeln vermögen.

Die Auster.

Obgleich wir annehmen dürfen, daß nur wenige unserer Leserinnen die Auster, diese von den Männern so sehr geschätzte Gabe des Meeresthees, als Delicatsse anerkennen, so wissen wir doch eben so wohl, daß rücksichtsvolle Hausfrauen kein einigermaßen solennes Festmahl für Herren arrangiren, ohne den Austern ihren Platz auf der Tafel einzuräumen. Keine Auster! Ein Frühstück oder ein Souper ohne Auster wäre für Herren fast so wenig zu goutiren, als ein Frühstück, ein Souper ohne Wein!

Nun, die Auster verdienen diese Gunst, denn viele berühmte Aerzte stimmen in dem Urtheil über dieselben darin überein, daß sie eine zugleich nahrhafte und leichte Speise seien, ja, einige gehen sogar so weit, zu behaupten, daß der häufige Genuß der Auster ein wirksames Mittel gegen Schwindel und Hypochondrie sei, und ein langes Leben bewirke.

Sollen jedoch die Auster diese wunderbaren Wirkungen hervorbringen, so dürfen sie nicht in der Reife genossen werden, d. h. nicht im Juni, Juli, August, bei zeitigem Frühjahrsfögar im Mai nicht mehr.

Die Auster sind gut und für den Genuß tauglich, wenn die Schalen sich schwer öffnen, wenn sie an der innern Schale haften und von reinem klarem Wasser umgeben sind. Die Auster, deren gefärbte fleckige Muscheln sich leicht theilen, die ein weiches milchiges Ansehen haben, dem Druck des Fingers leicht nachgeben, sind trante Auster.

Zumeilen legen die Austerhändler, um den Auster das frische Ansehen widerzugeben, sie in Salzwasser, doch der Betrug ist leicht zu bemerken an dem scharfen befeudenden Geruch, welche diese in Salzwasser aufgetriebenen Muschelbier von sich geben.

Die vorzüglichsten Auster, nach dem Urtheil aller Feinschmecker, sind die von Dünede. Ihr Fleisch ist zart, duftend, auf der Zunge zergehend, doch an Größe steht diese vorzüglichste, die holländische Auster, hinter den geringeren Arten zurück. Unter diesen sind noch zu nennen die bordeaurer Auster, welche sich durch grünliche Farbe, und die von Cancale, welche sich durch einen pflanzlichen Geschmack auszeichnen, der namentlich den pariser Gourmands sehr zusagt, daher von der letztgenannten Sorte in Frankreichs Hauptstadt, so wie im nördlichen Frankreich überhaupt eine ungläubliche Menge verbraucht wird.

Werden bei einem Dejeuner Auster gegeben, so ist es nicht die Sache der Hausfrau, sie zu öffnen; es geschieht durch die Austerhändler selbst. Doch da leicht der Fall eintreten könnte, daß, namentlich auf dem Lande, keine des Geschäfts kundige Hand zu erlangen ist und die Köchin demselben sich unterziehen muß, so dürfte eine Belehrung darüber den Hausfrauen dennoch willkommen sein.

Man nimmt ein starkes Messer mit kurzer, abgerundeter, nicht scharfer Klinge, bedeckt die linke Hand mit einem Leinentuch, stark genug, das etwaige Abgleiten des Messers unschädlich zu machen, legt die gemüthete Seite der Muschel platt auf den Ballen der linken Hand, sie gerade haltend, damit das in den Schalen enthaltene Wasser nicht auslaufen kann. Nun drängt man die Messerklinge in das sogenannte Schloß der Muschel, senkt die Klinge etwas, hebt sie wieder und fährt damit an den Wänden der obern Schale entlang, bis beide Schalen völlig voneinander getrennt sind.

Der Austerkörper darf nicht von der untern Schale abgelöst werden, und beim Anrichten müssen die oberen Schalen wieder auf ihre unteren Hälften gelegt werden, damit das feine Aroma nicht verfliehe.

Die echten Austerliebhaber essen die Auster ohne Pfeffer, Essig oder Citrone. Es ist ein Irrthum zu glauben, daß Milch die Auster auflöse; eher hat der Essig diese Wirkung.

Viel Alkohol (reinsten Weingeist) enthaltende Weine müssen nicht zu Austern gegeben werden, dagegen sind die herben Weine dazu zu empfehlen, z. B. weißer Chablis und Sauterne. [4157]

Ueber die Durchwinterung zarter Pflanzen und deren Abhärtung im Freien.

Gewiß giebt es unter der großen Zahl unserer Leserinnen Manche, denen die Sorge für ein Gärthchen anvertraut ist, und welche sorgsame Gärtnerin ließe sich nicht angelegen sein, die ihrer Pflege übergebenen Pflanzen gegen die drohende Strenge des Winters zu schützen? Doch die Pflege der Pflanzen, dieser eigentümlichen, unmittelbaren Kinder der Erde, ist so leicht nicht, als es bei oberflächlicher Beobachtung scheinen mag. Wie in einer zahlreichen Familie oft kein Kind dem andern weder an Gemüth, noch an Zügen gleich, jedes derselben auf besondere Weise behandelt und erzogen sein will, so auch in der großen Pflanzenfamilie. Die Naturen der Pflanzen sind so unendlich verschieden, daß ihre Erziehung wahrlich ein Studium genannt werden kann. Jede verlangt zum Gedeihen Berücksichtigung ihrer Eigenheit, verlangt Schonung und liebende Pflege, doch keine Verjüngung. Diese kann den Kindern der Pflanzenwelt so verderblich werden, als den Kindern der Menschen, und ein gewisses Maß von Abhärtung ist hier wie dort bei der Erziehung anzurathen.

Man mache es sich zur Regel, die Pflanzen nie eher zu bedecken und zu umkleiden, als bis der Frost 1/2 Zoll tief in den Boden eingedrungen ist; man wird dadurch mancher Verjüngung vorbeugen. Haben die zarteren Holzpflanzen, welche sich für das freie Land eignen (wie z. B. Magnolien, Azaleen, Andromeden, Kalmien, Rhododendren, Salixbäume (Wingto biloba), Rothergalla, Rhodora u. a. m.) einen von Nadelgehölz dicht umgebenen oder auf andere Art sehr beschützten Standort, der keine heißen Sonnenstrahlen (die den Saftumlauf zu früh anregen) zuläßt, und einen weder zu nassen, noch zu trocknen Boden (am besten cultivirter Moor- oder Hainbuden mit Sand und Lehm gemischt), so werden solche Pflanzen von früher Jugend an abgehärtet, so daß sie untern gewöhnlichen Winter meistens ohne Bedeckung aushalten; nur über ihre empfindlichsten Theile, die Wurzeln, muß etwas (etwa 5-8 Zoll hoch) Laub u. dergl. gedeckt werden.

Zarte Holzpflanzen, die einen gefährlichen Standort haben, und deren Stämme zum Niederfallen zu spröde oder zu feil sind, müssen mit einer winterlichen Ueberkleidung versehen werden. Die besten Materialien dazu sind folgende: a) Nadelholzweige, besonders von Fichten und Kiefern, sie halten wegen ihrer harzigen Bestandtheile mehr als jedes andere Umlidungsmaterial den Frost ab; — b) Haidkraut, und zwar vorzüglich solches, welches mit Haide- und Hirschtollenflechten gemischt ist (moosige Haide); — c) trockenes Schilfrohr, und d) trockenes Farrenkraut, namentlich Pteris aquilina.

Umlidungen aus Stroh und Strohballen sind in den meisten Fällen mehr schädlich als nützlich; denn beide dienen nicht nur den Mäusen zum angenehmen Winterquartier, welche dann zugleich die Pflanzen benagen, sondern sie halten auch die Rässe zu lange an, so daß eine nicht sehr dicke Umlidung dennoch leicht durchfriert. Ist die Strohummkleidung aber dicht und dicht um die Pflanze, so wird die letztere entweder erstarrt, verdirbt durch Moder und Schimmel, oder sie macht unter der zu warmen Decke zu frühe Triebe, die, späterhin entleidend, von der geringsten Frühjahrskälte verderben. Taggen empfehlen sich die oben angegebenen Materialien immer als die sichersten, denn sie halten keine Rässe lange an und wehren nicht nur hinreichend den Frost ab, sondern lassen dabei auch mehr oder minder Luft durch, die den Pflanzen niemals auf lange Zeit fehlen darf.

Die Umlidungsmaterialien werden, nachdem die absteigenden Aeste der Pflanzen behutsam mit Bast oder Weidenruthen etwas nach dem Stamme zu angeholt worden sind, von unten auf, dicht und dachziegelförmig übereinander um die Pflanze gebunden, nachdem man zuvor den Erdboden über den Wurzeln 6 bis 8 Zoll hoch mit Laub, Spreu, Flachsseben (Ageln), Moos, Tangeln (Pinusnadeln) oder dergleichen bedeckt hat, damit der Frost nicht in den Boden eindringen und die Wurzeln verletzen kann. Damit die Pflanze unter der Umlidung frei stehe, steckt man oft 4 oder mehrere Pfähle um dieselbe, die man oben zusammenbindet, und an diese werden Quersäbe befestigt, um das Bedeckmaterial daran zu binden. Besteht die Umlidung aus Rohr, Haide, oder Farrenkraut, so thut man wohl, in der Mitte an einer Seite eine Oeffnung zu lassen, um bei jedesmaligem Thauwetter Luft zu können; bei Frostwetter wird sie mit Streu zugestopft. — Die Stärke der Umlidung richtet sich theils nach der Zartheit der Pflanze, theils nach dem winterlichen Klima. Will man bei zarten Pflanzen ganz sicher gehen, so umkleide man sie erst mit Schilfrohr, und darüber noch mit Nadelholzweigen; doch immer so, daß das Wasser ablaufen kann. — Für den Winterschutz haltbarer Holzpflanzen, die untern gewöhnlichen Winter nicht gut im Freien aushalten, hat der Gartendirector Otto in Berlin folgendes erfahrungsgemäße Verfahren bekannt gemacht, welches nicht genug empfohlen werden kann. Man bringt unten am Stamme eine Anheftung von Erde oder Sägespänen an, legt über diese Stroh und bindet dasselbe dicht am Stamme fest zusammen; der übrige Theil des Stammes aber bleibt unbedeckt und dem Wetter ausgesetzt. Die Rässe wird auf diese Weise mittelst des Strohes vom Stamme abgeleitet, wodurch dann die Wurzeln, und in einiger Entfernung auch die Erde trocken erhalten werden, welches bei der Durchwinterung zarterer Landpflanzen von größter Wichtigkeit ist. Auf diese Art erhalten sich die meisten solcher Pflanzen besser, als wenn man sie ganz umkleidet.

Harte Topflauden und Sträucher, für deren Ueberwinterung es an frostfreien Räumen fehlt, lassen sich am besten den Winter durchbringen, wenn man sie an einen geschützten (von oben gegen Rässe gedeckten) Ort stellt, die Töpfe mit Tangeln und Nadelholzweigen belegt und über das Ganze eine Strohbedeckung anbringt. Fuchsia coccinea, krautige Calceolarien, Lobelien, Verbenen, Munulus und ähnliche Pflanzen halten unter einer solchen Bedeckung vorzüglich aus. — Auf dieselbe leicht und wohlfeile Weise lassen sich auch die bengalischen Noisette- und Thee-Rosen und andere zarte niedrige Sträucher, sowie auch zarte Verbenen im freien Lande durchwintern; man nimmt dann zur Bedeckung nicht nur Tangeln, sondern auch trockenes Laub, Moos, Farrenkraut und moosige Haide, und belegt das Ganze mit Nadelholzweigen, damit die Decke nicht vom Wind weggenommen werden kann. — Das Trockenhalten aller dergleichen Bedeckungen (da solche nicht zu dick aufgelegt werden dürfen, am wenigsten über krautige Pflanzen) ist zur Abhaltung des Frostes ein sehr notwendiges Erforderniß. Man mache daher über die bedeckten Gruppen, um bei feuchter Witterung die Rässe abzuhalten, der Länge nach ein Gestell von Hopfen- oder Bohnenstangen, gegen welches man Rohr- oder Strohmatte lehnt, welche dann ein bütenförmiges Dach bilden und bei trockenem Wetter und Abnehmen der Kälte jederzeit leicht zusammengewickelt werden können. — Die baumartigen Thee-, Noisette- und alle anderen zarten Rosen halten zwar auf guten Standorten 6-8 Grad R. Kälte aus, doch ist es besser, wenn man schon beim Eintritt von 2-3 Grad R. die Stämme niederhakt und mit den Kronen auf die Erde legt. Dieses Niederhaken darf nicht des Morgens geschehen, wenn die Stämme gefroren sind, da sie sonst leicht brechen. Hat der Stamm eine schwache Stelle, dann biege man ihn so, daß diese noch unten gerichter wird, und bringe immer die gesündeste Seite nach oben. Das Biegen geht leicht, wenn der Stamm von Jugend auf daran gewöhnt ist, selbst bei 2 Zoll Dicke desselben. Man biege daher jedes Jahr auf eine und dieselbe Seite nieder, und zwar so nahe als möglich auf die Erde, ist die letztere gefroren, dann hake man sie vorher am Fuße des Stammes nach der Seite, wohin dieses gebogen werden soll, auf. — Die Kronen der Noisette-Rosen entblättert und beschneidet man vorher und bringt sie dann auf die flache Erde — bei Exemplaren aber, die schon zwei Winter überstanden haben, in dazu gemachte Vertiefungen. Für Thee- und andere zarte Rosen macht man eine abgedachte Erhöhung von 3-4 Zoll von demselben Boden, bedeckt dieselbe mit etwas Spreu und legt darauf die Kronen; denn diese Rosen sind gegen Rässe so empfindlich, als gegen Frost. Die Kronen, nebst 6-8 Zoll des Stammes unterhalb der Veredelungsstelle, bedeckt man mit Streu, Haidkraut, Moos, Tangeln und dergl. — und um die Decke gegen Rässe und Wind zu schützen, bedient man sich 10-14 Zoll langer, 8-12 Zoll breiter, gewölbter, von Thon hart gebrannter (am besten glazirter) Ziegel, die man dicht auf die Decke legt und an den Enden bewahrt, damit keine hohlen Räume bleiben und kein Wasser eindringen kann, da sonst dennoch der Frost schaden würde. Die Stämme können, wenn sie dicht auf der Erde liegen, mit Schnee überall die sicherste Bedeckung, im Gegentheile aber ebenfalls mit Hohlziegeln bedeckt werden. Noch besser sind die Breiterdecken, von 2 oder 3 dachförmig zusammengeagelten Brettern, mit welchen man Stamm und Krone zugleich überdecken kann. Bei Thauwetter im Februar und März kann schon der größte Theil der Bedeckung weggenommen, überhaupt aber muß dann öfters Luft zugelassen werden. Auf diese Art behandelt, lassen sich die erwähnten zarteren Rosen selbst in den kaltesten Wintern Norddeutschlands und in noch nördlicheren Gegenden, wo die Winter schneereich sind, gut erhalten.

(Schluß folgt.)



So ist's! das Glück hat immer Mängel,
Die Freud' ist unsäth auf der Erde.
Alein der Mensch ist Mensch, nicht Engel.
Damit er erst zum Engel werde.

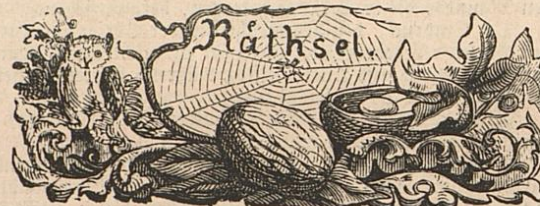
Wenn ich haße, so nehme ich mir etwas, wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe.

Mag der Stolz nach eitler Ehre haschen,
Geiz der Schätze Sklav und Hüter sein,
Sinnlichkeit von schlechten Früchten naschen,
Nur ihr Glück ist nur ein leerer Schein!
Nur ein Glück, nur ein es giebt's hienieden,
Fast für diese Welt zu gut und groß:
Säuslicheit! in deines Glückes Frieden
Liegt allein der Menschheit großes Loos.

Wer ein Stück Brod fordert, ist edler, als der um eine Verbeugung oder um einen Blick bettelt; denn jenes ist ja mehr werth.

Die Jugend ist nicht reich an Zeit — ja, vielleicht arm. Giebt sie, wie Geld, mit sparendem Hand aus; zahle keinen Augenblick hin, ohne damit so viel zu erkaufen, als er werth ist.

Was ist's, das das Gebiet der Kindheit so verklärt, es uns in Träumen oft als untergegangene Himmelsstätten schildert? Ein Umstand nur bewirkt diesen Wahn! Es ist der ewig heitere Unschulds-Heiter, der jedes Kindergemüth überzieht; Vertrauen, Glaube, Liebe, Hoffnung — die freundlichen Horen jedes reinen Gemüths. Dazu der Hinblick in ein Sonnenland, das wir mit Thaten beleben wollen, so süß, als unsrer Muth sie denkt, so rein und schuldlos, wie das Opfer Abel's.



Zweifelhafte Charade.

Die Erste ist ein Kind der Erde,
Ist Staub — im Grunde weiter nichts,
Doch müht der Mensch sich, daß es werde,
Im Schweife seines Angesichts.
Und wahrlich — reich' und armen Leuten
Ist es gleich unentbehrlich noth,
Denn aus dem Staube just bereiten
Wir Menschen unser täglich Brod.

Ein Kind des Himmels ist die Zweite.
Ein Engel aus der Wolken Höh'n,
Der, wenn die Ruhe im Geleite
Des Abends naht, ungesehn
Herniederfinkt, der Blumen Lippen
Mit süßem Labetrunk erquickt,
Und grüne Wiesen, 'bde Klippen
Mit gleicher Demantkrone schmückt.

Unähnlich diesem ist das Ganze,
Nicht Schmutz, nicht Balsam, sondern — Gift;
Und wehe der verlor'nen Pflanze,
Die es verzehrend, tödtend trifft.
Soll sie, die eure Hände pflegen,
Vom Ganzen unbedeckt, gedeihn,
Gönnt ihr zu rechter Zeit den Regen,
Zu rechter Zeit den Sonnenschein.

Marie Jarret.

Rösselsprung - Aufgabe.

flammt,	nen	Mat-	du	lieb',	mel	ten!	ge
D	lieb',	Dem	Gi-	Wal-	stren-	du	wie-
dei-	mel	ver-	ter-	Him-	fer	Pflicht-	Die
ter-	ziehen!	Vaß	dein	lie-	Re-	der	bei-
Him-	feit	Mut-	er-	nicht	Der	hen,	chen-
D	nicht,	hört	Herrn	le,	zu	lig	Ewig-
Ewig-	vom	giß	er-	ge-	Vom	schaft-	Die
sie	falten!	der	die	ver-	See-	feit	Am-

Auflösung der Charade Seite 320.

„Leichtsinig“.

Auflösung des Rebus Seite 320.

Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft.

Zur Notiz.

Die letzten Lieferungen der von der Administration des Bazar herausgegebenen Schnittmuster-Zeitung: „Pariser Modelle“ zur Selbstanfertigung der gesammten Damen-Garderobe etc. enthalten folgende Schnittmuster:

- Fig. 7. Hausjäckchen für Damen. — Jäckchen für Kinder von 4 bis 5 Jahren. — Eßig ausgeschnittene traufe Taille mit Berthe und kurzem Bausärmel, für Mädchen von 4 bis 5 Jahren.
- Fig. 8. Hausjäckchen (Casaque grecque) für eine starke Figur. — Hohe Kleiderjacke nebst Hoch-Garnitur für Mädchen von 14 bis 16 Jahren.
- Fig. 9. Sommermantel „Eugenie“. — Sommer-Mantelchen für kleine Mädchen von 6 bis 8 Jahren.
- Fig. 10. Mantille „Lucrèce“. — Ausgeschnittene Kleiderjacke. — Ausgeschnittenes traufes Fichu. — Trag-Mantel für kleine Kinder.
- Fig. 11. Sommermantel „Toge“. — Capuchon zu Sommermänteln — Kurzer Kleiderärmel.
- Fig. 12. Sommermantel „Coquette“. — Fichu mit edigem Ausschnitt.
- Fig. 13. Sommermantel Clotilde (für eine große Figur). — Sommermantel für Mädchen von 12 bis 14 Jahren.
- Fig. 14. Mantille Remour. — Mantille Bohan.
- Fig. 15. Mäntelchen für ein Mädchen von 7 bis 9 Jahren. — Kermel zu einem hohen Kleide oder einem Ueberrock.
- Fig. 16. Hohe glatte Kleiderjacke für ein Mädchen von 14 bis 16 Jahren. — Mantille Beronica, zu einem Kleide von gleichem Stoff.
- Fig. 17. Ausgeschnittene traufe Taille mit kurzem Ärmel und breitenförmigem Kragen. — Mantille für ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren. — Eßig ausgeschnittenes Chemiset (russisches Semaden).
- Fig. 18. Glatte Ueberrock-Taille, für eine starke Figur. — Jäckchen für Knaben von 4 bis 6 Jahren. — Unterzieh- Leibchen mit Sideret, zum Jäckchen gehörig.
- Fig. 19. Hohe traufe Kleiderjacke mit ausgeschnittenem Futter und weitem, offenem Ärmel. — Mantille Marie-Antoinette von weißem flarem Stoff, für Mädchen von 11 bis 13 Jahren.
- Fig. 20. Jäckchen für einen Knaben von 11-13 Jahren. — Weste, zum Jäckchen gehörig. — Beinkleid, zu Jäckchen und Weste gehörig (Mantrosen-Anzug). — Hohes traufes Fichu oder Tailletuch, zu ausgeschnittenen Kleiderjacken zu tragen.
- Fig. 21. Basquine (Casaque longue) von weißem Bique, mit rother Borte und weißem Soutache befestigt.
- Fig. 22. Blouse (Kittel) für einen Knaben von 6 bis 8 Jahren. — Hohe Kleider-Taille mit gesticktem Schoof und Berthe, für Mädchen von 5 bis 7 Jahren. — Weiter offener Ärmel, zum Kleide oder Ueberrock.
- Fig. 23. Tunica mit edig ausgeschnittener Taille, krausem Schoof und großem, offenem Ärmel.
- Fig. 24. Negligé-Jäckchen von feinem Gambrie mit Puffen, und Stidreigarnitur. — Nachthaube. — Frisurmantel mit langen Vermeeln.
- Fig. 25. Glatte hohe Kleider- oder Ueberrock-Taille mit schmalem, in flache Bogen ausgehendem Schoof. — Hausjäckchen für Damen, mit weitem, offenem Ärmel und Soutachebesatz. — Enganschließender Ärmel für Mädchen von 6 bis 7 Jahren.
- Fig. 26. Negligé-Ueberrock mit großer Pelertine. — Pelertine für Mädchen von 12 bis 14 Jahren.
- Fig. 27. Ueberzieher zur Haus-Toilette. — Ausgeschnittene Kleider-Taille für Mädchen von 4 bis 6 Jahren.
- Fig. 28. Serbismanlet (Burnous). — Hohe glatte Taille für Mädchen von 7 bis 9 Jahren.
- Fig. 29. Wintermantel Sibille.

Bestellungen auf die „Pariser Modelle“ (15 Sgr. pro Quartal) übernehmen sämtliche Buchhandlungen und Post-Ämter.

Die Administration des Bazar.



Hr. G. K. in W. Der Gegenstand Ihrer Frage ist uns unbekannt.
Hr. A. N. in C. Ein sehr hübsches Tapissierie-Muster zur Restauration wird in einer der nächsten Nummern erscheinen. Die Gewährung Ihrer andern Bitte können wir Ihnen so bald nicht versprechen.
Hr. C. W. in Sch. bei Sch. Wir werden Ihres Wunsches eingedenk sein, und ein Muster in der von Ihnen gewünschten Art so bald wie möglich erscheinen lassen.
Hr. Cl. J. geb. S. in D. Den von Ihnen ausgeprochenen Wunsch theilen zu wenige unserer Abonnentinnen, als daß wir uns zur baldigen Veröffentlichung eines solchen Designs entschließen könnten. Wir verweisen Sie auf das schöne Muster Nr. 34 des Bazar, Seite 264 und 265, Jahrgang 1858, rathen Ihnen jedoch, die Arbeit in Wolle und nicht in böhmischen Wollen auszuführen.
Hr. D. L. in W. Wir können leider auf den von Ihnen gemachten Vorschlag nicht eingehen.
Hr. J. C. in W. Eintheilung des Bazar enthält eine für Ihren Zweck nicht ungeeignete Goutüreorte, auch die Worte auf Seite 99 würde dazu von gleicher Wirkung sein. Gefällige Goutüre-fragen erscheinen bereits in neuester Zeit; wir führen Ihnen nur beispielsweise die auf den Seiten 217, 245, 294 des Bazar an. — Ueber das Trocken der Blumen giebt Professor Dr. Runge in dem Artikel über Kräuter auf Seite 163 des Bazar ausführliche Auskunft.
Hrn. Ch. Sch. in W. Richtig.
Hr. S. D. in S. Wir bitten um nähere Erklärung des Ausdrucks: „Hutpöppchen-Muster“.
Hr. B. H. in S. Eine Taille für halberwachsene Mädchen finden Sie in den „Pariser Modellen“ Nr. 16, Jahrgang 1859.
Hr. A. Sch. geb. Baronin v. W. Ein Schnitt zum Mantel für Knaben von 5-6 Jahren wird auf dem Supplement der nächsten Arbeitsnummer erscheinen, und werden dabei zugleich Ihre übrigen Fragen, betreffend der Anfertigung, Erledigung finden.
Hr. N. H. in W. Sch. Ihrer Ansicht nach können Sie dazu nur ein schmales Vambrequin oder eine schmale Bordüre verwenden. Gezielte Designs finden Sie in diesem Jahrgang des Bazar auf Seite 79, 199, 204; im vorigen Jahrgang auf Seite 63, 264 und 282.
Hr. A. K. in P. Belehrung über das Fleckausmachen finden Sie in Nr. 23 des Bazar, Jahrgang 1858.
Hr. Th. v. W. Eine Auswahl verschiedener Veseichen wird nächstens im Bazar erscheinen.
Hr. S. E. H. in G. Sie müssen sich in der Wahl eines Geschenks durch die Verhältnisse, Lieblingsneigungen und Gewohnheiten des Herrn bestimmen lassen, dem Sie das Geschenk zugedacht haben.
Hrn. J. K. in D. und Hrn. L. L. in P. Wir können die Aufnahme des uns Eingekommenen nicht versprechen.

Bekanntmachung.

Das erste bis dritte Quartal des Bazar, welche einige Zeit gänzlich vergriffen waren, sind im Neudruck beendet und jetzt wieder durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Administration des Bazar.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

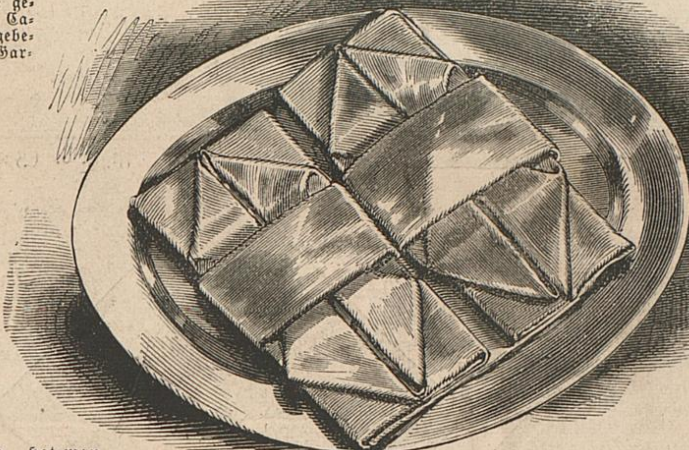
Nr. 44. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 23. November 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. XV. Band.

Beschreibung der Posamentier-Garnitur am Mantel „Henry II“.

Unserm Versprechen gemäß liefern wir hiermit eine genaue Beschreibung der Posamentiergarnitur, welche das Capuchon des in voriger Arbeitsnummer in Abbildung gegebenen Mantels „Henry II“ ziert. Eine Imitation dieser Garnitur würde sehr leicht und jedenfalls einer kleinen Mühe werth sein. Die flachen Rundungen, von der obern Schleifenfigur aus in zunehmender Größe zu 2 langen schräg nach den Seiten herabhängenden Bändern aneinander gereiht, sind aus schwarzem Wolle-Scoutache gebildet, und zwar auf folgende Art: Man nimmt das Ende des Scoutache, näht es zu einer kleinen hohlen Rundung um, fast diese zwischen den Daumen und Zeigefinger der linken Hand und rollt nun bei beständigem Schieben der Rundung mit dem daranhängenden Scoutache zugleich, diesen schneckenförmig und nachfolgend auf, so daß sich Kreis an Kreis fügt und die Rundung immer größer wird. Zählt die Rundung 4 Kreise, so ist sie, als die kleinste, genügend; man schneidet die Viere ab, nimmt eine mit ganz feiner schwarzer Seide eingefädelt, recht feine, spitze und glatte Nähnadel, welche man jedoch schon bereitliegen haben muß, und durchzieht nun damit strahlenförmig die Rundung, indem man von der Mitte aus, nach dem äußern Rande zu die Nadel ganz flach durch die Viere schiebt, jeden Kreis fassend. Hat man den Faden weit genug hindurchgezogen, so schiebt man in einiger Entfernung am äußern Rand der Rundung wieder hinein und läßt die Nadel langsam wieder nach der Mitte zu gleiten. Hat man erst an einer Stelle die schneckenförmig gewundene Schnur aneinander gereiht, so kann man schon mit größerer Sicherheit diese Arbeit fortsetzen, bis man die ganze Tour beendet, wo man alsdann das äußere Ende der Schnur auf der Rückseite der Rundung, das ist die, auf welcher man die Fäden eingezogen, befestigt. Wie schon gesagt, darf man beim Durchziehen die Nadel nur ganz flach durch die Schnur schieben, so daß auf der rechten Seite kein Verbindungsfaden zu sehen ist. Solcher einzelner Rundungen hat man 9 zu fertigen, und zwar in allmählig zunehmender Größe, die beiden größten, welche den untern Schluß der Bänder bilden, müssen 9 Rippenkreise zählen. Man näht die Rundungen zu 2 einzelnen Bändern aneinander, welche man durch eine der kleinsten Rundungen verbindet und dann das Ganze mit schwarzen geschliffenen Perlen verziert, indem man letztere am äußern Rand der Garnitur und auch die innere Öffnung jeder Rundung entlang, einzeln aufnäht. Jede der beiden großen Rundungen erhält 3 lange Quasten von feiner schwarzer Nähseide, folgender Art ausgeführt: Man bildet von der Seide ein dünnes, ungefähr 20 Centimeter langes Strähn, umfaßt dies in seiner Mitte mit einem fei-

Die Kunst Servietten zu formen.

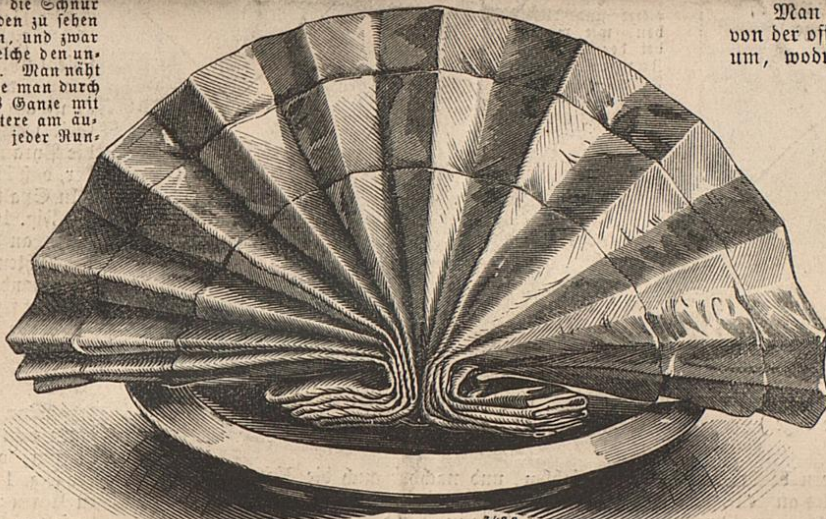
In wie hohem Grade willkommen unseren Leserinnen die Fortsetzung dieser Mittheilungen sein werde, haben uns die vielfachen Ausdrücke der Freude und des Beifalls über das von der oben genannten Kunst bereits Empfangene deutlich dargethan. Wir liefern heut abermals 5 verschiedene Formen, und geben, wie bei den früheren, zu jeder Abbildung der vollständigen Servietten-Figur, die Ansicht der verschiedenen Lagen, durch welche man die Figur bildet. Da bei einigen der heut zu beschreibenden Formen mehrere oder einzelne Lagen mit denen der schon früher mitgetheilten Formen gleich sind, so wiederholen wir deren Abbildung nicht, sondern werden uns an betreffender Stelle nur auf die schon vorhandenen Abbildungen beziehen und sie genau bezeichnen. Auch gestattet es uns der Raum nicht, die auf Seite 276 enthaltenen, mit 1, 2, 3 bezeichneten Regeln über die Behandlung der Servietten beim Falten, heute zu wiederholen; wir müssen jedoch diese Regeln der Aufmerksamkeit der Leserinnen angelegentlich empfehlen, da sie bei Ausführung der hier in Beschreibung folgenden Servietten-Figuren von großer Wichtigkeit sind.



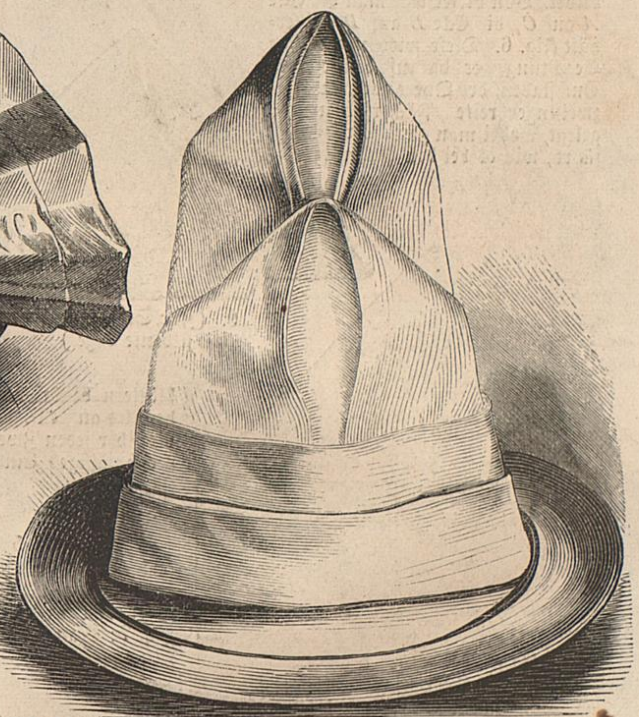
3433
Serviette Nr. 1: Briefcouverts.
(Hierzu gehören Fig. 1-4 der Details.)

Nr. 1. Briefcouverts.

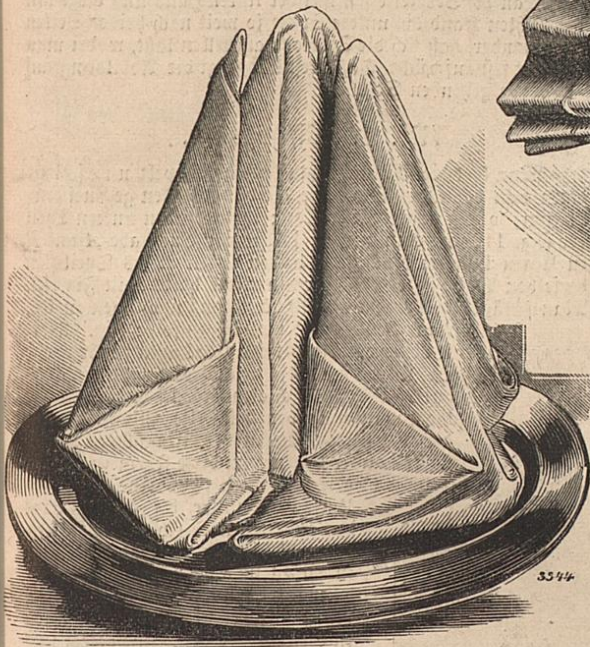
Man legt die Serviette ganz gerade doppelt und biegt sie von der offenen Seite aus reichlich zwei Finger breit nach oben um, wodurch man Fig. 1 erhält. Diese biegt man nun in



3428
Serviette Nr. 2: Fächer.
(Hierzu gehören Fig. 5 und 6 der Details.)



3353
Serviette Nr. 4: Bischofsmütze.
(Hierzu gehören Fig. 11-14 der Details.)



3544
Serviette Nr. 3: Pyramide.
(Hierzu gehören Figur 7-10 der Details.)



3427
Serviette Nr. 5: Palmenblätter.
(Hierzu gehören Figur 15-17 der Details.)

nen Schnürchen, so daß das Strähn eine 10 Centimeter lange Fäusel bildet, überwickelt einen dazu passenden hohen Holzknopf mit ganz kleinen schwarzen Perlen, schiebt den Knopf auf das Schnürchen dicht an die Quaste und fügt dem Knopf noch eine recht große schwarze geschliffene Perle hinzu; dann befestigt man die so vollendete Quaste an die Rundung. Man fertigt nun noch ein ungefähr 35-40 Centimeter langes schmales Band, indem man 3 Scoutache-Schnüre breit aneinander näht und auf beiden Seiten eine Reihe einzelner Perlen anbringt, in der Art, wie bei den Rundungen; bildet alsdann das Band zu 3 Schlingen, in Kleeblattform, und verbindet diese Figur mit der obern kleinen Rundung, so, daß die Blattfigur den obern Rand des Revers berührt, die beiden Quastebänder von den untern Enden des Revers aus frei hängen. Wir wollen in Bezug auf die eben beschriebene Garnitur noch bemerken, daß man dieselbe auch von dreifacher Seide über feine schwarze Schnur häkeln kann, doch würde das Material die Arbeit bedeutend kostspieliger machen und auch mehr Zeit erfordern, als die eben angegebene Art der Anfertigung.

derselben Breite nach der Rückseite um, so daß die beiden A unterhalb der Serviette an die beiden B treffen. Man faßt nun die Serviette an beiden Seiten bei B, in der Weise, daß der Umschlag nach der Rückseite fällt, und legt nun die beiden B auf die beiden C, wodurch sich Fig. 2 bildet. Man wendet diese auf die andere Seite um, bezeichnet sich von der Länge der Fig. 2 die Mitte und legt Fig. 2 von beiden Enden bis zur Mitte in der Weise zusammen, wie es durch Fig. 3 deutlich gemacht wird. Man macht nämlich an einem Ende zuerst nach der obern Seite einen ungefähr zweifingerbreiten Umschlag, theilt nun die um so viel verminderte Länge bis zur Mitte in vier gleiche Theile und faltet dieser Eintheilung nach die Serviette dreimal fächerartig, indem man sie das erste Mal nach oben, das zweite Mal nach der Rückseite, das dritte Mal wieder nach oben umschlägt. Fig. 3 zeigt die eine Hälfte gefaltet, die andere Hälfte nur mit dem ersten Umschlag und der oben erwähnten Eintheilung, durch punktirte Linien. Durch dieses Verfahren, von beiden Enden aus, erhält man Fig. 4. Man



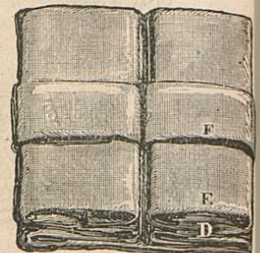
Figur 1. (Zur Serviette: Briefcouverts, erste Lage.)



Figur 2. (Zur Serviette: Briefcouverts, zweite Lage.)



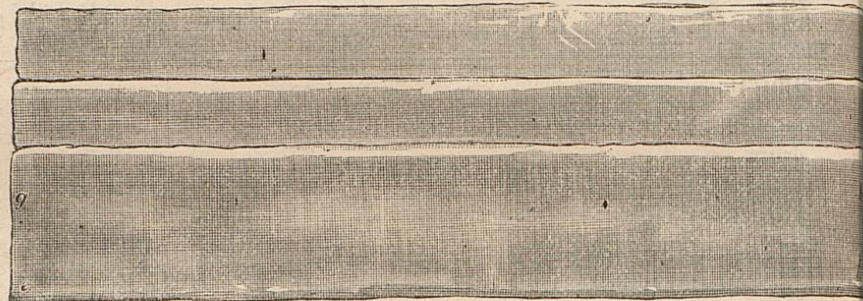
Figur 3. (Zur Serviette: Briefcouverts, dritte Lage.)



Figur 4. (Zur Serviette: Briefcouverts, vierte Lage.)



Figur 5. (Zur Serviette: Fächer, erste Lage.)



Figur 6. (Zur Serviette: Fächer, zweite Lage.)

faßt nun mit der linken Hand die obere Lage der Serviette bei dem Buchstaben E, hält mit dem Daumen der rechten Hand den Spalt der untern Lage bei D fest und zieht das obere Theil nach F, so daß sich ein Carreau mit einem Spalt in der Mitte bildet, dessen Spitze E man bei F unter den mittlern Bund schiebt. Man verfährt in gleicher Weise an allen vier Seiten der Fig. 4 und erhält somit die vollständige Form, wie sie die Haupt-Abbildung auf der vorhergehenden Seite zeigt.

Nr. 2. Fächer.

Man legt die Serviette doppelt zusammen, doch so, daß von der untern Lage ein ungefähr handbreiter Rand vorsteht und sich also Fig. 5 bildet. Von dieser legt man die Ecke A auf C, die Ecke B auf D und erhält Fig. 6. Diese wird nun, ohne Beachtung der darauf befindlichen Buchstaben, der Quere nach, in zweifingerbreite Fächerfalten gelegt, wobei man ganz so verfährt, wie es bei den Palmen-

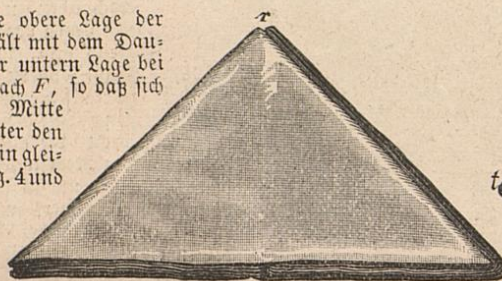


Fig. 7. (Zur Serviette: Pyramide, fünfte Lage.)

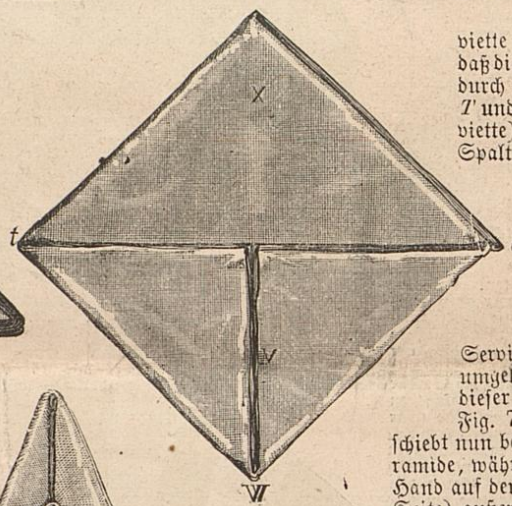


Fig. 8. (Zur Serviette: Pyramide, sechste Lage.)

NB. Die ersten 4 Lagen dieser Serviette sind dieselben, wie wir sie bei der Serviette Zungen unter Fig. 11-14. Seite 278 des Bazar in Abbildung gegeben haben.

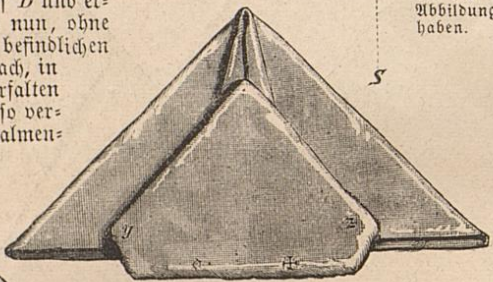


Fig. 9. (Zur Serviette: Pyramide, siebente Lage.)

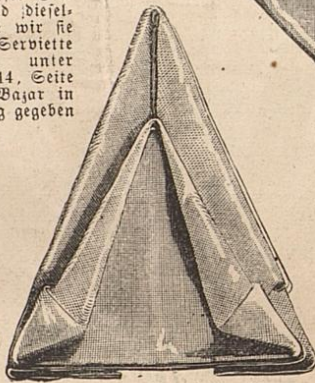


Fig. 10. (Zur Serviette: Pyramide, achte Lage.)

viette und schlägt dieselbe gänzlich nach unten zurück, so daß diese Spitze R auf S zu liegen kommt und man dadurch Fig. 8 erhält. Von Fig. 8 nimmt man die Ecke T und die Ecke U (d. h. nur die obere Lage der Serviette) und vereinigt beide Ecken bei V, auf dem Spalt des zurückgeschlagenen Theils, so daß die beiden oberen schrägen Seiten bis zur Spitze zusammenstreffen. Man schlägt nun das untere Theil wieder nach oben, so weit, daß die untere Spitze W auf X trifft und man somit Fig. 9 erhält. Von dieser legt man die Ecke Y auf den Punkt, die Ecke Z auf das Kreuz und wendet die Serviette um, was sehr leicht geschieht, wenn man den Daumen unter die Serviette schiebt, mit den übrigen 4 Fingern die oben umgelegten Ecken festhält. Man wiederholt nun auf dieser Seite das ganze hier angegebene Verfahren von Fig. 7-9 und erhält demzufolge Fig. 10. — Man schiebt nun beide Daumen von unten in die so gebildete Pyramide, während man die 4 übrigen Finger (die der rechten Hand auf der einen, die der linken Hand auf der andern Seite) außerhalb auf die gefaltete Serviette legt, und biegt die Pyramide in der Weise zusammen und zugleich auseinander, daß die beiden äußeren Seiten der Fig. 10 jezt den mittlern Spalt bilden, dagegen die obere und untere Mittellinie der Fig. 10 sich als Seitenkante herausbiegt. In dieser Lage hält man die Serviette fest mit der linken Hand und biegt mit der rechten Hand die untere Spitze so weit nach beiden Seiten auseinander, daß sich die Serviette aufstellen läßt, wobei man sie recht fest aufdrückt. Das Resultat zeigt die Abbildung auf der vorhergehenden Seite.

Nr. 4. Bischofsmütze.

Man legt die Serviette ganz gerade doppelt und schlägt dann von der einen Querseite die beiden Ecken gegeneinander um, so daß sich Fig. 11 bildet; legt nun den untern Theil der Fig. 11 nach oben zurück, so daß der Buchstabe A auf B zu liegen kommt; schlägt die beiden Ecken dieses Theils in derselben Weise gegeneinander um und erhält damit Fig. 12. Man schlägt Fig. 12 vom untern Rand aus nach oben zurück, so daß C auf D trifft und man demzufolge Fig. 13 erhält; mit dieser wiederholt man das eben beschriebene Verfahren, indem man die Ecke E auf G, die Ecke F auf H legt und sich also Fig. 14 bildet. Diese biegt man nach der Rückseite zusammen, so daß die beiden Enden des Umschlages etwa 3 übereinander liegen; um diese Form zu befestigen, schiebt man das eine Ende des Umschlages unter die äußere Lage des andern Endes (wie beim Falzen eines Briefes) und stellt die Form in der Weise auf, wie es die Abbildung erkennen läßt. Beim Arrangiren der Tafel wird das Milchbrod in die Höhlung der Mütze gelegt und diese zugleich damit in etwa 3 gerundeter Form gehalten.

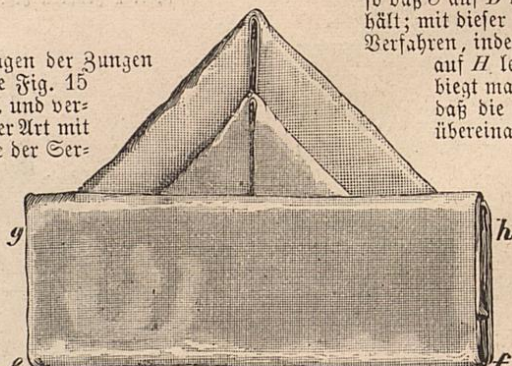


Fig. 13. (Zur Serviette: Bischofsmütze, dritte Lage.)

Nr. 3. Pyramide.

Die ersten 5 Lagen werden wie die ersten 5 Lagen der Zungen ausgeführt (siehe Seite 278, Fig. 11 bis 15), die Fig. 15 der Zungen ist also gleich Fig. 7 der Pyramide, und verfährt man zur weitem Bildung dieser Form folgender Art mit Fig. 7: Man nimmt von der Spitze R die obere Lage der Ser-

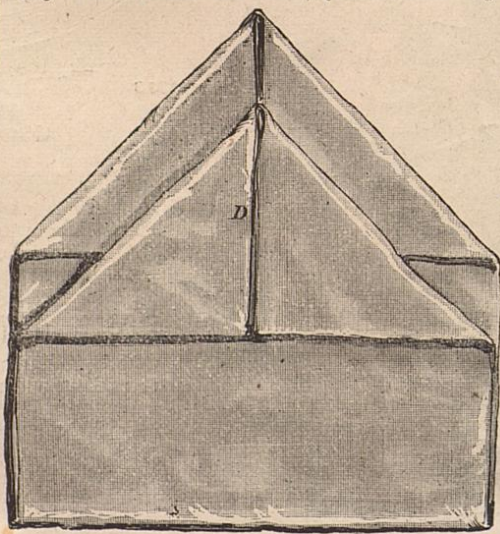


Fig. 12. (Zur Serviette: Bischofsmütze, zweite Lage.)

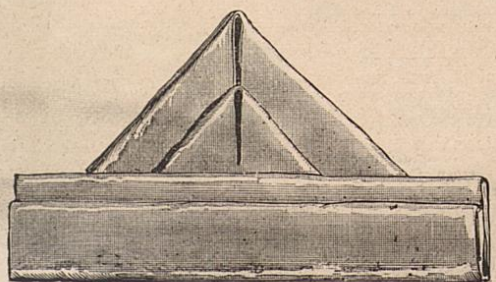


Fig. 14. (Zur Serviette: Bischofsmütze, vierte Lage.)



Fig. 11. (Zur Serviette: Bischofsmütze, erste Lage.)

Nr. 5. Palmenblätter.

Bei dieser Form ist es gut und sogar nöthig, daß die Serviette ein wenig Steife habe. Man legt nun zuerst die Serviette ganz gerade doppelt, nimmt dann an der offenen langen Seite die beiden Ecken und vereinigt sie in der Mitte der geschlossenen Seite, so daß sich demnach Fig. 15 bildet. Man faßt nun Fig. 15 an den beiden mit einem Kreuz bezeichneten Stellen und klappt sie nach der Rückseite zusammen, so daß die Ecke A mit der Ecke B zusammentrifft und man dadurch Fig. 16 erhält. Man nimmt

die Fig. 16 so vor sich, daß man die schräge Seite der Serviette zur Rechten, die Spitze, an welcher die 4 Ecken der Serviette zusammenreffen, zur Linken hat, und beginnt nun an der untern Spitze des Dreiecks, die Serviette fächerartig in ganz regelmäßige ungefähr 2fingerbreite Falten zu legen. Dies muß jedoch mit größter Sorgfalt und Accurateße geschehen; man muß dabei die Falten stets hoch stellen, sie scharf ausstreichen und aneinander drücken. Die Falten müssen durch- aus sämtlich von ganz gerader Höhe sein und stets ganz gerade laufen (das Dreieck quer durchschneidend). Nach Be- endigung dieses Verfahrens muß die Serviette der Fig. 17 gleich erscheinen. Man hält Fig. 17 mit der linken Hand fest an der mit 2 Kreuzen bezeichneten Stelle, biegt sie von unten bis zu dieser Stelle nach beiden Seiten auseinander und stellt sie auf, indem man sie fest andrückt; noch festhaltend, entfaltet man von oben aus die Serviette, indem man die offenen Ecken derselben nach beiden Seiten etwas herabzieht und nur den mittlern Theil aufrecht stehen läßt, wie es deutlich die Abbil- dung der vollendeten Figur, auf Seite 333 zeigt.

Tapissierrie= Dessin zum Herrensuh.

Material: Canvas von Nr. 4 oder 5, Zephyrwolle, Perlen und Seide, in den auf dem Muster bezeichne- ten Farben.

Um die Figuren des Musters deut- lich voneinander zu unterscheiden, haben wir uns beim Saß desselben einige Freiheiten erlaubt, indem wir für die Contour aller Blumen, wel- che in verschiede- nen Perlen aus- geführt sind, ein und dasselbe Zei- chen gewählt. De- gleich in der Zei- chenerklärung des Musters eine dar- auf bezügliche An- gabe vorhanden, wollen wir doch das Arrangement des Dessin hier mit einigen Wor- ten darstellen. Die an den Seitenheil- len auf den Blät- tern liegenden Naßblumenweige erhaltenen Stahl- perlenstücke, die Naßblumen selbst werden aus Kreide- perlen gebildet; ebenso die Umrisse der drei mittlern Blumen des Vor- derblattes, deren Füllung Rosa. Zu den Umrisse der Stiefmütterchen sind Stahlperlen zu verwenden; das Innere wird in natürlichen Farben ausgeführt. Man kann zur Füllung der Blumen ent- weder gänzlich Wolle, oder für die hellen Farben Sei- de wählen. Bei den Blättern wechselt man mit verschie- dem Grün ab. Die Bergsteiner- nicht sind in Per- len auszuführen.

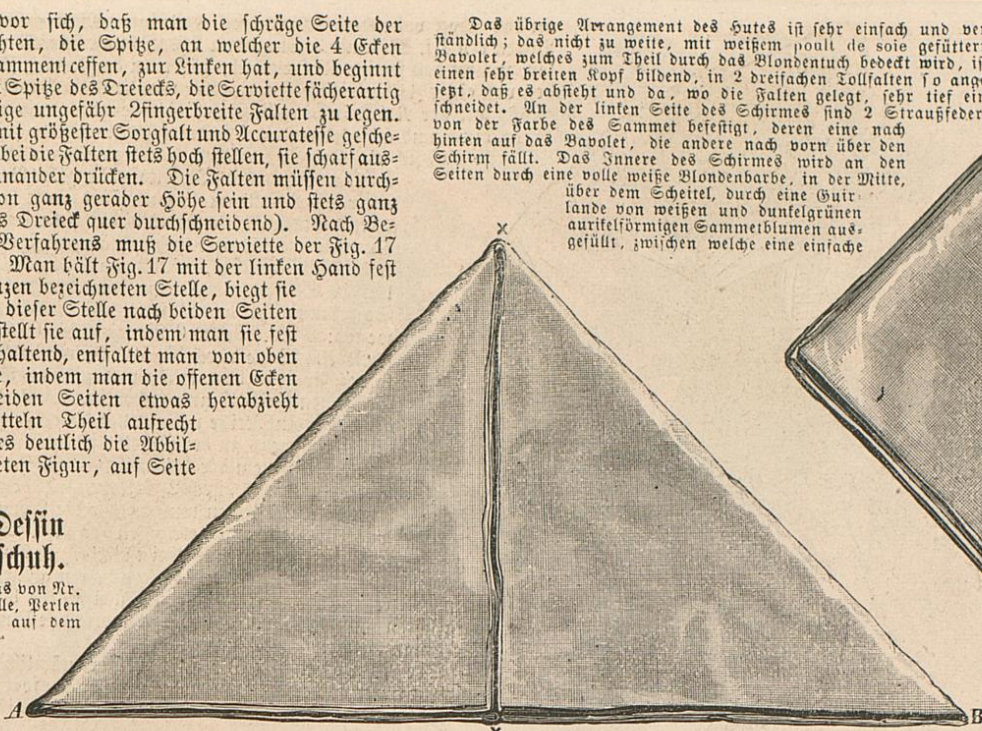


Fig. 15. (Zur Serviette: Palmenblätter, erste Lage.)



Fig. 16. (Zur Serviette Palmenblätter, zweite Lage.)



Fig. 17. (Zur Serviette: Palmenblätter, dritte Lage.)

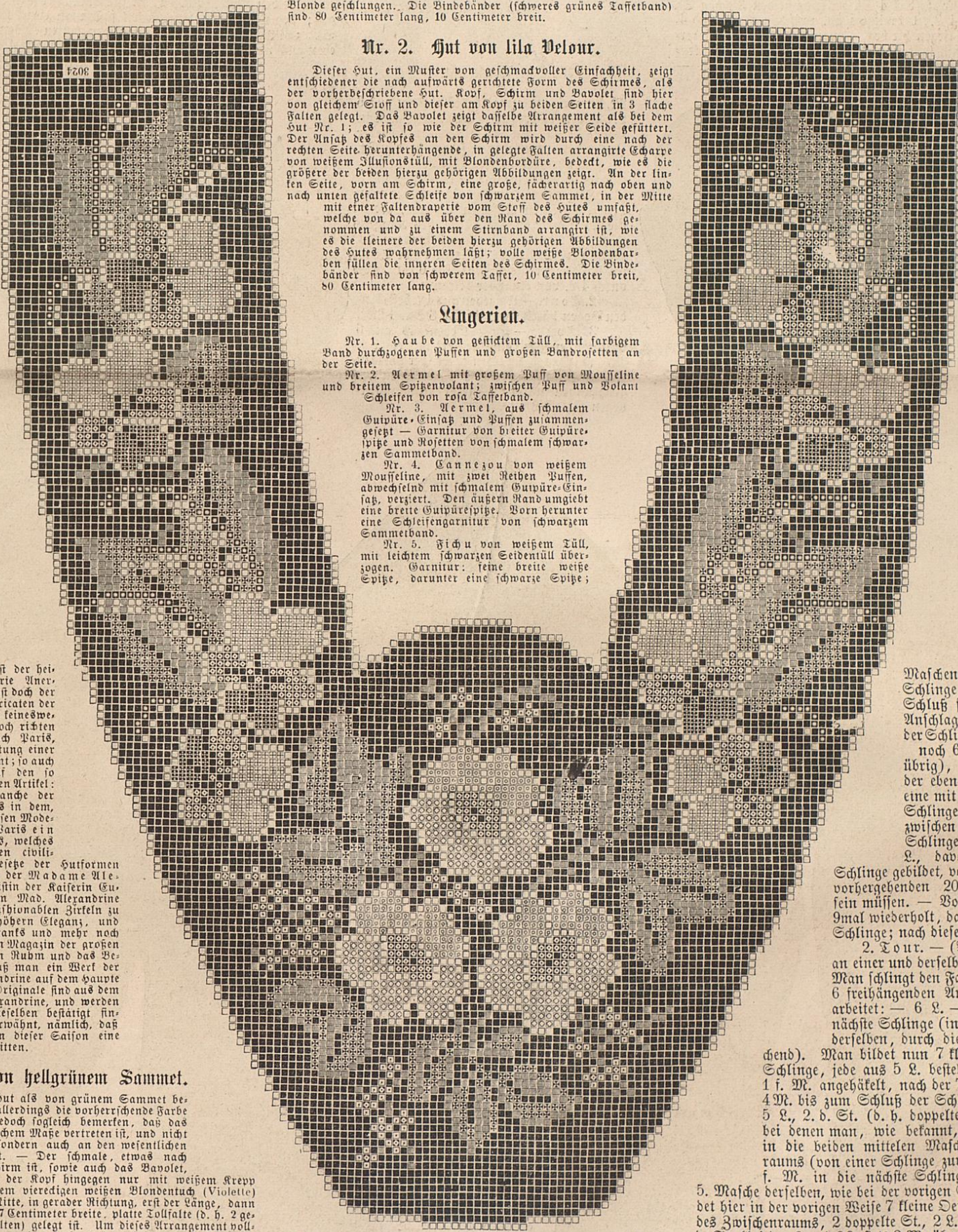
Blonde geflungen. Die Bindebänder (schweres grünes Taffetband) sind 80 Centimeter lang, 10 Centimeter breit.

Nr. 2. Hut von lila Velour.

Dieser Hut, ein Muster von geschmackvoller Einfachheit, zeigt entschiedener die nach aufwärts gerichtete Form des Schirmes, als der vorherbeschriebene Hut. Kopf, Schirm und Bavolet sind hier von gleichem Stoff und dieser am Kopf zu beiden Seiten in 3 flache Falten gelegt. Das Bavolet zeigt dasselbe Arrangement als bei dem Hut Nr. 1; es ist so wie der Schirm mit weißer Seide gefüttert. Der Ansatz des Kopfes an den Schirm wird durch eine nach der rechten Seite herunterhängende, in gelegte Falten arrangirte Schärpe von weißem Illusionsstül, mit Blondenbordüre, bedeckt, wie es die größere der beiden hierzu gehörigen Abbildungen zeigt. An der linken Seite, vorn am Schirm, eine große, fächerartig nach oben und nach unten gefaltete Schleife von schwarzem Sammet, in der Mitte mit einer faltendranerle vom Stoff des Hutes umfaßt, welche von da aus über den Rand des Schirmes genommen und zu einem Stienband arrangirt ist, wie es die kleinere der beiden hierzu gehörigen Abbildungen des Hutes wahrnehmen läßt; volle weiße Blondenbar- ben füllen die inneren Seiten des Schirmes. Die Binde- bänder sind von schwerem Taffet, 10 Centimeter breit, 80 Centimeter lang.

Singerien.

- Nr. 1. Haube von gesticktem Tüll, mit farbigem Band durchzogenen Puffen und großen Vandrosetten an der Seite.
- Nr. 2. Uermel mit großem Puff von Mouffeline und breitem Ephevolant; zwischen Puff und Volant Schleifen von rosa Taffetband.
- Nr. 3. Uermel, aus schmalem Guipüre-Einsatz und Puffen zusammen- gesetzt — Garnitur von breiter Guipüre- spitze und Rosetten von schmalem schwar- zen Sammetband.
- Nr. 4. Cannejou von weißem Mouffeline, mit zwei Reihen Puffen, abwechselnd mit schmalem Guipüre-Ein- satz, verziert. Den äußern Rand umgibt eine breite Guipürespitze. Vorn herunter eine Schleifengarnitur von schwarzem Sammetband.
- Nr. 5. Fisch von weißem Tüll, mit leichtem schwarzen Seidentüll über- zogen. Garnitur: feine breite weiße Spitze, darunter eine schwarze Spitze;



Erklärung der Zeichen: □ für die 3 Blumen des Vorderblattes und die Naßblumen, Kreideperlen — für die Stiefmütterchen Stahl- perlen, □ Stahlperlen, □ himmelblaue Perlen, □ dunkleres, □ hel- leres Rosa, □ dunkleres, □ helleres Grün, □ Goldgelb, □ Schwefel- gelb, □ Dunkelviolett, □ Schwarz.

Dessin zum Herrensuh.

Winterhüte.

Ogleich me- der unsere Les- rinnen, noch wir selbst der hei- mischen Mode-Industrie Aner- kennung vertragen, so ist doch der Nimbus von den Fabricaten der französischen Hauptstadt keineswe- ges gewichen. Stets noch richten unsere Blicke sich nach Paris, wo es auf Beantwortung einer Mo- denfrage ankommt; so auch jetzt, in Rücksicht auf den so außerordentlich wichtigen Artikel: Hüte. In dieser Branche der Damentoilette giebt es in dem, an großen, an luxuriösen Mode- Magazinen so reichen Paris ein größtes, d. h. eines, welches dem ganzen weiblichen civili- sirten Europa die Gehege der Sutformen dictirt — das Magazin der Madame Ue- landrine, Hof-Modistin der Kaiserin Cu- rente. Einen Hut von Mad. Alexandrine zu tragen, gehört in fashionablen Zirkeln zu den Forderungen der höhern Eleganz, und gern zählt man 100 Franks und mehr noch für einen Hut aus dem Magazin der großen Modistin, um nur den Ruhm und das Be- wußtsein zu haben, daß man ein Werk der unvergleichlichen Alexandrine auf dem Haupte trage. Unsere beiden Originale sind aus dem Magazin der Mad. Alexandrine, und werden die Leserinnen durch dieselben bestätigt sin- den, was wir bereits erwähnt, nämlich, daß die Form der Hüte in dieser Saison eine kleine Veränderung erlitten.

Nr. 1. Hut von hellgrünem Sammet.

Wenn wir diesen Hut als von grünem Sammet be- zeichnen, so geben wir allerdings die vorherrschende Farbe desselben an, müssen jedoch sogleich bemerken, daß das Weiß daran fast in gleichem Maße vertreten ist, und nicht allein als Garnitur, sondern auch an den weentlichen Bestandtheilen erscheint. — Der schmale, etwas nach aufwärts gerichtete Schirm ist, sowie auch das Bavolet, von grünem Sammet, der Kopf hingegen nur mit weißem Krepp überzogen und mit einem vieredigen weißen Blondentuch (Violette) bedeckt, welches in der Mitte, in gerader Richtung, erst der Länge, dann der Breite nach in eine 7 Centimeter breite, platte Toffalt (d. h. 2 ge- einander liegende Falten) gelegt ist. Um dieses Arrangement voll- kommen verständlich zu machen, geben wir noch besonders eine kleine Abbildung des gefalteten Tuches. Wie daran ersichtlich, bildet sich da, wo die Falten sich kreuzen, ein dichtes Carreau, aus 4 kleineren Carreaux — das Tuch wird in der Weise auf den Hut placirt, daß dieses Carreau auf die Mitte der Kopfkrümmung kommt, und werden nur an dieser Stelle die Falten befestigt. Die 4 Ecken des Tuches fallen auf den Schirm, über das Bavolet und zu beiden Seiten herab.

Rüschen von rosa Band — an den En- den des Fisch Bandchleifen.
 Nr. 6. Kragen von weißem Mouffe- line mit gestickter trauerer Garnitur und 4 Reihen blauen Sammetbändchens; vorn ein aus demselben Band arrangir- ter Touffe mit Enden.
 Nr. 7. Kragen von gesticktem Mouffeline, mit Eden.
 Nr. 8. Uermel von Tüll, aus 4 dicht aneinander anschließenden Puffen bestehend, welche mit schmalen Rüschen von cerise-rothem gebranntem Band umfaßt sind. — Am Schluß des Uermels eine Schleife von gleichem Band.
 Nr. 9. Uermel von Tüll, einen großen Ballon bildend, welcher mit einem fächerförmigen Revers von schwar- zen Spitzen verziert und an ein mit schwarzen Spigentrausen bedecktes brei- tes Bündchen gefaßt ist. An letztem befindet sich eine Rosette von schmalem farbigen Band, mit herab- hängenden Enden.
 Nr. 10. Kragen von schwar- zen Spitzen, zu einem vorn offen- en Kleid zu tragen. Der Kragen hat spitze tiefe Jacken und am Halsauschnitt eine Spigenrüsche. Vorn eine Schleifengarnitur von schmalem Band.
 Nr. 11. Kragen von weißem Tüll, mit Stickerei und farbiger Bandgarnitur, welche letztere, in Rüschen gefaßt, die Vogenabhei- lungen des Kragens markirt. Vorn eine lang herabfallende Schleife.
 Nr. 12. Uermel von Tüll — weit und offen, oben in Falten gefaßt, am untern Rand mit 2 Ephevolants verziert, deren An- satz mit rosa Bandrüsche bedeckt ist.
 Nr. 13. Uermel von weißem Mouffeline — aus einem großen Ballon und einem Puff bestehend, beides durch einen breiten schwar-

zen Ephevolant getrennt. Um das Vorderelement ein mit blauem Band durch- zogener schmaler Puff mit Schleife.

Gehäkelter Kragen mit erhabenen Rosetten.

Material: fran- zösisches (sechsf- achtes) Häkelgarn von Nr. 100 oder 120.

Man beginnt wie gewöhnlich an der Halsrund- ung und legt bei der Anfangs- tour zugleich die untere Reihe der kleinen Blät- ter an, welche stets zu dreien zusammenge- stellt, eine Art Pyramide bil- den.

Anfangs- tour. — 16 L. (d. h. Luftmas- chen), in die 9. derselben 1 f. M. (d. h. feste Masche), so daß sich eine 8 M. weite Schlinge bildet, die man ganz dicht mit f. M. umhäkelt, wobei man nicht in die einzelnen

Maschen, sondern in die Schlinge selbst sticht. Als Schluß folgt 1 f. M. in die Anschlagmasche dicht unter der Schlinge (es bleiben dann noch 6 Anschlagmaschen übrig), * 25 L., davon in der eben beschriebenen Weise eine mit festen M. umhäkelte Schlinge gebildet, so daß zwischen dieser und der ersten Schlinge 15 L. bleiben. — 30 L., davon ebenfalls eine Schlinge gebildet, von welcher bis zur vorhergehenden 20 L. Zwischenraum sein müssen. — Vom Zeichen (*) noch 5mal wiederholt, dann: 25 L., davon 1 Schlinge; nach dieser noch 6 L.

2. Tour. — (Alle Touren werden an einer und derselben Seite begonnen.) Man schlingt den Faden an die erste der 6 freihängenden Anschlagmaschen und arbeitet: — 6 L. — *, 1 f. M. in die nächste Schlinge (in die 5. feste Masche derselben, durch die ganze Masche ste- hend). Man bildet nun 7 kleine Defen um die Schlinge, jede aus 5 L. bestehend und stets mit 1 f. M. angehäkelt, nach der 7. Defe müssen noch 4 M. bis zum Schluß der Schlinge übrig bleiben; 5 L., 2. d. St. (d. h. doppelte Stäbchenmaschen, bei denen man, wie bekannt, 2mal umschlingt) in die beiden mittleren Maschen des Zwischenraums (von einer Schlinge zur andern); 5 L., 1 f. M. in die nächste Schlinge (ebenfalls in die 5. Masche derselben, wie bei der vorigen Schlinge), man bil- det hier in der vorigen Weise 7 kleine Defen; 3 L. über 5 M. des Zwischenraums, 2 doppelte St., 2 L., 2 d. St., 2 L., 2 d. St. (bei den 2 und 2L. stets 2 M. übergehend), 3 L.; vom * wiederholt die ganze Tour entlang; man schließt dieselbe wie sie begonnen.

3. Tour. — In die Anfangsmasche der vorigen Tour 1 St.; 7 L., 1 St. um die 3. der 7 kleinen Defen

1 St.; 7 L., 1 St. um die 3. der 7 kleinen Defen

an dem ersten Blatt; * 9 L., 1 St. um die 5. der 7 Defen; 5 L., 2 d. St. auf die beiden d. St. der vor. Tour; man häfelt jedoch diese beiden St. nicht fogleich hintereinander, sondern führt nach dem ersten der beiden St. eine derartige mit festen M. umhäfelte Schlinge aus, wie die Schlingen der ersten Tour, dann erst arbeitet man das 2. St.; 5 L., 1 St. in die 3. Schlinge des nächsten Blattes; man wendet hier die Arbeit um und häfelt 9 L., dann 1 f. M. in die 4. f. M. der eben gebildeten Schlinge — man arbeitet auf diese Schlinge 7 kleine Defen ganz in der Weise, wie man es bei der ersten Blätterreihe gethan, so daß wieder ein Blatt entsteht; dann: 5 L., 1 f. M. in die 4. der 9 L. (welche nämlich den 2. Luftmaschenbogen dieser Tour bilden) — hier wendet man die Arbeit wieder auf die rechte Seite um und häfelt weiter: 7 L., 1 St. in die 2. Defe des zuletzt gearbeiteten Blattes; 9 L., 1 dreifache St. (d. h. wobei man dreimal umschlingt) in die mittlere Defe desselben Blattes; 9 L., 1 St. in die 6. Defe dieses Blattes; 7 L. 1 f. M. in die 5. der hier folgenden 9 L. (das sind die, bei welchen man vorhin umgewendet hatte); 5 L., 1 St. um die 5. Defe des hier folgenden Blattes der untern Blätterreihe (zwischen dieser und der schon gefasteten Defe dieses Blattes muß 1 Defe frei bleiben); 5 L., 2 d. St., 2 L., 2 d. St., 2 L., 2 d. St. (die d. St. kommen stets auf die 2 und 2 St. der vorigen Tour zu stehen), 5 L., 1 St. um die 3. Defe des nächsten Blattes; — man wiederholt nun vom * und vollendet die Tour wie sie begonnen.

4. Tour. — In die erste St. der vorigen 1 St., dann fort und fort 1 L., 1 St. in regelmäßiger Abwechslung, und auch stets regelmäßig 1 M. der vorigen Tour übergehend; auf die 3fache St. der vorigen Tour, an der Spitze der Blätterpyramiden, häfelt man jedoch stets 3 St., ebenfalls durch 1 L. voneinander getrennt. (Es müssen von einer Spitze bis zur andern 38 St. zu zählen sein.)

5. Tour. — Man schlingt zu dieser Tour den Faden an das 3. der in eine Masche gehäfelten 3 St. (an der Spitze der ersten Zacke) und häfelt zuerst 6 L., welche als eine 3fache St. gelten; dann: X 4 L., 1 dreifache St. um die 2. zwischen dem 4. und 5. St. der vorigen Tour, so daß 4 St. zwischen beiden 3fachen St. liegen bleiben — * 4 L., 1 dreifache St. zwischen die 3. und 4. St., so daß 3 St. liegen bleiben — vom * noch 8mal wiederholt — 4 L., 1 dreifache St. in das obere St. der nächsten Zackenreihe; 5 L., 1 dreifache St. in dasselbe obere St., 4 L. — vom Zeichen (X) wiederholt bis zu Ende der Tour, welche man schließt wie sie begonnen.

6. Tour. — Von der ersten



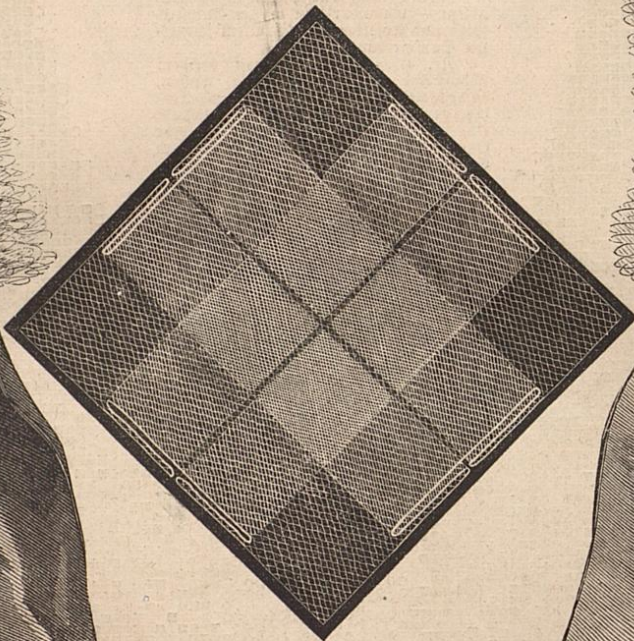
Nr. 2b. Winterhut.

M. der vorigen Tour an (es ist dies ein aus 6 L. bestehendes dreifaches St.) häfelt man in jede M. 1 St., auf das mittlere St. an jeder Zackenspitze arbeitet man jedoch stets 5 St. — man verfährt so die ganze Tour entlang und schließt dieselbe wie sie begonnen.

Hier ist man zur Ausführung der erhabenen einzelnen Rosetten gelangt, welche die Abbildung in der Mitte des Kragens zeigt. — Man macht einen besondern Anschlag von 12 M. und häfelt als erste Tour der Rosette in diesen Anschlag 6 St., stets durch 4 L. von einander getrennt.

2. Tour. — Um jeden aus 4 L. bestehenden Bogen häfelt man: 1 f. M. 8 St., 1 f. M.

3. Tour. — Besteht ebenfalls aus 6 Luftmaschenbogen, welche stets mit einer f. M. zwischen die beiden f. M. der vorigen Tour am Einschnitt der Stäbchenbogen angehängt werden — jeder Luftmaschenbogen zählt 5 L.



Arrangement des Spitzentuches zum Winterhut Nr. 1.

4. Tour. — Um jeden aus 5 L. bestehenden Bogen häfelt man: 1 f. M., 10 St., 1 f. M.

5. Tour. — Wie die 3. Tour, nur mit dem Unterschied, daß man anstatt 5, stets 7 L. häfelt.

6. Tour. — Um jeden Luftmaschenbogen häfelt man: 1 f. M., 12 St., 1 f. M.

7. Tour. — Wie die 3. u. 5. Tour, doch hat man hier zu jedem Bogen 9 L. zu häfeln.

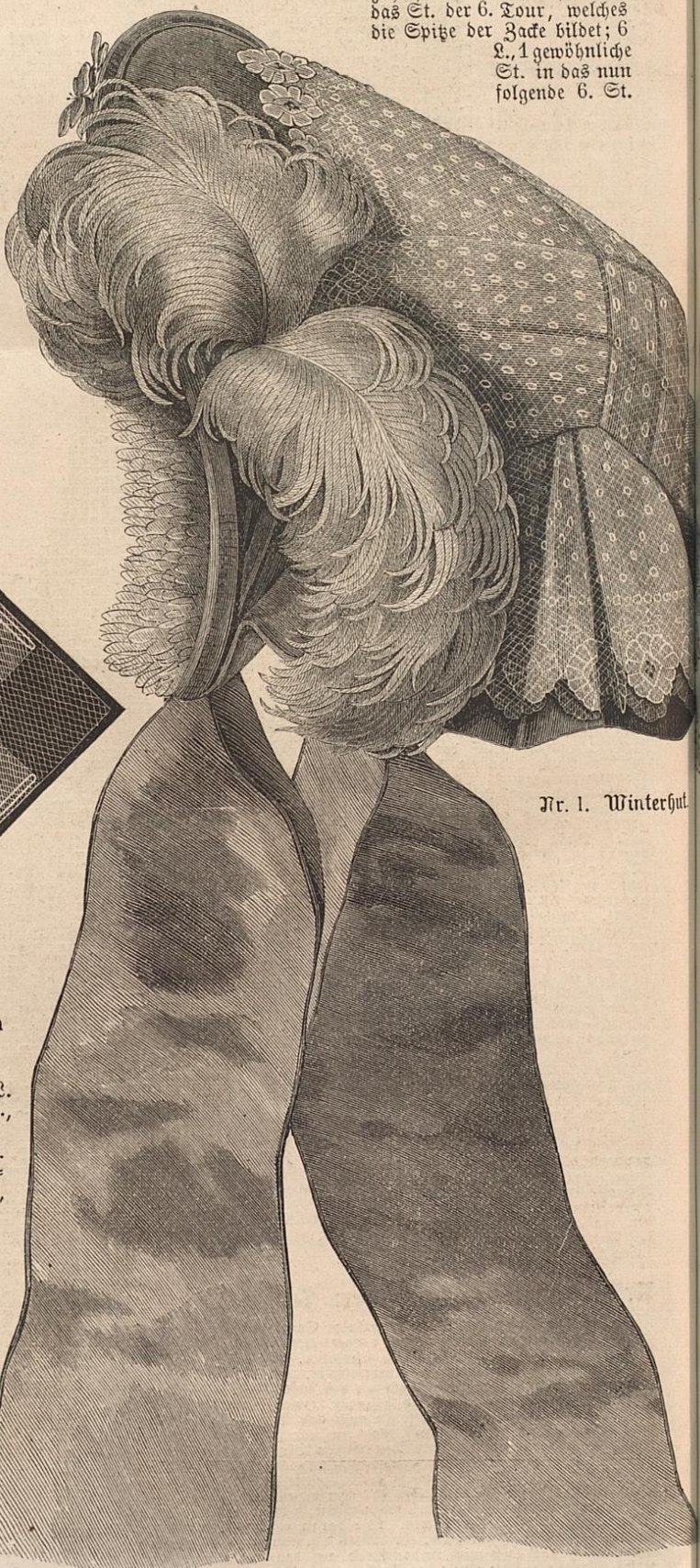
8. Tour. — In jeden Luftmaschenbogen häfelt man: 1 f. M., 14 St., 1 f. M. — Man füllt auf diese Weise 3 Luftmaschenbogen aus, bei den übrigen 3 Bogen wird zugleich die Rosette

an das schon vollendete Kragentheile befestigt. Man arbeitet also in den 4. Bogen erst 1 f. M. und 3 St.; dann 7 L., läßt die Masche von der Nadel gleiten, nimmt das fertige Kragentheile, zählt an der dichten Stäbchentour desselben von einer Zackenspitze aus, und zwar von links nach rechts, 8 St. ab, sticht mit der Nadel in diese 8. St., zieht die heruntergelassene Masche hindurch und arbeitet auf die 7 Luftmaschen eine Reihe fester Kettenmaschen, so daß sich ein langes Stäbchen bildet und man wieder zurück zu der noch unvollendeten Rosette gelangt. (Bei der Ausführung einer festen Kettenmasche verfährt man wie beim Tambouriren, nämlich man bildet die Masche durch nur einmaliges Durchziehen.) Damit in der Stäbchenreihe des Rosettenbogens keine Lücke entsteht, häfelt man von dem eben gebildeten langen Stäbchen aus eine feste Kettenmasche in die letzte Stäbchenmasche der Rosette und arbeitet dann an dieser weiter: 8 St., dann 6 L., zieht die 6. L. auf die eben beschriebene Weise durch die 10. St. des fertigen Kragentheils, so daß zwischen dem ersten und zweiten Befestigungspunkt 9 St. stehen bleiben, und vollendet das Verbindungs-St. wieder durch eine Reihe fester Kettenmaschen; zur Vollendung des Stäbchenbogens an der Rosette fehlen nun noch 3 St. und 4 f. M.; bei jedem der beiden letzten Bogen verbindet man die Rosette ebenfalls durch 2 Stäbchen mit dem Kragentheile; das letzte dieser Stäbchen muß wieder die Länge des ersten haben, während die übrigen etwas kürzer sind. Die Entfernung der Stäbchen muß so eingetheilt werden, daß vom letzten Stäbchen aus bis zur nächsten Zackenspitze ein gleicher Raum wie vom ersten Stäbchen bis zur nächsten Spitze bleibt. Zehn Rosetten gehören zum ganzen Kragen, hat man diese sämmtlich placirt, so häfelt man weiter:

Die 7. Tour. — (Wir fahren hier nämlich in der durch die Rosetten unterbrochenen Reihenfolge der Touren fort.) — Man schlingt den Faden an das erste Stäbchen der 6. Tour (das ist die Tour, welche den Rosetten vorbeigeht). — 3 L., 1 vierfache St. in die 3. St. des ersten freien Bogens der nächsten Rosette; — * 6 L., 1 dreifache St. in die mittlere Masche desselben Rosettenbogens; 6 L., 1 dreifache St. in denselben Rosettenbogen, in gleichmäßiger Entfernung angehängt; den nächsten Rosettenbogen faßt man ebenfalls mit 3 dreifachen St., zwischen jedem 6 L. häfelt; den letzten Rosettenbogen faßt man ebenfalls mit 3 St., wovon das letzte wieder eine 4fache ist. Von diesem 4fachen Stäbchen aus häfelt man eine gewöhnliche St. in die 6. Tour, und zwar in die 6. St. von der Zackenspitze aus gezählt; dann: 5 L., 1 f. M. in das St. der 6. Tour, welches die Spitze der Zacke bildet; 6 L., 1 gewöhnliche St. in das nun folgende 6. St.



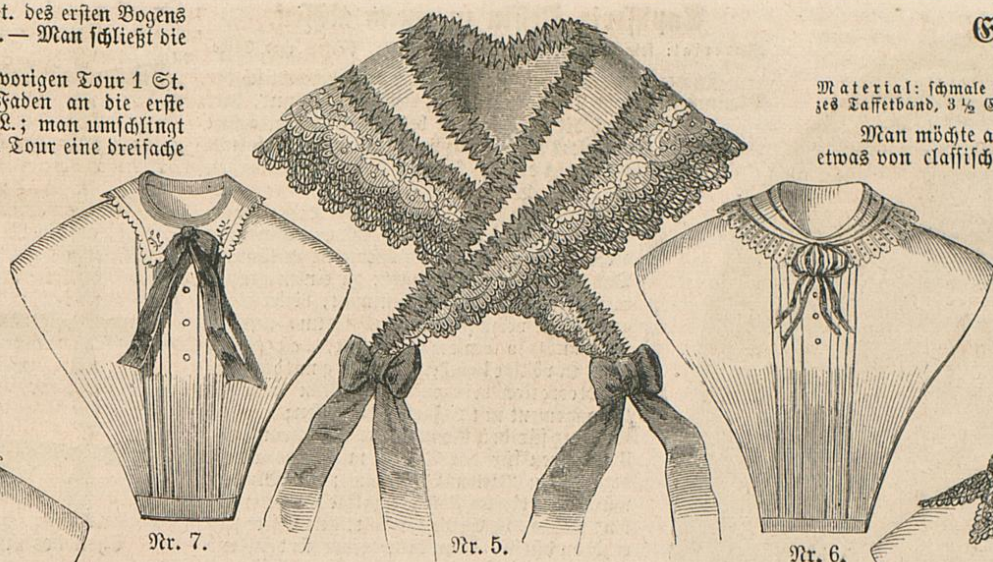
Nr. 2a. Winterhut.



Nr. 1. Winterhut.

der 6. Tour, 1 vierfache St. in die 3. St. des ersten Bogens der nächsten Kofette — vom * wiederholt. — Man schließt die Tour wie sie begonnen.

8. Tour. — In jede Masche der vorigen Tour 1 St. 9. Tour. — Man schlingt den Faden an die erste Masche der vorigen Tour und häkelt: 8 L.; man umschlingt 4mal und häkelt in die 6. M. der vorigen Tour eine dreifache St.; das 4. Mal Umschlingen schürzt man noch nicht zu, sondern behält es nebst den beiden Maschen auf der Nadel; man umschlingt dreimal, häkelt in dieselbe Masche der vorigen Tour 1 dreifache St., alsdann noch eine 3fache St. und schürzt nun alle drei Stäbchen zusammen, wobei man jedoch den Faden stets nur durch 2 Schlingen auf einmal zieht, bis die letzte Masche verschürzt ist und man auf diese Weise ein spitzes Blättchen gebildet hat. Aus



Englisches Haarnetz.

(Filetarbeit.)

Material: schmale schwarze Seiden-Plattschnur, schweres schwarzes Taffetband, 3 1/2 Centimeter breit, desgleichen 7 Centimeter breit.

Man möchte annehmen, daß den englischen Haarnetzen etwas von classischer Schönheit eigen sei, da sie zu so beispelloser allgemeiner Beliebtheit bei Frauen und Mädchen aller Stände gelangt sind. Es gehört gar nicht einmal mehr der Schmuß mit Perlen oder Schmelz dazu, dieser Coiffüre den Stempel der Distinguirtheit aufzudrücken, sondern ein einfaches Netz aus schwarzer Plattschnur, vorn an eine Flechte oder Mütze von schwarzem Taffetband gefast und mit gleicher Schleifengarnitur an der Seite, ist das Arrangement, welches wir unferen



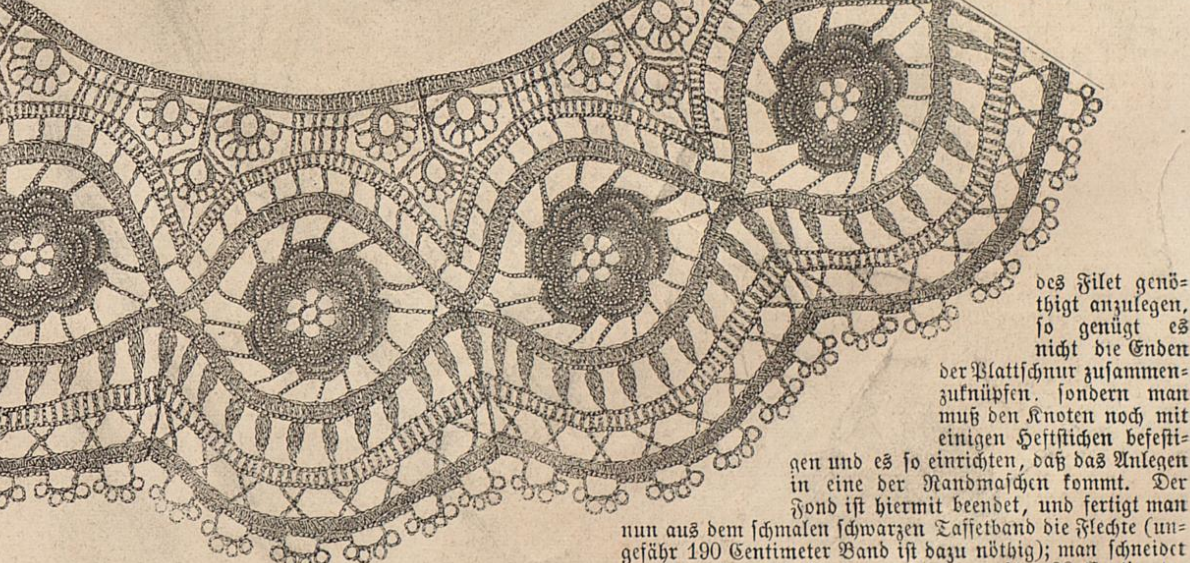
derartigen Blättchen besteht die ganze Tour; man hat stets von einem Blättchen zum andern 6 L. Zwischenraum zu arbeiten mit Ausnahme der Vertiefung der Bogen, wo die Abbildung 3 etwas dichter zusammenstehende Blättchen zeigt — man hat hier 2mal nur 3 Maschen als Zwischenraum zu arbeiten. In Betreff der Zahl der Blättchen kann man sich genau nach der Abbildung des Kragens richten.

10. Tour. — Diese besteht wie die 4. Tour aus Stäbchen, welche stets durch 1 L. voneinander getrennt sind, und schließt sich diese Tour auch der 4. Tour an, indem man die Stäbchen an der ersten Zackenspitze der 4. Tour beginnt und sie von da am äußern Rand des Kragens weiter führt. — Bei jeder Bogenvertiefung der vorigen Tour kommt nur auf jedes der dicht zusammenstehenden Blättchen ein Stäbchen, welches in eine Masche zusammengeschürzt werden, damit die Bogenvertiefung sich markirt. Die Tour schließt wie sie

werden, wie ersichtlich, die 2 hier zusammentreffenden Kreuzstäbchen durch eine einzelne 4fache St. getrennt, ohne weitem Zwischenraum.
12. Tour. — Auf jede Masche der vorigen Tour 1 f. M. — Man häkelt vom Schluß dieser Tour aus, d. h. vom Ende der 2. Querseite, sogleich eine Reihe dichter Stäbchenmaschen an der Halsrundung entlang und geht ohne Unterbrechung weiter zur
13. Tour. — 6 f. M. — * 7 L. in die 2. derselben 1

Leserinnen als das am meisten zur Geltung gelangte mit der hier gegebenen Abbildung vorlegen; doch findet man dieselbe Ausfühung auch in allen andern Farben. Unser Original ist von doppelter Plattschnur gearbeitet und hat dadurch eine gewisse Steife, ohne jedoch hart und ungeschmeidig zu sein; die Untertigung mit einfacher Plattschnur ist indes ebenfalls zulässig. Wir geben außer der Abbildung des vollständigen Netzes einen Theil des Filetgrundes in natürlicher Größe, um danach die Stärke des Filetstabes wählen zu können. Daß man zum Aufwinden der Plattschnur eine möglichst starke Fletnadel anwendet, dürfen wir wohl kaum erwähnen. Man beginnt das Netz, welches eine flache Rundung bildet, von der Mitte aus, und legt 16 Maschen auf; strickt darüber 4 Reihen in gleicher Maschenzahl, dann 8 Reihen, bei denen man stets die beiden letzten Maschen zusammenspricht, so daß 6 1/2 auf jeder Seite der Arbeit 4mal abgenommen ist. Man strickt auf der andern Seite, von der Anschlagtour in derselben Weise, erst 5 Reihen in gleicher Maschenzahl, dann 8 Reihen mit Abnehmen; von der letzten Reihe aus arbeitet man eine Tour ringsum, den Randmaschen entlang, und umwickelt dabei den Stab stets 2mal, so daß die Maschen die doppelte Länge erhalten. Ist man bei der Arbeit

begonnen an der äußern Stäbchenreihe der 4. Tour.
11. Tour. — Diese besteht aus einer Reihe sogenannter „Kreuzstäbchen“ und beginnt auf der ersten Masche der 4. Tour, also vom Anfang der Querseite; man arbeitet folgender Art: Da man das erste Stäbchen aus freier Luft häkeln muß, schürzt man eine Schlinge um die Nadel, dann umschlingt man zu einer 4fachen St., häkelt aber zuerst nur eine doppelte St. in das erste St. der 4. Tour, so daß 2mal umgeschlagen auf der Nadel bleiben; nochmals 2mal umschlagen, eine doppelte St. in die 5. M. der 4. Tour, so daß 3 M. liegen bleiben; von dieser doppelten St. aus vollendet man zugleich die erste 4fache St., häkelt 3 L., umschlingt 2mal, sticht in die Mitte der 4fachen St., also an der Stelle, wo sie sich mit der untern doppelten St. vereinigt, und häkelt abermals eine doppelte St. — Hiermit ist das Kreuzstäbchen vollendet. Man häkelt bis zum Beginn des nächsten Kreuzstäbchens ungefähr 5 L., läßt auch unten eben so viel Maschen Zwischenraum, und setzt in dieser Weise die Arbeit fort, wie es deutlich die Abbildung zeigt. Am Einschnitt der Bogen



Gehäkelter Kragen. (Die Hälfte.)

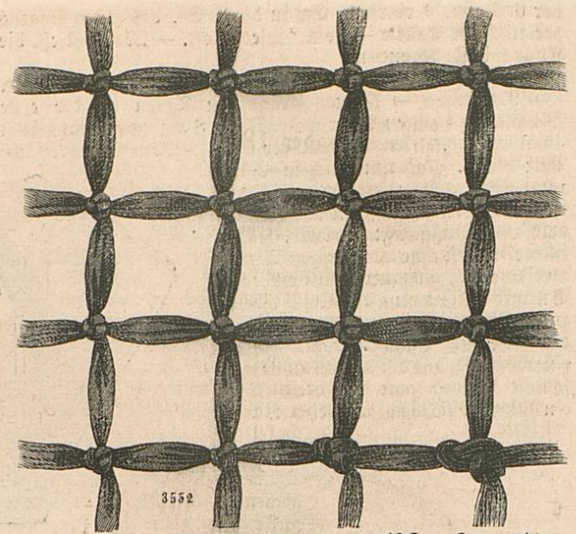
f. M., so daß die übrigen eine Dese bilden; 7 L., in die 2. derselben 1 f. M.; 7 L., in die 2. derselben 1 f. M.; 7 L., in die 2. derselben 1 f. M. (man hat nun 4 Dese), 1 L.; 5 Maschen der vorigen Tour übergangen, 6 f. M. — vom * fortwährend wiederholt. Am Einschnitt der Bogen werden stets einige feste Maschen mehr gehäkelt, so daß die Desebüschel zu beiden Seiten in gleichmäßiger Entfernung vom Einschnitt zu stehen kommen. Diese Tour vollendet den Kragen.

des Filet genöthigt anzulegen, so genügt es nicht die Enden der Plattschnur zusammenzufnäpfen, sondern man muß den Knoten noch mit einigen Heftstichen befestigen und es so einrichten, daß das Anlegen in eine der Randmaschen kommt. Der Fond ist hiermit beendet, und fertigt man nun aus dem schmalen schwarzen Taffetband die Flechte (ungefähr 190 Centimeter Band ist dazu nöthig); man schneidet das Band in 3 Theile, deren eines ungefähr 30 Centimeter länger als die beiden anderen ist; bildet, so zu sagen, 3 Flechtensträhne, indem man jedes Band über einer ganz dünnen Einlage von Watte mit den Mändern übereinander heftet. Diese Flechtensträhne müssen jedoch nicht rund, sondern ganz flach und weich sein. Man verbindet die Strähne an einem Ende und flechtet sie zusammen, so daß stets die rechte Seite derselben (nicht die übereinander genähte) oberhalb zu liegen kommt. Die ganze Flechte muß die Länge von 40 Cent. haben; — in das überhängende Bandende des 30 Cent. längeren Strähnes wird ein breites, 16 Centimeter langes Gummiband gefast, so daß das Band sich nach Belieben dehnen läßt. — Man näht nun die Flechte an den Fond, indem man

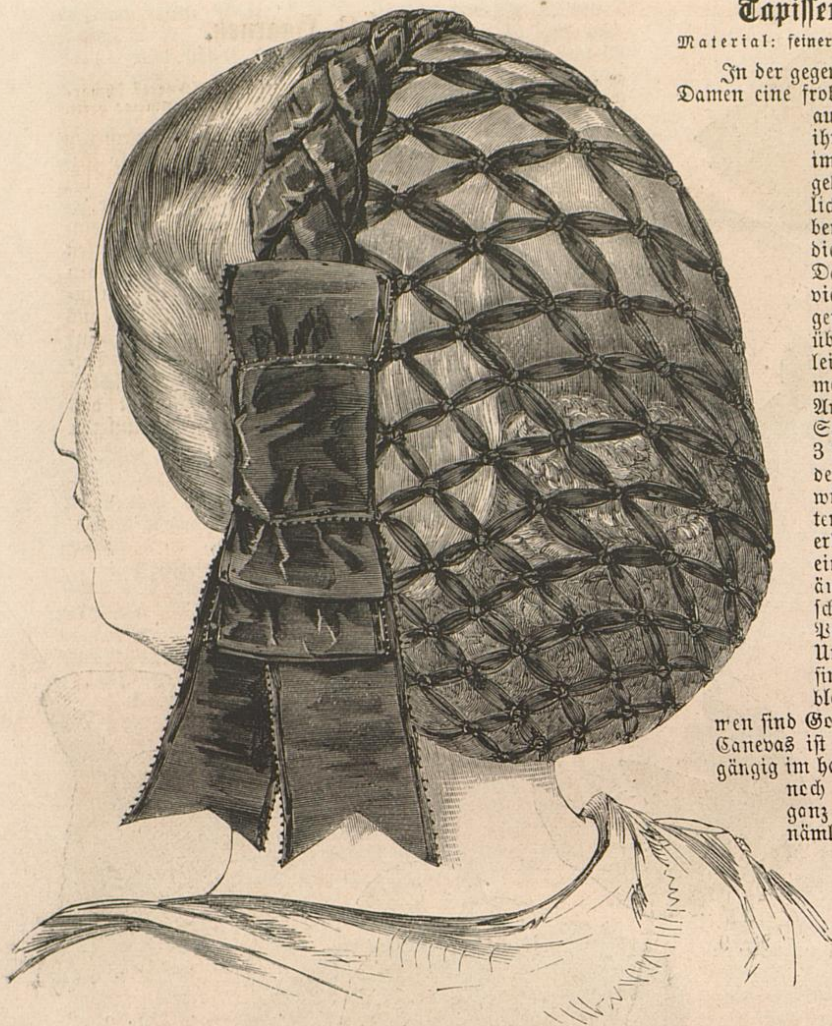
Tapissierie-Deffin zu einem Kissen.

Material: feiner Canevas von Nr. 6, Wolle, Perlen und Seide.

In der gegenwärtigen Zeit, wo um den Arbeitstisch der Damen eine frohe Thätigkeit sich zu entfalten beginnt, darf auch die so besonders beliebte Tapissierarbeit immer zu den dankbarsten und vollkommensten gehören. Wir haben für dieses Genre weiblicher Handarbeiten mannigfache Deffins vorbereitet lassen, um sie unseren Leserinnen in dieser Zeit nach und nach darzubieten zu können. Das hier gegebene Muster, zu einem großen viereckigen Sophakissen bestimmt, bietet Gelegenheit zu verschiedener Ausführung und ist überhaupt so einfach arrangirt, daß es sich leicht in völlige Uebereinstimmung mit der Zimmerdecoration bringen läßt. Man kann das Arrangement mit 2 Farben herstellen; nämlich Schwarz für den Grund, eine Schattirung von 3 Nuancen für das Deffin, mit Beibehaltung der weißen Perlen-Verzierung; die Blumenwürden in diesem Fall die hellste Farbe erhalten, welche, in Seide gewählt, den Effect sehr erhöhen dürfte. Man kann ferner für den Fond eine andere Grundfarbe anwenden als für das äußere Deffin, oder, mit Beibehaltung des schwarzen Grundes, die Quirlande in weißer Perlen-Schattirung mit Gold- und Stahlperlen-Umfassung arbeiten, während das äußere Deffin in den auf dem Muster angegebenen Farben bleibt. Die großen Perlen im Innern der Blumen sind Gold- oder Wachsperlen. Bei der Dichtigkeit des Canevas ist es genügend, wenn man die Arbeit durchgängig im halben Kreuzlich ausführt. Wir haben nun noch in Bezug auf den Fond des Musters eine ganz andere Art der Ausführung zu erwähnen, nämlich eine Application, bei welcher der Grundstoff ebenfalls Canevas bleibt und eine Füllung mit matsgelber starker dreifirter Seide erhält, welche zuerst, den ganzen Fond überdeckend, in schrägläufigen Reihen, folgender Art gearbeitet wird: Sobald man die Seide durch eines der Canevaslöcher herausgezogen, zählt man in der Breite 4 Fäden, von da aus in der Höhe 8 Fäden ab, schiebt an dieser Stelle hinein, unter dem 4. Faden (nach abwärts gezählt)



Theil des Filetgrundes zum englischen Haarnetz (natürliche Größe).



Englisches Haarnetz.

von der äußern Tour desselben die letzten 14—15 Maschen auf die Länge der Flechte vertheilt und unterhalb derselben anheftet. Wir sagen: die letzten 14 oder 15 Maschen der äußern Tour, und haben damit die richtige Lage des Filetfond bezeichnet; die übrigen Maschen reißt man auf das elastische Bündchen, näht alsdann das Ende desselben mit dem Ende der Flechte zusammen, und bedeckt diese Stelle mit einer Schleife, von dem breiteren Taffetband arrangirt, in der Weise, wie die Abbildung erkennen läßt. Man braucht hierzu ungefähr 105 Centimeter Band, legt eine Schleife nach oben, 2 nach unten, welche auf die beiden Enden fallen, und umfaßt das Ganze unter der einzelnen Schleife mit einem breiten Knoten.

Wollener Shawl.

Material: Zephyrwolle in Weiß und in Grau melirt; weiße Tapissierie-Seide.

Die hierzu gehörige Abbildung (Driagonalgröße) zeigt den Leserinnen den Theil eines feinen Shawl, einen sehr hübschen Beitrag zur Wintertracht, dessen Ausführung, obgleich weder sädel- noch Strickarbeit, doch jedenfalls eine sehr amüsante und leichte ist, wenn man die Anschaffung des hierzu erforderlichen einfachen Holzgerüsts nicht als zu schwierige Vorbereitung betrachtet. Dieser Shawl wird

nämlich in einem viereckigen Holzrahmen gearbeitet, dessen innerer Raum ungefähr 124—128 Centimeter Länge, 16—17 Centimeter Breite hat. Der Rahmen muß ringsum und möglichst dicht am innern Rande mit einer Reihe hochstehender kleiner Nägel (Zapeten-Nadeln oder Zwickeln) versehen sein, über deren Stellung folgendes zu bemerken ist. 1) Die Nägel müssen in ganz gleichmäßigen Entfernungen voneinander stehen; 2) in ganz gerader Linie; 3) an beiden langen und beiden kurzen Seiten, ganz gerade sich gegenüber.

Jede der Querseiten erhält 8 Nägel, von denen der erste an beiden Enden, um die Hälfte des Zwischenraumes, welcher die übrigen trennt, von der Ecke entfernt stehen muß; ganz dieselbe Stellung und dieselbe Entfernung müssen die Nägel an den langen Seiten haben.

Man beginnt nun die Arbeit mit Ueberspannen des Rahmens mit Wolle, indem man dieselbe stets hinüber und herüber um die Nägel oder Zwickeln schlingt, und zwar geschieht dies bei dem hier auszuführenden Shawl auf folgende Art:

Man nimmt die grau melirte Wolle 3fach, zählt an der langen Seite des Rahmens von der Ecke aus 9 Zwickeln ab und umschlingt die 10. einige Male mit der 3fachen Wolle, um diese zu befestigen, jedoch ein ungefähr 15 Centimeter langes Ende derselben vor dem ersten Mal Umschlingen frei hängen lassend, welches nachher mit zur Franze bleibt. Die hier umschlungene Zwickel wollen wir die Zwickel A nennen — man schlingt von dieser aus die Wolle um die gegenüber stehende 10. Zwickel und wieder zurück um die Zwickel A; von dieser nimmt man die Wolle um die zweitfolgende Zwickel derselben Reihe, welche wir die Zwickel B nennen wollen; zwischen der Zwickel A und B muß also eine Zwickel frei bleiben; von der Zwickel B aus schlingt man die Wolle um die gegenüberstehende Zwickel, dann wieder zurück um die Zwickel B, von welcher man nun weiter, ebenfalls zur zweitfolgenden Zwickel geht — und so weiter die ganze Tour entlang — am andern Ende läßt man einen gleichen Raum bis zur Querseite frei und befestigt die Wolle. Man nimmt nun die weiße Wolle (ebenfalls 3fach), beginnt die 2. Tour an der Zwickel, welche der Zwickel A vorbeigehet; schlingt von dieser aus die Wolle um die gegenüberstehende und um die folgende Zwickel (letzte ist die, welche der Zwickel A gegenüber steht), dann zurück um die Zwickel A und um die darauffolgende Zwickel — und so fort, keine Zwickel übergelassend. — Zum Ende der Tour gelangt, arbeitet man mit derselben Wolle wieder zurück die 3. Tour, wobei man, wie bei der ersten Tour, stets eine Zwickel, also ein Strähne, übergeht, und zwar das grau und weiße. Man richtet es hierbei so ein, daß die großen Bogen, welche sich am äußern Rand durch das Uebergeben einer Zwickel bilden, nicht auf dieselbe Seite der grauen großen Bogen kommen.

Jetzt überspannt man den Rahmen der Länge nach, wobei man also 8 Strähne zu bilden hat. Man nimmt zuerst die graue Wolle und zieht von der ersten Zwickel aus bis zur gegenüberliegenden ein 6faches Strähne, dergleichen von der 2. Zwickel aus; die 4 mittleren Zwickeln übergeht man und zieht von den 2 letzten aus ebenfalls 2 6fache Strähne. Man nimmt nun die weiße Wolle und zieht von jeder der Zwickeln an der Querseite aus (auch von denen, welche schon ein graues Strähne halten), ein 6faches weißes Strähne. (Das Theil der langen Strähne, welches an beiden Enden nicht mit Querssträhnen überfreut ist, bildet nachher die Franze.)

Die Arbeit muß sich nun so darstellen, daß auf der Seite, welche man vor sich hat, nur weiße Strähne sichtbar sind, auf der Rückseite jedoch, welche nachher die rechte Seite des Shawl wird, die weißen Strähne mit grauen abwechseln, die Abbildung der Arbeit von der Vorder- und Rückseite wird die Leserinnen von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugen.

Völlig der Abbildung gleich wird jedoch die Arbeit erst durch das Zusammenschürzen der Strähne an der jedesmaligen Stelle des Ueberkreuzens derselben, und zwar geschieht das Umschürzen mit weißer Wolle. Man fädelt davon einen langen Faden in eine Tapissierenaedel und arbeitet nun reihenweise, stets den langen Strähnen entlang, umfaßt, indem man durch die Zwischenräume der Strähne herauf und herunter schiebt, 2 überkreuzliegende Strähne erst in der Richtung von rechts nach links und verkürzt diesen Stuch, ungefähr wie beim

(Aus Mangel an Raum können wir die Beschreibung dieser Haube heute nicht liefern; wir werden dieselbe in der nächsten Arbeitsnummer folgen lassen.)

Wollene Haube.



Languetten; umfaßt die Strähne an derselben Stelle nochmals, jetzt von links nach rechts, so daß sich auf der rechten Seite ein Kreuzstück an dieser Stelle bildet, wie es deutlich die Abbildung zeigt; verkehrt den Stich und geht, ohne den Faden abzuschneiden, zu der Stelle über, wo sich das lange Strähn mit dem folgenden Quersträhn kreuzt.

Zur Vollendung der Arbeit gehört nun zuvörderst noch, daß man auf der rechten Seite der Arbeit (also nicht die Seite, auf welcher man das Schürzen ausgeführt) allen weißen Strähnen entlang (die Länge und die Quere) einen Faden weißer Seide auflegt, indem man diesen stets mittelst einer Nähnadel durch die Kreuznoten zieht; doch wird die Seide nicht um die Zwecken geschlungen, sondern am Ende jeder Reihe, unsichtbar durch das verbindende äußere Strähn, bis zu dem nächsten weißen Strähn gezogen. Beim Abnehmen des Shawl vom Rahmen, treten die vorher ausgespannten Wollfäden natürlich zusammen, die Seide jedoch nicht, sondern diese bildet sich etwas baulich, wodurch das Ganze einen reizenden Effect gewinnt. Ehe man jedoch den Shawl vom Rahmen nimmt, schneidet man von den grauen, die Länge laufenden Strähnen, in dem jedesmaligen Zwischenraum von einem Knoten zum andern, die 4 mittelbaren Fäden durch; also wohl verstanden nur von den die Länge laufenden, oberhalb liegenden grauen Strähnen, deren sich auf jeder Seite des Shawl 2 befinden.

Die aufgeschrittenen Fäden treten demzufolge zu beiden Seiten des Knotens in die Höhe, wodurch der Rand plüschartig erscheint. — Man hat zuletzt noch die sich an beiden Enden bildenden Franzen aufzuschneiden.

Wollener gestrickter Handschuh.

Material: Zephyrwolle in grünlichem Grau oder Braun, weiße feine Tapissier-Seide (offene Stidseide).

Durch Mittheilung dieser Arbeit geben wir unseren Leserinnen Gelegenheit, auf leichte Weise sich in den Besitz eines höchst practischen Utensils zu setzen, dessen Annehmlichkeit sich

ihnen besonders fühlbar machen dürfte, wenn sie genöthigt sind, sei es im Freien, oder in abgeschlossenen kalten Räumen, die Hände der Luft auszusetzen. Es ist dies ein gestrickter Handschuh, mit breiter Manschette, welcher, obgleich ohne Finger, dennoch die Hand so vollkommen an der gehörigen Stelle beschützt, daß seine Wirkung sich wohlthuender erweist, als wenn man die Hände in einem großen Wuff birgt, der oft dem Winde noch so viel Spielraum gestattet, um die Hand fast bis zu den Fingerspitzen erstarren zu machen. Man kann diese Handschuhe über gewöhnliche leichte Lederhandschuhe, also zum Ausgehen tragen, doch eben so nützlich erweisen sie sich beim Arbeiten, wenn man von kalten Händen zu leiden hat, da sie der Bewegung der Finger durch aus nicht hinderlich sind.

Wir geben hierzu die Abbildung des Handschuhes in natürlicher Größe, und eine verkleinerte Abbildung des über die Hand gezogenen Handschuhes. Die Manschette ist doppelt, in verschiedenen Mustern gestrickt und bildet auf der obern Seite 4 schmale Puffenreihen, in deren Zwischenräumen an unserm Original ein ganz schmaler Streifen von weißer Seide hinläuft, was dem Ganzen eine sehr zarte Eleganz verleiht; gleichfalls von weißer Seide sind die Verzierungen, welche die obere Seite der Hand bezeichnen. Man strickt den Handschuh zum Theil mit Holz- oder Fischbeinnadeln, zum Theil mit gewöhnlichen starken stählernen Wollstricknadeln; erstere müssen 1 1/4 Centimeter im Umfang haben, d. h. mit 1/4 Centimeter Länge zu umspannen sein.

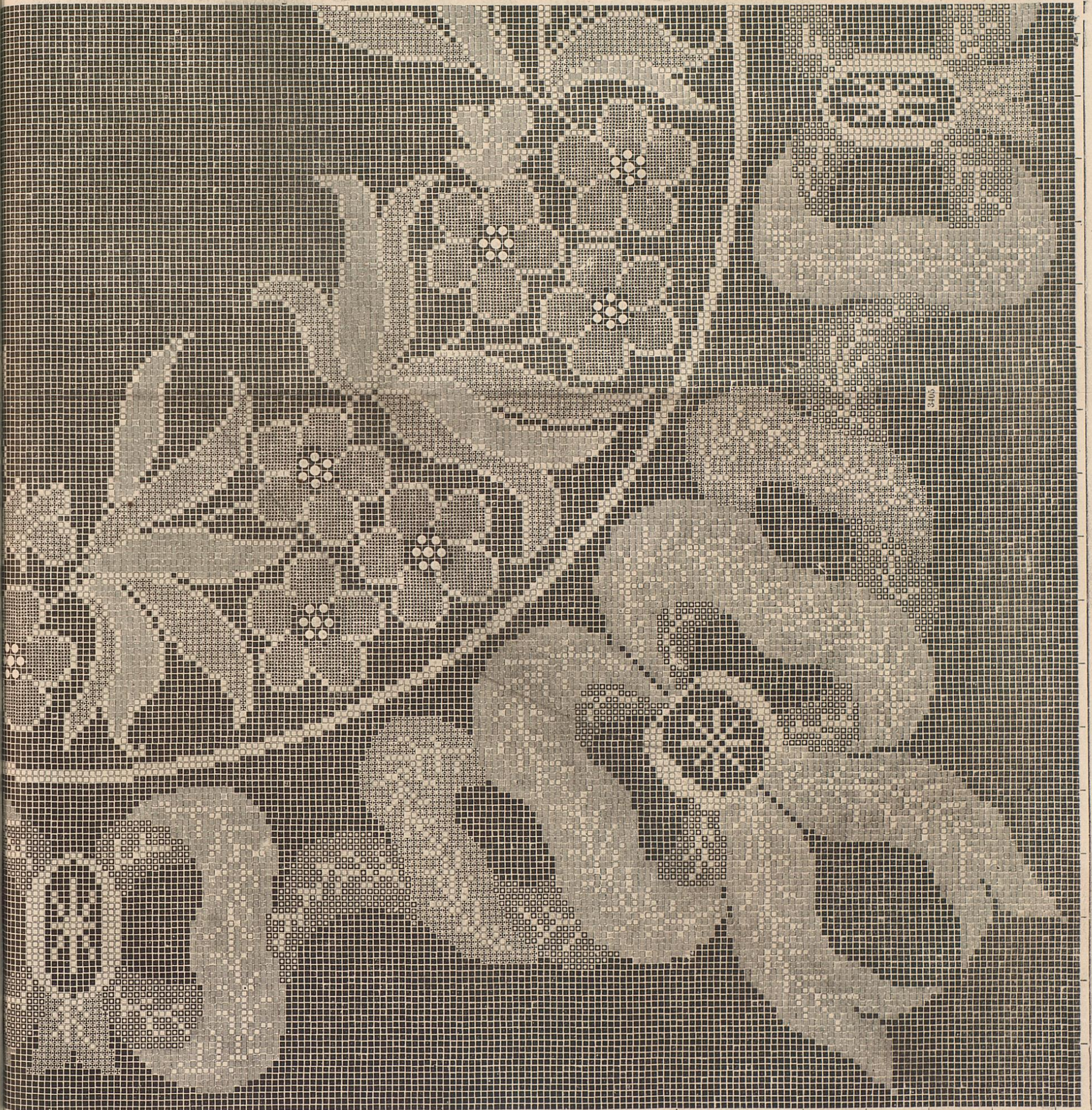
In Bezug auf das Muster, welches die Zwischenräume der Puffenreihen bildet, müssen wir die Leserinnen im Vor-

aus bitten, in Geduld zu beharren und an der Richtigkeit der Beschreibung nicht zu zweifeln; das Muster ist jedenfalls ein sehr eigenthümliches und dürfte beim ersten Versuch die größte Aufmerksamkeit zum Verständniß desselben erforderlich sein.

Man beginnt mit den Holz nadeln, schlägt 50 Maschen auf und strickt 18 Touren glatt. Man kann dieses Theil, welches die innere Seite, also das Futter der Manschette bildet, in der Runde stricken, hat man jedoch nur 2 Holz nadeln, so muß man stets abwechselnd 1 Tour rechts, eine Tour links stricken, damit die Arbeit auf einer Seite glatt sich bildet. Hiernach beginnt das Muster, welches in hin- und zurückgehenden Reihen gearbeitet werden muß; man nimmt die Stahlstricknadeln und strickt folgender Art:

1. Tour — (linke Seite der Arbeit) — * umgeschlagen, 1 links (d. h. 1 Masche links abgestrickt) — vom * wiederholt, bis zu Ende der Tour, jedoch wird vor der letzten Masche nicht mehr umgeschlagen. Das Umschlagen geschieht bei diesem Muster auf der linken Seite der Arbeit stets so, daß der Faden nicht von vorn nach hinten, sondern von hinten nach vorn über die Nadel geht; auf diese Weise liegt derselbe gleich so, wie er bei der nächsten Tour, also auf der rechten Seite, abgestrickt wird. Die Maschenzahl, einschließlich der umgeschlagenen Fäden, beträgt nun 99.

2. Tour — umgeschlagen (doch auf gewöhnliche Art), die 1. M. rechts abgehoben, den nächsten umgeschlagenen Faden hinter der zweiten Masche abgestrickt, die abgehobene M. übergezogen; * man umschlingt wieder, hebt die 2. M. rechts ab, läßt nun den dahinter liegenden, schon mit der



Erklärung der Zeichen: ■ Schwarz, □ hell (Seide), ■ mittel, □ dunkel Gerse, ■ Krystallperlen, □ Kreidperlen. Tapissier-Design, zum Kissen etc.

1. M. zusammengestricken umgeschlagenen Fäden von der linken Nadel herunter, ohne ihn dabei über die noch freie 2. M. zu ziehen, strickt nun den folgenden umgeschlagenen Fäden der vorigen Tour hinter der dritten M. ab und zieht die abgehobene zweite M. darüber. Man setzt dieses Verfahren bei den übrigen Maschen nun so fort, wie es die Beschreibung der 2. Tour vom Zeichen (*) an bestimmt, und strickt die letzte M. der Tour einzeln ab, ohne vorher zu umschlingen.

3. Tour — umgeschlagen (in der Weise wie bei der 1. Tour), die 2. M. mit dem nächsten, hinter der 2. M. liegenden umgeschlagenen Fäden links zusammengestrickt; doch darf dieser Fäden nicht über diese 2. M. zurückgeworfen werden, sondern muß vorn liegen bleiben (nämlich auf der Seite, welchem man vor sich hat); * umgeschlagen, die 2. M. von der Nadel gehoben (so, als wolle man sie links abstricken) und den schon abgestrickten umgeschlagenen Fäden hinter dieser 2. M. von der linken Nadel gehoben. Man strickt nun die abgehobene 2. M. mit dem folgenden, hinter der dritten Masche liegenden Fäden auf die eben beschriebene Weise links zusammen. Man wiederholt weitergehend vom * bis zu Ende der Tour, wo man die letzte M. einzeln und ohne vorher zu umschlingen, links abstrickt.

Es folgt nun wieder die 2., dann wieder die 3. Tour — und so fort, bis man mit der Anfangstour des Musters 9 Touren hat. Danach zieht man der Reihe nach durch alle umgeschlagenen Fäden oder Maschen der letzten Tour einen besondern Fäden oder ein Schnürchen, und zwar auf der linken Seite der Arbeit, und strickt bei der folgenden (10.) Tour nur die wirklichen Maschen glatt ab, die umgeschlagenen Maschen läßt man stets dazwischen auf der Schnur zurück. (Diese Tour, sowie die übrigen 4 Touren werden wieder mit Holz nadeln gestrickt und bilden den ersten Puffenstreifen.)

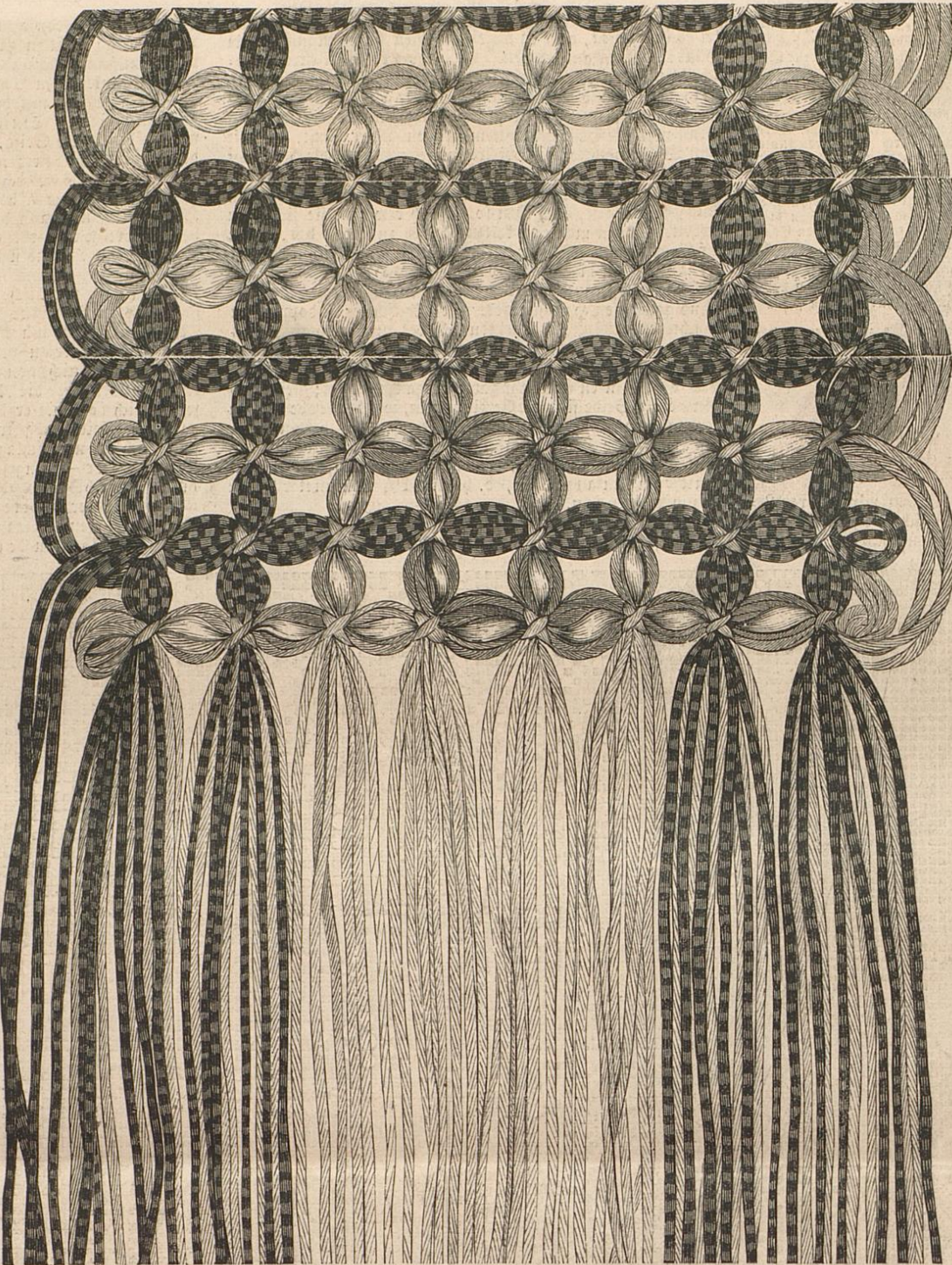
11. Tour. — * Umgeschlagen, 2 M. zusammengestrickt — vom * wiederholt, bis zu Ende der Tour.

12. Tour. — Alle Maschen, auch die umgeschlagenen, glatt gestrickt — (auf der rechten Seite wird stets rechts, auf der linken Seite stets links gestrickt.)

13. Tour — wie die 11. Tour.

14. Tour — wie die 12. Tour.

15. Tour. — Man strickt hier (mit den feinen Nadeln) die auf



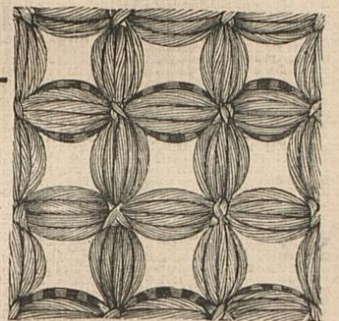
Wollener Shawl.

der Schnur zurückgebliebenen Maschen mit ein, indem man stets eine Masche von der Nadel mit einer Masche von der Schnur zusammennimmt, vorher aber stets umschlingt, ganz in der Weise wie bei der 3. Tour.

16. Tour — wie die 2. Tour.

17. Tour — wie die 3. Tour.

Die beiden nächsten Touren werden in demselben Muster, jedoch mit weißer Seide gestrickt; dann noch 4 Touren wieder mit Wolle. Nach diesen folgt der 2. Puffenstreifen, und strickt man also mit den Holz nadeln von der 10. Tour an und setzt die Arbeit in dieser Weise fort, bis sich 4 Puffenstreifen gebildet haben, deren Zwischenräume ganz gleich sind und stets einen schmalen weißen Seidenstreifen in der Mitte zeigen. Nach dem 4. Puffenstreifen arbeitet man noch 3 Mustertouren wie die der Zwischenräume, doch nur mit Wolle. (Ehe man nun weiter strickt, wird die Manschette zu einer geschlossenen Rundung innerhalb zusammengenäht, so weit sie nämlich nicht in der Runde gestrickt ist; dann das glatte Theil nach innen genommen und bei der nun folgenden Tour mit angestrickt, so daß die Manschette doppelt ist. Die umgeschlagenen Fäden der vorigen Tour werden hierbei gänzlich von der Nadel herunter gelassen und stets abwechselnd erst 2 Maschen der vorigen Tour rechts zusammengestrickt, dann 2 Maschen des Anschlags links zusammengestrickt — die ganze Tour zeigt also die regelmäßige Abwechslung einer M. rechts, einer M. links, muß jedoch im



Rückseite des wollenen Shawl.

Ganzen 60 Maschen zählen, daher man das Abnehmen hin und wieder aussetzen und einige Maschen einzeln stricken muß. Man arbeitet von hier aus in der Runde weiter, und zwar mit den feinen Nadeln, strickt 20 Touren und dabei stets dieselbe Masche links, dieselbe Masche rechts; dann werden 14 Touren hin und her gestrickt, so daß sich die Oeffnung für den Daumen bildet; dann 11 Touren wieder in der Runde in demselben Muster und endlich 1 Tour links. Hierauf wird abgemacht. Man führt auf der obern Seite des Handschuhes 3 Kreuznähte mit weißer Seide aus und befestigt dicht über der Manschette, an der mittlern Kreuznaht, eine kleine flache Schleife von passender farbiger Band, mit einem Perlmutterschnipschen.



Wollener gestrickter Handschuh, verkleinert; mit Hand.



Wollener gestrickter Handschuh (natürliche Größe).

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 45. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 1. December 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. XV. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Gesellschaftstoilette. Robe von schwarzem Sammet. Der vorn am Rock angebrachte schürzenartige Besatz besteht aus grünem Atlas mit darüberfallenden schwarzen Spitzen-Volants, deren jeder in der Mitte und zu beiden Seiten durch Schleifen von grünem Atlasband gefasst wird. Dem entsprechend ist auch die hinten hohe, vorn edig ausgeschnittene Taille und der weite offene Jagodenärmel garnirt. Die Taille ist ohne Gürtel, nur mit Schnur eingefasst, und bildet vorn eine abgerundete Schleppe. Den Ausschnitt des Kleides umgibt eine Spitze. Unterärmel von Spitzen. Hut von smaragdgrünem glatten Sammet, mit schwarzen Spitzen und einer grünen Feder garnirt.

Figur 2. Brauttoilette. Weißes Atlaskleid mit hoher Taille, durch einen Gürtel von weißem Atlasband umfaßt, welches vorn zu einer Schleife geschlungen, in langen Enden auf den Rock hinabfällt. Der Rock ist mit zwei breiten Spitzenvolants garnirt, denen Tüllvolants als angemessene Unterlage dienen; eine Puffgarnitur von weißem Atlas trägt außerdem noch dazu bei, die Volants etwas absteifend zu erhalten. Die Taille ist durch eine glatte Berthe verziert, welche hinten eine Spitze bildet und vorn durch ein Bouquet geschlossen, ziemlich schmal endigt. Die Ärmel bestehen aus einem Puff und breitem Volant von Atlas, nach vorn etwas in die Höhe genommen, einem Spitzenvolant als Unterlage dient. Unterärmel von Tüll, um die Hand durch eine Tüllrüsche zusammengehalten. Langer glatter Brautschleier von Tüll, welcher zu beiden Seiten bis zum Saum des Kleides hinabreicht. Das Haar ist in Puff-Scheitel geordnet. Eine Kränze des aus Narzissen, Haidkraut und Orangeblüthen bestehenden Kranzes senkt sich nach der Stirn zu, während die vorderen Theile desselben am Hinterkopf placirt und dort durch eine weiße Atlasflesche zusammengehalten sind.

Figur 3. Toilette einer älteren Dame. Kleid von grünem Taffet, mit abwechselnd grünen und schwarzen Volants von Taffet. Hut von weißem Sammet, mit Rosen ohne Blätter und einem Band von punktirtem Tüll garnirt. Kinnfleschen von weißem Atlasband. Großer Casimirshawl.

Figur 4. Toilette einer jungen Dame als Brautfräulein. Robe von rosa Taffet, bis über das Knie mit schmalen, 5

Centimeter breiten Volants garnirt. Die hohe Taille ist vorn durch schmale Volants lakartig und außerdem noch durch eine Shawl-Berthe, aus drei schmalen Volants bestehend, verziert. Die anliegenden Ärmel haben oben drei Puffen und darüber einen schmalen Volant. Der Gürtel ist vorn durch eine Schleife ohne Enden geschlossen. Hut von weißem Sammet, mit rosa Taffet und Rosen ohne Laub garnirt. Kleiner Spitzen-Kragen; Spitzen-Manschetten, auf den Ärmel zurückschlagend.

Figur 5. Promenadentoilette. Robe von schwarz und grün gestreiftem Taffet. Mantel, genannt Pelisse Louis XV., von schwarzem Sammet mit Sammetborste derselben Farbe verziert. Der Mantel ist vorn einem Serrenpaletot ähnlich geschnitten, hat oben ein glattes Schulterstück, woran die Ärmel in vier großen Falten, das Rückentheile ebenfalls in großen Falten festgenäht ist, welche dem Mantel die nöthige Weite geben. Eine vorn edige, hinten spize Pelserine deckt das Schultertheil. Hut von glattem alpenrosenfarbenen Sammet, mit Rosetten von weißen Federn und einer Charpe von Tüll garnirt.

die Schweifstropfen von Stirn und Schläfen trocknend und Athem schöpfend, endlich erreichten sie die Höhe des Thurmes. Bis dahin hatten sie kein Wort gewechselt, nur ihre Schritte hallten in gemessenem Tact durch den engen Käfig der Treppe. Jetzt, auf der obern Gallerie angekommen, erhob der Greis die Hand und sprach, auf die Stadt unten deutend:

„Sieh, Matteo, sieh diese Stadt dort unten, aus Marmor gebaut, einst so herrlich, jetzt so verfallen, ist Venedig!“

Der Knabe umfaßte mit seinen Blicken die alte Dogenstadt, so weit der Morgennebel es gestattete. Der weite blaugraue Vorhang, mit welchem der von den Canälen und Lagunen aufsteigende Dunst die Stadt verhüllte, begann eben erst sich zu theilen, und vergebens verschwandete die aufgehende Sonne ihre brennendsten Pfeile an diesem feuchten Mantel. Endlich wich der Nebel, obgleich langsam am, die Kuppeln der Dome und Kirchen, die Dächer der Paläste und Häuser wurden sichtbar; bald auch konnte man die öffentlichen Plätze, die Straßen und Canäle unterscheiden, in denen die aus Griechen und Italienern gemischte Bevölkerung Venedigs zu wogen begann und einige frühe Gondeln sich kreuzten. Wenige Augenblicke noch, und die Stadt lag im Glanze des schönsten Tages.

Matteo sah nun vor seinen Augen das herrlichste Schauspiel sich entfalten. Die Basilika von St. Marcus mit ihren vier orientalischen Kuppeln, der Façade mit den spitzen Glockenthürmchen und den vier Nischen von Bronze über dem großen Eingang, die Piazza, von Arcaden und Gallerien umrahmt, die Piazzetta, auf welcher der ernst, majestätische Dogenpalast sich erhebt, und die zwei Säulen, deren eine den

Die letzten Foscarei.

I. Capitel.

Um fünf Uhr Morgens.

Beim ersten Schein eines warmen Junimorgens des Jahres 1796 bestieg ein Greis und ein Knabe die Treppe zum Glockenthurm, welcher sich vor der Façade der venetianischen Basilika erhebt. Langsam stiegen sie die unzählbaren Stufen der Wendeltreppe hinan, deren Ende man kaum zu erreichen glaubt.

Endlich, nachdem sie oft minutenlang stehen geblieben,



verstümmelten Löwen von St. Marcus trägt. Die zahlreichen anderen Kirchen, die Massen der Häuser traten hervor, Häuser, wie aus dem Orient hierher getragen. Mit Bewunderung und stummem Erstaunen betrachtete Matteo das herrliche Gemälde; wie eine fröhliche Schwalbe flog sein Blick von Thurm zu Thurm, von Haus zu Haus, tauchte in die Tiefen der belebten Straßen, streifte über die von den Ruderern der Gondolieri durchsuchten Canäle, immer weiter, bald nach der Insel San Giorgio, bald nach des fernen Meeres kleinen Wellen, die, vom Morgenwind getrieben, dem westlichen Ufer des Golf zuströmten, bald weiter noch, nach Nordwest, wo die Alpen von Friaul mit weißen Umriffen am Horizont sich abzeichnen.

Cassietti (so nannte sich der Greis), den Blicken seines Sohnes folgend, ergriff lebhaft mit einer Hand den Arm des Jünglings und sprach, mit der andern nach dem Dogenpalaste deutend:

„Matteo, nicht dort drüben ist Venedig, es ist hier, dicht vor uns, in diesem Palaste ist Venedig mit seinen Spionenaugen und Ohren, mit heimlichen Angebern, mit seinen verummten Richtern, deren Gesetze, wie Verbrechen, nur in der Stille der Nacht von Henkern vollstreckt werden.“

Der Knabe erhob die großen Augen staunend zu seinem Vater, denn er verstand nicht, was seine Worte bedeuteten.

„Was meinst Du, Vater?“

„Warte noch einen Augenblick und Du wirst mich verstehen, Matteo,“ antwortete Cassietti, nach Morgen sich wendend, und mit so großer Ungeduld die Sonne beobachtend, als könne er dadurch den Lauf des mächtigen Gestirns beschleunigen.

Jetzt hob die Uhr von St. Marcus aus, und der Hammer schlug an mit schwerem, dumpfem Klang.

„Es schlägt voll,“ sprach Cassietti. „Zähle, mein Sohn.“

„Eins, zwei, drei, vier, fünf — es ist fünf Uhr, Vater.“ antwortete Matteo.

„Gut, mein Sohn,“ rief der Bergbewohner mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Freude. Der Himmel sei gepriesen! Denn von diesem Augenblick an bist Du nicht mehr Matteo Cassietti, sondern Luigi Matteo Foscarei, der letzte Sproß dieses alten Geschlechts, von jetzt an bist Du ein edler Venetianer und hast das Wappen einer der vornehmsten Familien des Staates Venedig zu führen. Mein Sohn, öffne Dein Ohr, doch mögen Deine jugendlichen Locken nicht bleichen, wie das Haupt des Mannes wohl könnte bei Anhörung der traurigen Geschichte, die ich Dir erzählen werde.

„Dort in dem Palaste, dessen Dächer zu unsern Füßen sich ausbreiten, herrschte vor 300 Jahren der Doge Francesco Foscarei. Es war um das Jahr 1423. Die Freude, die Ehre, die Macht, das Glück wohnten in seinem Hause, begleiteten ihn in seiner Herrschaft zum Ruhm der Republik, deren Zügel er führte, und mit Recht konnte er sagen: Gott ist mit uns!“

Doch das Weil des Todes erhob sich gegen den kräftig stolzen Baum und schlug den ersten seiner Zweige ab, dann einen zweiten, darauf einen dritten. In weniger als acht Jahren hatte der alte Doge drei seiner Söhne verloren. Einer noch blieb ihm, Namens Jacopo. Dieser ward in einer unglückseligen Nacht von einem Angeber beschuldigt, Geschenke an Geld und Juwelen von dem Herzog von Mailand empfangen zu haben, ein Verbrechen, welches die geheimnißvollen Gesetze der Republik nie verzeihen. So ward denn Jacopo verbannt auf Lebenszeit und lebte mit seiner Gattin und seinen Kindern im Exil zu Treviso, als eines Abends in Venedig nach Jacopo's fünfjähriger Abwesenheit sich das Gerücht verbreitete, ein Mitglied des Rathes der Zehn sei ermordet. Augenblicklich traf der Argwohn den Verbannten, dessen Diener am Tage der That in Venedig gesehen worden war. Der Diener ward gefoltert, der Herr ebenfalls, und beide ertrugen mit Standhaftigkeit die Martern, ihre Unschuld behauptend. Seines Leugnens ungeachtet ward Jacopo nach der Insel Candia verbannt, doch noch ehe er den Ort seines Exils erreichte, entdeckte man den wahren Thäter, Nicola Grizzo. Vergebens that jetzt der unschuldige Verurtheilte Einspruch gegen das Urtheil, vergebens flehte er den Rath der Zehn um Gnade an, das rücksichtslose Tribunal blieb unhilllich.

Die Verbannung lastete schwer auf dem armen Jacopo. Sein Vater war alt, seine Mutter war alt, sein Vaterland lag ihm am Herzen, Vater und Mutter wiederzusehen, ehe sie starben, das Vaterland, ehe es unterging, das war der Traum seiner Tage, seiner Nächte, sein einziger Gedanke. Jeden Morgen sah man ihn am Ufer des Meeres sitzen, mit Augen und Herzen den Wellen folgend, welche der asiatische Wind gen Venedig trieb. Jeden Abend lebte er am Ufer, um zu lauschen, ob die vom Adriatischen Meere her wehende Luft ihm nicht einen Ton des Lebens aus seiner fernen Vaterstadt hertrage. Eines Tages rief er aus: „Wenn Gott mir nicht gestattet, frei zu leben wo ich geboren bin, wird er mir doch vielleicht gestatten, dort zu sterben!“ Sein Plan war bald gemacht; er schrieb an den Herzog von Mailand, um seine Vermittelung bei dem Rath der Zehn zu bitten, und veranfaltete es so, daß der Brief den Spionen in die Hände fiel, mit denen die Politik seiner Feinde ihn stets umringte. In Folge dieses aufgefangenen Briefes ließ das Tribunal den Gefangenen nach Venedig kommen, verhörte ihn zum dritten Mal, und schickte ihn zum dritten Mal in die Verbannung. Kaum aber hatte die Galeere, welche ihn aus Venedig fortführen sollte, das Ufer verlassen, als er starb, woran, wodurch, ward nicht bekannt. Doch er hatte seinen Vater, seine Mutter wieder umarmt, er hatte seine Gattin wiedergesehen, seine Kinder gesegnet, er hatte den vaterländischen Boden betreten und aus der Ferne die Kirche begrüßt, wo er einst die heilige Taufe empfangen. Er konnte also sterben und starb gern. Nun, Matteo, dieser so grausam behandelte Mann war Dein und mein Ahnherr, Jacopo Foscarei, ein Sohn des Dogen, Theilhaber eines der erlauchtesten Namen, die im goldenen Buche Venedigs verzeichnet stehen.“

„Vater, eine Waffe, einen Dolch, daß ich Rache nehme, einen Carabiner, daß ich Gerechtigkeit fordere!“ rief der Knabe mit Augen, welche Blitze zu sprühen schienen.

„Gerechtigkeit, Matteo!“ antwortete Cassietti, seinem Sohn einen fast zornigen Blick zuwendend. „Gott allein wird sie üben, wenn der Tag gekommen. Seit drei Jahrhunderten schon warten die Foscarei, daß dieser Tag komme. — Am Tage, da ich mein sechszehntes Jahr erreichte, nahm mein Vater mich bei der Hand, wie ihn einst der seinige, wie ich Dich, führte mich auf diesen Glockenthurm und erzählte mir

die Geschichte, die Du so eben gehört hast. Dann, nachdem er geendet, wandte er sich nach allen Himmelsgegenden und rief wie ich jetzt: Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!“

„Zweifle nicht, Vater, Gott wird sie uns gewähren, denn täglich werde ich ihn von der Höhe unserer Berge aus darum bitten. Mein Morgengebet, mein Abendgebet, mein täglicher Gedanke soll sein: Gerechtigkeit!“

Es war ein eigenthümlich feierliches Bild. Der Knabe an der Seite des Greises auf der schwindelnden Höhe des Thurmes, die Hände zum Himmel erhoben und das verhängnißvolle Wort über Venedig ausrufend. Es war, als habe der Schatten Jacopo's diese Stimme geliebt, um den Himmel an den Tag des Gerichts zu mahnen.

„Sei ruhig, mein Jacopo, in Deinem seit drei Jahrhunderten geschlossenen Grabe, denn das Sündenmaß Venedigs ist voll,“ fuhr der Greis wie in einer Vision fort. „Wie Tyrus und Sidon, wird es die Hand des ewigen Richters auf dich herabziehen, seinem Löwen wird das Schwert entgleiten und die Stürme werden die Flotten verschlingen, welche die Meere bedecken.“

„Sei ruhig, armer Jacopo, Du wirst gerächt werden, denn der Tag des Herrn ist nahe, Venedig wird fallen, seine Gefänge werden schweigen, seine Paläste verlassen sein. Einsamkeit wird wohnen auf den Plätzen, auf den Quais und Canälen, selbst der Gondolier wird vergessen, daß es seine einst geliebte Vaterstadt war.“

Vater und Sohn stiegen jetzt den Thurm schweigend hinauf, wie sie ihn erstiegen.

Vor dem Portal von St. Marcus angekommen, betrachtete Cassietti lächelnd die großen Rosse von Bronze über demselben und ließ weitergehend seine Blicke über das Meer gleiten, auf welchem hier und da ein lateinisches Segel schwamm, traurig sein Dreieck von grauer Leinwand den Wellen zu neigend.

Jetzt löste ein Gondolier seine Barke vom Quai der Piazzetta und sang, nach der Insel St. Giorgio rudern, mit saroner Stimme:

Venetia, der süßen,
Mein Lied entgegenfliegt,
Die, wie ein Schiff, zu Füßen
Dem Dom St. Marcus liegt.
Wie schlanker Masten Pfeile
Stehn ihre Thürme da.
D eile,
Mein Liedchen, ohne Weile
Zu meinem Lieb' Venetia.

Cassietti hörte nachdenkend diesen heitern Gesang. Unwillkürlich mußte er Jacopo's denken, der vor 300 Jahren, an Candia's Ufer, nach derselben Liebe sich sehnte.

Der Gondolier fuhr fort:

Der Golf, dem sie gelassen,
In weiten Armen ruht,
Speist ihre Wasserstraßen
Mit seiner blauen Fluth.
Noch trennet manche Meile,
Mich von der Theuren ja,
Drum eile,
Mein Liedchen, ohne Weile
Zu meinem Lieb' Venetia.

Venetia, die Schöne,
Des Meeres Königin,
Ist aller Schiffer Söhne
Huldvolle Schützlerin.
Drum feiert auch die Süße
Mein Liedchen fern und nah.
D grüße,
Mein Sang, die Hehre, Süße,
Mein schönes Lieb' Venetia!

Cassietti ward immer trauriger. Ein seltsamer Contrast, der tiefe Ernst des Greises und die harmlose Fröhlichkeit des Gondoliers, dessen Barke bald hinter der Kirche St. Giorgio verschwand. — Es tönte wie ein lustiges Lied auf einem Grabe! Cassietti's Herz war ja ein Grab.

Er hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und der Seewind spielte mit seinen weißen Haaren, die lose um seine abgemagerten Schläfe flatterten, während Matteo bedauernd neben ihm stand und nicht wagte, ihn seinen traurigen Betrachtungen zu entreißen.

Jetzt ertönte die Hafenglocke in raschen Schlägen, und zugleich begann ein fröhliches Gesumme unter den Schiffen, denen dieses Signal eine kurze Unterbrechung der Arbeit anzeigt.

„Vater, jetzt ist's acht Uhr,“ rief Matteo, erfreut, eine Gelegenheit gefunden zu haben, den Vater seiner Träumerei zu entreißen.

„Nun, so wollen wir gehen, mein Sohn,“ antwortete Cassietti. „Wäge Gott uns erhören und geben, daß Du nicht genöthigt seist, Deinem Sohn, wenn er das sechszehnte Jahr erreichte, das undankbare, ungestrafte Venedig als Feindin seines Geschlechts hier zu zeigen!“

„Vater, hast Du mir nicht gesagt, daß Gott gerecht sei?“

2. Capitel.
In den Bergen.

Eine Woche nach der Scene auf dem Glockenthurm zu Venedig ritt ein Cavalier, von zwölf Panduren begleitet, von Nord nach Süd an der Ostküste des Adriatischen Meeres. „Panduren“ war bekanntlich der Name jener Miliz, der in den venetianischen Staaten die Beaufsichtigung der Landstraßen und der Gebirge oblag. Die Reisenden hatten Carlopago und Novigrad passiert und verließen mit Tagesanbruch Pola, um sich nach Zara zu begeben. Seit dem Morgen ritten sie in der glühendsten Sonnenhitze, die Länge des Weges und die Gluth des Tages verwirrend, welche nur dann und wann durch einen frischen Windstoß vom Meere her gemildert ward.

Blötzlich ertönte ein Freudenruf aus dem Munde der erschöpften Reiter — zwei Thürme wurden sichtbar — Zara lag vor ihnen, in der Handelswelt berühmt durch den trefflichen Marasquin, welcher dort bereitet wird, und in der Geschichte dadurch, daß im Jahr 1204 in dem vierten großen Kreuzzug dort das Vorpiel zur Einnahme von Constantinopel in ihren Mauern stattfand.

Die Pferde spitzten die Ohren, mit freudigem Wiehern den Ruf ihrer Reiter beantwortend, und verdoppelten ihre Schritte in Erwartung eines guten Futters und einer frischen Streu. Je deutlicher die alte Hauptstadt Dalmatiens mit ihren fast orientalischen Gebäuden, den dampfenden Schornsteinen der zahlreichen Destillationen, welche ihre sonnenvergoldeten Rauchbüschel in den Lüften wiegten, hervortrat, je mehr beschleunigten die Thiere ihren Lauf und kamen endlich schweißtriefend vor den Mauern der Stadt an.

Der Chef des Reitertrupps sprang aus dem Bügel und trat auf die nahe Schildwache zu, welche nach einigen kurzen Fragen und Antworten ihn in das Wachhaus führte, wo er dem Capitain den Zweck seiner Reise nach Zara mittheilte. Darauf stieg der Fremde wieder zu Pferde, winkte seinem Gefährten und ritt mit ihnen in Zara ein, begleitet von dem Capitain des Wachpostens. Der Palast des Gouverneurs öffnete sich dem stolzen Fremden, welcher erhobenen Hauptes durch die Straßen ritt, und die Leute in Zara zerbrachen sich die Köpfe, was wohl eine so vornehme, geheimnißvolle Persönlichkeit habe herführen können.

In kleinen Städten, wo jeder Vorfall zu einem Ereigniß wird, erlangen die Menschen durch die Gewohnheit, über unwichtige Sachen nachzugrübeln, eine Art Sicherheit im Erforschen der Gründe einer Begebenheit und treffen oft instinctgemäß das Rechte. Diesen Instinct besaßen die Bewohner von Zara im höchsten Grade. Kam doch selten genug etwas, das die Einförmigkeit ihres Lebens unterbrach, etwa ein Schiff von Durazzo oder eine Barke von Venedig — also wird man begreifen, welche Senation die Ankunft eines Fremden erregte, der wohlwogen kein Anderer als ein vornehmer Venetianer und noch dazu einer vom Rath der Zehn sein konnte. Was noch zu wissen übrig blieb, war sein Name und der Zweck seiner Reise.

Von Einem aus dem Gefolge hatte man erfahren, daß der Fremde tiefer ins Gebirge zu reisen beabsichtige.

„Ei, da ist kein Zweifel — er will neue Regimenter werben unter den Bergbanditen,“ bemerkten einige Scharfsinnige. Die Leute hatten recht gerathen, denn das Mitglied des Rathes der Zehn reiste wirklich ins Gebirge, um dort tüchtige Arme zu Venedigs Vertheidigung zu werben, und machte sich in der Kühle des Abends auf den Weg.

Die Republik Venedig lag in den letzten Zügen. Venedig war blind geworden — ein Blitz mußte kommen, ihm die Augen zu öffnen. Venedig war taub — es bedurfte eines Donnerschlags, um es hörend zu machen, und dieser Blitz leuchtete, dieser Donnerschlag blieb nicht aus.

Der Himmel einer sternhellen Sommernacht breitete sich über die wilde Berggegend, welche die venetianische Reiterstgahr zu passieren hatte. In der tiefen Schlucht, durch welche der Zagrad, von den Bergen kommend, strömt, mußten die Pferde hintereinander hergehen, weil der schmale Steig das Nebeneinanderreiten nicht gestattete. Blühende Oelanderbüsche neigten sich auf die Häupter der Reisenden, welche nur mit großer Behutsamkeit vorwärts reiten konnten, ja gänzlich Halt machen mußten, so oft der Mond sich hinter einer Wolke verbarg und den gefahrvollen Weg in völliger Dunkelheit ließ.

Endlich, nach mannigfachen Aengsten, welche die nächtlichen Klänge der schaurig wilden Bergnatur dem Venetianer einflößten, gelangte der Trupp an die Stelle, wo die Schlucht sich zu einem großen Amphitheater erweiterte. Ein finsterner, heimlicher Ort, wie von einem Fluche berührt, trotz dem malerischen Charakter der Landschaft. Ein großer stiller See, in dessen dunkelblauer Fläche der silberne Mond und tausend Sternenaugen sich spiegelten, ringsum die üppigste Vegetation, Bäume, welche den Streich der Art nie kennen lernten und nur dem Blitz oder der Zeit erlagen; Blumen, deren Betrachtung das ganze Leben eines Botanikers ausfüllen würden: Gras, hoch wie Rohr, welches kaum den Durchgang gestattet und in dessen dichtem Walde der Fuß mit jedem Schritte eine Welt bunter Käfer, stinker Gidechsen, sauler Grillen und fleißiger Ameisen aufstört. Doch über diese ganze Herrlichkeit ist ein Schleier unbeschreiblicher Traurigkeit gebreitet, ein Gefühl befällt die Seele, welche das lateinische Wort horror fast allein richtig bezeichnet. Auch die Stille des Orts hatte etwas Unheimliches. Nur selten bewegte ein Lüftchen rauschend das Rohr am Ufer des Sees, schrie eine Gule oder ein Käuschen, verborgen im hohen Stamme eines alten Baumes, der zu erliegen schien unter dem Gewicht der Schlingpflanzen, die ihn umfrieft hielten. Es war eine Landschaft, wie für den Pinsel Salvator Rosa's geschaffen.

Der Venetianer konnte sich eines Schauers nicht erwehren, da er, die Schlucht verlassend, am Ufer des Sees stand. „Herr,“ sprach der Anführer der militairischen Begleitung, „das ist der Ort, wo der Haiduchenschef bei Tagesanbruch sich einzufinden versprach.“

„Ich weiß,“ antwortete der Abgesandte Venedigs. „Doch was ist das dort für ein Licht?“

„Dort drüben, jenseits des Wassers, unter den Bäumen?“

„Ja, am Fuße des überhängenden Felsens?“

„Dort wohnt Cassietti, der Freund der Haiducken und letzter Sproß einer der edelsten Familien, welche im goldenen Buche verzeichnet stehen.“

„Cassietti? Das goldene Buch enthält diesen Namen nicht.“

„Wohl wahr,“ entgegnete der Pandur, „Cassietti ist nicht sein wahrer Name. Man sagt, seine Vorfahren hätten, Venedig verlassend, diesen Namen angenommen, um den ihren zu verbergen, und hätten sich hier in die Berge zurückgezogen, weil sie unter Banditen sich sicherer fühlten, als unter der venetianischen Signoria. Die Familie soll schon seit mehrern hundert Jahren hier wohnen, doch ihren wahren Namen und den Grund dieser Zurückgezogenheit kennt man nicht.“

Kaum hatte der Pandur diese Rede geendet, als der Klang eines Hornes sich vernehmen ließ, langsam und zitternd, wie eine Totenklage, in den Bergen verhallend.

„Das ist, glaube ich, das verabredete Signal,“ bemerkte der Venetianer.

Das kleine Lichtchen, welches vorher sichtbar gewesen, verwandelte sich jetzt in eine ausgebreitete Helle, welche die Fenster eines Hauses erkennen ließ und fast der blendenden Gluth einer Schmelde gleichkam.

Zum zweiten Male erschallte das Horn, aber lauter, fast wie das Gebrüll eines wüthenden Auerochsen, ja es schien, als zittere der Spiegel des Sees von dem gewaltigen Klange. Zum dritten Male erklang das Horn.

„Gott sei uns gnädig!“ rief der Venetianer. „So müssen die Possanen klingen, welche die Menschen am jüngsten Tage von allen Enden der Welt zusammenrufen.“

„Dies ist vielleicht eben so fürchterlich. Es ist das Horn Dmitri Eisenarm's, des Haiduckenkapitains und Königs dieser Berge.“

Raum waren die Worte gesprochen, so sahen die Fremden auf dem hellen Hintergrunde der Fenster von Cassiotti's Hause die colossale Gestalt eines Mannes erscheinen.

„Holla, Ihr da drüben, hört!“ rief eine Stimme, so gewaltig, als der Ton des Hornes.

„Wir hören! Redet!“ antwortete der Anführer der Panduren.

„Die Lösung: Venetia!“ rief der Riese.

„Die Berge!“ rief der Venetianer als Erwiderung.

„Kommt mit zwei Männern und haltet Euch rechts!“ rief der Haiduckenhäuptling.

Der venetianische Abgesandte zögerte einen Augenblick, doch mußte er, daß Dmitri als Mann von Wort und Ehre bekannt sei, er wußte, daß ein gefangener Feind in seinen Händen so sicher sei, wie in einer Kirche — also ritt er mit zweien seiner Begleiter am rechten Ufer des Sees entlang. Vor dem Hause angekommen, stieg er vom Pferde und stand nun Dmitri, dem König der Berge und dem Schrecken der Ebene, gegenüber.

Dmitri hatte ein schönes griechisches Gesicht, wie nach einer antiken Statue seines Vaterlandes gemeißelt, denn er war von Geburt ein Grieche. Noch ganz jung, war er von Zigeunern mitgenommen und später in Bosnien wieder verlassen worden, wo er sich mit den Haiducken verband, deren Häuptling er jetzt war. Seine Augen, schwarz wie Lava und glänzend wie Karfunkel, rollten unaufhörlich mit ungläublicher Lebhaftigkeit unter den dichten Augenbrauen und gaben der Physiognomie etwas Unruhiges, nur zuweilen durch ein Lächeln gemildert, welches dem von einem langen Schnurrbart beschatteten Munde einen angenehmen Ausdruck gab und zwei Reihen blendend weißer Zähne enthüllte. Sein nach morlachischer Sitte kahl geschorener Kopf war von einer Mütze aus schwarzem Schaffell bedeckt. Die Kleidung war ganz geeignet, die Athletengestalt des Haiduckenhäuptlings ins hellste Licht zu stellen. Die goldgestickte Jacke hielt um die Taille ein breiter Gürtel fest, aus welchem der Kolben eines Pistols und der eingelegte Griff eines Jagdmessers hervorfaben. Feste Sandalen von Leder, mit Riemen an die Füße geschnallt, bildeten seine Schuflüre; um die Schulter hing in malerischen Falten ein Mantel, welcher seinem Ciguer als Decke bei Nacht und als Divan bei Tage diente, und eine lange Kante, mit reichen Seidenquasten geziert, vollendete die wildschöne Erscheinung.

Dmitri bemerkte den erschütternden Eindruck, den seine Nähe auf den Venetianer hervorbrachte, und lächelte.

„Signor!“ sprach er, „seid gegrüßt im Reich der Berge! Wenn's Euch gefällig ist, wollen wir unter diesem Dache unsere Verhandlungen eröffnen.“

Der Venetianer athmete freier auf, vollkommen beruhigt durch die Worte des Haiducken, welche mit einer an diesem Manne und an diesem Orte erstaunenswerthen Courtoisie ausgesprochen wurden.

Dmitri nötigte mit höflicher Handbewegung den Venetianer, ins Haus zu treten, und folgte ihm, die Thür hinter sich schließend.

Sie befanden sich nun in einem weiten Saale, in dessen einer Ecke auf einem großen eichenen Tische zwei ungeheure Kannen mit Pfäumenbrandwein standen, von sechs bis zum Rand gefüllten Bechern umgeben. Ein Divan, mit dem unvermeidlichen schwarzen Schaffell bedeckt, zog sich an den Wänden hin als einziger Sitz, welchen das Gemach aufweisen konnte. Die beiden Männer nahmen Platz darauf, doch kaum hatten sie sich niedergelassen, als Dmitri sein Messer zog und mit dem Griff desselben dreimal auf den Tisch schlug. Augenblicklich öffnete sich die Thür und in der dunkeln Oeffnung erschienen zwei Köpfe: der Kopf eines Greises und der eines Jünglings, von dessen strahlenden Augen ein eigentümliches Licht ausging. Diese Beiden waren Cassiotti und sein Sohn Matteo.

„Cassiotti,“ sprach der Haiduckenchef, „ich muß einen Mann aus den Bergen hier haben zum Zeugen bei dem Vertrage zwischen dem Capitain Dmitri und der Signoria Venedigs. Dieser Zeuge sollst Du sein. Nimm Platz an dem Tische, wähle Dir einen Becher, den größten, wenn Du willst, leere ihn und höre!“

Der Wirth des Hauses am See setzte sich, nahm einen Becher, leerte ihn, stellte ihn sogleich wieder auf den Tisch und ließ sein Ohr der Verhandlung.

Dmitri zog jetzt aus seinem Gürtel ein Pergament, mit dem Wappen von St. Marcus gesiegelt. „Signor,“ sprach er, „hier ist der Brief vom Rath der Zehn, welcher mir Euerer Ankunft in den Bergen verkündigt. Ihr seid hier und wir können unterhandeln. Vorerst wisset, daß manche Dinge mir bekannt und manche noch übrig sind, über welche Ihr mir Auskunft geben müßt, ehe ich mit Euch unterhandle. Was ich weiß ist: daß Venedig am Ende seiner Macht steht. Und nun seid so gut und beantwortet mir offen und kurz die Fragen, die ich an Euch zu stellen habe. Venedig hat tapfere Arme nötig, es weiß die unseren zu schätzen, es begehrt unsern Beistand, welchen Preis zahlt es dafür?“

„Signor Dmitri,“ entgegnete der Venetianer, „die Hälfte dessen, was der Dogenpalast werth ist, soll Euer sein, wenn wir durch Euch von der drohenden Gefahr errettet werden.“

„Gut, Signor, das wäre ein Punkt. Doch welche Garantie giebt uns die Stadt für die Erfüllung ihres Versprechens?“

„Mein Name und mein Kopf — das ist die Bürgschaft, die ich Euch biete. Hier ist die Schrift, welche mir Vollmacht giebt, persönlich die Bedingungen des Vertrags abzuschließen.“

Er überreichte mit diesen Worten dem Haiducken ein Pergament, an welchem an seidener Schur das Siegel von St. Marcus hing. „Mein Kopf bleibt Euch zum Pfande,“ setzte er hinzu, während der Häuptling das Pergament überblickte.

„Welcher von diesen zehn Namen ist der Euerer?“ fragte der Haiduck.

„Dieser hier — Marco Pietro Loredano,“ antwortete der Venetianer, auf dem Pergament seinen Namen bezeichnend.

„Loredano!“ schrie eine heisere Stimme, die Rede des Venetianers abschneidend.

Es war Cassiotti's Stimme.

„Loredano?“ wiederholte er, mit krampfhaft geballter

Faust sich von seinem Sitze erhebend, während seine Augen glühende Blitze schleuderten.

„Ja,“ antwortete der Bevollmächtigte der Republik, „Marco Pietro, der letzte Abkömmling von Jacopo Loredano, den der berühmte Admiral Pietro seinen Neffen nannte.“

„Der jüngste Spröß des Henters steht also hier Auge in Auge mit dem letzten Sprößling des Opfers!“ sprach Cassiotti mit einer Stimme, dumpf und zitternd, wie die des Donners, „denn hier steht der Knabe, der das Recht hat, Jacopo Foscarini seinen Ahn zu nennen!“

Mit diesen Worten legte er eine seiner zusammengeballten Hände auf Matteo's Haupt.

Der Knabe öffnete weit die glühenden Jaguaraugen bei diesem Aufruf seines Vaters und ein schrecklicher Gedanke stieg in ihm auf. Er stürzte auf das Messer zu, das Dmitri auf dem Tische liegen lassen und warf sich auf den Venetianer mit der Wuth eines wilden Thieres, dem man die Jungen geraubt. Er schien zu wachsen in der Gluth des Zorns — ein furchtbar schönes Bild dieser Knabe!

Doch Cassiotti hielt seine Arme fest wie mit eiserner Klammer.

„Matteo,“ sprach er, „zwischen diesem Manne und uns ist Blut — aber Blut wird nicht abgewaschen durch Blut!“

„Vater, hast Du mich nicht auf den Thurm von St. Marcus geführt und mich gelehrt, zu rufen: Gerechtigkeit!“

„Mein Kind, Gott allein kennt die Stunde!“

Loredano, von dem wüthenden Knaben befreit, zog sich in eine Ecke des Gemachs hinter den Tisch zurück, so daß dieser ihn wenigstens einigermaßen vor weiteren Angriffen schützte.

Dmitri hatte während dieses fürchterlichen Auftritts kein Wort gesprochen; doch jetzt, da Cassiotti den Arm seines Sohnes aufgehoben, erhob sich der Chef, lud sein Pistol und wandte sich dann an das Mitglied des Rathes der Zehn.

„Marco Pietro Loredano,“ sprach er, „es giebt in unseren Reihen ein Gefes, zufolge dessen der Blutbruder die Streitsache dessen, den sein Herz ihm zum Bruder gegeben, zu der seinigen macht und an seiner Statt die Rache vollzieht. Da Domenico Giuseppe Cassiotti, oder vielmehr Foscarini, mein Blutbruder ist, so ist seine Rache die meinige. Befiehl also Deine Seele Gott —“

„Dmitri, es wäre eine Niederträchtigkeit, diesen Mann in meinem Hause zu tödten!“ rief Cassiotti dem Häuptling in die Rede, mit seinem Körper den des entsetzten Loredano deckend.

„Bruder,“ erwiderte der Haiduck, „Dein Ahn ist nicht gerächt worden und Du weißt wohl, daß die Rache das heiligste Erbtheil ist, das ein Kind von seinem Vater empfangen kann. Blut verlangt Blut — so steht es geschrieben!“

„Gnade, Dmitri, Gnade für diesen Mann!“ rief Cassiotti, vergeblich bemüht, seinen Blutbruder zur Milde zu bewegen.

„Hat sein Ahn dem Deinen Gnade erwiesen? Er muß sterben! Doch damit man nicht sagen kann, daß er hier als Opfer des Verraths fällt, so sei die Thür weit geöffnet, damit die Sterne des Himmels und die Augen der Menschen hereinschauen.“

„Alle Witten Cassiotti's ungeachtet öffnete der Haiduck die Thür und stieß drei Mal in sein Horn, daß der schauerliche Ton weithin durch Thal und Berge hallte, dieser fürchterliche Ton, welcher den Leuten frieblicher Gegenben den Aufruf erprekte: „Gott sei uns gnädig! das ist Dmitri's Horn!“

„Kameraden, was mag das Signal bedeuten?“ fragte Einer der jenseits des Sees zurückgebliebenen Panduren.

„Beim Löwen von St. Marcus, ich wittere Verrath!“ antwortete ein Anderer.

„Ich glaube gewiß, der Haiduck hat unserm erlauchtem Signor Loredano eine Falle gestellt!“ bemerkte ein Dritter.

„Ich bin der Meinung —“ sprach der Anführer der Panduren, hatte jedoch nicht Zeit, seine Ansicht zu äußern, denn in Cassiotti's Hause leuchtete ein rascher Blitz, begleitet von einem starken Knall und herzerweichendem Schrei.

„Wehe, wehe, das ist die Stimme des Signor Loredano!“ rief der Anführer, zog schnell seine beiden Pistolen aus der Satteltasche und rief seinen Gefährten zu: „Vorwärts!“

Mit schußbereiten Waffen in den Händen stürmte die kleine Schaar am Ufer des Sees entlang nach Cassiotti's Hause, so schnell, daß Dmitri kaum Zeit hatte, sein Pistol wiederum zu laden, als die Reiter schon von den Pferden gesprungen und in den Saal gedrungen waren. Hier wartete ihrer ein entsetzliches Schauspiel. In der Ecke, wo der Tisch stand, war die Mauer zerbröckelt von Kugeln, und am Boden lag der leblose Loredano in seinem Blute, den Cassiotti nicht hatte beschützen können und den Matteo jetzt aus der entgegengekehrten Ecke des Gemachs mit starrem Blick betrachtete. An der Seite des Leichnams waren zwei Diener Dmitri's und die zwei Panduren, welche den Venetianer begleitet, in heißen Kampf gerathen und die letzteren hauchten eben ihren Todesseufzer aus, als die Reiter das Gemach betretend, Dmitri und seinen beiden Haiducken gegenübertraten.

„Keinen Schritt weiter! oder es ist Euer Tod!“ rief der Banditenchef ihnen entgegen, den Lauf seiner Donnerbüchse ihnen entgegen haltend.

Einem Augenblick waren die Panduren unschlüssig; doch als sie endlich den Haß ihrer Pistolen spannten, feuerte Dmitri seine Büchse ab, Dreie zugleich hinstreckend.

„Tod! Tod!“ hallte es aus Aller Munde und eine furchtbare Schlacht erhob sich jetzt unter den noch Uebrigen in dem engen Raum dieser vier Wände. Der Pulverdampf bildete die kämpfenden in dicke Wolken, durch welche der Blitz der Feuerwaffen suchte, und Flüche, Gesähe und Verwünschungen in wüthendem Wirbel sich drängten. Wie lange dieser Kampf währte, vermochte Keiner zu sagen, doch es kam der Augenblick, da auf der Seite der Panduren ein Hurrah der Freude ertönte und der Jubelruf:

„Sieg! Sieg! . . .“

„Jetzt rasch auf und davon! Kameraden, ehe es in den Bergen belebt wird,“ sprach der Pandurenhauptmann zu seinen noch übrigen drei Gefährten, nahm die zwei blutbespritzten Pergamente, steckte sie in seine Tasche, schnitt dann das Haupt des Dmitri ab, befestigte es an seinem Sattel, legte den verstümmelten Körper Loredano's auf sein Pferd, warf noch einen letzten Blick in das verwüsthete Gemach, und gab Befehl zum Aufbruch. Cassiotti und Matteo, beide fest gebunden, waren den zwei stärksten Männern auf ihre Pferde gegeben worden, und noch besonders festgehalten dadurch, daß jeder

der Panduren einen Finger seines Gefangenen zwischen den Zähnen hielt.

So schlug die auf das Drittel zusammengeschmolzene Schaar den Weg nach Zara ein, in den Ortlichkeiten, durch welche sie kam, die seltsamsten Gerüchte veranlassend, ja als sie in Zara eintraten, hatte Loredano's Expedition in die Berge und Dmitri's Tod schon die grandiosen Verhältnisse eines Epös angenommen.

In Zara ward Loredano's Leiche zur Erde bestattet, und die vier Reiter setzten ihren Weg nach Venedig fort, stets nur bei Tage reisend, da sie bei Nacht den Ueberfall der verwegenen Nomaden fürchteten, deren Seele Dmitri gewesen.

Überall liefen die Leute herbei den Kopf des fürchterlichen Haiducken zu sehen, welcher mit seinem langen Schnurrbart am Sattel des Pandurenkapitains aufgehangen war.

Als die Panduren nach Venedig zurückgekehrt, verbreitete sich ein dumpfes Gemurmel durch die Stadt von dem geheimnißvollen Mord des Signor Loredano, denn daß derselbe mit einer geheimen Sendung an den Banditenchef betraut worden, wußte natürlich Niemand. Wehe dem, der es gewußt hätte!

Als der Anführer der Panduren dem Rath der Republik den an Dmitri gerichteten Brief und Loredano's Vollmacht zurückgab, erleichteten die drei Inquisitionsrichter, und der Eine fragte:

„Was bedeutet dieser Brief und dieses Pergament?“

„Ich weiß nicht, Signor!“ antwortete der Soldat.

„So könnt Ihr nicht lesen?“

„Nein, Signor!“

Das war sein Glück, denn das einzige Wort „Ja“ hätte seinem Leben ein Ziel gesetzt.

Cassiotti und sein Sohn waren nicht so glücklich.

3. Capitel.

Der Mann mit der Maske.

Der Himmel Venedigs schien fast in Flammen zu stehen, so glühend senkten die Strahlen der Sonne, von keinem Wölkchen verdunkelt, sich auf die Stadt hernieder.

Es war der 26. Juli 1796, der Vorabend des Festes der Siebenschläfer. Kein Lüftchen milderte die verzehrende Hitze. Der Golf des Adriatischen Meeres schien zu schlafen in seinem weiten Bett, wie ein blauer Spiegel lag er da im Rahmen seines ausgeschweiften Ufers, ein Spiegel, auf dessen glatter Fläche Dome, Thürme und Paläste der Stadt sich spiegelten, welche Italien vormalis die Königin der Meere nannte.

Wer an jenem Tage von der Höhe des Glockenthurmes aus, welcher neben der Kirche St. Marcus steht, Venedig beobachtete, würde ein seltsames Bild empfangen haben. Er würde geglaubt haben, eine todte Stadt, ein Palmyra oder Pompeji, welches Jahrhunderte lang begraben gelegen, plötzlich bloßgelegt zu sehen. Nichts regte sich auf den Canälen, nichts in den Straßen, nichts auf den Balconen, nichts an den Fenstern. Kein junges Mädchen hob neugierig den Zipfel einer Gardine, kein Mann des Volkes wandelte auf den einsamen Plätzen. Alle Häuser, alle Paläste waren geschlossen; überall Einsamkeit und Schweigen; nur hier und da konnte man auf den Dächern der Marcuskirche die weißen Flügel der Tauben sich regen sehen, welche die öffentliche Mildthätigkeit einem alten Gebrauche zufolge in dem Sparrwerk des Dogenpalastes in Menge unterhält. Sonst ringsum Alles todt. Venedig hielt Siesta, und es war natürlich, daß die Siesta etwas lange währte, denn man befand sich inmitten der Hundstage.

Doch wenn dann von der Höhe des Glockenthurmes herab euere Augen, über das Meer der Häuser und Paläste irrend, auf dem leicht gesenkten Dach des Dogenpalastes weilt, hätten sie ein großes, mit Eisenstäben vergittertes Fenster entdeckt, hinter welchem ein Mann sich bemühte, eine grobe wolene Decke zum Schutz gegen die Sonnengluth an das Gitter zu befestigen. Dieses Fenster erhellte einen Theil der sogenannten Bleidächer, jener berühmtesten Gefängnisse der alten Republik Venedig, und jener Mann erwartete dort den Augenblick, wo er abgeholt würde, um unter der Seufzerbrücke oder in einer jener Gruben zu enden, welche die Italiener in ihrer poetischen Ausdrucksweise holge dantesche nennen, in Anspielung auf die unheilvollen Trichter, mit denen der florentinische Dichter Dante die Hölle ausstattet.

Welches Verbrechen hatte jener Mann begangen, das ihn unter die Bleidächer geführt? seine drei Mitgefangenen wußten es nicht, deren jeder in einer Ecke des Gemachs auf seinem Bett saß und nicht minder von der Hitze zu leiden schien, als der Fremde, denn von Zeit zu Zeit sahen sie mit der Hand über das mit Schweißtropfen bedeckte Gesicht und athmeten schwer und gepreßt, als fehle ihnen Lungen die Luft; dennoch waren sie heiter wie echte Italiener, die sich am Morgen nicht um den Abend und am Abend nicht um den Morgen kummer machen, und ihre Heiterkeit bildete einen seltsamen Contrast mit dem finstern Schweigen ihres unglücklichen Schicksalsgenossen.

„Cassiotti, Du bist wahrhaftig drollig, armer Bursch,“ rief einer der drei Gefangenen, dessen sonnenverbranntes Gesicht von einem rothen Bart umrahmt war. „Wozu quälst Du Dich mit dem alten Fesen?“

Cassiotti schien diese Bemerkung nicht zu hören, sondern murmelte nur zwischen den Zähnen: „Bei St. Antonio, ich wollte, der Löwe von St. Marco durchlöcherete mir die Haut mit seinem Schwerte. Man köcht hier wie im Ofen.“ Und ohne sich stören zu lassen fuhr er fort in seinen Bemühungen, die alte Decke an das Fenster zu befestigen.

„Die Sonne ist ja bald hinter den Häusern,“ bemerkte ein Anderer.

„Und wie lange wird's dauern, so ist der Tag vorbei,“ fuhr der Dritte fort.

„Ja, nachdem er viele Stunden lang seine Gluth auf das Dach ausgeschüttet,“ entgegnete Cassiotti, mit seiner Arbeit eine Weile inne haltend.

Nach kurzem allgemeinen Stillschweigen kreuzte der Mann mit dem rothen Bart die Arme über der Brust und fragte, sich zu Cassiotti wendend: „Wie lange bist du unter den Bleidächern?“

„Heute ist's der zehnte Tag,“ entgegnete der Gefragte kurz und trocken.

„Also 2 Jahre und 355 Tage weniger als ich. Denn heut sind's drei Jahre her, daß ich kein anderes Bett habe, als

dieses Strohlager, und keinen andern Himmel darüber, als dieses Weidach. In drei Jahren, mein Freund, hat man Zeit, sich an die Sonne Venedigs zu gewöhnen, wenn man im Dogenpalast wohnt."

"Drei Jahre!" rief Cassiotti mit dem Ausdruck des Schreckens.

"Drei Jahre!" wiederholte der Andere, jede Silbe betonend, "aber ich kenne sogar Einen, der sieben Jahre ein Gast dieses Ortes gewesen ist. Sieben Jahre, sage ich Dir." Dann schied zu einem seiner Gefährten wendend, fuhr er fort: "Du, Malasti, mußt's ja noch wissen und kannst bezeugen, daß ich die Wahrheit rede. Ja, ja, Cassiotti, hier wohnte er sieben Jahre, ohne zu murren, ohne zu klagen, und nur drei Tage vorher, ehe sie ihn abholten, ich weiß nicht wohin, sagte er zu uns: „Meiner Treu, ich glaube, heut ist's ein bißchen warm gewesen!"

Cassiotti antwortete nicht auf diese mit gleichgültiger Ironie hingeworfene Rede des Nothbärtigen, doch eine Bewegung der Wuth zuckte durch seine Glieder, so heftig, als ob er die starke eiserne Kette aus der Mauer reißen wollte. Mit raschem Blick maß er seinen Kerker und seine Mitgefangenen und versenkte sich alsdann mit seinen Gedanken in den unerblicklichen Himmel, welcher, in die blendenden glühenden Farben des Abendroths getaucht, jenseits seines Kerkers sich ausbreitete. In einem Augenblick gingen die zwei Seiten seines Lebens an seiner Seele vorüber: das Leben des freien Mannes auf den Bergen und das Leben des Gefangenen unter den Weidächern.

Die Decke entfiel seinen Händen, sein Kopf neigte sich auf die Brust und zwei Thränen rannen langsam über seine Wangen.

"Vater, du weinst?" rief jetzt ein Knabe, welcher, da die niederfallende Decke sein Gesicht berührte, plötzlich erwachte.

Dem Weinenden stieg bei dieser Frage des Sohnes die Röthe der Scham ins Gesicht und seine Thränen versiegten.

"Dank, Matteo," sprach er leise. "Ein Haubt muß sterben können, ohne geweint zu haben."

Bei diesen Worten drückte er den Knaben mit unsäglicher Zärtlichkeit in seine Arme und wiederholte, des Sohnes Stirn mit seinen Lippen berührend: "Dank, mein Sohn, Gott segne Dich, wie ich jetzt mit diesem Kuß Dich segne!"

Es wäre ein rührendes Schauspiel gewesen für jedes fühlende Herz, diesen Vater und diesen Sohn zu sehen, Einer für den Andern bangend, Jeder die dunkle Justiz der Republik Venedigs fürdrängend für den Andern, und von dieser Herzensangst gedrängt, sich einander fester und inniger in die Arme schließend.

An den drei Mitgefangenen ging das rührende Schauspiel jedoch ohne den geringsten Eindruck vorüber. Gleichgültig betrachteten sie die Gruppe und wunderten sich, wie Cassiotti bei der Vorstellung einer siebenjährigen Gefangenschaft unter den Weidächern so gar außer sich gerathen könne.

Warum aber erleuchteten alle Drei plötzlich? Auch Matteo hatte mit dem, den Kindern der Natur eigenen scharfen Gehör ein ferres Geräusch von Tritten auf der Treppe vernommen, vielleicht auch Cassiotti, doch keiner sagte es dem Andern. Matteo's Blicke flogen besorgt von der Thür zum Vater, von dem Vater zur Thür und sein Herz pochte fast hörbar. Dem Greis entging keine der Bewegungen des Sohnes und endlich sprach er:

"Matteo, wie bist Du blaß! Wie schlägt Dein Herz!" Die Schritte waren unterdessen näher gekommen und der Mann mit dem rothen Barte fragte laut:

"Kameraden, hört Ihr nichts?"

"Es kommt Jemand die Treppe herauf," antwortete ein Anderer.

"Ich höre das Klirren von Carabinern," sagte der Dritte. Eine tiefe Stille folgte, während welcher jeder der drei Männer nur den einen Gedanken hegte: Wen von uns werden sie holen? und alle Drei machten mechanisch das Zeichen des Kreuzes, als wollten sie die über ihrem Haupte schwebende Gefahr beschwören.

Cassiotti und sein Sohn fielen auf die Knie im Augenblick, da kein Zweifel der Gefahr mehr übrig blieb, und Matteo betete mit herzzerreißender Angst: "O, möchten sie nur meinen Vater nicht fortführen!"

"Wenn sie mir nur mein Kind nicht rauben!" murmelte Cassiotti mit Todesangst.

Cassiotti betete für seinen Sohn, Matteo betete für seinen Vater, die Andern beteten jeder für sich.

Noch drei fürchterliche Minuten, welche die Todesangst zu Jahrhunderten ausdehnte.

Unter dem Weidach herrschte eine furchtbare Stille, eine so tiefe Stille, als könne man die Gefangenen denken hören. Sie athmeten kaum, doch ihre Augen waren angezogen von der Thür mit jener unwiderstehlichen Gewalt, die der Magnet auf das Eisen ausübt.

Plötzlich hielt die Tritte vor der Thür an, Riegel knarrten, eiserne Barren klirrten, und die Gefangenen, von Granen durchrieselt, sahen einander an, als wollten sie fragen: "Wer von uns wird es sein?"

Indessen ward der Schlüssel ins Schloß gesteckt, drei Mal knarrten die ungeheuren Federn, welche die starke Eisenblechthür in der Mauer festhielten, ehe der Riegel nachgab und der Kerker sich öffnete.

"Wehe uns!" rief Cassiotti mit unterdrückter Stimme, mit seinem Körper den Knaben deckend, als wolle er ihn vor den Augen der unbefangenen Justiz Venedigs verbergen.

"Gott, erbarme Dich unser!" sprach leise der Mann mit dem rothen Bart und seine beiden Gefährten, als sie die Diener dieser Justiz über die Schwelle des Kerkers treten sahen.

Zu jener Zeit bestand die Justiz Venedigs aus zwei erzenen Rachen, in welche die Ankläger unter dem bergenden Dunkel der Nacht ihre anonymen Anschuldigungen gleiten ließen, aus drei verummigten Richtern, welche das Urtheil sprachen, und aus dem gleichfalls maskirten Henker, welcher das Urtheil vollstreckte.

Er, der Henker, war es, der jetzt auf der Schwelle des Gefängnisses unter den Weidächern stand.

Nachdem er seine Augen auf alle Gefangenen geheset, als wolle er das Maß ihrer Furcht oder ihres Muthes ergründen, entsaltete er das in seiner Hand befindliche Papier und las mit gleichgültigem Ton und leicht illyrischem Accent Folgendes:

"Im Namen des hohen Tribunals von Venedig, welches diese Nacht das Todesurtheil gefällt über Domenico Giu-

seppe Cassiotti, rufe ich, der Unbekannte, beauftragt, das besagte Urtheil zu vollziehen, besagten Domenico Giuseppe Cassiotti auf, meiner Stimme zu antworten."

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust Matteo's, und ein Freudenschrei der Cassiotti's. Der Knabe sank in die Knie, von Schmerz überwältigt, und der Vater dankte Gott, daß er zum Tode ausertoren und sein Sohn dem Leben erhalten sei. Er empfahl ihn dem Schutze des Höchsten und sprach dann, zum Henker gewendet:

"Bruder, Domenico Giuseppe Cassiotti bin ich!"

"Gut!" antwortete der Mann mit der schwarzen Maske und machte den Schirren ein Zeichen, sich des Gefangenen zu bemächtigen. Doch da die Soldaten auf Cassiotti zuschritten, den Befehl auszuführen, glühten Matteo's Augen in ihren Höhlen, wie sprühende Kohlen aus einem dunkeln Winkel. Wie ein Schakal stürzte er zwischen die Soldaten und seinen Vater, ihn zu vertheidigen. Die Schirren zögerten einen Augenblick und sahen den Henker fragend an, der stumm und unbeweglich den Finger gegen den Verurtheilten ausgestreckt hielt, dem furchtbaren Bild eines heidnischen Schicksalsgottes vergleichbar.

Cassiotti lächelte, da er die beiden Männer vor einem Kinde zurückweichen sah, und eine unbeschreiblich stolze Freude erfüllte sein Herz. Jetzt konnte er ruhig sterben, unbefragt, was einst aus Matteo werden sollte, wenn er die Weidächer verließ. Matteo hatte diesen rohen Männern imponirt. Der Vater war zufriedengestellt, denn er ließ auf der Erde ein anderes Selbst zurück, voll Muth, voll Kraft, ein unbesiegbares Kind der Berge. — Er konnte getroßt sterben!

Cassiotti fuhr mit seiner rauhen Hand über des Knaben Stirn, wie ein Jäger sein Windspiel streichelt, um es zu besänftigen, und sprach ruhig:

"Daß sie gewähren, Matteo!"

Der Knabe gehorchte und drückte sich in die Mauer, das Gesicht in beiden Händen verbergend.

Die Soldaten lösten nun den Ring der Kette, welcher den Gefangenen an die Wand des Kerkers fesselte, und riefen dann, ihn nach der Thür stoßend: "March!"

"Noch einen Augenblick wartet, Brüder," begann der Mann mit der Maske nochmals, und las aus einem zweiten Papier mit derselben Gleichgültigkeit wie das erstmal Folgendes vor:

"Im Namen des hohen Tribunals von Venedig, welches in dieser Nacht das Todesurtheil gesprochen über Luigi Matteo Cassiotti, rufe ich, der Unbekannte, beauftragt, besagtes Urtheil zu vollziehen, den besagten Luigi Matteo Cassiotti auf, mir Antwort zu geben."

"Gott sei gelobt!" rief der Knabe, sich hoch aufrichtend und in die Arme seines Vaters werfend. "Ich wußte wohl, daß Du nicht allein gehen könntest und Deinen Sohn hier lassen."

"Ich rufe Luigi Matteo Cassiotti auf, mir zu antworten," wiederholte der Henker.

"Es ist wahr, ich vergaß zu sagen, daß ich es bin," antwortete der Jüngling, und zugleich hinzuzufügend: "Ich danke Euch!"

Cassiotti schien dem Vergehen nahe, doch der Knabe ergriff seine Hand und sprach, sie an seine Lippen führend:

"Vater, wenn der Blitz den Horst des Adlers auf dem Berge entzündet und zerfließt, darf dann der Adler allein den Feuerlod sterben und seine Kleinen zurücklassen?"

Der Greis schüttelte traurig sein fast kahles Haupt.

"Vater, wenn die Art den Baum fällt, kann dann der Stamm fallen, ohne daß der Zweig mit falle?"

Cassiotti schüttelte abermals das Haupt.

"Nun, Vater, da die junge Brut mit dem Nar zerfließt wird, wenn der Blitz das Nest erreicht, da der Zweig mit dem Stamm fällt unter den Schlägen der Art, so muß ich auch sterben, da Du stirbst."

Der Greis antwortete nicht, sondern drückte den Knaben nur mit schmerzlicher Zärtlichkeit ans Herz.

Nachdem auch Matteo's Kette gelöst war, trieben die Schirren die Gefangenen vor sich her und auf ein Zeichen des Mannes mit der Maske verließen Alle den Kerker und stiegen die dunkeln Treppen hinab.

Die Thür des Gemachs unter den Weidächern war wieder geschlossen, die Riegel griffen wieder fest in die Steinmauer und die schweren Eisenbarren nahmen ihre Plätze wieder ein.

Mehrere Minuten noch herrschte tiefe Stille unter den Zurückbleibenden, und erst als der letzte Klang der Schritte verhallt, wagten sie zu athmen und zu sprechen. Als sie keinen Laut mehr hörten, sprach der Nothbärtige zu seinen Gefährten:

"Freunde, um 1 Uhr haben Cassiotti und Matteo aufgehört zu leben. Wir wollen beten für das Heil ihrer Seelen."

Und die drei Gefangenen beteten für Cassiotti und seinen Sohn Matteo.

Wie schön ist eine Nacht in Venedig! Eine Nacht in Rom erhebt unsere Gedanken inmitten der uns umgebenden Monumente vergangener Größe. Eine Nacht in Neapel entzündet das Herz durch den Zauber der Natur, aber eine Nacht in Venedig erweckt in unserer Seele die tiefsten, verborgenen Regungen der Poesie. Am Tage erscheint Venedig wie ein Bild der Verwüstung, am Ufer des Meeres hingestreckt, traurig, weil ihr ganzes Leben im Schooße der Vergangenheit ruht und nimmer wiederkehren kann ans Licht der Gegenwart. Doch wenn das Dämmerlicht der italienischen Nacht wie ein Wittwenschleier sich um die trauernde Venetia breitet, wenn die Marmorpaläste, die einst von so stolzem Leben strahlten, die Prachtbauten eines Calendario, durch Titian's und Veronesi's Pinsel verherrlicht, Mitternacht schlagen hören, da ist es, als stiegen die Geister der alten Dogen herauf; wenn die Einsamkeit über dem Hafen ruht, von welchem einst die stolzen Flotten ausgingen, welche auf dem Meere allen Mächten Europas trotzen; wenn das Wasser der Lagunen schläft und nur hier und da noch ein verspäteter Barcarolo seine schlanke Gondel am Ufer des Canals festbindet, eine Octave von Tasso singend; wenn der letzte Ton der Guitarre des Serenadenängers verhallt, alle Vorhänge an den Fenstern gefallen sind, wenn nicht mehr das Gesumme des Lebens, sondern nur noch die Klage des Windes und der Seufzer der Wogen an unser Ohr dringt, leise, als hörten wir einer Geißt weinen über den Fall der Königin der Meere — dann ist Venedig schön, dann muß

man bekennen, daß einer venetianischen Nacht keine auf Erden gleicht.

Eine dieser wundervollen Nächte, welche nur Byron's Verse beschreiben, nur Canatelli's Pinsel malen kann, war die des 27. Juli, des Tages der Siebenkläser. Welche Poesie in dir, welche Poesie in dich! Venetia, der Schatten dessen, was es einst war, liegt schlafend am Ufer der Lagunen, die Wogen der Adria küssen ehrerbietig den Saum ihres Marmorleides, alter Gewohnheit huldigend, welche die Zeit nicht in Vergessenheit brachte. Die tiefste Stille herrscht in der ruhenden Stadt. Nur die Ungebeten hört mit den ehernen Ohren, ob nicht irgend ein Feind der Republik ein verbotesnes Wort flüstere, sieht mit den ehernen Augen, ob sie nicht den Dolch eines Brava im Dunkel bemerke; doch was sie sieht ist nur das verglimmende Lichtchen vor einem Madonnenbilde, die Sterne des Himmels auf dem Spiegel des Wassers; was sie hört ist nur die Woge des Golf, welche von Canal zu Canal wandert, um die alten Paläste zu begrüßen, jetzt so stumm und schweigend, als möchten sie nicht reden von ihrer versunkenen Herrlichkeit.

Doch seht nur, hört nur — zwar ist Mitternacht schon vorüber, der Ton der Serenaden ist verklungen, doch die Strahlen des Mondes sind noch nicht erloschen.

Dort unten, wo in der Dunkelheit der Thurm der Kirche St. Giorgio seine Spitze in den Himmel streckt, spaltet eine Gondel die dunkelblaue Welle des Golf. Seht Ihr? die Gondel ist ganz schwarz, schwarz wie die Barke des Höllenflusses, nur würdet Ihr, wenn die Entfernung es gestattete, die rothe Flamme des Inquisitionsgerichtes darauf bemerken. Kein Vorhang ihres Zeltes erhebt sich, kein Muderer spricht ein Wort; man glaubt eine der märchenhaften Barken zu erblicken, deren Fährleute ein Zauberer auf hundert Jahre stumm gemacht. Dennoch gleitet sie vorwärts, gleitet vorwärts in tiefem Schweigen. Wohin geht sie? Wollt Ihr es wissen?

Sie ist jetzt dahin gekommen, wo der Canal Orfano sich öffnet, dessen Welle nie das Netz des Fischers berührt, in dessen Nähe das heiterste Kind der Lagunen plötzlich seine Barcarole unterbricht. Der Herr bewahre jedes geliebte Haupt vor den furchtbaren Wellen des Canals Orfano! Denn nach dem Canal Orfano steuert die Barke mit der rothen Flamme. Finster und schweigend — kein Vorhang hebt sich an ihrem Zelt, kein Fährmann spricht eine Silbe.

Ein Mann, dessen Gesicht mit einer schwarzen Maske bedeckt, steht aufrecht am Steueruder und lenkt die dunkle Barke. Dieser Mann ist die Seele dieser Gondel, welche sich stets nur nach Mitternacht in Bewegung setzt und stets nur zwischen den Kerken und dem Canal Orfano hin und her fährt.

Endlich hält sie an. Sie ist ans Ziel ihrer Fahrt gelangt. Niemand gebietet ihr Halt, sie steht von selbst still, denn sie weiß, mit welcher schauerlichen Last man sie unter der Seufzerbrücke beladen, sie weiß, wo sie diese Last abzuwerfen hat. Sie brühe, wo ihr Rauf beginnt, wo er endigt. So hält sie also in der Mitte des Canals Orfano.

Auf ein Zeichen des Mannes mit der Maske erheben sich die Vorhänge der Gondel und enthüllen ein trauriges Bild: Zwei Gefangene, knieend zu den Füßen eines Mönches in der weißen Kleidung der Camaldulenser. Die hageren Hände des Priesters ruhen auf ihren Häuptern und seine von Alter zitternde Stimme spricht:

"Gott sei Euch gnädig und barmherzig!"

Die beiden Gefangenen, ein Greis und ein Jüngling, um den Mund verbunden, an Füßen und Händen gefnebelt, konnten nur im Innern antworten: "Amen."

Auf ein abermaliges Zeichen der Maske ließen die zwei Muderer etwas Lebendes ins Wasser gleiten, das einen Augenblick noch sich fräubend bewegte und dann versank in die Tiefe des Wassers wie ein Stein, den man vorsichtig hinabwirft; bald war das unterbrochene Gleichmaß der Wellen wieder hergestellt.

Der Knabe ist nicht mehr in der Gondel; wir würden ihn vergebens suchen hinter den dunkeln Vorhängen.

Abermals erhebt der Mann mit der Maske die Hand zum Zeichen, und eine zweite Last sinkt dröhnend in die Tiefe des Canals.

Wo ist der Greis geblieben? Niemand ist mehr dort, als der fromme Camaldulenser, welcher mit gefalteten Händen Gebete spricht, die beiden Muderer und der Mann mit der Maske. Dieser wendet sich nach allen vier Himmelsgegenden und ruft jedesmal:

"Gerechtigkeit ist gelbt an Domenico Giuseppe und Luigi Matteo Cassiotti, Verräther an der Republik Venedig!"

Eine Viertelstunde nachher war die schwarze Gondel wieder unter der Seufzerbrücke angelegt.

So endete das alte Geschlecht der Foscare. Das der Lorebano hauchte seinen letzten Lebensathem aus der Kugel des furchtbaren Haubtencapitains.

Beider Schicksal war erfüllt.

Doch der Himmel war nicht taub geblieben gegen die Stimme, welche vom Glockenthurm bei St. Marcus der stolzen Venetia ihr Schicksal prophezeigte.

Raum war ein Jahr verfloßen, seit Cassiotti von der Höhe des Glockenthurmes herab Gottes Gerechtigkeit angerufen, als die Gerechtigkeit nahe und an der Gewalt des Weltbesiegters die Macht der Lagunenstadt brach. Im Mai 1797 erreichte die Republik Venedig ihr Ende.

A. v. J.

Kinder-Costüme.

Figur 1. Costüm Magicienne für ein Mädchen von 7—8 Jahren. Kleid von Popeline. Die breiten Bevers am Vordertheil des Rockes und der Taille setzen sich nach hinten zu fort, wo sie eine Art Kragen bilden. Die Garnitur des Kleides ist von Posamentierarbeit.

Figur 2. Costüm Eclair für einen Knaben von 8—9 Jahren. Blouse von schwarzem Sammet, Pantalons von grauem Tuch, Mütze von Sammet und Cravatte von Taffet.

Figur 3. Mantel Olga für ein Mädchen von 10 Jahren. Der Mantel ist von schwarzem Sammet, Kragen und Aermelbesatz sind von grauem Strahan. Der Hüftputz ist mit Häubchen besetzt. Das untere Ende des Mantels verborgene Kleid ist von glattem Taffet, mit ausgeschnittener Taille und kurzen Ellenbogenarmeln à la Louis XV. Der untere Rand der Aermel hat doppelte Taffetvolants als Verzierung.

Figur 4. Paletot Malakoff für einen Knaben von 6—9

Jahren. Der Paletot ist von geripptem Tuch, am Kragen, an den Ärmeln und Taschen mit schwarzem Astrachan besetzt. Ledermütze. Tuch-Gamaschen.

Figur 5. Costüm Lady Jenny für ein Mädchen von 7-8 Jahren. Das Kleid ist von schwarzem Sammet, mit Aufschlägen von gestreifter Seide verziert. Ledergürtel mit Stahlknalle. Gamaschen von johannisbeerfarbenerm Tuch, Hut von schwarzem Sammet, mit weißer, johannisbeerfarbener Schattirter Feder geschmückt.

Friedrich von Schiller.

Hundert Jahre sind verflossen, seit der edelste, reinste Dichtergenius Menschengestalt annahm, seit Friedrich von Schiller geboren ward.

Wir wären nicht werth, ihn den Unsern nennen zu dürfen, wenn in der Zeit, da selbst die Deutschen in fernen Ländern sich vereinigen, am zehnten November die Säcularfeier der Geburt ihres geliebtesten Sängers festlich zu begehen, wenn in dieser Zeit wir unberührt, unbewegt bleiben könnten von dem Hauch der Begeisterung, der alle deutschen Herzen vereint zu dem einen Dankgebet, zu dem einen Jubelruf, daß wir ihn haben, daß er „unser“ ist! Unser Schiller!

Auch andere Nationen haben ihre großen Männer, Männer, auf die sie mit Stolz und Bewunderung blicken, doch die deutsche Nation steht mit diesem herrlichen Reichthum hinter keiner andern zurück. Wer denkt nicht an das milde Weltgestirn: Alexander v. Humboldt, an Göthe, an Rauch, an alle die zahlreichen andern Sterne am Himmel der Wissenschaft und Kunst, die dem deutschen Namen Ehre und Bewunderung erwarben? Der Genius aber, der am tiefsten ins Herz der Nation gedrungen, am innigsten mit ihrem Seelenleben verschmolzen, ist Schiller. In Schiller,

In jungen deutschen Herzen steht Schiller als Priester der Schönheit am Altar der Poesie, den innern Menschen emporhebend in seine Welt der Ideale, die, ohne der Wirklichkeit zu entfremden, sie uns nur im Lichte jener Verklärung zeigt, die dieser, dem Gemeinen so unendlich fern stehende Genius über alle seine Schöpfungen ausgoß.

Unzählige Schriften über Schillers Leben und Wirken als Mensch und Dichter werden jetzt in die Welt gesandt, um den Deutschen das Bild ihres edelsten Sängers in neuer Lebendigkeit vor das Auge zu führen, doch wie vollständig, gerecht und wahr auch jene Schilderungen und Beurtheilungen seien, können sie doch kein treueres Bild des Gefeierten geben, als Göthe, sein großer Freund, von ihm entwirft in den Worten:

„Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, welche nie verfliehet,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, welcher stets erdheter
Bald kühn sich vorbrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edeln endlich komme.
Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!“

[4304]

Marie Harter.

Eltern auch, nur mit dem Unterschiede, daß die Kinder so ehrlich sind, es zu sagen.

Ich will euch eine kleine Geschichte erzählen. Gertruds Vater — er ist jetzt todt — hatte Niemanden auf der Welt so lieb gehabt, als seine kleine Gertrud, ihre Mutter ausgenommen. Wenn er noch so müde von Geschäften Abends nach Hause kam, war er doch nie zu müde, sein Kind zu küssen. Sonntags nahm er die Kleine auf seine Knie und erzählte ihr von dem kleinen Moses, den seine Mutter in einem Körbchen ins Rohr gestellt auf's Wasser, in der Hoffnung, daß die Königstochter komme und den Kleinen zu sich nehme, damit er nicht, wie die anderen hebräischen Knaben getödtet werde. Wie da Gertrud allerlei Fragen that und fröhlich mit den Händchen klatschte, wenn die Königstochter dann wirklich den kleinen Moses aufnahm und auch noch seine eigene liebe Mutter als Amme wählte, obgleich sie nicht wußte, daß es seine Mutter sei. Wie zerbrach Gertrudchen sich den Kopf, ob wohl die Amme dem kleinen Moses einmal sagen würde, daß sie seine Mutter sei, d. h. wenn er groß genug wäre, um es zu verstehen. „Papa,“ sagte sie dann überglücklich, „Zeit genug wird die arme hebräische Mutter dazu haben, wenn Niemand dabei ist, der es hören kann, denn die Königstochter wird wohl oft fortgehen.“

Wenn sie sich lange genug an dieser Geschichte ergötzt, erzählte ihr Vater ihr von dem kleinen syrischen Mädchen, das den frankten Propheten geheilt, von Daniel in der Löwen-grube, und die Geschichte von den Raben, die Elias fütterten. Dann läuteten die Glocken zur Kirche, und Gertrud ergriff ihres Vaters Hand und ging mit ihm an den schönen Feldern, an den blühenden Wiesen vorbei, wo das Gras hohe Wellen schlug und die Vögel ihre Nester bauten, ging mit ihm im Schatten der Eichen, der Ulmen, der Ahornbäume, um deren Stämme wilde Wein und Waldrebe sich rankten; da blickte Gertrud wohl sich nieder, eine wilde Rose zu pflücken, und ihr Vater sagte nicht, daß es gottlos oder unglücklich sei, am



Kinder-Costüme.

Sonntagsfeier.

„Wie traurig, daß Sonntag ist!“ Arme Kinder, das thut mir unendlich leid, denn ich möchte, daß der Sonntag euch der liebste Tag in der Woche sei. Ich möchte nicht verlangen, daß ihr den ganzen Sonntag still, mit gefalteten Händen dastehen sollt. Ich selbst wäre das nicht im Stande, und könnte es daher noch weniger von einem rastlosen Kinde erwarten! Ich würde nicht verlangen, daß ihr den ganzen Tag lesen sollt, weil ich weiß, ihr würdet so müde werden, daß ihr nicht mehr versteht, was ihr lest, und gewiß bin, wenn ich nur den Rücken gewendet, würdet ihr eine Schnur aus der Tasche ziehen, damit zu spielen, Knoten in euer Taschentuch knüpfen, oder einschlafen. Wenn ich solche Dinge von Euch verlangte, weiß ich gewiß, ihr würdet sagen: „Wie traurig, daß Sonntag ist!“

Ich weiß wohl, daß es viele Leute giebt, die darüber ganz anders denken als ich, aber wenn ich dann hören muß, wie Kinder den lieben schönen Sonntag zu Ende wünschen, so komme ich stets zu der Ueberzeugung zurück, daß meine Ansichten die richtigeren sind.

Unmöglich können wir von den Kindern verlangen, was wir selbst nicht vermögen. Schon oft habe ich Leute gesehen, die, des Lesens müde, den ganzen Sonntag verschlafen, trotzdem aber verlangten, die Kinder sollten stochstill auf ihren Stühlen sitzen bleiben, den langen Sonntag über ihren Büchern gähnen, und sich sehnen nach dem Montag, wie die

Sonntag Blumen zu pflücken, sondern er sagte ihr, sie möge ihm nur Blumen bringen, eine Rose, eine Feldnelke, ein Gänseblümchen, und zeigte ihr, wie verschieden voneinander sie seien an Gestalt, Farbe und Duft, und doch wie schön jede einzelne. Dann zeigte er ihr die Thautropfen an den Grashalmen, die wie Diamanten schimmerten im Sonnenlicht, und die behaglich weidenden Heerden der Kinder, die, den Nacken befreit von dem schweren Joch, ruhend im Schatten lagen, dem Schöpfer für den Sonntag dankend, indem sie ihn genossen und sich desselben freuten, den verständigen Menschen eine heilsame Lehre gebend.

Gertrud und ihr Vater kamen nun in der Kirche an; sie liebte den Gesang sehr, die Kleine, und wenn ihr Vater neben ihr sang, wagte sie manchmal, schüchtern um sich blickend, auch leise mit zu singen, während sie mit dem Finger der Reile im Gesangbuch folgte, die eben gesungen ward. Gertrud verstand nicht die ganze Predigt, und ihr Vater erwartete das auch nicht, dennoch nahm er sie stets Vormittags mit in die Kirche, weil der Prediger nie vergaß, daß die Kinder auch Seelen haben, und immer etwas für sie Verständliches einzuflechten wußte.

Nach der Kirche, als Gertrud an ihres Vaters Seite munter wie ein junges Reh daherhüpfte auf dem Wege nach Hause, hielt der Vater es nicht für Sünde, wenn sie in beizeres Lachen ausbrach, vor Freude, daß Gott die Welt so schön gemacht. Unmöglich konnte sie ja so viel Glück und Seligkeit in ihrem kleinen Herzen behalten; der Vater verlangte das auch nicht. Freundlich klopfte er ihr auf das blonde Lockenhaupt, und die Welt schien auch ihm so schön, der Sonntag so herrlich, so beglückend, daß er in innerster Seele dessen Seligkeit empfand.

dem Dichter der Jugend, liebt und feiert die Nation und der Einzelne gleichsam die eigene Jugend, das Morgenroth des geistigen Lebensstages. Lerneten wir nicht durch ihn zuerst und zumeist den ganzen Adel, die Herrlichkeit unserer Mutter-sprache kennen? Sein Genius weichelte die noch amuth-losen Formen derselben zum Götterbilde aus, dessen durchgegeistigte Züge die erhabensten Gedanken wiederzuspiegeln vermögen, und willig sich ergeben zum Ausdruck der höchsten, wie der innigsten Empfindungen.

Mit Statten fragen wir, wie es möglich sei, daß Schiller, der stets pathetische Schiller volksthümlicher werden konnte, als irgend ein anderer deutscher Dichter, und wissen diese bestrebende Erscheinung kaum anders zu erklären, als durch die Wahrnehmung, daß Schillers Pathos immer und überall, weit entfernt von hohler Phrase, nur als erhabener Gedanken nothwendig edles Gewand erscheint, dessen Formen nicht allein den höher Gebildeten fesseln, der ihren Inhalt begreifen und nachempfinden kann, sondern auch den einfachern Geist bezaubern, der, den Sinn nur ahnend, von dem Adel der Form unbewußt bestochen wird.

Wenn gleich nicht Jede diesem lebenswerthesten Menschengeiste auf allen seinen Bahnen folgte, nicht Jede sein schönstes und am wenigsten gekanntes Gedicht: „Die Künstler“ zu schätzen weiß, so giebt es doch sicher keine deutsche Frau, kein deutsches Mädchen von nur einiger Bildung, welche nicht wenigstens „die Glocke“, dieses Epos des Menschendaseins, kennt und liebt, keine, welche von dem ewigen Drama der Jünglingsfreundschaft: „Don Carlos“ nicht ergriffen worden wäre, keine, in deren Herzen „Wilhelm Tell“ nicht das Echo urmenächlichen Freiheitsrufes erweckte.

Gertruds Vater hatte stets den Sonntag gefeiert, — doch jetzt feiert er ihn nicht mehr auf Erden — und die kleine Tochter mußte in die kalte Fremde hinaus, die seine Liebe nicht mehr erhellte. Wie traurig und freudlos vergeht jetzt Gertrudens der Sonntag. Die Menschen, welche sich ihrer angenommen, meinen, daß Gott mit langen, trüblichen Gesichtern gebietet sei, und so muß denn Gertrud Sonntag früh bis zur Kirche ohne aufzustehen auf dem Stuhl sitzen bleiben im dumpfigen Zimmer. Sie darf nicht in die freie Natur hinaus, um Gott in seiner grünen Erde lächeln zu sehen, sie darf den blauen Himmel, die schönen Blumen nicht aufsuchen, die Gott seinen Kindern zur Freude geschaffen hat. Sie muß mit dem Buch in der Hand dasitzen und lesen — lesen — lesen — bis der Kopf ihr schwindelt und sie zur Kirche geht, Vormittags, Nachmittags, Abends. Jetzt hat die arme Gertrud auch sagen gelernt: „Ach, wie traurig, daß Sonntag ist!“

Eine Quelle des Glücks.

Die Familie bestand aus fünf Personen: Julius, der Vater, ein Mann im kräftigsten Alter, geschickt und arbeitssam, ein vortreffliches Herz, aber oft bekümmert und sorgenvoll wie alle diejenigen, welche für das tägliche Brod arbeiten und wohl wissen, daß Leid und Entbehrungen ihrer warten, wenn Gott ihnen nicht die Kraft des Armes, den Brodherrn und ihre Stelle in der Werkstatt erhält.

Martha, die Mutter, eine ordentliche, verständige Frau, doch so belastet mit Sorgen für die Haushaltung und die Kinder, daß ihre dreißigjährige Stirn schon einige Runzeln zeigte und ihre Lippen ein Murren nicht stets zu unterdrücken vermochten.

Johannes, der älteste Sohn, ein kräftiger Bursch von fünfzehn Jahren, der aus der Schule eine mehr als gewöhnliche Bildung mitgebracht, Dank seinem Eifer für die Wissenschaft, die ihn zum Liebling des Lehrers gemacht. Er begann jetzt, unter seines Vaters Leitung sich mit der Kunstschlerei zu beschäftigen, welche er ebenfalls erlernen wollte.

Louise und Marie endlich, frische muntere Mädchen von zehn und sieben Jahren, unbekümmert um Alles, wie man es in diesem Alter ist, so wenig wie möglich in der Schule arbeitend, doch mit einer Fassungsgabe und Gutmüthigkeit ausgestattet, welche keine Unruhe über ihren Leichtsinns aufkommen ließ.

Alle zum Glück nöthigen Elemente waren also in dieser Familie vorhanden, so lange das Ueberhaupt derselben seinen Erwerb nach Hause bringen konnte.

So bedeutend dieser Erwerb auch war, denn Julius galt als einer der geschicktesten Kunstschler der großen Stadt, so gehörte doch eine sehr weise Oekonomie dazu, mit dieser Einnahme alle häuslichen Bedürfnisse bestreiten zu können; Martha besaß zum Glück diese nützliche Fähigkeit.

Ihr Sohn und ihre Töchter, stets reinlich und anständig gekleidet, machten ihrem Geschick Ehre, und nach dem Urtheil der Nachbarn war sie die glücklichste Frau unter der Sonne.

Der Blick der Welt sieht indes nur die Oberfläche der Dinge. Das häusliche Leben der Familie war allerdings frei von dem Glend, welches Folge des Lasters und der Unordnung ist; der Vater gab nie seinen Lohn für unnütze Dinge aus, und die Kinder waren wohlgezogen genug, ihre Mutter nicht zum Erörtern der Beschämung, ihren Vater zu Zornausbrüchen zu zwingen.

Doch obgleich die Abwesenheit des Lasters genügt, die großen Uebel fern zu halten, so genügt sie nicht immer, das Glück einer Familie vollkommen zu machen. Dazu gehört die Uebung der höheren Tugenden, Selbsterleugnung, Duldburg und Ergebenheit, und diese fehlten dem sonst vortrefflichen Elternpaare.

Beide, obgleich sie ihre Kinder innig liebten, verstanden nicht, ihrer Liebe den Ausdruck zu geben, der sie doppelt wohlthuend empfinden läßt. Die Opfer, die sie ihnen oft bringen mußten, brachten sie nicht mit Freudigkeit, sondern konnten nicht verbergen, wie viel sie ihnen kosteten.

Julius hatte eine gewisse Rauheit der Sitten, welche es schwer machte, darunter seine achtungswerthen Eigenschaften zu erkennen, und zuweilen Launen, welche seinen Kindern, statt sie zu ihm zu ziehen, Scheu einflößten.

Auch Martha mußte ihren Töchtern nicht jenes schrankenlose Vertrauen einzusprechen, welches die Bande zwischen Eltern und Kindern fester fesselt. Ordnungsliebend fast bis zur Uebertreibung, hatte sie die Kleinen oft wegen geringer Fehler gescholten, und diese, statt neue Fehler mit der Offenheit zu bekennen, welche der schönste Schmuck der Kindheit ist, verbargen lieber ihre kindischen Vergehungen, als sich Verweisen auszusprechen.

Ohne sich Rechenschaft geben zu können von dem, was ihre Häuslichkeit kalt und reizlos mache, fühlte Martha doch darüber sich wahrhaft betrübt und unglücklich.

Die Abendmahlzeit, zu welcher die Familie sich vereinigte, ging oft vorüber, ohne daß der Vater auch nur ein Wort sprach. Nach Tisch ging er mit seinem Sohn aus, fand bei seiner Rückkehr Louisen und Marien eingeschlafen und seine Frau über die Arbeit gebeugt, erschöpft mehr von Langleweil als von Anstrengung.

In trauriger Einförmigkeit verfloßen so die Tage, als die Geburt eines vierten Kindes einige Abwechslung in diese drückende Stille brachte.

Die Veränderung that sich fürs Erste nur durch des Vaters sorgenvollere Stirn, durch die Seufzer der Mutter und durch die Freude der Kinder kund, welche weber an neue Ausgäben, noch erhöhte Sorgen, sondern nur an die Spiele mit dem kleinen Brüderchen dachten.

Als Martha, einige Tage nach der Geburt des Kindes, es in das blüthenweiße Leinen hüllte, stieß sie plötzlich einen lauten Schrei aus, doch dieser Schrei blieb ohne Echo — sie war allein.

Die arme Mutter hatte bemerkt, daß das überdies schon sehr schwächliche Kind am rechten Fuß verkrüppelt sei und aller Wahrscheinlichkeit nach niemals ohne Beschwerde werde gehen können.

Sie unterdrückte die hervorquellenden Thränen, nahm das kleine Geschöpf in den Arm, und ging mit ihm zum Arzt, um — dort sich die traurige Bestätigung ihrer Befürchtungen zu holen.

Mit Herzensangst erwartete sie diesen Abend ihren Gatten.

„Sieh, Julius,“ sprach sie, weinend ihm entgegengetretend — „das Kind, das Gott uns geschenkt hat . . .“ und sie legte den kleinen Rudolph auf des Vaters Knie.

Julius betrachtete es, nahm das kleine Füßchen, das eine Verdrehung des Knöchels zum Gehen unfähig machte, in die Hand, gab dann das Kind, ohne ein Wort zu sagen, seiner Frau zurück und ging mit großen Schritten im Zimmer umher.

Die Kinder, da sie ihre Mutter weinen sahen, fingen gleichfalls an zu weinen. Es war eine traurige Scene.

Plötzlich trat, wie aus einem Traum erwachend, Julius auf seine Frau zu und sagte:

„Martha, das Kind kann nichts dafür, daß Gott uns durch seine Gebrechlichkeit betrübt. Wir wollen tüchtig arbeiten und es wird uns an nichts fehlen.“

„Lieber Mann,“ antwortete Martha, ihre Thränen trocknend, „Du tröstest mich, ich danke Dir.“

Von dieser Stunde an ging eine vollständige Umwandlung in der bescheidenen Häuslichkeit vor. Es schien, als habe mit dem kleinen gebrechlichen und leidenden Wesen Gott eine Fülle von Sanftmuth und gegenseitiger Liebe in die Herzen gesandt.

Das Dasein des kleinen Rudolph war für die Mutter ein Sonnenstrahl, der stets und dauernd ihr Leben erwärmte und erhellte. Ihre Tage flossen nicht mehr einsam dahin. Das kleine Wesen erforderte unaussprechliche Sorgfalt, und es lag eine so süße Befriedigung für Martha darin, das hilfsbedürftige Kind zu lieblosen, welches gar bald ihre mütterliche Zärtlichkeit zu erwidern versuchte.

Auch Julius mochte wohl jetzt seine Häuslichkeit anziehender finden, denn er brachte die Abende und die Feiertage selten außer dem Hause zu. Er ging sogar so weit — was sonst nie geschah — daß er sich erbot, seiner Frau bei ihrer Arbeit zu helfen, oder das Kind zu warten, während sie den nöthigen Haushaltungsgeschäften nachging.

Es war ein rührender Anblick, wie der rauhe, kräftige Mann sanft und geduldig zu sein sich bemühte, um seinem schwächlichen Kinde nicht wehe zu thun, welches gar bald ihm zulächelte und mit den kleinen Händchen in des Vaters vollem Haar wühlte. Die süße Last ward ihm jedoch oft freitig gemacht von den Schwestern Louise und Marie, die dem Brüderchen zu Liebe möglichst vernünftig waren, und von dem älteren Bruder, welcher gegen die Mutter aufmerksamer war als je, da er sie mit einer solchen Last ewig wiederkehrender Mühen überhäuft sah.

Als der kleine Rudolph in das Alter getreten, wo die Kinder ihre Kräfte versuchen, bereitete die Ueberzeugung den Eltern neuen Schmerz, daß er niemals seinen Fuß ohne Stütze zum Gehen werde brauchen können, doch sie entschädigten das Kind durch erhöhte Liebe für seine Schwäche, und der häusliche Friede ward dadurch nicht getrübt.

So vergingen mehre Jahre. Rudolph wuchs zusehends, doch sein Körper blieb ungewöhnlich zart. Die blauen Augen schienen von stiller Sehnsucht zu strahlen, schöne blonde Locken wallten um seinen schlanken Hals, und seine weißen Händchen waren so mager, daß man ohne Mitleid sie nicht betrachten konnte.

Für keines ihrer anderen Kinder hatten die Eltern so große Opfer gebracht wie für dieses; die äußersten, nahrhaftesten Speisen, die feinsten, wärmsten Kleider, ja sogar Lederbissen fehlten dem kleinen Rudolph nicht; die Eltern wollten ihn, so viel in ihren Kräften stand, entschädigen für seine harten Entbehrungen, aber kräftig ward er nicht.

„Gott hat ihn uns schwach gegeben,“ sprach Julius, dessen betrübtes Vaterherz im Glauben Trost gefunden, „und wir können ihn nicht stark machen.“

Um so reicher entwickelte sich dagegen Rudolphs Verstand, wie dies häufig der Fall bei fränklichen Kindern. Kaum fünf Jahr alt, besümmte er seinen Bruder, der jetzt fast ein Mann und seine lebenswürdigen munteren Schwestern mit Fragen über Alles ihm Unverständliche, was im Bereich seines Auges vorging, und ruhte nicht, bis die Geschwister ihn lesen gelehrt.

Vater und Mutter hörten glückselig lächelnd zu, und Niemand hätte in ihnen die schweigenden, misvergnügten Leute von ehemals wieder erkannt.

Johannes hatte für Rudolph leichte kleine Krücken und einen Rollstuhl gemacht, und die beiden Schwestern, besonders die sehr geschickte Louise, vertigten ihm seine Kleider mit einer Zierlichkeit, welche sonst in der Familie nicht üblich gewesen.

Des Sonntags und an schönen Sommerabenden führte der Vater ihn ins Freie; oft brachte er ihm Blumen mit und schenkte ihm einen hübschen kleinen Vogel, an dessen Gesang der Knabe unglückliche Freude hatte.

Martha umgab ihn mit Allem, was die zärtlichste Mutterliebe nur erfinden kann, und hätte das traurige Geschenk, das Gott ihr gegeben, nicht gegen den kräftigsten Sohn vertauscht.

Der kleine Kranke, der sich als Gegenstand so zarter Aufmerksamkeiten erblickte, war ganz erfüllt von Dankbarkeit, und wußte kaum, wie er den Seinigen die Liebe seines Herzens zeigen sollte.

Gott wußte wohl, was er that.

In diese Familie, welche gelebt hatte ohne andern Zweck, als im Schweiß des Angesichts das tägliche Brod zu erwerben, in diese Familie hatte Gott das gebrechliche Kind gesandt, das, anfangs eine Last scheinend, die Glieder der Familie in Liebe und lange entbehrtem häuslichen Glück vereinigte.

„Rudolph ist für uns ein Schatz,“ sprach Julius. „Sein Leben ist unser Reichthum, es erleuchtet unsere sonst freudlose Heimath.“

„Ja,“ antwortete Martha, „wenn Du des Abends bei der Arbeit Dich verspätest, so tröstet mich Rudolph über Dein langes Ausbleiben, und das Warten wird mir minder schwer.“

„So wie unser Rudolph,“ bemerkte die ausgelassene Marie, „mögen die Engel im Himmel aussehen.“

Die arme Mutter zitterte bei diesem Wort, denn im

Innern begte sie die schmerzliche Besorgniß, ihr engelgleiches Kind werde bald zu seinen Brüdern, den Engeln, zurückkehren.

Der Herbst kam, der siebente in Rudolphs Leben. Dieser Herbst war kalt und neblig. Die Blätter fielen früh von den Bäumen und rauschten unter den Tritten des Wanderers.

Martha betrachtete mit immer wachsender Besorgniß ihren stets schwächer werdenden Sohn. Nur noch selten hörte sie von ihm das holde Geplauder, das sie stets so entzückt. Die Krücken lagen unbenutzt da, weil der hilflose Körper in sich keine Kraft mehr hatte, und ein trockener Husten folterte das Herz der Mutter mit den bangsten Sorgen.

Julius bemerkte die nur zu begründete Besorgniß Marthas, und versuchte gegen seine Ueberzeugung ihrem Herzen einigen Trost zuzusprechen.

Auch Johannes und seine Schwestern litten innerlich unglücklich unter dem drohend herannahenden Verlust, verbargen jedoch ihren Schmerz so gut sie konnten.

Rudolph, zu jung, um die Gefahr seines Zustandes zu kennen, gehorchte nur dem Gebot körperlichen Unbehagens, wenn er still und schweigsam dasaß. Hatten jedoch einige Stunden ruhigen Schlummers ihm scheinbar seine Kräfte wiedergegeben, so lächelte er von Neuem, spielte mit seinem Vogel und bat um Blumen. Aber ach — selten, sehr selten waren diese Augenblicke!

Eines Tages hatte der Arzt Julius von dem unausbleiblichen Verlust unterrichtet, der ihm bevorstehe, und schon am Abend dieses Tages fand er, nach Hause zurückkehrend, Martha auf den Knien neben dem Bette des kranken Kindes, den gepreßten Athembülgen der schwachen Brust lautend.

Julius kniete neben seiner Gattin nieder, tetete mit ihr und erhob sich gestärkt.

„Väterchen,“ sprach das Kind, plötzlich erwachend, „Du bist so lange mit mir nicht auf der Wiese gewesen, ich habe die Sonne so lange nicht gesehen . . .“

Julius drückte die Hand auf die Lippen seiner Gattin, die in Schluchzen ausbrechen wollte, und sprach:

„Bald, lieber Rudolph, wirst Du eine Sonne sehen, die nicht untergeht, und Wiesen, wo unverwelkliche Blumen blühen.“

„Geschwind, Vater, führe mich hin, unsere Stube ist heut so niedrig und eng.“

„Aber Rudolph, Dein Vater, Deine Mutter, Deine Schwestern, Dein Bruder werden Dich nicht dahin begleiten; sie kommen erst später nach.“

„Nein, so will ich lieber so lange warten, bis Ihr auch fertig seid, ich will nicht ohne Euch gehen!“ und mit diesen Worten sank das Kind, dessen Augen von einem fieberhaften Feuer glänzten, auf sein Lager zurück.

Die Arzneien für das Kind kosteten viel. Tag und Nacht mußte das Feuer im Kamin unterhalten und nahrhafte Speisen für die Schwestern bereitet werden, welche abwechselnd wachten und dabei noch mit Emsigkeit arbeiteten. Der Erwerb der Familie reichte zwar hin zur Deckung aller Ausgaben, doch nicht ohne Entbehrungen für Alle. Louisens und Mariens sonst so hübscher Anzug ward abgenutzt, ohne daß sie an dessen Erneuerung dachten, und der gute Johannes versagte sich den Besitz belehrender Schriften, deren Studium sonst seine höchste Freude gewesen.

Der Weihnachtsabend war gekommen und Rudolph wollte aufstehen. „Ich bin gesund!“ sagte er, und so nahm die Mutter ihn auf ihre Knie und ließ sein Köpfchen an ihrer Schulter ruhen.

Der Vater kehrte jetzt aus dem nahen Laden zurück mit einem kleinen blondgelockten Jesuskinde von Wachs, das er für Rudolph gekauft.

„Danke, dank, lieber Vater!“ rief der Knabe entzückt, als Julius ihm das kleine Wachsgebild gab. „Wie gut bist Du, und wie ist das Kind so schön!“

Rudolph hörte nicht auf, das Jesuskind zu lieblosen, er plauderte wieder wie sonst und ließ sich von den Schwestern wohl zehn Mal die Geschichte von der Krippe, von der Geburt Jesu erzählen.

Die Hoffnung Aller stieg an diesem Abend, nur die Marthas nicht, deren Mutterherz sich über den Zustand ihres Lieblings nicht täuschen konnte.

Die Nacht rechtfertigte ihre Besorgnisse, denn der Husten des Kindes dauerte fast ohne Unterbrechung, und kein Schlaf erquickte den kraftlosen kleinen Körper.

Niemand von der Familie legte diese Nacht sich zur Ruhe. Der Arzt, den Julius vor Tagesanbruch holte, schützelte den Kopf, und gab keine neuen Bestimmungen.

Die Angehörigen wichen nicht von dem Bett des kleinen Kranken an diesem traurig trüben Morgen. Gegen Mittag endlich brach die Sonne sich Bahn durch die Wolken und sandte einen ihrer freundlichsten Strahlen auf das Bett Rudolphs. Er wollte sprechen, doch die Stimme versagte ihm den Dienst. Er breitete seine kleinen Hände nach der Sonne aus, lächelte und entschlief — für immer.

Martha weinte lange an der Brust ihres Gatten, welcher, um ihren Schmerz zu besänftigen, Worte des Glaubens und der Hoffnung sand, denn der Glaube war in seine Seele gekommen mit Rudolphs Geburt, und die Hoffnung mit dessen Tode.

Das Kind, obgleich entschwebt zur ewigen Heimath, ließ dennoch auf der Erde eine segnende Spur zurück.

Die Seinigen sprachen täglich von ihm, sie vergaßen keines seiner Worte, vergaßen nicht seine engelgleiche Sanftmuth. Doch was sie gleichfalls weder vergaßen noch verlernen, war die Selbsterleugnung, die Liebe und alle Tugenden, welche mit dem kleinen Rudolph in die Familie eingebracht waren.

Niemals in früherer Zeit hatten Julius und Martha für einander so viel Rücksicht und Zärtlichkeit, nie hatten die Kinder so viel liebende Aufmerksamkeit für die Eltern gehabt, als jetzt.

Ein kleines Marmorkreuz und Blumen bezeichnen die Stelle, wo Rudolph ruht, und diese Stelle ward der sonntägliche Wallfahrtsort der Familie.

Die Thränen der Trennung versiegeten nach und nach, Erinnerung und Hoffnung füllten die unermessliche Leere aus, und das Glück, dessen Quelle das kranke Kind gewesen, blieb heimisch unter dem Dach, unter welches der himmlische Vater es als Engel des Segens auf kurze Zeit gesendet.

Die Mode.

Wie stets beim Wechsel der Saison, herrscht auch jetzt noch eine gewisse Unentschiedenheit des Geschmacks. Neben in allen nur erdenklichen Stoffen, Farben und Mustern drängen sich zur Auswahl vor die prägnanten Blüde der Damen; keine Gattung wird ganz verschmäht, entschieden bevorzugt nur die schwarze Seidenrobe. Wie schon erwähnt, scheint die Mode in Seiden- und Wollstoffen die Nummernmuster zu begünstigen, doch ob diese Begünstigung eine dauernde und allgemeine sein werde, läßt sich natürlicherweise nicht vorherzagen, jedenfalls aber wird auch der Geschmack an greiften Stoffen sich erhalten. Das früher zu Moden fast einzig und allein gewählte Grau ist, wenn gleich nicht mehr die vornehmste, so doch eine immer noch beliebte Farbe, in welcher die bedeutendsten Fabricanten schöne und elegante Stoffe geschaffen. Die Röcke der Kleider sind größtentheils einfach (nicht double jupe), in große Tallsalten gelegt, und werden trotz ihrer Weite häufig über wenig umfangreiche Crinoline getragen, ein Wagniß, zu dem man im Interesse der socialen Wohlfahrt und Bequemlichkeit nur gratulieren kann.

Für die Eleganz der Haustoilette hat die Mode ihre auffallendsten Capricen zur Geltung gebracht. Ein sehr bedeutender Bestandteil origineller Haustoilette sind die sogenannten Juaven-Jacken oder Dollmans, deren Form eine unserer nächsten Nummern durch Abbildung eines pariser Originals veranschaulicht wird. Diese Dollmans, am häufigsten von Tuch oder Cashmir, reich mit Vise geziert, werden von den Damen zu langen Schleppliefern von schwerem Stoff getragen. Solche Damen, die eine noch geistreichere Eleganz lieben, tragen sogar die Dollmans von farbigem Sammet, mit goldener Vise geziert. Die Toilette zu vollenden, kommen noch Unterarmel und Kragen von feiner grauer Keimwand mit farbiger Stickerei hinzu. — Der letztgenannte einfache Luxus, welcher in der That mit einem goldgestickten Dollman fast in Widerspruch zu stehen scheint, ist jedenfalls werth, auch zu weniger funkelnder Toilette angewandt zu werden.

Für Theater und Concert werden die Burnous sich in Gunst erhalten, eine Wahrnehmung, die mit Freuden zu begrüßen ist, denn die Grazie des Burnous ist durch seine Mantille, durch seinen Schawl zu erheben. Die Theater-Capoten erscheinen in diesem Jahre von außerordentlicher Größe, zugleich Kopfbedeckung und Pelztrappe bildend. Die elegantesten sind von weißem Cashmir, mit farbigem Seidenfutter, entsprechendem Aufschlag und sonstiger Verzierung, an welcher die in diesem Jahre so vorwaltend benutzte Goldblize nicht selten einen wesentlichen Theil bildet. Einige nächstens in Abbildung

erscheinende neue pariser Capoten werden das hier Gesagte bestätigen, und ohne Zweifel manche Leserin veranlassen, gegen die Raubheiten des Winters ihr Haupt durch eine so weiche elegante Hülle zu schützen, was um so weniger schwierig, da die Anfertigung derselben durch die dazugehörigen Schnittmuster sehr erleichtert wird. [4311] Veronica v. G.

Ueber die Durchwinterung zarter Pflanzen und deren Abhärtung im Freien.

(Schluß.)

Zarte Perennien, die alljährlich bis über die Erde absterben, lassen sich sehr leicht vor Frost schützen, wenn man eine kleine Anhäufung von Erde, Sägespänen, Spreu, Tangeln oder Kohlenasche, je nach Weinden 3-8 Zoll hoch, über die Pflanzen macht, und um diese 3-4 Mauerziegel stellt, die man dann mit 1 oder 2 Dachziegeln bedeckt, um Kälte und Wind von der Bedeckung abzuhalten. Man kann das Deckmaterial auch durch concave Deckel schützen. Man Art der Bienenkörbe von Stroh verfertigt werden und bei einiger Schonung manches Jahr dauern. Wird der Frost zu streng, so läßt sich das Ganze leicht noch mit Stroh, Laub oder Tangeln überdecken, welches jedoch bei eintretendem Thaumwitter wieder weggenommen wird.

Alle umkleideten Holzpflanzen darf man im Frühlinge nicht plötzlich, sondern nur nach und nach entblößen, indem man die Umkleidung lockert und verdünnt; denn wenn der Saftumlauf regsam wird, erfrühen sie am leichtesten, weil sich der Frost stets nach der Feuchtigkeit hinzieht. Gegen Nachfröste habe ich meist immer mit gutem Erfolg die bekannten Frostabweiler angewendet, d. h. ich zog Strohseile treuzweise über die Pflanzen hin und ließ ihre Enden in mit Wasser gefüllte Gefäße herabhängen. — Hat man die Gefäße im Frühlinge ganz entblößt und fürchtet, daß ihnen ein Nachfrost geschadet habe, so beschatte man sie, ehe die Sonne darauf scheint, und zwar so lange, bis alles im Schatten aufgethauet ist.

Wenn zarte, laubabwerfende Gepräuge noch im Spätherbste alle Blätter haben, so ist es rathsam, um den Saft früher in den sogenannten Ruhezustand zu bringen, die Blätter, sobald die jungen Zweige gereift sind, nach und nach von oben herab abzubrechen.

Dadurch wird die späte Saftcirculation gehemmt und der Frost kann minder nachtheilig einwirken.

Der Weinstock ist zwar von ziemlich harter Natur, denn er erträgt 16 Grad, auch wohl bis 21 Grad R. Kälte, aber dennoch ist es in unserm Klima rathlich, ihn zu bedecken, da er nicht in jeder Lage einen hohen Kältegrad aushält, und weil die jungen Trauben von dem Glatteise, welches durch sein pressendes Anliegen die Saftrohren und Rindengefäße zerprengt (namentlich bei plötzlich einfallendem Sonnenschein), oft mehr als von dem Froste selbst leiden. Allerdings kommen auch bei uns bisweilen solche gelinde Winter vor, wo man das Bedecken füglich hätte unterlassen können, doch leider kann Niemand dergleichen Winter mit Gewißheit vorausbestimmen. — Die Erde ist zur Sicherung des Weinstocks gegen den Frost jeder andern Decke vorzuziehen, da ihre Temperatur, wenn sie einmal gefroren ist, sich ziemlich gleich bleibt, andere Decken hingegen (z. B. Stroh oder Dünger) der Veränderung der Temperatur sehr unterworfen sind, und dadurch die Augen vor der Zeit zum Treiben reizen, in Folge dessen die letzteren bei wieder verhärtetem Frost leicht angegriffen werden, oder bei einfallender und anhaltender Kälte im Frühjahre leicht faulen können. Von der Erde bedeckt, ist der Weinstock vor dem Froste hinlänglich gesichert — sogar in tiefen Lagen, wo das Grundwasser zu Ausgang des Winters oft Alles, auch die gebedeten Weinstöcke, überschwemmt, erhalten sich die Reben unter der Erde vollsaftig und unverdorben. Bedeckt man unreif gebliebene Reben 1 Fuß hoch mit Erde und bringt darauf noch eine Decke von Laube oder Dünger, damit der Frost nicht in die Erddede eindringen kann, so reifen diese Reben mit ihren Augen sicher vollkommen nach.

Der Firschenbaum erträgt in unserm Klima in der Regel 14-16 Grad R. Kälte, in sehr günstigen Lagen hat man ihn ausnahmsweise auch wohl bis 23 Grad R. ertragen sehen; doch das Glatteis ist seinen jungen Trieben noch verderblicher, als den Reben des Weinstocks. Deshalb cultivirt man ihn bekanntlich auch nur als Spalierbaum an Mauern und Bänken, die eine südliche Lage haben, wo er sich leichter gegen Frost und Glatteis schützen läßt. Man bedeckt die Spalierfirschen am zweckmäßigsten mit dichten Rohrwänden oder mit Kadelholzweigen, welche letztere mit ihren Spitzen abwärts und nachförmig übereinander gebängt werden müssen. Die Rohrwände sind auf folgende Art sehr leicht und schnell zu verfertigen; man macht aus 4 Vatten einen Rahmen (der aber 1 Fuß höher und an beiden Seiten 1 Fuß breiter als der zu bedeckende Spalierbaum sein muß), breitet das Rohr darauf aus und befestigt es an beiderseitigen Enden durch das Aufnageln einer zweiten Vatte, auf diese Weise lassen sich in kurzer Zeit eine große Anzahl solcher Rohrwände verfertigen; Strohdeden und dergleichen darf man zum Bedecken der Spalierfirschen nicht anwenden, da sie die Rasse zu lange anhalten und dadurch den Frost leichter anziehen,

Original-Musik des Bazar.

Ich liebe Dich!

Gedicht von Müller von der Werra.

Musik von

Wilhelm Popp,

Professor der Musik und Hofpianist Sr. Hoh. des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

ANDANTINO.

1. Kei-ne Stund' ist je ver-gan-gen, wo ich Dei-ner nicht ge-dacht! Ach, es treibt mich ein Ver-lan-gen durch des Le-bens düst-re
 2. Wenn ich Dich, Du mei-ne Sü-ße, un-ver-mu-thet wan-deln seh', und Dich dann im Stil-len grü-ße, fühl' ich ein ge-bei-mes
 3. Mag das Schick-sal mich ver-schla-gen, in die Welt hin-ein, wird mein Herz doch nie ver-za-gen, wird voll ste-fer Hoff-nung
 4. Im-mer-dar Dein Lob zu sin-gen, werd' ich nie im Le-ben müd'; zu den En-geln soll es drin-gen, was ich frei-se hier im

1. Nacht! Denn es mah-net lei-se mich:
 2. Weh! Und es spricht so in-nig lich:
 3. sein; den-ken will ich e-wig lich: Sü-ßes Herz, ich lie-be Dich, sü-ßes Herz, ich lie-be Dich,
 4. Lieb: Nichts giebt's, was Dir, Mäd-chen, gleich

sü-ßes Herz, ich lie-be Dich, ich lie-be Dich!

1. 2. 3. 4.

FINE.

den Mäusen zu einem sichern Winterhause dienen (die dann oft gräßlichen Schaden an dem Pfirschenholze anrichten) und die Blüthen vor der Zeit zum Ausstreifen anzureizen. Ueberhaupt bedede man die Spalterpfirschen nur erst bei 4-5 Grad R. Kälte; auch mache man die Bedeckung nie zu dicht, und verjäume nicht, sie an milden Wintertagen und bei Thauwetter fleißig zu lüften.

Fleischsaft, Champignonsaft und Sardellensaft.

Von Professor Kunge.

Unter den Namen „indische Soja“ und „englischer Ketchup“ befinden sich zwei Flüssigkeiten im Handel, die zu sehr hohen Preisen verkauft werden. Sie sollen dazu dienen, den Geschmack der Saucen zu gedämpftem, geschmortem oder gebratenem Fleische zu erhöhen. Man darf verhältnismäßig nur wenig davon zusetzen, da sie so stark und gewürzreich sind, daß man sich leicht damit das Essen verderben kann.

Der Geschmack dieser Flüssigkeiten ist in der That sehr streng und es hat mir bei meinem mehrmaligen Aufenthalt in England nicht gelingen wollen damit eine irgend angenehme schmeckende Sauce zu bereiten, stets war etwas fremdartiges, nach Arznei schmeckendes dabei, das nicht nur nicht mir, sondern auch meinen deutschen Landsleuten nicht behagte.

Es wurde mir nun als Pflanzenchemiker die Aufgabe gestellt, diese im Allgemeinen nicht zu verachtenden Wurzeln dem deutschen Gaumen geschmackrecht zu machen. Zu dem Ende mußte ich mir die Kenntniß ihrer Bereitungsweise verschaffen.

Ich erfuhr bald, daß die Soja der eingefochte Champignonsaft sei. — Der englische Ketchup dagegen außer diesem und Fleischbrühe aus noch einer Menge anderer Dinge bereitet werde, nämlich Sardellen, Mousserons, grünen Wallnüssen, Basilicum, Thymian, Vorbeerblättern, Kernen, Pfeffer und Salz. — Ueber das Mengenverhältniß dieser so verschiedenartig schmeckenden Zutaten zum Ketchup konnte ich nichts erfahren.

Es war mir hiermit ein großes Feld der Wirksamkeit eröffnet, und ich hatte es in der Gewalt, eine Menge von Ketchuparten zu erfinden, je nachdem ich das Mengenverhältniß der Zutaten abänderte. Da ich jedoch kein Freund von Mischmasch bin, so begann ich mit dem allereinfachsten, und dieses führte mich denn auch sogleich zum erwünschten Ziele.

Der Zufall beschenkte mich mit 10 Pfund Kuhfleisch, von dem ich voraussetzen konnte, daß es etwas zähe sein würde. Ich beschloß demnach dieses zur Darstellung der vor allem nothwendigen Fleischbrühe zu verwenden.

Es wurde ganz so zubereitet, wie es früher beim Roulleisch angegeben (S. 147), nur mit dem Unterschied, daß das Bestreuen des Spedes mit Pfeffer unterblieb. Es wurde dann in ein Gefäß sehr eingepackt und mit möglichst wenig Wasser 5 Stunden lang gedämpft. Dann wurde die Fleischbrühe abgeseigt und zum Klären bei Seite gestellt. Das Fleisch war mürbe und konnte mit verschiedenen Saucen aus gebranntem Mehl, Zwiebeln, Pfeffer, Essiggurten, falschen Capern u. dgl. verspeist werden. Die Brühe wurde am andern Tag von Fett befreit, klar durchgeseiht, rasch eingefocht und dann so stark erhitzt, daß sich scharfe Dämpfe entwickelten. Jetzt ist es Zeit die Einwirkung des Feuers durch Zusatz von wenig heißem Wasser zu mildern. Dies löst die entstandene dunkelbraune Masse auf. Hat man jedoch zu lange erhitzt, so erfolgt keine Auflösung mehr und das Ganze ist schon wegen des brenzlichen Geschmacks als verdorben zu betrachten.

Man setzt nun so viel Wasser hinzu, daß eine syrupdicke Flüssigkeit entsteht. Ich erhielt trotz der 10 Pfund angewandten Fleischs nur 10 Loth. Sie besaß einen höchst kräftigen Geschmack und gab mit 2 Loth Salz vermischt ein wirklich vortreffliches Mittel den oben genannten Fleischsaucen aufzubehalten.

Ich nenne diese Flüssigkeit nach dem was sie ist: Fleischsaft, und meine Freunde, denen ich Gelegenheit gab diesen Saft mit Soja und Ketchup zu vergleichen, gaben ihm unbedingt den Vorzug. — Daß man ihn auf gleiche Weise auch aus zartem Ochsenfleisch bereiten kann, versteht sich von selbst.

Soll er aber wirklich das eben gesagte Lob verdienen, so ist noch eine kleine Verbesserung nöthig, wodurch ein Stoff unwirksam gemacht wird, der bei der Bratung des Roulleisches sich zu entwickeln beginnt, es ist das Ammoniak. Dies geschieht durch Essigsäure, wovon man aber nur so viel oder vielmehr so wenig zusetzt, daß der Saft nicht sauer, sondern nur höchst wenig säuerlich schmeckend wird. Ein solcher hält sich nun viele Jahre lang.

Nach diesem Ergebnisse kam nun die Reihe an die oben genannten verschiedenen Zusätze, um zu erfahren, ob sie wirklich im Stande sind, den in seiner Einfachheit so vortrefflichen Fleischsaft zu verbessern.

Zunächst ließ ich Champignonsaft bereiten. Ein Pfund fein zerhackte Champignons wurden mit 1 Loth Salz gemengt und nach 24 Stunden die entstandene Flüssigkeit abgeseigt und zur Syrupdicke eingedampft.

Dieser Saft schmeckte namentlich den Champignonsfreunden sehr gut, verbesserte aber, mit dem Fleischsaft vermischt, diesen ganz und gar nicht.

Nun machte ich noch einen andern Versuch. Ich übergieß sorgfältig in der Sonne getrocknete Champignons mit so wenig sehr starkem Essig, daß sie nur feucht wurden und presste dann nach einigen Tagen den sauren Saft aus. Dieser Saft duftete gar angenehm und zeigte sich ganz geeignet dem Fleischsaft anstatt der reinen Essigsäure zur Bereitung des Ammoniaks zuzusetzen zu werden. Hier haben wir also Fleischsaft mit saurem Champignonsaft als zweite Würze für Fleischsaucen.

Da Salz ein nothwendiger Bestandtheil unsers Fleischsaftes ist, so versiel ich darauf, einen solchen zu bereiten, der anstatt mit reinem Salze, mit einer entsprechenden Menge ungewässertter Sardellen gesalzen wurde. Dies schien mir die geeignetste Anwendungsart der oben vorgeschriebenen Sardellen zu sein und wohl der Prüfung werth.

Ich ließ das Sardellenfleisch von den Gräten ablösen und in einem Porcellanmörser zerstoßen, setzte dann so viel sehr starken Essig hinzu, daß ein dicker Saft entstand, und seibete diesen mittelst eines Porcellandurchschlags ab. Dieser säuerliche Sardellensaft läßt sich ziemlich lange unverändert aufbewahren und eignet sich vorzugsweise zur Darstellung einer sehr wohl schmeckenden Sardellensaucen, nämlich ohne jenen ranzigen Geschmack, den diese nach Vorschrift der Kochbücher bereitete Sauce stets besitzt. Die Ursache davon ist, daß man die Sardellen mit den anderen Zutaten socht, was

sie aber durchaus nicht vertragen können, ohne die Reinheit ihres Geschmacks einzubüßen. Macht man dagegen eine Sauce aus Butter, Mehl und Fleischbrühe und setzt dann, wenn sie bereits vom Feuer genommen, von dem obigen Sardellensaft eine genügende Menge zu und erhitzt nun nicht weiter, so hat man das Vollkommenste, was in dieser Art zu erzielen ist. Ein Zusatz von Capern, Citronenschalen u. dergl. wird vielleicht nicht schaden.

Ich sagte oben, daß ich den Versuch gemacht den Fleischsaft anstatt mit Salz mit Sardellen zu salzen. Es nichts Empfehlungswerthes dabei herauszubekommen, und um den Fleischsaft, der dadurch nicht besser wird, ist es wirklich schade, wenn man damit umgekehrt den Sardellensaft verbessern wollte. Man thut besser, ihn wie in der oben beschriebenen Sauce mit Fleischbrühe zu verbinden. [4201]



Logogryph.

Drei Zeichen nur — doch deuten sie Dir an
Das Größeste, was Dein Gedanke träumen,
Was nur Dein Blick in unermeß'nen Räumen
Umfassen, Deine Seele ahnen kann.

Vergrößert Du durch einen Doppellaut
Das Wort, so wird sich der Begriff verengen,
Wird sich in einen Pfad zusammendrängen,
Den hoher Bäume grüne Wand umbaut.

Fügt Du des Wortes Stamm als andern Schluß
Zwei Zeichen bei, des Staunens laute Kunde,
So wandelt sich das Wort in Deinem Munde
Zu eines Gottes frommem Namensgruß.

Ersetze diesen Schluß noch einmal neu
Durch einen andern aus dem Reich der Zahlen,
So wird das Wort die Einfachheit Dir malen,
Du zweifelst nicht mehr, was die Lösung sei?

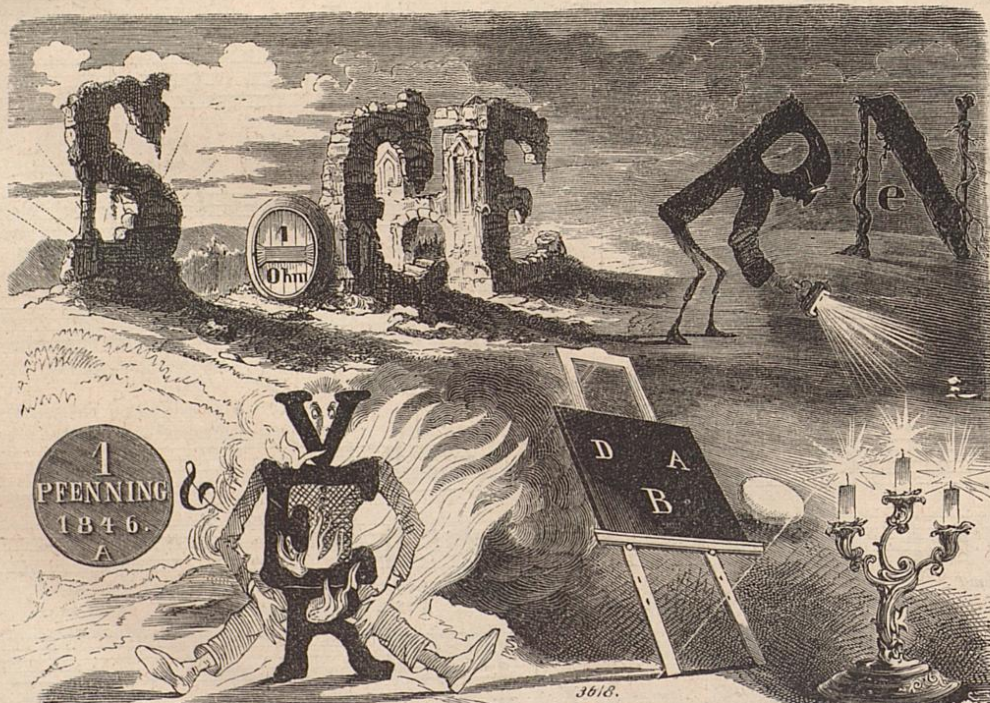
Marie Harrer.

[4306]

Rösselsprung-Aufgabe.

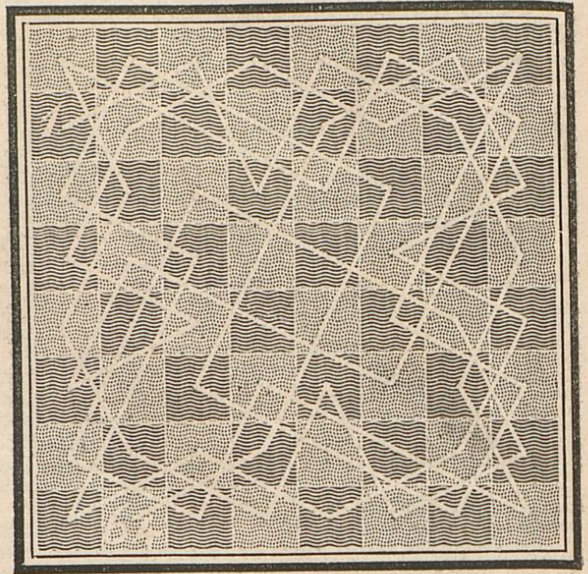
Denn	gehn,	zu,	und	in	Kinde	ster,	uns-
Welt	zum	unsre	mel	wir	re	mer-	dem
Und	sind;	wei-	rück	weit	un-	Wird	ben,
Stamm	Der	Him-	Lieb'	Lieb'	mehr	von	nim-
ben	einst,	ge-	ter	ferm	Ja-	Ob	leiter,
ben	um	nen	im	läßt	mel	fönnen	llad
wie	stor-	Wird	längst	ne	Kind-	cobs-	wir
Stamm	Er-	ei-	ei-	Him-	auch	stehn.	Run

Rebus.



3618.

Schlüssel zur Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe Seite 332.



Auflösung des Räthfels Seite 332.

„Mehlthau“.

Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe Seite 332.

O Mutterlieb, du heilig Amt,
Dem Herrn der Ewigkeit verliehen,
Die Seele, die vom Himmel stammt,
Dem Himmel wieder zu erziehen.

O Mutterlieb, du strenge Pflicht,
Der Ewigkeit gehört dein Waisen!
Die Rechenhaft, vergiß sie nicht,
Daß deinen Eifer nicht erkalten!



Correspondence.

Hr. Fr. L. in M. Ueber Winterhüte hat Ihnen bereits die vorige Nummer die gewünschte Mittheilung gemacht. Capolen erscheinen nächstens in Abbildung und Schnittmuster.

Hr. L. A. K. in D. Wir können Ihnen die Erfüllung Ihres Wunsches nicht versprechen.

Hr. Th. J. in P. Es sind Schritte gethan, Ihrem Begehren zu genügen.

Hr. R. v. S. in Cr. Ein Tapissier-Desin zum Sophatissen, welches Eleganz mit leichter Ausführbarkeit vereinigt, finden Sie in der zuletzt erschienenen Nummer des Bazar. Muster zum Teppichfund in Tapissier werden nächstens erscheinen.

Hr. G. W. in W. Die zuletzt erschienene Nummer hat Ihren Wunsch erfüllt.

Hr. M. B. N. in L. Wenn Sie zu der feinen Stärke, ehe Sie dieselbe brauchen, etwas Spiritus tröpfeln und etwas Stearin unter die noch heiße flüssige Masse mischen, so erhält die Waage eine sehr schöne Appretur. Durch eine Zufüge wird die Stärke verhindert, beim Plätten sich stückweis abzulösen, was bekanntlich der Schönheit der feinen Fingerringelachen sehr nachtheilig. Die Beantwortung Ihrer andern Frage später.

Mehrere Abonnentinnen in L. Poudre de riz ist eine bekannte weiße Schminke, welche zu den unschädlichsten gehört, doch da auch die unschädlichste noch immer schädlich ist, so unterlassen Sie deren Gebrauch lieber gänzlich.

Hr. G. S. in G. Zufällig ist eben jetzt ein Artikel über das von Ihnen gewählte Thema zum Druck vorbereitet, daher wir von dem Ihrigen feinen Gebrauch machen können. Die Rücksendung erlassen Sie uns. Marie G. und Marie S. ist nicht eine und dieselbe Person.

Hr. v. J. in D. Allerdings können Sie Haarnetze aus seidener Plattschür auch mit Perlen verzieren, da es der Mode ganz entsprechend ist, doch dürften die Perlen nicht die Größe einer kleinen Erbse übersteigen. Wollen Sie die Perlen sogleich beim Filziren des Netzes anbringen, so gehören dazu sehr haltbare, daher schwere Perlen. Rathfamer ist, Sie vollenden das Netz erst ganz und nähern dann die Perlen auf, am besten Schaumperlen, weil diese sehr leicht und überall zu haben sind. Die zur Perlen-Verzierung der Haarnetze gebräuchlichsten Farben sind Schwarz, Stahlgrün, Stahlblau, so wie auch Gold- und Quecksilber-Schaumperlen. So nahe es liegt, bei jedem Knoten des Filetnetzes eine Perle anzubringen, würden wir Ihnen doch rathen, beim Aufnähen der Perlen stets einen Knoten auszulassen, weil sonst das Netz, namentlich wenn es dicht filzt, allzuüberladen erscheint.

Hr. W. v. G. in M. bei L. Die Erfüllung Ihres Wunsches können wir Ihnen für die nächste Zukunft nicht mit Bestimmtheit versprechen.

Hr. A. v. B. in M. Balmoralröcke in den üblichen Farben, roth und schwarz, venise und schwarz u. s. w., so wie die eben so practischen und weniger auffallenden Röcke von mollem Moirée erhalten Sie in der Corsetfabrik von S. Liffier in Berlin. Jägerstücke 42. Abbildungen von Corsets können leider in diesem Jahre nicht mehr im Bazar erscheinen, weil der Raum desselben durch die, von der Saison bedingten Mittheilungen vollständig beansprucht wird. Sie brauchen indeß, was Ihre Einkäufe anbelangt auf unsere Abbildungen nicht zu warten. Schiden Sie der Firma S. Liffier das genaue Maß ein, und bestimmen Sie, welche Forderungen Sie ungefähr an ein Corset stellen, so dürfen Sie gewiß sein, nach Wunsch bedient zu werden. Die sogenannten „Umfaßcorsets“ sind aus der genannten Fabrik ebenfalls zu beziehen, so wie auch Corsets für kleine Kinder, vom frühesten Lebensalter an.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie in allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 46. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 8. December 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. XV. Band.

Wandkorb.

(Tapissier-Arbeit.)

Material: französischer Canevas von Nr. 6; goldgelbe Floretseide; schwarze Zephyrwolle; Haarseide und ganz feine Nähseide in Schwarz; goldgelber Atlas.

Das Dessin, in welchem der hier in verkleinerter Abbildung gegebene, geschmackvoll elegante Wandkorb ausgeführt, stellt sich täuschend dem Auge als eine über gelben Seidengrund fallende faltige schwarze Spitze dar; Vorder- und Rückwand sind in dieser Weise übereinstimmend auf Canevas gearbeitet. Die beiden hierzu gehörigen Muster, welche genau die Form der Theile geben, müssen der Raumersparnis wegen ineinander gelegt, von dem einen sogar etwas abgenommen werden, was jedoch nicht zu Irrthum veranlassen kann, da man den bedeckten Theil des Musters zur Vorderwand nur durch die Füllung zu vervollständigen hat, und zwar unten in gerader Linie abschneidend, wie es zu beiden Seiten des Musters ersichtlich; über die Vervollständigung des Musters zur Rückwand ist bei dem Muster selbst eine Angabe vorhanden.

Die Ausführung der Stickerei geschieht folgender Art: Das schwarze Dessin der Spitze wird mit schwarzer Floretseide oder Zephyrwolle, im halben Kreuzstich gearbeitet — da wo man nicht einzelne Stiche, sondern mehre in einer Reihe nebeneinander zu arbeiten hat, legt man einen Faden unter, indem man von einem Ende der Reihe zum andern, einen schrägen Stich macht. Der helle Grund der Spitze wird im Kreuzstich, mit Haarseide gearbeitet. Die dunkelern Stellen, welche die Falten der Spitze vorstellen, führt man ebenfalls in Kreuzstich, entweder mit ganz feiner schwarzer Nähseide, oder



ebenfalls mit der Haarseide aus, im letztern Fall jeden Stich des Kreuzstichs 2mal machend, damit der dunklere Ton heraustritt; natürlich darf dieser nicht zu grell abstechend sein, daher auch die Nähseide, wenn man sich deren bedient — so fein als möglich sein muß. Die untere Hälfte der Guirlande, d. h. der Raum zwischen den äußeren Bogen der Spitze bis zu der Ranke oder dem Stiel, welcher die Blätter verbindet, kann mit einer Art Spitzenstich ausgefüllt werden, der sich auf dem Muster selbst nicht darstellen ließ, jedoch ganz leicht durch Beschreibung verständlich gemacht werden kann und dem Ganzen ein noch schöneres Aussehen verleiht. Dieser Spitzenstich, welcher ebenfalls mit der Nähseide gearbeitet wird, besteht aus halben Kreuzstichen, jedoch nicht in gleicher Richtung ausgeführt, sondern stets abwechselnd ein Stich von rechts nach links, der folgende dielem entgegenstehend, also von links nach rechts. Bei der folgenden Reihe hat man dasselbe zu beobachten, und zwar muß dabei jeder Stich zu dem darüber liegenden der vorigen Reihe, ebenfalls in entgegengesetzter Richtung stehen, so daß sich dadurch kleine Carreaux bilden.

Der Grund außerhalb der Spitze wird mit der gelben Seide gefüllt, und zwar in der Weise, wie das schwarze Dessin der Spitze, d. h. im halben Kreuzstich, da bei der Feinheit des Canevas, der ganze Kreuzstich zu gedrängt erscheinen würde. Wir wiederholen nochmals, daß man hierzu französischer, also ganz weißen Canevas (ohne farbige Fäden) wählen muß. Der eigentliche Korb, welchem die Stickerei als Schmuck dient, muß in genauer Uebereinstimmung mit der Form und Größe derselben, aus Pappe, mit einem halbrunden Boden gefertigt werden. Der Boden, sowie die Vorderwand, erhalten innen eine Befleidung von gelbem Atlas, welche an unserm Original, bei der

Wandkorb.

(Die hierzu gehörenden 2 Stickereidesigns befinden sich auf der folgenden Seite.)



Hausjäckchen (Dollman).

(Das Schnittmuster nebst Stickerezeichnung und Beschreibung befinden sich auf dem dieser Nummer beiliegenden Supplement.)

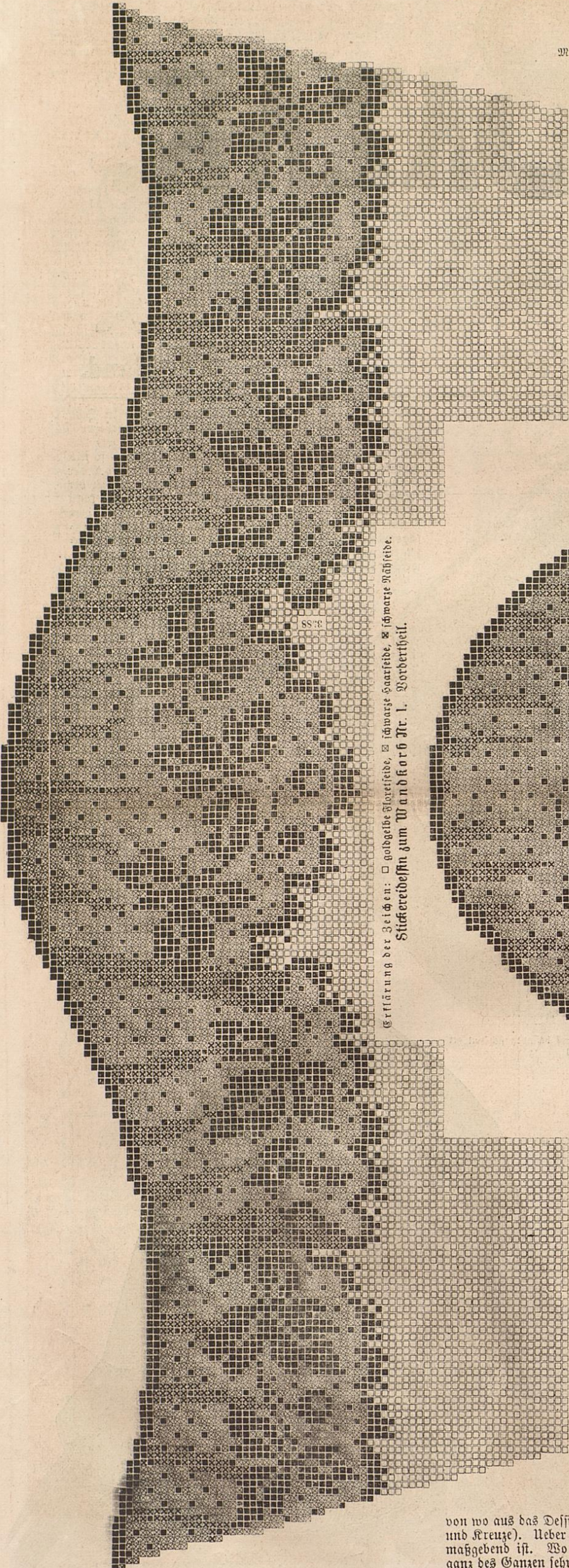
Borderwand oben und unten kraus gezogen, regelmäßige gerade Tollen bildet. Die Rückseite des Korbes, sowie die äußere Seite des Bodens, werden mit gelbem Glanzcattun überzogen. Eine vom Posamentier gearbeitete Seidenschmuck in Schwarz und Gelb, ziert den Rand des Korbes und dient zum Anhängen desselben.

Tapissierie-Deffin

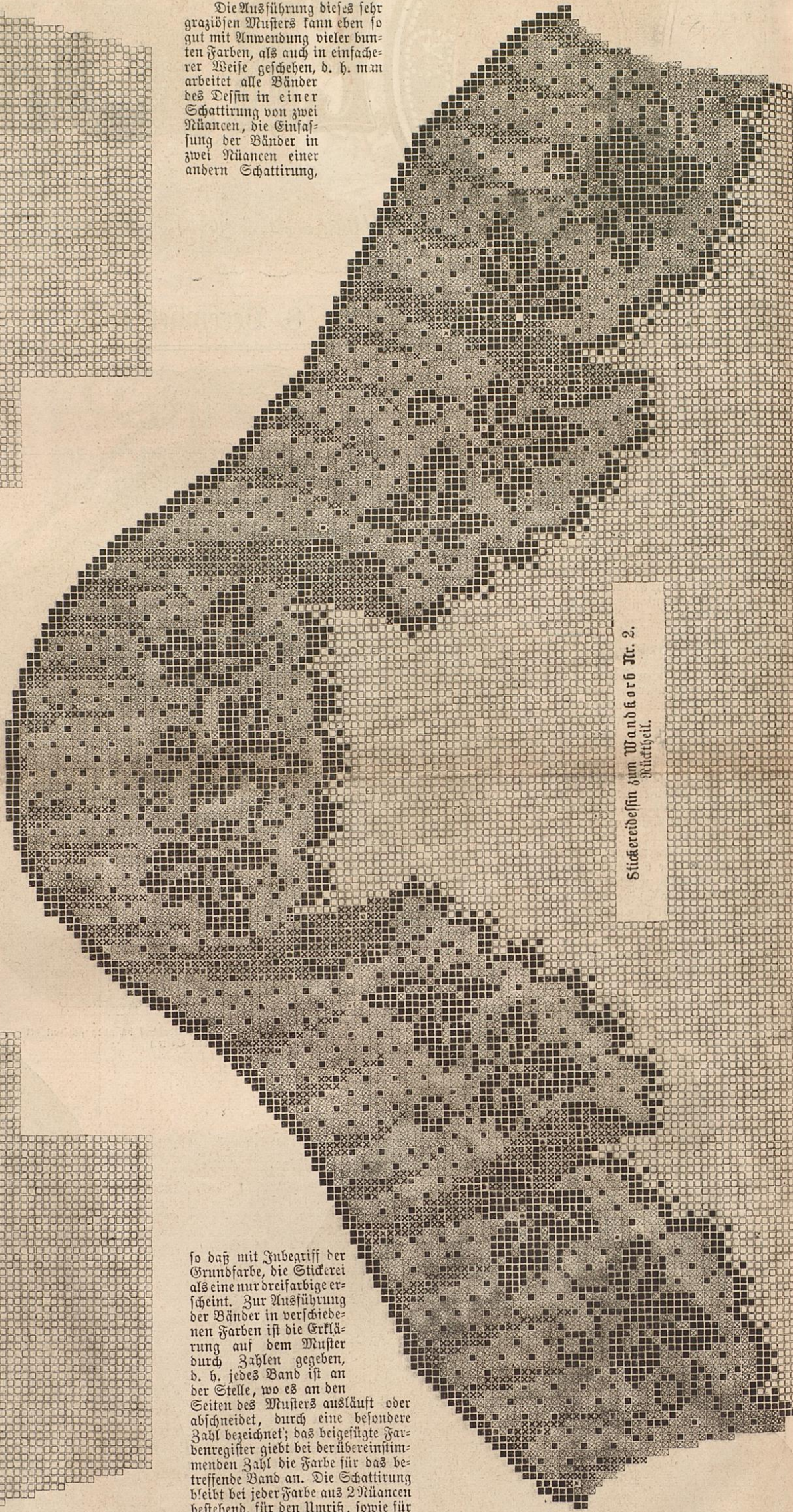
zu Reisetaschen, zum Teppichfond etc.

Material: Canevas und Wolle in drei oder mehreren Farben.

Die Ausführung dieses sehr graziblen Musters kann eben so gut mit Anwendung vieler bunten Farben, als auch in einfacher Weise geschehen, d. h. man arbeitet alle Bänder des Deffin in einer Schattirung von zwei Nuancen, die Einfassung der Bänder in zwei Nuancen einer andern Schattirung,



Erklärung der Zeichen: □ gelbe Floride, ■ schwarze Floride, & schwarze Floride. Stickerdeffin zum Wandkorb Nr. 1. Vordertheil.



Stickerdeffin zum Wandkorb Nr. 2. Rücktheil.

so daß mit Inbegriff der Grundfarbe, die Stickerei als eine nur dreifarbig erscheint. Zur Ausführung der Bänder in verschiedenen Farben ist die Erklärung auf dem Muster durch Zahlen gegeben, d. h. jedes Band ist an der Stelle, wo es an den Seiten des Musters ausläuft oder abschneidet, durch eine besondere Zahl bezeichnet; das beigefügte Farbenregister giebt bei der übereinstimmenden Zahl die Farbe für das betreffende Band an. Die Schattirung bleibt bei jeder Farbe aus 2 Nuancen bestehend, für den Umriss, sowie für die Füllung des Bandes. Die Stelle,

von wo aus das Deffin in Höhe und Breite sich wiederholt, ergibt sich aus den auf dem Muster befindlichen Zeichen (Punkte und Kreuze). Ueber Stärke des Canevas und der Wolle enthalten wir uns jeder Angabe, da der Zweck der Arbeit hier allein maßgebend ist. Wo es mit diesem sich verträgt, würde die Einfassung der Bänder in Perlen oder Seide gearbeitet, die Glanz des Ganzen sehr erhöhen.

Wollenes Jachon.

(Käfel- und Strickarbeit.)
Material: weiße Zephyrwolle, Eiswolle in Weiß und Chamois.

Diese leichte und dabei doch wärmende Kopfbedeckung, ein einfaches Jachon, wie die Abbildung zeigt, dürfte mancher Hausfrau, die ihre wirtschaftlichen Räume in sorgfamer Obhut hält, bei der heranabenden Winterzeit nützlich sein. Die Ausführung derselben erfordert weniger Zeit, als die lange Beschreibung vermuthen läßt, und das Resultat ist ein jedenfalls befriedigendes, indem die Abwechslung der feinen und starken Wolle, in negativem Muster, wie es das in Originalgröße gegebene Theil der Strickarbeit zeigt, dem Ganzen ein sehr zart und originelles Aussehen giebt. Man kann dabei durch verschiedene Farbanrangement variiren, worauf wir am Schluß der Beschreibung zurückkommen.

Man strickt durchgängig mit Holz- oder Fischbeinadeln von mittlerer Stärke, beginnt mit Zephyrwolle am vordern Rand des Jachon und hat also den Anschlag für die Barben sogleich mit zu machen; es gehören dazu 142 Maschen.

1. Tour — wird ganz glatt gestrickt.

2. Tour — rechte Seite der Arbeit * umgeschlagen, 1 M. abgehoben, die nächste gestrickt, die abgehobene übergezogen — vom * fortwährend wiederholt.

3. Tour — wird ganz glatt gestrickt und aus dem umgeschlagenen Faden stets eine Masche gebildet.

4. Tour — man legt hier die weiße Eiswolle an, die Zephyrwolle zurücklassend, und strickt die Tour ganz glatt.

5., 6. und 7. Tour — wie die 4. Tour.

8. Tour — man läßt hier wieder die Eiswolle zurück und strickt mit der Zephyrwolle: * mit 6 Maschen glatt; bei jeder der beiden folgenden Maschen sieht man dieselbe Masche der 2. Tour von außen in die Höhe und strickt sie mit her be-



Erklärung der Zeichen: ■ Schwarz, □ hellere, ◻ dunklere Farbe der Bänder, ◻ hellere, ◻ dunklere Farbe der Einfassung.
Erklärung der Zahlen (Farben): Band 1, das Innere 2 Farben Kaliblaue, die Einfassung hellere und dunklere Nebfarbe. — Band 2, Inneres 2 Farben Violett, Einfassung 2 Farben Orange. — Band 3, Inneres 2 Farben Gelbbraun (Bronze), Einfassung 2 hellere Farben derselben Schattirung. — Band 4, Inneres 2 Farben Rosa, Einfassung 2 Farben Olivengrün. — Band 5, Inneres 2 Farben Ponceau, Einfassung 2 Farben Goldgelb. — Band 6, Inneres 2 Farben Naigrün, Einfassung Weiß und Hellgrau. — Band 7, Inneres Weiß und Grau, Einfassung 2 Farben Frischgrün.

Tapissier-Dessin zu Reisetaschen, zum Teppich etc.

reffenden Masche der 7. Tour zugleich ab (die eine der beiden in die Höhe zu ziehenden Maschen ist der umgeschlagene Faden) — man wiederholt vom * bis zu Ende der Tour. Man strickt mit derselben Wolle noch eine Tour glatt, dann desgleichen 4 Touren mit der Eiswolle, wonach wieder die 8. Tour folgt, doch wird hier das Muster verlegt, also werden die beiden mittleren der sechs vorher als Zwischenraum gestrickten Maschen in die Höhe gezogen.

Hierauf folgt die 1., 2. und 3. Tour, also das Vöcher-
muster darnach werden vom Anfang der nächsten Tour an, 44 Maschen abgemascht und hiermit die Farbe auf einer Seite abgeschlossen; vom Beginn des Fond strickt man die Tour mit der Eiswolle weiter, bis zu den letzten 44 Maschen, welche man ebenfalls (mit Zephyrwolle) abmascht und dann von da an, wo die Eiswolle hängen geblieben, die nächste Tour zurückstrickt. Es werden nun stets regelmäßig 4 Touren mit Eiswolle, 2 Touren mit Zephyrwolle gestrickt und wird jedesmal bei der ersten dieser 2 Touren, das Herausziehen der Maschen in der vorigen Regelmäßigkeit ausgeführt. Das Vöcher-
muster wird nicht mehr wiederholt. Man nimmt jetzt regelmäßig am Schluß jeder Tour einmal ab, damit der Fond sich abrundet, und strickt diesen, von dem letzten Vöcherstreifen aus, 36 Touren hoch; dann mascht man ab.

Zur Gardine werden ebenfalls mit Zephyrwolle 80 Maschen aufgelegt. Man beginnt mit einem Vöcherstreifen und strickt darüber ganz in der Reihenfolge wie vorhin beim Anfang des Fanchon bis zum Abschluß der Farben. Nach dem 2. Vöcherstreifen wird abgemascht. Das Fanchon wird nun durch Häfelarbeit vollendet. Man arbeitet mit Zephyrwolle eine Tour stets durch 2 Luftmaschen voneinander getrennter Stäbchenmaschen um die Rundung des Fond (von einer Farbe zur andern), und näht an diese Tour die Gardine, welche man vorher einreißt (die beiden Querseiten bis zum äußeren Rand mit Inbegriffen), so daß der äußere Rand der Gardine an beiden Enden an die Farbe trifft.

Am vordern Rand des Fanchon entlang, bis dahin, wo man den Beginn der Farben annimmt, häfelt man 3 Reihen durchbrochener Stäbchen in verkehrter Ordnung, und zwar mit der chamois Wolle, läßt jedoch zu Anfang und zu Ende der 2. und 3. Stäbchenreihe einige Stäbchen der vorgehenden Reihe stehen, damit dieser gehäfelte Rand, oder Ueberfall, nach den Enden sich etwas abschrägt. Man versteht diesen Ueberfall mit einer Franze von derselben Wolle, indem man zwischen je 2 Stäbchen ein 12—14 Faden starkes, 20 Centimeter langes Strähn einschlingt, welches ein Franzenbüschel von der halben Länge und der doppelten Stärke bildet. Am Vöcherrand der Gardine sind gleiche Franzenbüschel einzuschlingen. Die Farben werden jede am Ende mit einer 15 Centimeter langen vollen Puschel von chamois Wolle zusammengefaßt.

Man kann den Fond auch in 2 Farben arbeiten, z. B. von weißer feiner Wolle (Eiswolle) und farbiger Zephyrwolle, oder das entgegengesetzte Arrangement wählen, nämlich: weiße Zephyrwolle und farbige Eis- oder Mooswolle. Die Franzen werden alsdann von derselben feinen Wolle ausgeführt. [4315]



Wollenes Fanchon. (Häfel- und Strickarbeit.)

näht, mit den Stichen die Schnur stets umfassend. Die Stickerin wird natürlich für beide Seiten des Notizbuches ausgeführt. Die weitere Vollendung der Arbeit ist Sache des Galanteriearbeiters.

Cigarrentasche.

(Plattstickerei und Schnurbesatz.)

Material: feines, graues Leder; dreifarbige Seide in 5 Farben Grün (die hellste etwas ins Blaugrün übergehend); ganz feine Goldschnur; kleine schwarze Schnurperlen.

Zum Grundstoff der Stickerin ist das oben angegebene graue Leder jedenfalls vorzugsweise zu empfehlen, wo jedoch dessen Anschaffung schwierig zu sein verursacht, kann man hier auch grauen Moiré wählen. Der Stoff wird in einen Rahmen gespannt und das Dessin mit genauer Beobachtung der Vorlage übertragen. Man arbeitet alle Blätter, ohne besondere Unterlage, in Plattstich, jedes Blatt in einem Ton der Schattirung und die Zweige also im Ganzen schattirend. Bei den großen Zweigen beginnt die Schattirung mit der hellsten Farbe (zum ersten Blatt), die kleineren Zweige sind entweder in den mittleren oder dunklen Tönen gearbeitet. Das Dessin giebt dafür selbst eine Nistschnur, so wie auch für die Lage der Stiche jedes Blattes. Die Contour an der einen Seite des Blattes wird durch eine dichte der Stickerin sich anschließende feine Goldschnur gebildet. Hierbei ist noch folgendes zu erwähnen: Die Blätter eines Zweiges dürfen nicht durch einen besondern Stiel verbunden, sondern müssen gleichsam eines aus dem andern in schwungvoller Biegung hervorzugehen scheinen, ohne daß dabei eine Knicke entsteht. Hauptsächlich müssen die Blätter selbst, nach unten ganz spitz austausen.

Die Beeren des obern Zweiges bestehen aus einem Kreis schwarzer Perlen, welche entweder mit Goldperlen oder mit Goldcandille (letztere in einzelnen Theilchen aufgenäht) ausgefüllt werden. Bei den Beeren, deren Form die eines Schattenbindloches, wird die Umfassung mit Goldschnur, der Schatten plattstichartig mit kleinen schwarzen Perlen, der Kern mit Goldcandille gebildet. Die Stiele werden mit Goldschnur ausgeführt. Das Dessin gilt für beide Seiten der Cigarrentasche, wünscht man jedoch Abwechslung, so kann man das nebenstehende Dessin zum Notizbuch, für die andere Seite der Tasche wählen, oder das vorige Dessin nur in andern Farbenarrangement arbeiten.

Notizbuch.

Material: feines graues Leder; starke dreifarbige fischbraune Seide; schwarze Schnurperlen; ganz feine Goldschnur und Goldcandille (Bouillonné); Goldfaden.

So anregend und amüsant die Ausföhrung dieser phantastischen Stickerin, so kommt es dabei jedenfalls auf eine sehr genaue Beobachtung des Dessins an, um dasselbe in der gefälligen schwunghaften Form wiederzugeben, ohne welche die Arbeit an Schönheit verlieren würde. Der Grundstoff

(Leder) wird für die ganze Umkleidung des Buches im Ganzen geschnitten — in Ermangelung dieses Stoffes kann man jedoch auch grauen Moiré nehmen, und würde es hierbei zulässig sein, die Stickerin in einen Rand von Leder zu fassen. Man spannt den Stoff in einen Rahmen, überträgt das Dessin auf erstern und arbeitet folgender Art: die aus 5 Blättern bestehenden Büttchen sind in Plattstich zu arbeiten, jedes Blatt erhält eine dichte Unterlage von starker Baumwolle, in Quersüchen angelegt; die Stickerin mit Seide ist darüber in entgegengesetztes laufende Stichen auszuführen und jedes Blatt mit einer Ader (ein langer Stich) von Goldfaden zu versehen. Der Kern wird aus schwarzen Perlen, mit einer Goldcandille umgeben, gebildet. Die großen Blätter zeigen eine Contour, welche wie eine mit schwarzen Perlen umwundene Goldschnur erscheint; diese Contour besteht aus schrägen Stichen, abwechselnd mit Perlen (3 Perlen werden zu einem Stich aufgereiht) und mit Goldcandille, letztere in einzelne kleine Stücke geschnitten und zu je einem Stich ein Stückchen auf die Nadel gereiht; man darf bei der Candille die Stiche nicht zu fest anziehen, damit sie sich den Perlenstichen gewissermaßen anschmiegen, wie es deutlich die Abbildung zeigt. Die Wäuschen oder Punkte im Innern der Blätter sind plattstichartig, ebenfalls mit Candille gearbeitet und wird auch hierbei etwas Baumwolle untergelegt. Stiele und Ranken werden mit Goldschnur gebildet, welche man stets am Ende der Ranken, überhaupt bei der jedesmaligen Unterbrechung der vorgezeichneten Linie, durch den Grundstoff zieht und oberhalb mit feiner gelber Seide, genau in der vorgezeichneten Form fest-

Lesezetichen.

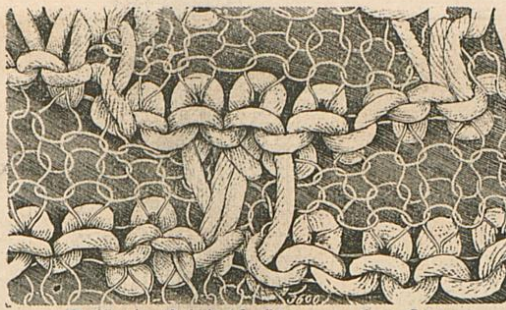
In der durch liebevolle Thätigkeit so reich ausgefüllten Zeit die dem Wihnachtsfest vorangeht, wird es unseren Leserinnen jedenfalls willkommen sein, inmitten der vielen größeren Arbeitsvorlagen, welche der Bazar bietet, auch solchen zu begegnen, deren Ausföhrung wenig Mühe und Zeit erfordert, und die dennoch geeignet sind, als Geschenk Freunde zu bereiten. Wir geben daher heut einige Dessins zu Lesezetichen, sowohl zu weltlichen als religiösen Büchern passend, und



Plattstich-Dessin zum Notizbuch.



Plattstich-Dessin zur Cigarrentasche.



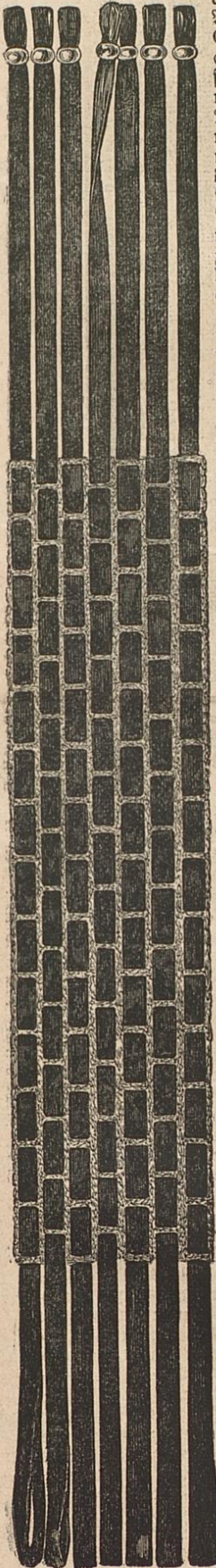
Deffin in Originalgröße, zum Fanchon.

fügen noch einige Angaben in Betreff der Ausführung der Deffins hinzu.

Nr. 1. Gebäfeltes Lesezeichen.

Material: Goldfaden, ganz schmales schwarzes Sammetband, einige große Goldperlen.

Hierzu häfelt man von Goldfaden einen Streifen in durchbrochenem Stäbchengrund, 7 Stäbchenreihen breit und so lang, als es die Abbildung ergibt. Um diese Arbeit leicht zu haben, legt man das Gold während derselben in Wasser; auch kann man den gebäfelten Streifen selbst nochmals in Wasser tauchen und ihn alsdann über einem reinen Tuch straff mit Stednadeln aufspannen, im Fall er sich nämlich zusammenrollen sollte. Man durchflechtet das gebäfelte Band mit einzelnen, ganz schmalen Sammetbändchen (an unserm Original schwarz), deren Enden man an der einen Querseite des Lesezeichens etwas weniger lang überstehen läßt und zu einer Schlinge umnäht, an der andern Seite eine recht große Goldperle auf jedes Bändchen schiebt und nur bis zu dieser das Band umnäht. Die Abbildung zeigt die Länge der herabhängenden Bändchen, so wie auch die der Schlingen an der andern Seite. Natürlich muß man das Zeichen mit dem Ende in das Buch legen, welches keine Perlen hat.



Lesezeichen Nr. 1.

Nr. 2 u. 3. Deffins zu Lesezeichen.

Material: feiner Seiden- oder Papiercanevas, Seide in den auf dem Muster angegebenen Farben.

Das Muster wird in petit point gearbeitet und erhält dadurch das geeignete Format. Wählt man Papiercanevas zur Arbeit, so braucht das Futter, ein weißes oder farbiges Seidenband, nur an den beiden Querseiten der Sticerei festgeheftet zu werden; man läßt von dem Band oben und unten ein Stück überhängen und fasert es zu Franzen aus, doch kann man auch Goldfranzen ansetzen. Bei Seidencanevas näht man das Futter ringsum fest; man wählt dazu Band, welches kleine Rädchen hat, die man zu beiden Seiten der Sticerei vorstehen läßt, und daher keinen weitem Besatz nöthig hat. [4322]

Pantoffel als Nadelbuch.

Material: kleine Stüchlein dunkelfarbiger Sammet, schwarzes Tuch, kleine Perlen in Stahl, Krystall und Milchweiß u. s. w.

Man kann ein Paar kleine Abfälle gebiegener Stoffe, als z. B. Sammet, Tuch, Damast, nicht besser anwenden, als zu einer so nützlichen Kleinigkeit, wie wir sie unseren Leserinnen hier in der Gestalt eines Pantoffels vorlegen. Dieser Pantoffel birgt unter seiner Sohle, der Form derselben entsprechend, ein Nadelbuch und bietet zugleich mit seinem obern gewölbten Theil ein kleines Kissen, welches, mit Eisenfeilspänen oder Smirgel gefüllt, zum Glätten der Nadeln dient.

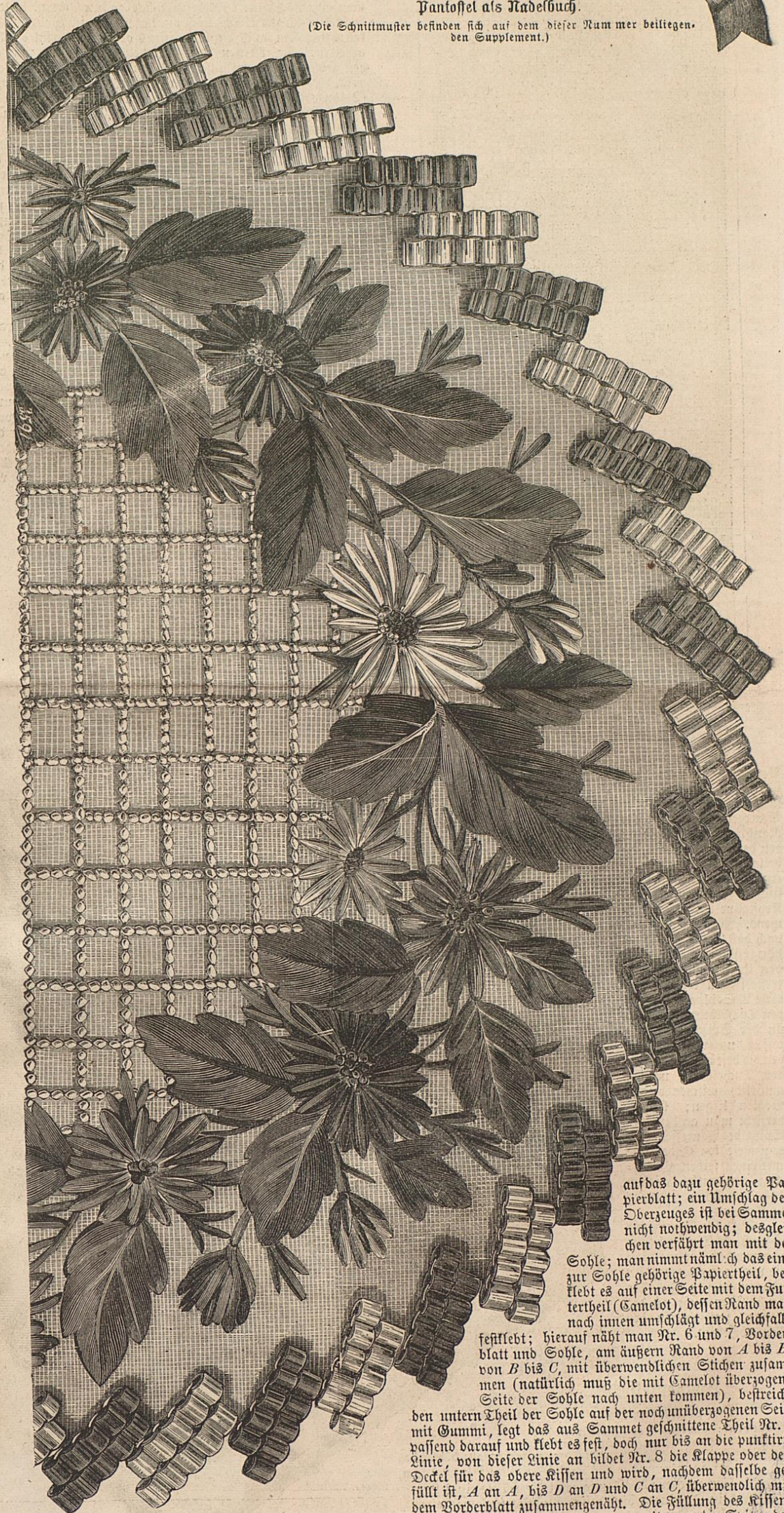
Unser Original, von hell kirschbraunem Sammet, ist auf dem Vorderblatt mit einer Perlenplattsticerei in weißer Schattirung verziert. Das Deffin zu dieser Sticerei ist auf Nr. 6 der hierzu gehörigen, auf dem heutigen Supplement befindlichen Schnitttheile (Nr. 6, 7, 8) vorhanden. Man vollführt die Sticerei in der Weise, wie wir es auf Seite 245 und 246 in der Beschreibung des Gies als Nadelkissen angegeben haben. Das Deffin selbst markirt das Arrangement der Schattirung. Die Sticerei wird im Rahmen ausgeführt, nachdem sie vollendet auf der Rückseite mit Gummiwasser bestrichen und erst, wenn sie völlig trocken, aus dem Rahmen genommen. Alsdann schneidet man Nr. 6 nochmals aus feisem Papier, nach Nr. 7 schneidet man 2 Theile aus feisem Papier, 2 Theile aus schwarzem Tuch und 3 Theile aus beliebigem schwarzem Stoff, z. B. Camelot; diese letzteren 3 Theile jedoch mit Zugabe des Einschlagens. Nr. 8 schneidet man nur einmal aus Sammet. Man bedient sich beim Ueberziehen der einzelnen Theile etwas dick aufgelösten arabischen Gummis, klebt zuerst die Sticerei

auf das dazu gehörige Papierblatt; ein Umschlag des Oberzeuges ist bei Sammet nicht notwendig; desgleichen verfährt man mit der Sohle; man nimmt nämlich das eine zur Sohle gehörige Papiertheil, beklebt es auf einer Seite mit dem Futtertheil (Camelot), dessen Rand man nach innen umschlägt und gleichfalls festklebt; hierauf näht man Nr. 6 und 7, Vorderblatt und Sohle, am äußern Rand von A bis B, von B bis C, mit überwindlichen Stichen zusammen (natürlich muß die mit Camelot überzogene Seite der Sohle nach unten kommen), bestreicht den untern Theil der Sohle auf der noch unüberzogenen Seite mit Gummi, legt das aus Sammet geschnittene Theil Nr. 8 passend darauf und klebt es fest, doch nur bis an die punktirte Linie, von dieser Linie an bildet Nr. 8 die Klappe oder den Deckel für das obere Kissen und wird, nachdem dasselbe gefüllt ist, A an A, bis D an D und C an C, überwendlich mit dem Vorderblatt zusammengeheftet. Die Füllung des Kissens geschieht zuvörderst mit Watte, womit man die Spitze des



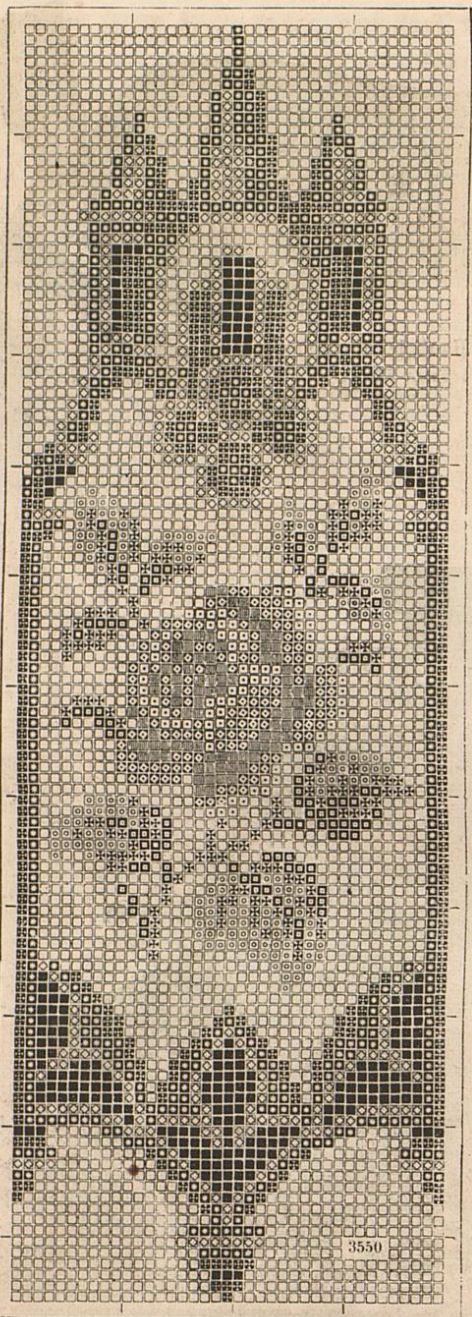
Pantoffel als Nadelbuch.

(Die Schnittmuster befinden sich auf dem dieser Num mer beiliegen- den Supplement.)



Lampenteller (Plattsticerei).

den untern Theil der Sohle auf der noch unüberzogenen Seite mit Gummi, legt das aus Sammet geschnittene Theil Nr. 8 passend darauf und klebt es fest, doch nur bis an die punktirte Linie, von dieser Linie an bildet Nr. 8 die Klappe oder den Deckel für das obere Kissen und wird, nachdem dasselbe gefüllt ist, A an A, bis D an D und C an C, überwendlich mit dem Vorderblatt zusammengeheftet. Die Füllung des Kissens geschieht zuvörderst mit Watte, womit man die Spitze des



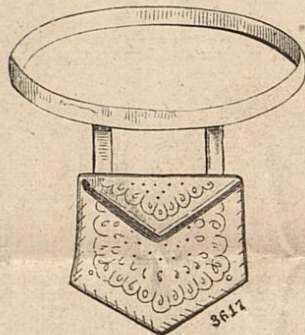
Erklärung der Zeichen: □ erstes (hellstes), □ zweites, □ drittes Rosa, □ erstes (hellstes), □ zweites, □ drittes Olivgrün, □ erstes (hellstes), □ zweites, □ drittes Olivgrün, ■ Schwarz.

Deffin zum Lesezeichen Nr. 2 (in petit point).

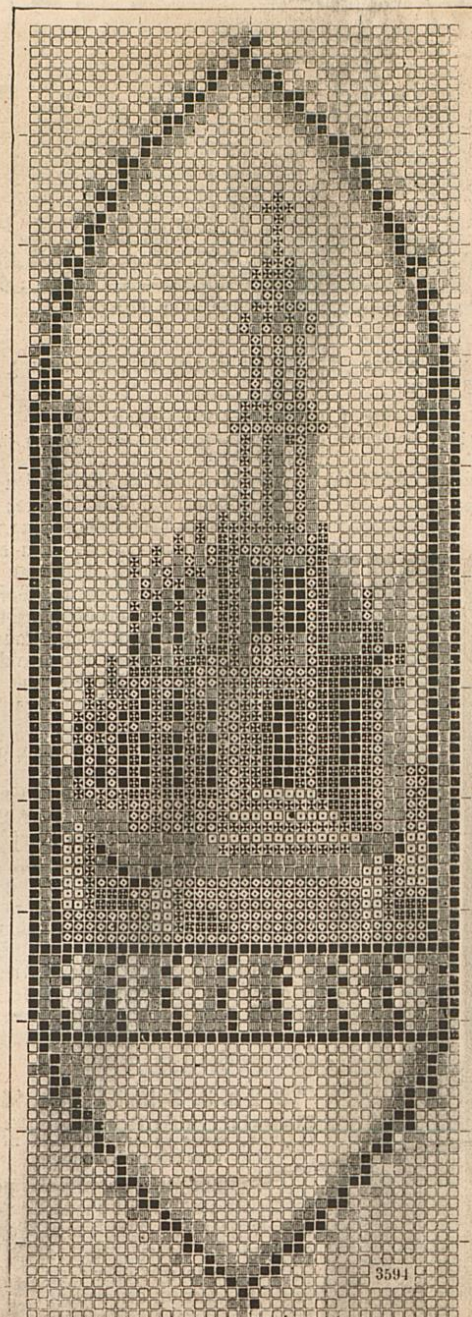
welcher den einfach mit einem Gitter von Krystallperlen verzierten Fond umgiebt, ist in Plattstich, in natürlichen Farben auf den Canevas gestickt, eine Arbeit, welche jedenfalls eine schon etwas gewandte Hand erfordert, wenn wir uns auch bemühen wollen, unsere Angaben so ausführlich als möglich zu machen.

Der Canevas wird natürlich hierzu als viereckiges Stück in einen Rahmen gespannt und die Form des Lampentellers, so wie das Dessin des Kranzes nach Angabe der Abbildung aufgezeichnet. Die großen gezackten Blätter werden abwechselnd heller und dunkler ausgeführt, wie es auch das Dessin angiebt — jedes Blatt wird (ausschließlich der Andern) in 2 Niancen, die eine Hälfte heller, die andere dunkler gearbeitet und jede Hälfte mit nur einer Lage schräg nach der Ader gerichteter Stiche gedeckt. Bei den helleren Blättern nimmt man eine noch hellere Farbe in Seide zu den Andern, bei den dunklen Blättern eine noch dunklere Farbe in Wolle. Man kann zuweilen auch ein blaugrünes oder olivengrünes Blatt arbeiten. Die kleinen Nischen, welche die Lücken zwischen den größeren Figuren füllen, sind in Olivengrün zu arbeiten; man bildet die Blättchen dieser Nischen aus langen Stichen (2 von verschiedenem Ton nebeneinander) — die Stiele werden gleichfalls olivengrün ausgeführt. Wir gelangen nun zu den Blumen — deren weiße, rosa, pensee und ponceau, in geschmackvoller Verteilung, in dem Kranze enthalten sind. Die Schattirungen sind hierbei folgender Art arrangirt: bei den weißen Blumen als hellste Farbe weiße Seide, dieser sich anschließend, weiße und hellgraue Wolle. Die helleren rosa Blumen geben ebenfalls ins Weiß (Seide) über, der sich dann weiße Wolle und 2 Farben Rosa anschließen; die dunkleren gehen bis ins dunkel Carmoisin über und haben als hellste Farbe hellrosa Seide. Die ponceau Schattirung besteht aus dunkel und hell fischbraun, dunkelroth und, als hellste Farbe, ponceau oder ceris-rother Seide. Die Farben müssen bei allen Schattirungen etwas grell voneinander abstechen.

Die Stickerei der Blumen besteht nur aus langen, strahlenförmig von dem mitteln Kern ausgehenden Stichen, in der Weise, daß damit die kleinen Blättchen der Blumen etwas markirt werden; man muß daher die Stiche beim Arbeiten der ersten Farbe etwas weitläufig anlegen; 2-3 Stiche, von verschiedenem Ton, dicht aneinander, bilden ein Blättchen, und müssen dabei die Stiche so gelegt werden, daß man die verschiedenen Farben unterscheidet. Man schattirt nicht nur die einzelnen Blätter, sondern auch die ganzen Blumen, indem man letztere auf einer Seite dunkler, auf der andern heller hält. Der Kern der Blume wird aus Knötchen in olivengrün-



Kindertäschchen mit Gurt.



Erklärung der Zeichen: □ hellgrau, □ erstes (hellstes), □ zweites, □ drittes, □ viertes Graugrün, ■ Schwarz.

Deffin zum Lesezeichen Nr. 3 (in petit point).

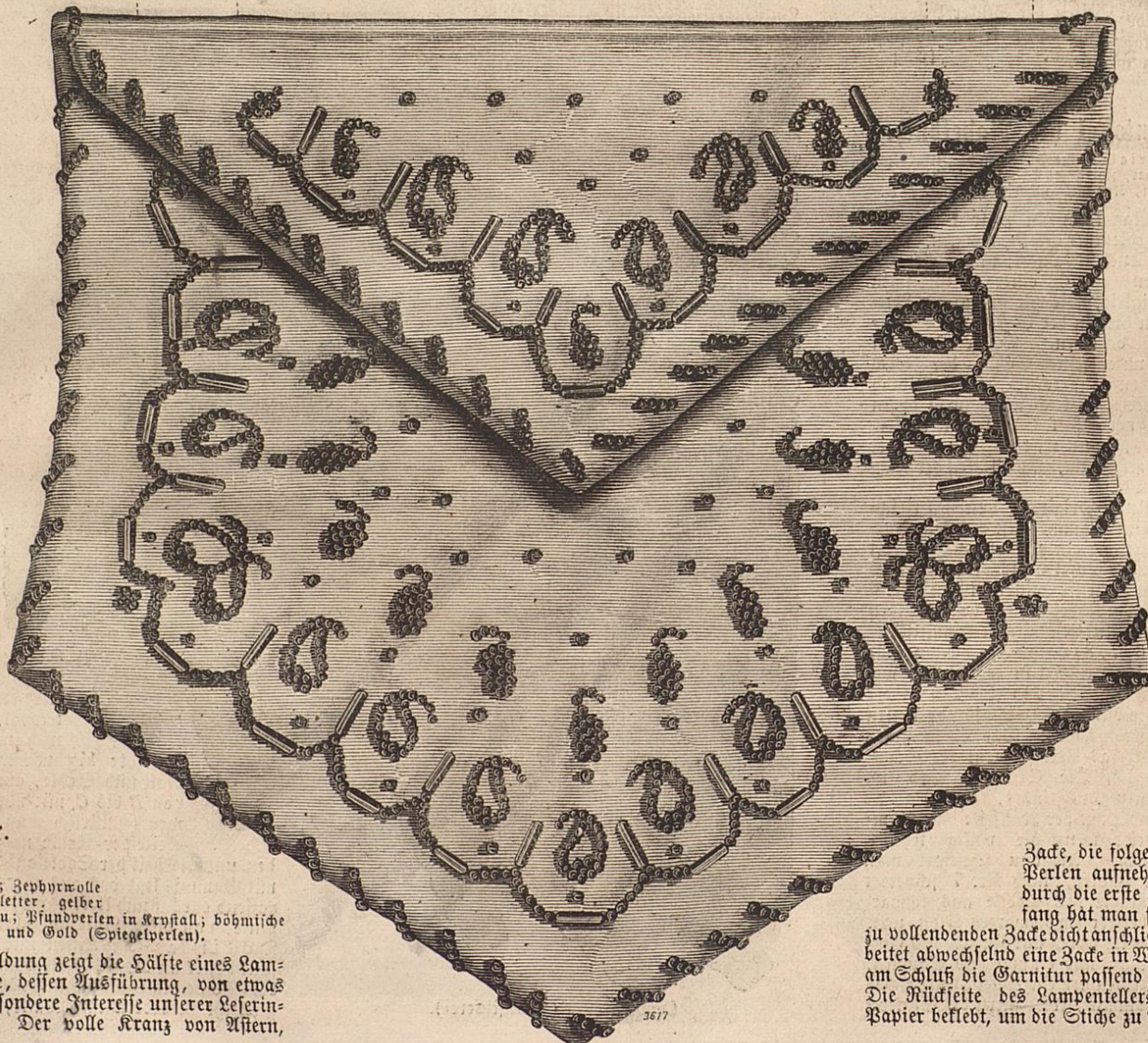
Pantoffels ausstopft, den übrigen Raum füllt man mit Eisenfeilspänen oder Smirgel. Rings um den Rand der Sohle, sowie um den des Vorderblattes, arbeitet man schräg nebeneinander liegende Perlenstiche, zu jedem Stich 3 Krystallperlen aufnehmend. Man hat nun nur noch das 2. zur Sohle gehörige Papiertheil auf beiden Seiten mit dem Futterstoff zu überziehen und diese 2. Sohle mit den beiden Tuchblättern zugleich an der Spitze des Pantoffels unterhalb desselben zu befestigen; die beiden Tuchblätter müssen natürlich zwischen beiden Sohlen liegen; letztere versteht man an dem der Spitze des Pantoffels entgegengesetzten Ende, jede mit einem seidenen Bündchen, um mittelst diesem das Nadelbuch zubinden zu können.

Der selbe Gegenstand ist auch als Tintenwischer anzuwenden, wenn man die untere Sohle wegläßt und in diesem Fall die Tuchblätter nicht an der Spitze, sondern in der Mitte befestigt.

Lampenteller.
(Plattstickerei.)

Material: Canevas-Royal; Zephyrwolle in grüner, ponceau, rosa, violetter, gelber Schattirung, in Weiß und Grau; Fundperlen in Krystall; böhmische Perlen in Milchweiß und Gold (Spiegelperlen).

Die hier gegebene Abbildung zeigt die Hälfte eines Lampentellers in Originalgröße, dessen Ausföhrung, von etwas ungewöhnlicher Art, das besondere Interesse unserer Leserinnen herausfordern dürfte. Der volle Kranz von Asten,



ner Schattirung (in der Mitte auch etwas gelb) ausgeführt. Nach Vollendung des Kranzes füllt man den innern Fond, bis in die Lücken des Kranzes hinein, mit einem Netzmuster von Krystallperlen, welche man dazu erst in einzelnen geraden, durch einen Zwischenraum von 6 Canevasfäden voneinander getrennten Reihen aufnäht, alsdann durch entgegenge-setzt laufende Reihen Carreaur bildet. Man klebt nun die Stickerei auf einen runden, weiß überzogenen Pappboden von entsprechender Größe (der Canevas braucht hierbei nicht umgeschlagen, sondern nur dicht am äußern Rand der Pappe abgeschnitten zu werden). Die äußere Garnitur aus böhmischen Perlen, mit gelber Wolle geschnürt, besteht aus einer Reihe Zacken, welche sich, wie die Abbildung zeigt, aus stets in regelmäßiger Länge abgesetzten, 2 Perlen breiten Mosaiktheilen bilden. Die Theile werden zusammenhängend ausgeführt und so, daß das eine dem andern stets um 4 Perlen vorsteht. Man muß hier jedesmal vor der Schlussreihe der einen

Zacke, die folgende Zacke beginnen, d. h. 3 Perlen aufnehmen und den Faden zurück durch die erste derselben ziehen. Diesen Anfang hat man stets der vorhergehenden noch zu vollendenden Zacke dicht anschließend auszuführen. Man arbeitet abwechselnd eine Zacke in Weiß, eine Zacke in Gold, fügt am Schluß die Garnitur passend zusammen und näht sie auf. Die Rückseite des Lampentellers wird zuletzt mit grauem Papier beklebt, um die Stiche zu verbergen.

Schnitt und Stickereideffin zur Kindertasche, in Originalgröße.

Beschreibung der wollenen Haube auf Seite 338.

(Häfel- und Stridarbeit.)

Material: Zephyrwolle in Weiß und Rosa.

Ein Blick auf die in voriger Arbeitsnummer gegebene Abbildung dieser Haube wird genügen, um die Bestimmung derselben als schützende winterliche Kopfbedeckung erkennen zu lassen; sie besteht aus einem viereckigen, in dem gewöhnlichen russischen Häfelstich gearbeiteten Fond, einer gestrickten Paffe und desgleichen breiter krauser Gardine. Wir beschreiben hier die Ausführung dieser einzelnen Theile, mit Anwendung des bei dem uns vorliegenden Original gebrauchten Farbenarrangement, bemerken jedoch zugleich, daß die Haube entweder ganz weiß, oder in Weiß mit farbiger, z. B. grau melirter, rosa oder blauer Verzierung, von ungleich eleganterem Aussehen ist.

Der Fond, gänzlich mit rosa Wolle gehäkelt, bildet, wie schon gesagt, ein Viereck, von 18 Centimeter Höhe und Breite; an unserm Original sind dazu 46 Maschen aufgeschlagen und damit 70 Touren gearbeitet. Die Beschreibung des russischen Häfelstiches wiederholen wir nicht, da wir glauben dürfen, daß derselbe durch die in früheren Nummern gegebenen Abbildungen und Beschreibungen genügend bekannt ist. Wie die Abbildung der Haube zeigt, hat der Fond ein Carreaumuster; dieses wird, nachdem die Häfelarbeit vollendet, durch Kettenstichlinien in weißer Wolle gebildet.

Die Paffe, ebenfalls gänzlich von rosa Wolle, wird in sogenanntem „Nepyatnik“, mit ganz starken sählernen Vollstirnadeln, lose in hin- und zurückgehenden Touren gestrickt und vom vordern Rand aus begonnen.

Man schlägt lose 88 Maschen auf und strickt folgender Art:

1. Tour. — Die erste Masche der Tour wird abgehoben, dann, um die Form der Paffe zu bilden, die beiden folgenden Maschen zusammengestrickt — dann: * umgeschlagen, 1 Masche abgehoben, in der Weise, als wolle man sie links abstricken, 1 Masche rechts gestrickt — vom * wiederholt.

2. Tour. — Die Randmasche rechts abgehoben, die beiden folgenden Maschen rechts zusammengestrickt — dann: alle Maschen rechts abgestrickt, bei den Maschen, über welchen der umgeschlagene Faden der vorigen Tour liegt, wird, nachdem die Masche hinter dem Faden rechts abgestrickt ist, der Faden alsdann mit auf die rechte Nadel abgehoben.

3. Tour. — Die Randmasche rechts abgehoben, die beiden folgenden Maschen rechts zusammengestrickt — dann: * die Masche mit dem umgeschlagenen Faden rechts zusammengestrickt, umgeschlagen, die folgende Masche links abgehoben — vom * wiederholt.

Man wiederholt nun die 2., dann die 3. Tour und arbeitet in der Abwechslung der 2. und 3. Tour weiter, bis man im Ganzen 15 Touren hat. Bei der 16. Tour werden die mittleren 20 Maschen abgemascht, da hier die Paffe ihre gehörige Breite erreicht und nur an beiden Seiten (eine Seite nach der andern) weiter gestrickt wird. Man nimmt dazu die auf der einen Seite übrig gebliebenen Maschen auf eine besondere Nadel und strickt zuerst die Seite, auf welcher die 16. Tour geschlossen, folgender Art:

Das Muster bleibt ganz dasselbe, und hat man zu Anfang jeder Nadel oder Tour in der vorhin beschriebenen Weise abzunehmen; dies geschieht so lange, bis man nur noch 7 Maschen auf der Nadel hat, mit dieser Maschenzahl strickt man noch 40-42 Nadeln (für das hintere Theil der Paffe) und mascht dann ab. Die andere Seite der Paffe wird in derselben Weise vollendet und die beiden schmalen Enden hinten zusammengestrickt oder genäht. Am vordern Rand und um die unteren Spitzen der Paffe häkelt man mit weißer Wolle: stets 3 Luftmaschen, 1 feste Masche, die Luftmaschen jedoch nicht festonartig, sondern gerade anliegend.

Die Gardine wird in der Abwechslung von schmalen dichten rosa und weißen durchbrochenen Streifen gestrickt. Man schlägt mit weißer Wolle lose 110 Maschen auf.

1. Tour. — Wird ganz glatt gestrickt.

2. Tour. — Die Randmasche abgehoben, die 2. M. glatt gestrickt. — * 2mal umgeschl., 2 Maschen geschränkt zusammengestrickt, d. h. indem man von vorn nach hinten (und zwar von rechts nach links) durch die Maschen sticht — vom * wiederholt; die beiden letzten Maschen werden glatt nachgestrickt.

3. Tour. — wird glatt und aus den doppelt umgeschlagenen Fäden nur stets 1 Masche gestrickt.

4. Tour. — Hier beginnt der rosa Streifen — man strickt mit der rosa Wolle 4 Touren, welche auf der rechten Seite der Arbeit glatt erscheinen müssen — die Seite, auf welcher man die 4. Tour strickt, ist die rechte Seite. — Man nimmt in diesem Streifen an beiden Enden 2mal ab.

Nach den 4 rosa Touren folgt der 2. weiße Streifen, ganz in der Weise, wie der erste, also nach Angabe der 1. bis 3. Tour gestrickt.

Bei jedem der folgenden rosa Streifen wird nur an jedem Ende ein mal abgenommen. Zählt man 4 weiße und 4 rosa Streifen, so hat die Gardine ihre gehörige Breite erreicht, und man mascht alsdann ab. Ehe man die 3 Theile zusammensetzt, hat man noch die Garnitur auszuführen, bestehend aus aneinander hängenden runden Wollspindeln oder Bällchen, welche theils in gerader Reihe fest aufgenäht, theils in losen Festsätzen angebracht sind, wie die Abbildung es zeigt.

Man bildet aus weißer Wolle ein mehrer Ellen langes, 20-24 Fäden starkes Strähn, sädelt von gleicher Walle einen langen Faden ein und umschürzt damit das Strähn recht fest in regelmäßigen Entfernungen von ungefähr 2 Centimeter, ohne den Faden abzuschneiden. Alsdann durchschneidet man das Strähn, mit Ausnahme des Schürzfadens, in der Mitte jedes Zwischenraums von einem Knoten zum andern, hält die so gebildete Puschelgarnitur über kochendes Wasser, wodurch die Bällchen dichter zusammenpressen, und verwenden sie zur Verzierung der Haube. Die Paffe erhält am vordern Rand eine Puschelreihe fest aufgenäht, wobei man stets von der linken Seite der Paffe aus mit weißer Wolle einen Stich durch das darunter liegende Bällchen macht und so von einem zum andern geht. Der Fond wird zur Hälfte (vorn) auf dieselbe Weise besetzt, an der andern Hälfte (hinten) näht man die Garnitur in Festsätzen an, jedes Festsatz 4-5 Puscheln zählend.

Die Zusammensetzung der Haube geschieht folgender Art: Die Gardine wird eingereicht und an den untern Rand des schmalen (hintern) Theils der Paffe sowie an den schrägen Seiten derselben festgenäht. Der Fond (das viereckige Stück) wird mit der vordern Ecke auf die obere Mitte der Paffe gelegt, so daß die Ecke bis zur Puschelgarnitur der Paffe aufliegt, alsdann nach beiden Seiten am hintern Rand der Paffe entlang festgenäht; hinten bleibt der Fond frei und wird nur mit einigen Stichen an den obern Rand der Paffe, da, wo dieselbe zusammengenäht, befestigt, doch so, daß die Ecke des Fond hier bis auf den ersten rosa Streifen der Gardine überfällt. Eine kleine Schleife von rosa Atlasband wird auf die obere Mitte der Paffe, auf die hier überfallende Ecke des Fond placirt und gleiches Band zum Binden der Haube an die untern Enden der Paffe genäht. Wir wollen schließlich noch erwähnen, daß diese Haube eine sehr zweckmäßige und bequeme Kopfbedeckung für kleine Mädchen auf ihrem Wege zur Schule sein würde.

Kindertasche.

Material. schwarzer Sammet; Stahlperlen von Nr. 5; Stahlschmelz.

Die größere der hierzu gehörenden Abbildungen, welche das Dessin zur Stiderei für die Vorderseite der Tasche enthält, giebt zugleich den Schnitt derselben (in Originalgröße). Die Klappe fällt von der Rückseite über und wird also mit dieser in Verbindung geschnitten. Da man die Stiderei im Rahmen auszuführen hat — wenigstens ist dies für die Schönheit der Arbeit vorthelhaft — so bleibt natürlich das Ausschneiden der Theile bis nach Vollendung der Stiderei. Das Dessin wird gänzlich in Stahlperlen und Stahlschmelz ausgeführt, mit Ausnahme des innern, aus einzelnen Perlen bestehenden Plein, werden die Perlen stets reihenweise aufgenäht, und zwar theils plattstichartig (bei den kleinen Palmen), theils einer Schnur gleich aufgelegt und mit einigen kleinen feststichen befestigt. Das Dessin läßt die Perlen von dem Schmelz ganz deutlich unterscheiden, so daß wir die obige Angabe als völlig genügend zum Verständniß der Arbeit betrachten dürfen.

Die Tasche wird mit schwarzem Seiden- oder Baumwollstoff gefüttert und zwischen Futter und Liederung etwas steife Leinwand eingelegt. Den äußern Rand der Tasche verzieret man mit einzelnen, in regelmäßiger Entfernung ausgeführten schrägen Perlenstichen, wie es die Abbildung zeigt. Der Gurt, mittelst welchem die Tasche um die Taille befestigt, ist 1 1/2 Centimeter breit, ebenfalls von Sammet und mit schwarzem Band oder Kitai gefüttert; eben so gefertigt sind die beiden Bänder, welche den Gurt mit der Tasche verbinden. Das Arrangement des Ganzen zeigt die verkleinerte Abbildung der vollendeten Tasche.

Lambrequin

(Application)

zu Papier- oder Holzforben, zu Stagieren, Korbtischen u. s. w.

Material: zum Grundstoff schwarzes Tuch; — zur Stiderei kleine Stücke feines Tuch

oder Cashmir, in Weiß, Voutienblau, russisch Grün, Ponceau; starke dreifache Seide in Weiß, Schwarz, Grün, Dunkelblau, Ponceau, Goldgelb; ganz feine Goldschnur, schmale Goldlitze, große schwarze Schnurperlen.

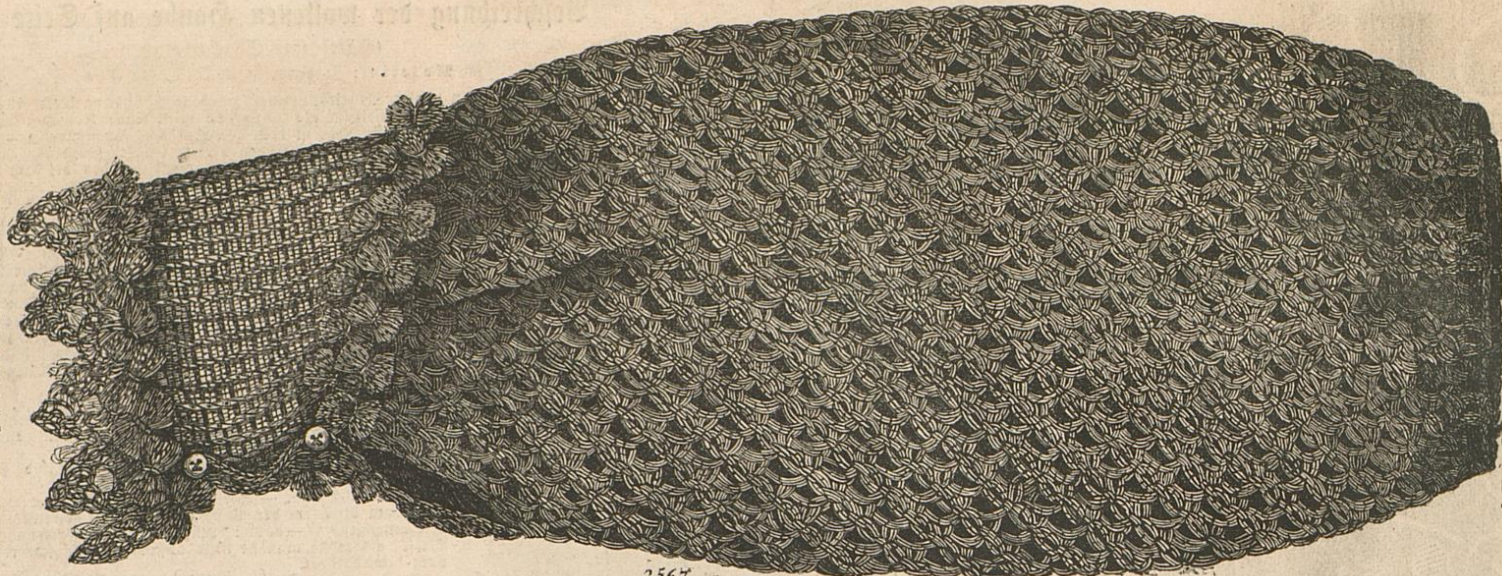
Die Lambrequins, welche schon seit langer Zeit eine sehr beliebte Garnitur zu den mannigfaltigsten Gegenständen sind, erhalten sich noch immer in Gunst und werden ganz besonders häufig zur Anwendung jener Phant-

Erklärung der Farben zum Lambrequin.

	Schwarz.
	dunkelblau.
	Weiß.
	Roth.
	gelb.
	Grün.

Lambrequin (Application).

tasarbeiten benutzt, welche man mit dem Namen „Application“ bezeichnet. Einer derartigen Arbeit gilt das hier gegebene Dessin, dessen Original sich als ein in ganz willkürlicher Farbenvertheilung gehaltenes buntes Bild darstellt. Das Dessin, zwei große und eine kleine Zade bildend, wiederholt sich in dieser regelmäßigen Abwechslung, während das Farbenarrangement der Figuren fort und fort variiert; doch wird durch die Contouren, welche durchgängig mit Goldschnur ausgeführt



Wäschchen, welche man noch die eine der Querseiten entlang ausführt, um dabei zugleich 2 Kufimachens anbringen zu können, zu denen passend an der andern Querseite des Gurtes 2 Knöpfe angebracht werden. An die spitz geformte Seite des Gurtes wird der Ballon traus angehängt.
Zur Spitze, welche den vordern Rand des Gurtes garnirt, schlägt man mit einfacher Nooswolle, über starke Nähnadeln, 4 Wäschchen auf.
1. Tour — Die 1. Waiche

3567
Wollener Aermel (Strick- und Häkelarbeit).

sind, die gehörige Einheit des Ganzen völlig hergestellt. Die Arbeit wird im Rahmen ausgeführt; — die großen Palmen werden aus bunten Tuchstücken genau nach dem Dessin ausgeschnitten und mit Gummi arabicum aufgelöst; dann die übrigen kleineren Figuren, auch die innerhalb der Palmen, mit Seide in Plattstich gearbeitet. Wie schon vorhin angedeutet, kann hierbei die größte Willkür obwalten — und geben wir nun beispielweise die Farbenzusammenstellung auf unserm Original an:

Erste (große Zade): Palme rechts, grün mit schwarzer Verzierung — Palme links, roth mit blauer Verzierung — untere Palme, weiß mit roth; die äußeren kleinen Figuren in Goldgelb, Roth und Grün.

Kleine Zade: obere Palme, weiß mit roth; untere Palme, blau mit schwarz; von den kleinen äußeren Figuren, die eine kleine Palme weiß, die anderen gelb, die einzelnen Nischen, der obere Zweig, zur Linken der weißen Palme, roth.

Zweite große Zade: untere Palme, roth mit blau; Palme rechts, grün mit schwarz; Palme links, blau mit weiß; obere kleine Figur, weiß, die zur Rechten der grünen Palme, gelb, die untere roth.

Zur Deutlichkeit geben wir umstehend noch eine Erklärung der Farben für die Palmen, nach den verschiedenen Grunddessins, welche den Stoff der Palmen bezeichnen.

Alle Contouren, auch den Umriss aller Plattstich-Figuren, führt man hierauf mit feiner Goldschnur aus, indem man dieselbe mit gelber Seide aufnäht, die Schnur selbst auch an den jedesmaligen Endpunkten einer Contourlinie durch den Stoff und an geeigneter Stelle wieder heraufzieht. Die den äußern Rand der Zaden bezeichnende Linie wird mit Goldblize besetzt und diese mit schwarzer Seide aufgenäht, bei jedem Stich eine schwarze Perle befestigend.

Nach eingepannt bestreicht man die vollendete Stickerei auf der Rückseite mit Gummiwasser, und nimmt sie erst, nachdem sie völlig trocken, aus dem Rahmen. Man schneidet das Lambrequin alsdann mit Zugabe des Einschlags, der Zadencontour entlang aus und füttert es mit feiner schwarzer Leinwand. [4321]

Wollener Aermel.

(Strick- und Häkelarbeit.)

Material: grau melirte Nooswolle.

Dieser für die winterliche Hausstollette äußerst zweckmäßige Aermel, besteht aus einem lose gestrickten Ballon, welcher an einen breiten, in tunesischem Häkelfisch gearbeiteten Gurt gefast ist. Eine schmale gestrickte Spitze schließt sich dem vordern Rand des Gurtes an, welcher mit einer Buschelgarnitur umgeben.

Der Ballon ist mit doppelter Wolle, über nicht zu starke Holz- oder Fischbeinadeln, der Länge nach in hin- und zurückgehenden Touren gestrickt. Man schlägt dazu 48-50 Maschen auf und strickt die 1. Tour links.

2. Tour — (rechte Seite der Arbeit) — die Randmasche hebt man ab, * strickt die beiden folgenden Maschen links ab, nimmt sie auf die linke Nadel, legt den Strickfaden von vorn nach hinten um diese beiden Maschen und nimmt sie alsdann auf die rechte Nadel zurück — vom * fortwährend wiederholt. Wie ersichtlich, hat man bei dieser Tour alle Maschen einfach links abzusticken, nur daß man nicht versäumen darf, stets 2 und 2 Maschen mit dem Strickfaden auf die beschriebene Weise zu umschlingen.

Die 3. Tour wird ganz glatt links gestrickt, wie die 1. Tour. Die 4. Tour wiederholt das Muster der 2. Tour, doch in verkehrter Ordnung, so daß die bei der 2. Tour zusammen umschlungenen Maschen jetzt getrennt werden.

Man arbeitet in dieser Weise weiter, bis der Ballon die gewünschte Weite erreicht hat (unser Original zählt 50 Mustertouren). — Man näht hierauf den Aermel auf der Rückseite zusammen, einen feinen Schlipf offen lassend. Man kann den Ballon auch in der

Runde arbeiten, wobei alsdann die jedesmalige Zwischentour des Musters auf der rechten Seite, rechts gestrickt wird. An den obern Rand des Ballon häkelt man 2 Touren a jour (durch eine Luftmasche getrennte Stäbchenmaschen), durch deren letzte Reihe man ein Gummi-band zieht. Der Gurt wird ebenfalls mit doppelter Wolle, im tunesischen Häkelfisch, der Länge nach dicht gehäkelt. Man schlägt 45 Maschen auf und arbeitet in gleicher Maschenzahl 10 Musterreihen (das sind 20 Touren), dann arbeitet man noch 6, nach beiden Seiten allmählich sich abkürzende Musterreihen, damit der Gurt sich nach der Mitte zu etwas spitz bilde; die letzte Musterreihe kann ungefähr 6 Maschen zählen. Zur Ausgleichung der abgekürzten Häkelreihen arbeitet man an dieser Seite des Gurtes eine Tour gewöhnlicher feiner

als Randmasche abgehoben, die übrigen 3 M. rechts nachgestrickt.
2. Tour — Man strickt nochmals in die zuletzt abgestrickte M. der vorigen Tour, indem man dabei den Strickfaden mit der rechten Nadel nach vorn hält; dann strickt man aus dieser schon abgestrickten Masche eine 2. Masche und nimmt sie mit der linken Nadel. Man umschlingt nun und strickt die auf der linken Nadel befindlichen 5 Maschen rechts ab.

3. Tour — wie die 1. Tour — der umgeschlagene Faden wird ebenfalls als Masche abgestrickt.
4. Tour — wie die 2. Tour.

5. Tour — die 1. M. abgehoben, 2 gestrickt, umgeschlagen, 2 M. zusammengestrickt, die übrigen M. glatt nachgestrickt.

6. Tour — 1 M. abgehoben, 1 gestrickt, die abgehobene überzogen, die folgende M. gestrickt, die vorige übergezogen — die übrigen M., auch den umgeschlagenen Faden, glatt gestrickt.

7. Tour — glatt gestrickt.
8. Tour — 1 M. abgehoben, die folgende gestrickt, die abgehobene übergezogen, die übrigen M. glatt gestrickt.

9. Tour — glatt gestrickt.
10. Tour — wie die 8. Tour.

Hiermit ist eine Zade der Spitze vollendet, und beginnt man wieder von der 1. Tour an. — Nach Beendigung von 8 Zaden hat die Spitze die genügende Länge erreicht; man macht also gänzlich ab und näht die Spitze an.

Die Buschelgarnitur wird ganz in der Weise ausgeführt, wie sie in der Beschreibung der wollenen Haube, Seite 355, angegeben haben. Vorn an der Hand erhält der Aermelgurt eine Reihe, unten, am Ansatz des Ballons, zwei Reihen Buscheln, welche glatt aufgenäht werden. [4316]

Dessin zur Herrenmütze.

Material: Schwarzes Tuch oder Cashmir; fornbuntenblaue starke dreifache Seide, Stahlperlen von Nr. 4; feine schwarze Perlschnur.

Für das Farbenarrangement dieser Arbeit steht der Wahl ein weites Feld offen; man kann z. B. zu der angegebenen Farbe des Grundstoffes, das Dessin in jeder andern beliebigen Farbe ausführen, als auch die Grundfarbe lebhaft, für das Dessin Schwarz wählen. In einem oder dem andern Fall dürften dann auch vielleicht schwarze oder Goldperlen effectvoller als Stahlperlen erscheinen.

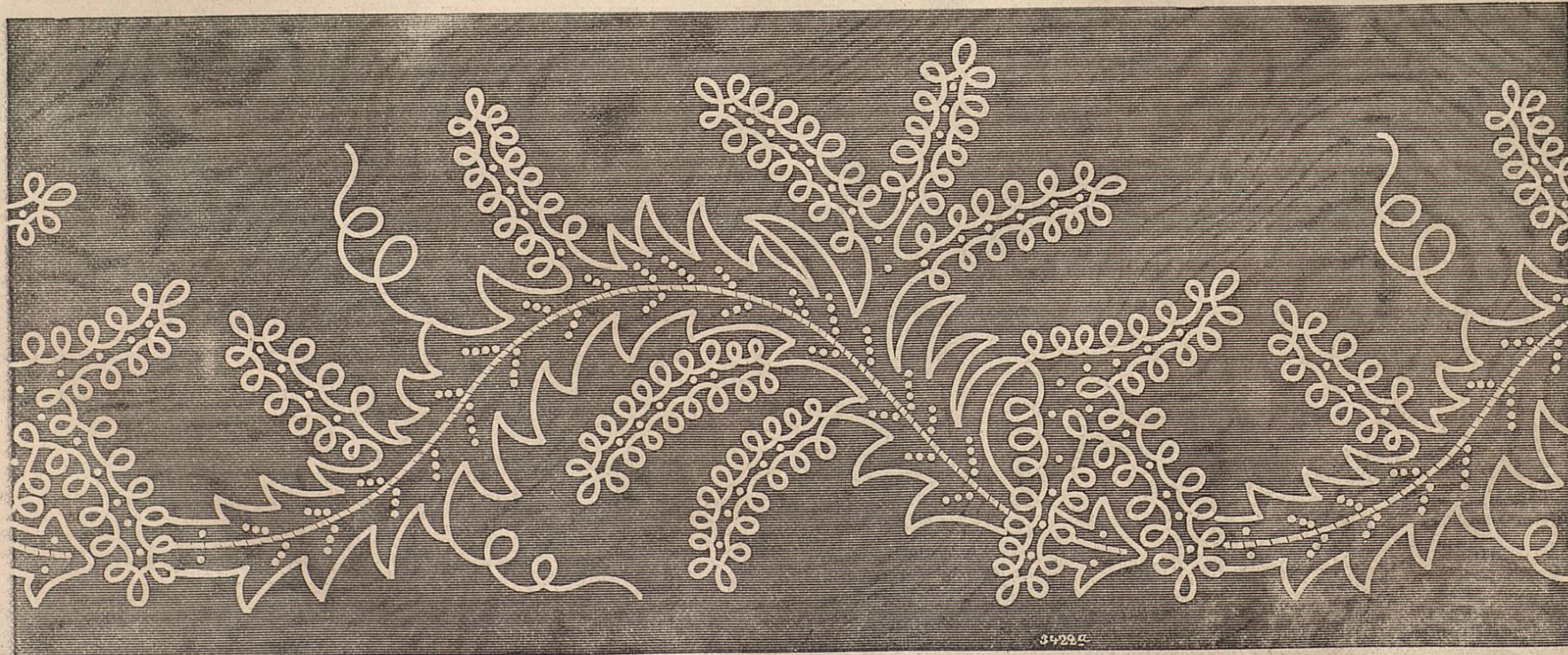
Mit Ausnahme der Hauptader in der Mitte der Gurtlänge, wird das ganze zusammenhängende Dessin in Kettenstich (an unserm Original mit blauer Seide) ausgeführt, die Ader durch eine glatt aufgenähte schwarze seidene Schnur (Perlschnur) gebildet, welche man an der Stelle, wo die Ader durch den Stoff geht, um die Ader mehr zu markiren, kann man diese Schnur auch mit feinem Goldfaden, mit gelber oder weißer Seide aufnähen — so daß die Stiche die Schnur in regelmäßigen Entfernungen umfassen. Die Perlen werden innerhalb der federartigen Blätter einzeln, an

beiden Seiten der Ader zu 3 und 3 aneinander gereiht, aufgenäht. Bei dem Deckel können zwischen den 2 und 2 kreisförmigen Linien ebenfalls einzelne Stahlperlen angebracht werden.

Die Mütze erhält entweder ein etwas steifes Futter, oder zwischen Futter und Ueberzug eine etwas steife Einlage, und kann durch eine von der Mitte des Deckels an der Seite herabhängende Seidenquaste verzieren werden. Ein um den innern Rand der Mütze gestreifter Lederstreifen ist beim Gebrauch derselben sehr zweckmäßig und giebt zugleich der Form der Mütze größere Festigkeit. Dieser Streifen wird nur am untern Rand festgenäht, nahe am obern Rand mit kleinen Einschnitten versehen, durch welche man eine Schnur einziehen kann, mit dieser das Lederfutter nach Erforderniß zusammenziehen kann. [4312]



Dessin zur Herrenmütze, Deckel und Rand.



Hierbei Supplement: Schnittmuster und Weißstickereidessins enthaltend.

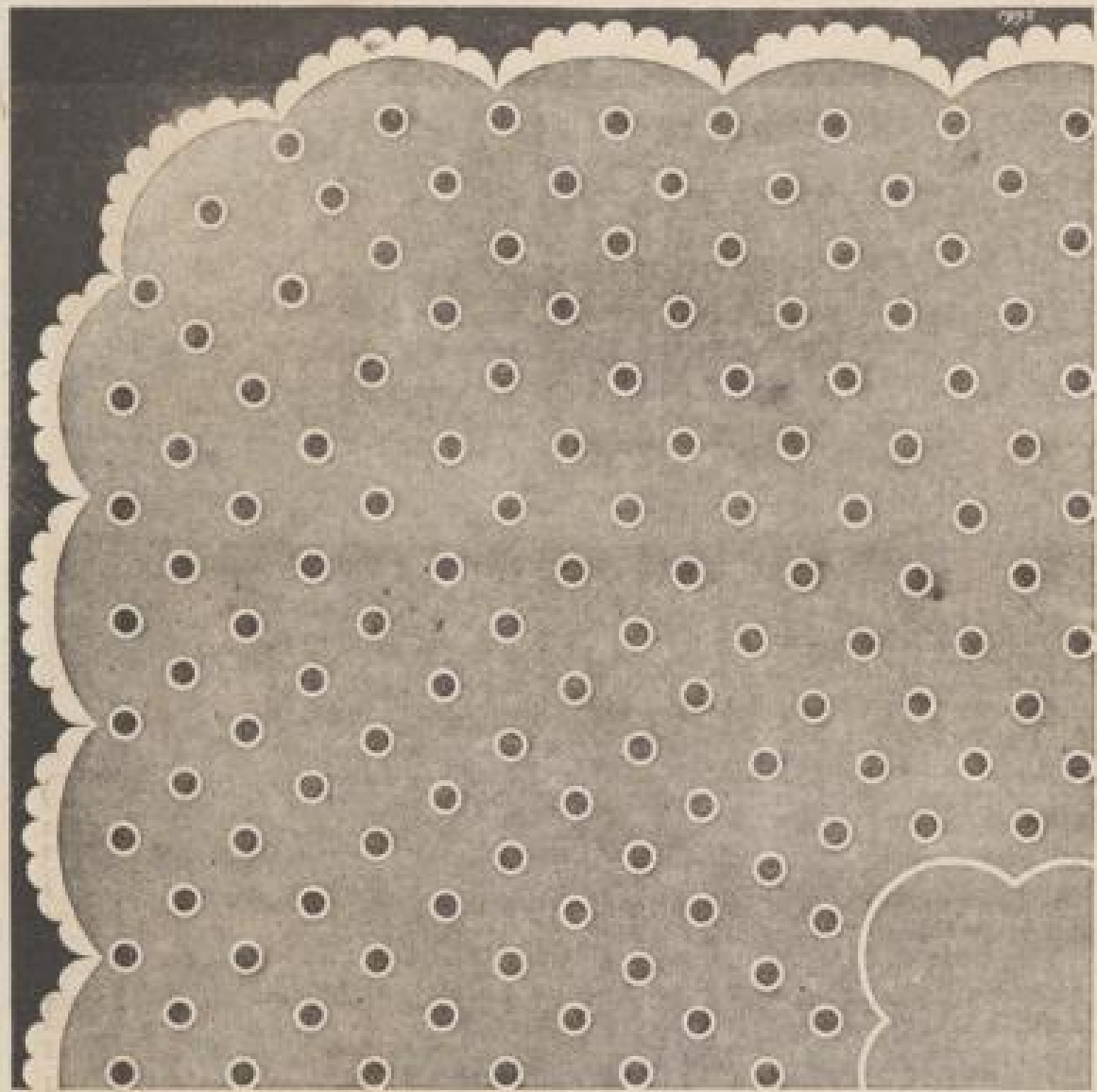


Fig. 1.



Fig. 14.

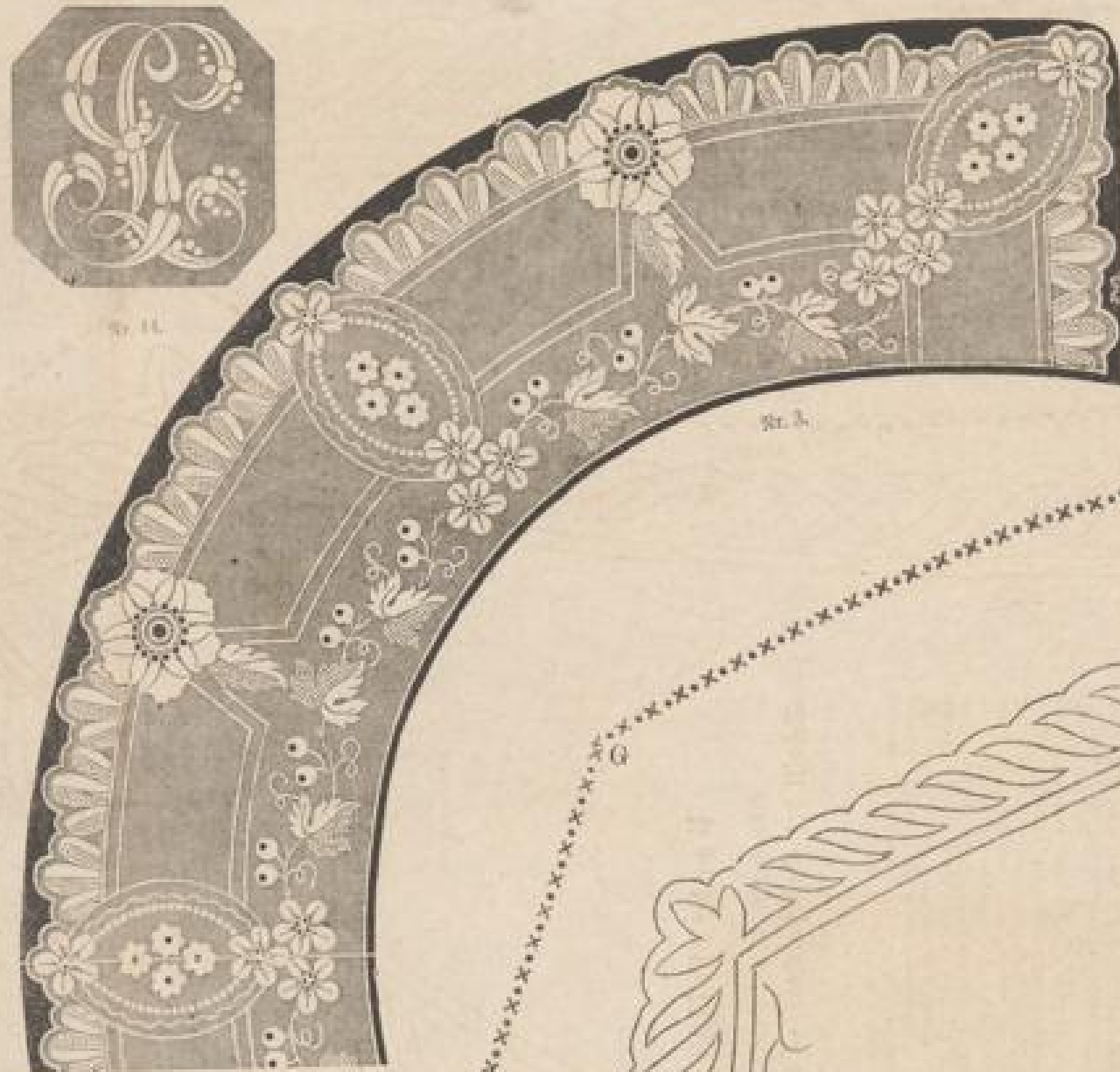


Fig. 3.



Fig. 4.

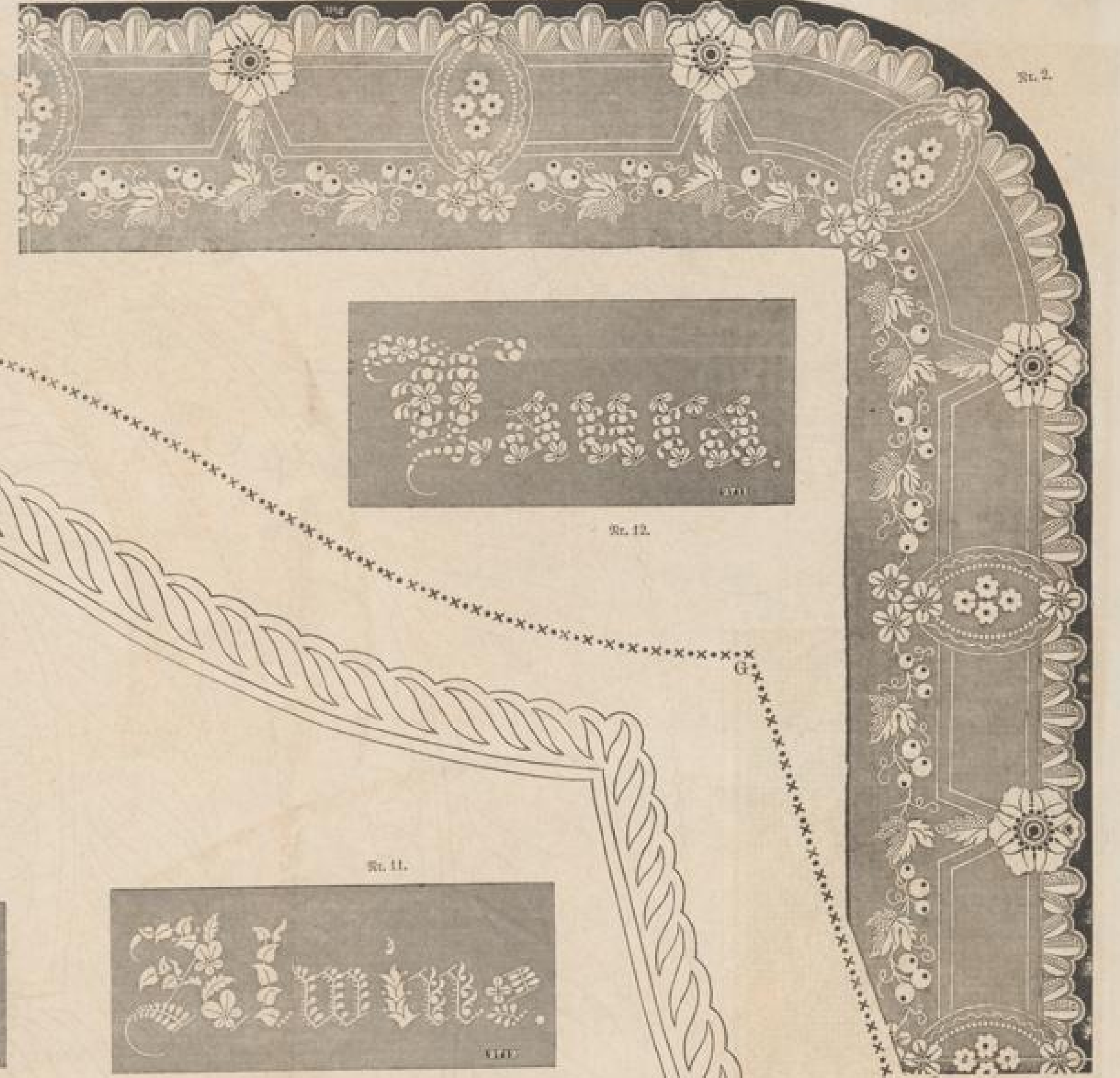


Fig. 2.

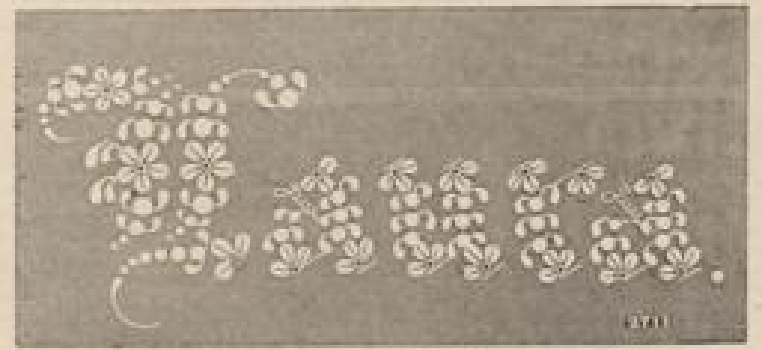


Fig. 12.



Fig. 5.



Fig. 6.

Fig. 7.

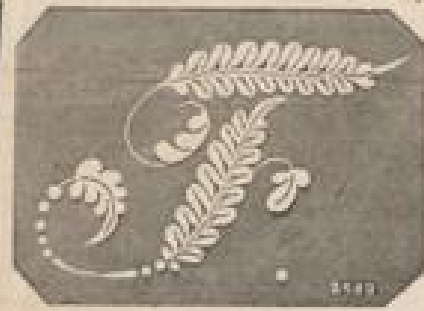


Fig. 15.

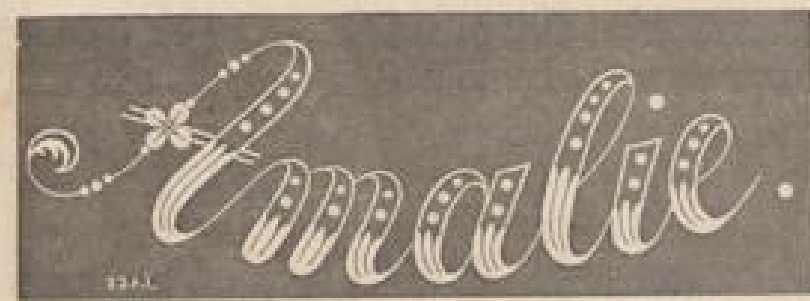


Fig. 8.



Fig. 9.

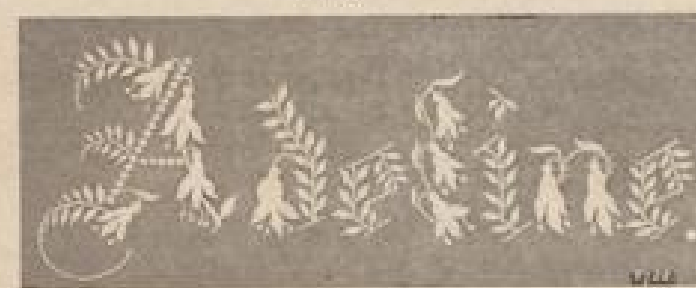


Fig. 10.



Fig. 11.

Fig. 4.



Fig. 10.

Alberline.

Fig. 13.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 47. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 15. December 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. XV. Band.

Eugenie.

Von Tobia Willhoff.

Es war tiefe Trauer im Schloß — seit einer halben Stunde war die junge Gräfin gestorben. — Sie hatte Jahre lang gekränkelt. Der Graf hatte mit Beobachtung alles äußern Anstandes bei ihr ausgeharrt, jetzt war er seiner Pflichten entbunden. — Die junge Gräfin war ein still demüthiges Weib gewesen; passiv und trivial, war sie der Gräfin Mutter ein willkommener Gegenstand, der gar leicht sich beherrschen ließ. Darum vermählte sie diese; — der Graf, der etwas Besseres gesucht, gab sich die Maasfenicht, als ob er etwas entbehre, nur die kleine Agnes, das Kind — liebte und entbehrte die Mutter, doch — das Kind war erst fünf Jahre, und also in dem Alter, wo noch die Trauer wenig verstanden wird und selten hastet. — Die Trauerfeierlichkeit erregte mehr Sensation als der Tod selbst. — Es war vorbei, und ward vergessen.

Der Graf ging auf Reisen, die Gräfin Mutter war wieder allein Herrin, und das Kind sollte eine Gouvernante haben.

Das Schloß lag in reizender Gegend am Thüringer Wald, aber ziemlich weit ab von größeren Städten, dadurch, und da ihr Alter schon vorgerückt war, hatten sich allmählig die Verbindungen der Gräfin verloren, und die junge Gräfin hatte keine gehabt. — Man war also genöthigt, eine Zeitungsannonce zu machen und dem Schicksal das Weitere anheim zu stellen.

Es fand sich eine Adresse von einem ehrwürdigen Landprediger, der eine Waise, eine Försterstochter, unterzubringen wünschte. — Das Kind war noch in tiefster Trauer um den Vater. — Eine Waise und in Trauer, das war der Gräfin Recht, die würde ihre Pflichten verstehen und keine Präntensionen machen. — Es wurde geschrieben, man werde das Fräulein abholen!

Eugenie war die einzige Tochter des verstorbenen Försters Schön, und hatte ihre Mutter niemals gekannt. — Von dem trefflichen Vater allein erzogen, hatte ihr von Natur kühner und stolzer Sinn fast eine männliche Richtung genommen, doch hielt der Zauber jungfräulicher Schönheit, sowie die tiefe Innigkeit ihres Gemüths jeden unschönen, unweiblichen Ausdruck zurück. — Eugenie war schön, himmlisch schön, und man wolle mir erlassen, die einzelnen Züge eines Ensemble zu beschreiben, das eben in dieser Vereinigung gerade schön war. — Die Schönheit eines Weibes liegt nicht immer im Ebenmaß allein, es ist doch fast immer der Ausdruck, der dieses stempelt.

Eugenie war die Tochter des Waldes, und zugleich seine Königin, sie war eine Venus und eine Amazone, eine Juno und eine Minerva, denn es gab keine Anforderung der Kunst und Wissenschaft, der sie nicht in ihrer stillen Einsamkeit zu genügen gelernt hätte — in höherem Maße, als die Schillerinnen unserer ersten Institute — sie war die kühne Feindin des Wilkes, selbst der Raubthiere, denn Flinte und Hirschfänger waren gewandte Waffen in ihrer Hand, aber — dabei war sie die wärmste und mitleidigste Freundin ihrer einzigen Jugendgefährten, der jungen Rebe, Hirsche zc., die angebetete Herrin der wilden Jagdhunde, die ein Blick von

ihr beherrschte. — Mit Menschen war sie wenig in Berührung gekommen, denn außer ihrem Vater und den Jägerburtschen, die fast alle häusliche Arbeit verrichten mußten, kannte sie wenig von der Welt, sie kannte diese nur aus ihren Büchern, aus der Geschichte und Völkertunde. Sie war eine Nymphe des Waldes, ein hoch erhabenes Wesen, dem nur eines fehlte, um in der Welt zu leben und zu glänzen: Erfahrung und Selbstbeherrschung. — Von beiden aber hatte sie keine Ahnung. — Der liebende Vater hatte ihre Mängel nie zu bemerken Gelegenheit, denn ihm war sie die zärtlich hingebende Tochter, die nie einen andern Willen hatte, als den des Vaters. — Die Beiden verstanden sich immer, und ein Aufgeben einer Idee war für sie kein Opfer, sondern ein natürlicher Act der Liebe und des Gehorsams.

Das Försterhaus war mit jedem Comfort des höhern Lebens ausgestattet, aber streng dem Besuch Fremder abgeschlossen, denn da der Förster seine Tochter nicht den Blicken der Männer preisgeben wollte, entbehrte er lieber deren Umgang. — So war Eugeniens Leben bis zu ihrem 18. Jahr verfloßen, einseitig, einfach, aber glücklich und ungetrübt durch den leisesten Hauch wirklichen Leides. — Und jetzt war es, wo ernst und gewaltig die Hand des Schicksals in dies poetische Leben eingriff — ihr Vater ward krank! — Eugenie sorgte und trauerte aus Liebe und Mitleid mit den Schmerzen des Vaters, aber feier ernster Gedanke kam in ihren Sinn — der Vater, der deutlicher fühlte, daß sein Zustand ernst sei, wagte nicht, die geliebte Tochter zu demüthigen, er wollte sie so lange wie möglich schonen, bis er die Herrschaft über seinen Willen nicht mehr hatte, bis das Fieber ernsthaft überhand nahm, und Eugenie jetzt, von einer Ahnung ihres Unglücks ergriffen, im



„Ah so,“ lächelte der Fremde, „also eine Wilddiebin und feia Wilddieb.“ (Seite 378.)

starren, maßlosen Schmerz Tag und Nacht mit gefalteten Händen vor seinem Bett saß, um aus seinem Auge einen Strahl der Hoffnung, einen Vorboten der Genesung hervorleuchten zu sehen. — Vergebens, der Herr über Leben und Tod hatte hier anders beschloffen. Nach Verlauf von vierzehn Tagen war der Kampf zu Ende. — Eugenie rang verzweifelt mit dem Tode an dem Sterbebette des Vaters. „Bleib mir!“ rief sie, „bleib mir!“ — und im letzten Augenblick des Bewußtseins richtete sich der Vater auf, zog einen Ring vom Finger, und gab ihn ihr. „Den bewahre treu!“ sprach er. „Im Uebrigen baue auf Gott, bleibe rein und wahr, Gott verläßt nie, die auf ihn vertrauen.“ — Sein Tod war ruhig und sanft, und der herzugeworfene Prediger des nächsten Ortes kam zu spät, um ihm den Frieden des Herrn zu bringen; er hatte ihn mitgenommen, aber — er hatte ihn auch seiner Tochter mit hinweg genommen, die dem Geistlichen eine ernsthafte Aufgabe bot, als er erwartet hatte. — Aus einer Dymnast erwachend, ging ihr Zustand in die wildeste Leidenschaftlichkeit über, bis wieder die tiefste rührendste Wehmuth jene erhöhte Spannung ablöste und sie willig machte, jedem Jureden zu folgen, das an sie erging. — Der Prediger führte sie fort vom Spielplatz ihrer Kindheit, vom Schauplatz des entsetzlichsten Verlustes, der sie hatte treffen können, und nahm sie in sein Haus, wo vielleicht der ungewohnte Verkehr mit anderen Menschen mehr und schneller auf ihren heftigen Schmerz wirkte, als derjenige begreifen kann, dem das Gefühl eines so gänzlichen Isolirteins niemals aufging, wie sie verlassenen. — Ihr Schmerz ward gemindert durch die Außenwelt, die ihrer lebhaften Seele neue Eindrücke zuführte, oder richtiger, er ward zurückgedrängt, aber doch zugleich beherrscht. — Inzwischen trat das Verdict ein, um durch den Verkauf des väterlichen Eratbums seiner Tochter ein kleines Erbe zu gewinnen, doch war es nicht hinreichend, um dieselbe zu erhalten. — Der Prediger, dem jetzt die Sorge für die verlassene Waise oblag, mußte also daran denken, seinen schönen Pflegling in der Welt zu placiren, und es boten die vielfachen Talente derselben die reichsten Mittel hierfür dar. — Er nahm also die Annonce der Gräfin als einen gebotenen Fingerzeig des Himmels, weil er seine ihm sehr lieb gewordene Eugenie auch eben nicht schlechter placirt haben wollte, als in einem recht sehr angesehenen Hause, und da er in ihr selber durch seinen Widerstand fand, und die Gräfin, wie wir gesehen, gern darauf einging, so war die Sache bald abgemacht.

Der Tag der Abreise ward festgesetzt, und zur bestimmten Stunde hielt die glänzende Carosse des Grafen B. vor dem Pfarrhause — nicht ganz ohne Stolz und Hochmuth sahen Kutscher und Lakai auf das einfache Häuschen, aus welchem — ein Domestique, gleich ihnen, hervorgehen sollte. — Sie erwarteten ein demüthiges kleines Landmädchen, das mit verwunderter Freude die reichen Livreen und den schönen Staat betrachteten werde, und machten sich im Voraus lustig, wie sich das Gouvernantchen wohl geriren werde. Wie groß aber war ihr Erschrecken, als von dem Arm des würdigen Geistlichen geleitet, eine große, schöne, imponirende Dame aus dem Hause trat, die, ohne einen Blick auf die ganze Staatscarosse zu werfen, mit dem Ton einer Königin, die keinen Widerstand kennt, dem Lakaien befahl, ihre Sachen entgegen zu nehmen und ihr den Schlag zu öffnen — sobald noch einen Blick der Liebe dem Prediger zuwerfend und von ihm an den Wagen geleitet, ihm noch herzlich die Hand reichend, sich in den Wagen zurückwarf, um sich um die ganze Welt nicht mehr zu bekümmern, bis sie an ihrem Bestimmungs-ort angelangt war. — Eugenie hatte im Wagen bittere Thränen geweint, allein, unbeflügelt sollte sie jetzt in der Welt stehen, entrisen ihrer Heimath, keine Heimath auf Erden mehr besitzend! — O, dieser Gedanke ist sehr ernst.

Man kam endlich an, und nach kurzer Begrüßung der alten Gräfin bat Eugenie, sich in ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen. — Etwas verwundert, daß eine Waise einen Wunsch habe, und noch dazu ihn so kühn aussprechen könne, da ihrer Meinung nach gar kein Grund hierzu vorhanden war, so war doch die Gräfin zu noble und war ihr die äußere Form der Höflichkeit zu heilig, als daß sie der Bitte des imponirenden Mädchens etwas entgegen zu setzen hatte. — Eugenie konnte sich frei auf ihr Zimmer begeben. — Nachdem sie hier sich in ihrer Weise wohnlich eingerichtet, ihre Bücher, ausgelegtesten Vögel, ihre Jagdwaffen und ihre Kleider placirt hatte, klingelte sie, um die Gräfin ersuchen zu lassen, man möge ihr doch ihren Bögling zusenden. — Die Gräfin wollte die Gouvernante in den Augen der Leute nicht compromittiren und ließ es geschehen. Eugenie kam es nicht in den Sinn, daß in ihrer Bitte eine Annäherung liegen könne, sie kannte nicht, was dies sei, sie wollte gern Alles für Andere thun, aber sie wollte auch jeden billigen eigenen Wunsch erfüllt sehen. — Sie empfing die kleine Agnes mit inniger Freude, und stellte noch an demselben Tage eine dialogische Unterrichtsstunde mit ihr an. — Die Kleine war noch ganz unwissend, aber so war es Eugeniens regem Sinn am liebsten — sie allein wollte sie bilden und erziehen. Am Abend ließ die Gräfin fragen, ob Frä. Schön aus dem Zimmer oder im Familienaal zu soupiren wünsche. — Diese Artigkeit gefiel ihr, und sie ließ erklären, daß sie sich mit der größten Freude den Wünschen der geehrten Gräfin fügen werde. — Sie ward darauf ersucht, sich hinunter zu bemühen, und betrat mit so vielem natürlichen Anstand, einer so kindlichen Heiterkeit das Zimmer, daß der strenge Ernst in den Zügen der alten Gräfin vor der Unbefangenheit des schönen Naturkinds verschwand — ja es war als ob die Uebereinstimmung im Charakter Beider, der angebotene Adel der Seele, Beide einander näher brächte und ein gegenseitiges Verständniß hervorriefe. — Mit Verwunderung betrachtete die Dienerschaft die Ansprüche der neuen Hausgenossin, mit noch größerer die Willfährigkeit der alten Dame, die ihrer rastlosen Herrschaft wegen von Jedem gesücht und fast gehaßt wurde. — Aber immer mehr lernte sie Eugenie lieben, ja sie verzog sie selber und sah ihr Alles nach. — Agnes machte bedeutende Fortschritte; zwei Knaben, die Eugenie mit ihr unterrichtete, konnten bald in der Dorfschule nichts mehr lernen, aber wann sie eigentlich lernten, das war schwer zu begreifen, denn fast nie war das junge Personal zu Hause. — Garten, Feld und Wald waren die Unterrichtsplätze, und nur am Spätnachmittage hatte die Gräfin die Freude, Eugenie mit einer Handarbeit die Schularbeiten ihrer Böglinge überwachen zu sehen. — Eugenie verfolgte ihr Ziel in durchaus eigenhümlicher Weise, und hatte ihr guter Stern sie in das Haus der Gräfin

geleitet, deren eigener bizarrer Charakter ihr ein Interesse an allem Ungewöhnlichen verlieh. — Eugenie lebte in der völligen Freiheit und Ungebundenheit, und wer sie sah, hätte sie in ihrem Auftreten für die Tochter vom Hause halten sollen, — es war ihr ein eigenes Pferd zugewiesen, das sie häufig auf weite Streifereien in die Umgegend trug — wenn man ausfuhr, mußte es sich der Kutscher gefallend lassen, unthätig daneben zu sitzen, denn Eugenie führte den Zügel, und mit so kräftiger Hand, daß man niemals sich über ihre Unkunde zu beklagen hatte. — Nur in einem Punkte hatte die Gräfin nie und nimmer ihre Zustimmung geben wollen, sie hatte niemals Eugenie gestattet, ihrer Jagdliebhabe zu fröhnen, und dies verbotene Paradies war gerade deshalb der Gegenstand ihrer heißesten Sehnsucht.

So mochte wohl ungefähr ein Jahr verstrichen sein, während Eugenie immer mehr und mehr der Liebling der alten Dame wurde, als eine Reife der kleinen Agnes zu einer nahen Verwandten sie in ihren täglichen Beschäftigungen störte und ihr die völlige Verfügung über ihre Zeit gab. — Ihre Streifereien zu Pferd und zu Fuß erhielten nun einen immer weitem Umfang, und endlich konnte sie der alten Sehnsucht nicht mehr widerstehen, ihre liebe Flinte einmal zu versuchen und in altgewohnter Weise den Wald zu durchstreifen. — Sie hatte zu ihrem Manöver den frühen Morgen gewählt, wo die Gräfin noch schlief und sie weniger vermiffen würde. — Anfangs begnügte sie sich mit dem Erglegen kleiner Vögel, doch bald genügte ihr dies nicht mehr, und da sie jetzt eines Nebes ansichtig wurde, während die Flinte eben geladen war, so legte sie an, traf, aber verwundete das arme Thier nur leicht, das unsäglich sich zu retten im Gras zusammenfank. — Bei diesem Anblick erwachte ihr weibliches Mitleid, und rasch ihr Taschentuch zu Binden zerreißend, beugte sie sich über das verwundete Reh, um seine Wunde zu suchen und zu verbinden. — Das Reh hielt ruhig Stand, und eigenthümlich war der Anblick, die schöne Jägerin im selben Moment ihre Sünde gut machen zu sehen, wo sie dieselbe begangen. — Sie selber wußte es nicht, daß das hübsche Tableau beobachtet wurde, bis sie nach gethener Arbeit den Blick aufschlug und — dem eines stillen und elegant gekleideten Mannes begegnete, der mit höflichem Anstand sie begrüßend die Frage an sie richtete, auf welche Weise ihr Einschreiten hier hervorgerufen und wohin sie etwa den Wilddieb habe verschwinden sehen? — Diese Frage brachte denn doch unsere süße Jägerin einigermaßen in Verlegenheit — das Wort Wilddieb klang ihr ein wenig ernst, sie hatte noch nicht daran gedacht, daß ihre That diesen Namen verdient, und in ihrer Verwirrung fiel es ihr nicht ein, ob denn auch der Fremde ein Recht zu dieser Frage habe, sondern gestand erröthend und beschämt, daß sie selbst das Reh geschossen habe. — „Ah so!“ lächelte der Fremde, „also eine Wilddiebin und kein Wilddieb; glücklicherweise für Sie, mein Fräulein, sind auf solche unsere Landesstrafen nicht berechnet, und ich muß Sie frei ausgehen lassen, obschon ich gar gern eine so schöne Delinquentin inquirirt hätte.“ — Eugenie sagte diese Rede nicht, und da der Herr nicht im Jägercollium war, sie ihn nicht für einen Förster halten konnte, so begriff sie den Sinn seiner Rede nicht, bis er sie befragte, wohin sie wünsche ihre errungene Beute gebracht zu sehen, da er es nur natürlich finde, daß dieselbe als ihr Schützling ihrer weitem Sorgfalt anvertraut bleibe. — Die leise Ironie dieser Rede erweckte die ganze Heiterkeit Eugeniens. „Ain denn, mein Herr, so bringen wir's ins Schloß, denn dahin gehören sowohl das Reh wie ich!“ — „In's Schloß?“ fragte ernst werdend der Fremde, „und Sie nicht?“ — „Die Gouvernante der kleinen Comtesse, Frä. Schön! — Zu dienen und Sie?“ — „Graß B., mein Fräulein, der Vater Ihres Bögling's.“ — Wehr ließ für den Augenblick die Würde des Vaters nicht aufkommen, obschon er viel dafür gegeben hätte, diese von sich werfen zu dürfen. — Eugenie aber war sichtlich überrascht, sie hatte sich ein so ganz anderes Bild von dem Grafen entworfen, sie hatte ihn in ihren Gedanken mit der freiberthlichen, feisen, altväterlichen Würde seiner Vorbäter ausgeschrieben, die sie so oft mit einigem Interesse im Altonesaale betrachtet, und wäre weniger erstaunt gewesen, wenn eine Gestalt aus dem 18. Jahrhundert mit Allongeperrücke und steifem Degen ihr entgegen getreten wäre, als jetzt, wo ein junger ritterlicher Cavalier vor ihr stand, mit dem heiteren leichten Anstand der Gegenwart, den Eugenie aus der Erfahrung und dem Leben noch gar nicht kannte. — Doch ihr kindlicher Sinn reflectirte nicht lange; war's der Graf, so war's im Grunde auch kein Unglück. War doch die Gräfin so gut gegen sie, so gut, wie eine Mutter nur sein konnte, warum sollte denn der Graf dies nicht auch sein, warum sollte sie sich vor ihm fürchten, der so freundlich ihr entgegen kam? So fand sie ihre Sicherheit gar bald wieder und erzählte dem Grafen mancherlei aus ihrem häuslichen Leben, das ihn interessiren mußte, namentlich über sein Töchterchen, das so lieblich und klug heranwuchs. — Nachdem unter solchem Gespräch mehre Minuten verflossen waren, fielen Beider Blicke wieder auf das Reh, und sie waren einigermaßen in Verlegenheit, wie denn dieses solle nach dem Schloß gebracht werden, ohne daß die Gräfin Mutter eine Ahnung von dem Geschehenen bekomme, denn das Schloß war ziemlich weit ab, und das Dorf war weit ab, und die Leute, die der Graf hätte rufen können, wollte er mit diesem Vorfall nicht bekannt machen. — Seine Gedanken zum Theil errathend, schlug sie vor, sie wolle eine Hängematte aus Vinsen und Schilf machen, das in der Nähe in einem Sumpfe wachse, und darin ließe sich das Reh leicht transportiren, wenn sie nur eine Hilfe habe. — Der Graf versprach gern hierzu tätigen Beistand zu leisten, und Beide gingen vorerst ans Werk, sich das Nöthige zu schaffen. — Unter manchem Scherz und manchem ernsten, bedeutungsvollem Wort ward die Arbeit vollendet, bei der der Graf recht eigentlich den Handlanger gemacht hatte, und da der Morgen weit vorgerückt war, saßen Beide die schnell entstandene Hängematte jedes an einem Ende, und trugen das arme Reh schonend dem Schlosse zu. — Da sie ziemlich abgelegene Wege wählten, so gelang es ihnen unbemerkt beim Garten anzukommen, wo der Graf das Reh einem Lakaien mit der Beauftragung überließ, daß er es leider verwundet und keinen zweiten Schuß gehabt habe, es sei daher verbunden und solle gezähmt im Schlosse bleiben. — Eugenie war auf ihr Zimmer geeilt, und der Graf ging seine Mutter zu begrüßen. — Die Gräfin hatte ihren Sohn so bald nicht erwartet, sie war froh, ihn zu sehn, aber es lag

eine kleine Zurückhaltung in ihrer Weise — von Eugenie sprach sie gar nicht. Sie überlegte — aber es ging nicht anders, sie durfte sie nicht absichtlich zurück halten, und zur Mittagstafel stellte sie die Gouvernante dem Grafen vor. — Niemand von ihnen verrieth, daß sie sich recht gut kannten. — Der Graf erzählte, daß er ein Reh habe schießen wollen, da er die letzte Station zu Fuß gemacht, aber nicht gut getroffen habe, das Reh sei im Schlosse, und er wolle es der Sorgfalt des Frä. Schön und seines Töchterchens übergeben. — Eugenie dankte ihm anmüthig und umfänglich. — Die kleine Heuchlerin zeigte, daß sie in einem Punkt wenigstens um nichts besser sei, als alle Ewenz-Töchter. — Sie hatte ja jetzt die Erlaubniß, sich ihres lieben Nebes anzunehmen, und traf rasch genug Vorkehrung zu seiner Aufnahme. — Es genas in wenig Tagen unter ihrer sorgfamen Pflege und begleitete sie jetzt wie ein Hund wohin sie ging. Das Reh war das Geheimniß, das Band zwischen ihr und dem Grafen, und daß Niemand dies ahnte, das führte die Beiden um so schneller und gewisser einander näher. — Die alte Gräfin mit weiblichem Tact ahnte und süßte das Unglück herankommen, Beide waren zu schön, zu liebenswürdig, sie mußten sich finden, und doch konnte, doch durfte es nicht sein, doch durfte selbst im 19. Jahrhundert der Stammbaum der hochgräflichen Familie B. durch eine Mesalliance nicht entweiht werden. — Vergebens dachte sie Tag und Nacht darüber nach, wie diesem vorzubeugen sei, ach, die Liebe ist ein mächtiger Feind, den so leicht Niemand bekämpft, und am wenigsten ein Dritter, und im Grunde liebte sie Beide, und wünschte heimlich, Eugenie möge ihrem Sohne ebenbürtig sein, damit das reizende Mädchen wirklich ihr Töchterchen werde. — Je klarer und entschiedener aber allmählig des Grafen Interesse für Eugenie hervortrat, je mehr sank das mütterliche Gefühl der Gräfin für sie in ihrem Herzen, und um so fester ward in ihr der Gedanke, daß sie um jeden Preis eine Trennung bewirken müsse. Aber wie? — Sie kannte ihren Sohn in der Selbstständigkeit seines Charakters und Eugenie in einer wo möglich noch größern, was war davon zu hoffen? — Naßer entwickelte sich das Drama, als sie selber geglaubt. In einem Abend, nachdem der Graf den ganzen Tag ausgeritten gewesen, trat er bei der Gräfin Mutter ein, legte ihr mit wenigen entschiedenen Worten seine Absicht dar, Eugenie zu seinem Weibe zu nehmen und bat sie um ihre Einwilligung! — „Hermann,“ sprach sie, „ich glaube es redet ein Fieberwahn aus Dir — willst Du einen Schächerroman aufzuführen?“ — „Mutter!“ rief der Graf in höchster Aufregung, „habe ich nicht meine erste Ehe nach Deinem Willen eingerichtet, habe ich nicht acht der schönsten Lebensjahre einem vegetirten Leben aufgeopfert, und jetzt, wo ein himmlisches Mädchen, ein Engel an Verstand, Güte, Reinheit und Schönheit mir entgegen tritt, wo ich liebe, wie ein Mann liebt, der zum ersten Mal sein Lebensideal erblickt, jetzt willst Du mir meine reine Liebe entweihen, selbst in Gedanken nur bespucken!“ — Mutter,“ bat der Graf, und kindlich weich ward seine Stimme, „Mutter, gib mir Deinen Segen, denn“ — fuhr er langsam bebend fort — „des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reiht sie wieder nieder — Mutter, nicht der gebietende Graf, Dein Sohn, Dein Kind steht vor Dir und fleht Dich, gib, o gib uns Deinen Segen!“ — Der Augenblick war für die Gräfin fürchtbar, ihr Herz wollte schon nachgeben, aber die Ueberzeugung ihres Pflichtgefühls stützte ihren maßlosen Stolz. „Nimmermehr!“ rief sie in erbogter Kraft, „wähle zwischen Mutter und Weib, denn beim ewigen Gott, nicht sie und ich werden lebend als Gräfinnen B. nebeneinander wandeln!“ — „Mutter, ist das Dein letztes Wort?“ — „Mein letztes.“ — „Gut, ich habe gewählt!“

Raum hatte der Graf seine Mutter verlassen, als diese auf geheimem Wege das Zimmer Eugeniens aufsuchte. — Sie fand dieselbe noch auf und in tiefen Sinnen verloren. — Als sie die Gräfin zu so ungewöhnlicher Zeit bei sich eintreten sah, ging sie ihr langsam und ernst entgegen, und auf einen heftigen Sturm gefaßt, war sie verwundert, als diese zärtlich sie in die Arme schloß und mit unzähligen Liebesworten nannte.

Der Kampf der Gräfin war kein geringer. — Waren auf der einen Seite die alt hergebrachten Vorurtheile ihres hohen Standes mächtig genug, sie in keinem Gedanken von dem abzuweichen zu lassen, was ihr eben möglich oder nicht möglich erschien, so war diese Frau, die so viele Lebensstürme an sich hatte vorüberziehen sehen, und die es keineswegs verkannte, welche reichen Sätze sie in ihrem Sohn und selbst in diesem jungen lieblichen Wesen besaß, keineswegs herlos genug, bei den Opfern, die sie glaubte fordern zu müssen, kalt zu bleiben; ja es war ihr, als sie Eugenie weit eher würdig ihre Tochter zu sein, als diejenige, die sie vorm Jahr begraben. — Die Gräfin war erhaben und stark, und diesem echten Hochgefühl ihres unentweichten Adels fehlte die Anerkennung fremden Werthes nicht, wohl aber jeder Gedanke, eine solche auf ihre Handlungen einwirken zu lassen.

So war ihr Plan, als sie zu Eugenie eintrat, völlig gefaßt, aber das warme Wohlwollen, welches sie für das schöne junge Opfer ihres Willens empfand, bewog sie, wo möglich durch Liebe und Güte, durch Bitten und Vorstellungen das zu erreichen, was sie ja doch einmal, und sei es um jeden Preis, erreichen mußte. Darum hatte sie keine Zeit verloren; heute war Eugenie noch die ihre, denn am späten Abend konnte ihr Sohn sie nicht mehr aufsuchen; morgen war es wahrscheinlich zu spät.

Aber die Gräfin hatte sich dennoch in Eugenie gerirt und verrechnet. Eugenie war kein Weib, das sich einen Moment über die Absicht des Besuches noch den Beweggrund des Benehmens der Gräfin zu täuschen vermochte; diese beiden Frauen verstanden sich vollkommen. Sie fühlte instinctmäßig, was unter den Liebsohnen der Gräfin verborgen war, und anstatt dieselben zu erwiedern, richtete sie die kalte Frage an dieselbe, was die Frau Gräfin ihr zu befehlen geruhe?

Diese Frage gab der Gräfin ihr Gleichgewicht, ihre eiserne Härte zurück. — Sie sah sich verstanden, ja mit mehr Misstrauen behandelt, als sie nach dem Kampf ihrer Seele zu verbieten münzte; das hochachtbare Blut kam in stolze Wallung, hin war das fühlende Weib. Eugeniens unbesangener Sinn hatte den einzigen Augenblick vernichtet, der ihrem Geschick hätte eine andere Wendung geben können!

„Was ich befehle: Gehorsam, mein Fräulein, und Zurückkehr zu der Sphäre der Gedanken, die Ihnen Schicksal und Geburt anwiehen, nicht aber sich vermessend, Ihre Augen zu dem einzigen Erben der Grafen B., des ältesten gräflichen Hauses im Lande, zu erheben!“

„Gräfin,“ sprach Eugenie mit mühsam bezwungener Erregung, „dasselbe Schicksal, das mir meinen Vater, meine Erziehung und somit meinen Gedankengang gab, dasselbe schenkte mir das Herz des Grafen B. — Ich bin stolz, es gewonnen zu haben, ohne Ahnen und ohne Adelskrone! Meine Ahnen und meine Adelskrone sind das Bewußtsein meines Werthes, die Mitgabe selig entschlafener Aeltern, und ihr Segen mag es sein, der mich in Liebe dem edelsten Manne der Erde verband. — Ich entsage ihm nie, so wenig er mir entsagen wird, und fester sind die Mauern ihres festesten Burgverliebes nicht, als das Herz, das Ihnen jetzt gelobt, nie von seiner Liebe lassen zu wollen!“

„Ich sehe es,“ sagte die Gräfin ruhig und mit einem so eigenthümlichen Ausdruck der Ungewissheit und der Verzagtigkeit, daß Eugenie Hoffnung zu fassen begann. — „So folge mir, Kind,“ sprach sie dumpf und tonlos, „damit in dieser Nacht noch Alles entschieden werde!“ — Die Gräfin schlug den Weg zu den Zimmern ihres Sohnes ein, während Eugenie ihr folgte. — Aber schon am Ende des ersten Corridors blieb sie stehen, als wenn noch einmal die Hoffnung auf eine andere Wendung in ihr erwache; mit dringender Hast, mit lebhaften Bitten und Vorstellungen suchte sie Eugenie zu freiwilliger Entsagung zu bewegen; sie sagte ihr in mitleidlosem Hochmuth alle diejenigen Gründe, die eine solche Vereinigung ja rein unmöglich machten; man hörte ihr an, daß sie kaum wußte, was sie sprach, so sehr hatte die Verzweiflung ihr stolzes Herz ergriffen, und ihr unbewußt gab jedes Wort der neu erwachten Hoffnung in des Mädchens Herzen einen festen Boden. — Sie fürchtet dich jetzt, triumpbirte Eugeniens Herz, und siegreich lächelnd sprach sie: „Bemühen Sie sich nicht, Eure Gnaden braucht Ihre Worte nicht zu wiederholen!“

„So fahre denn hin, Du vermessenes Wesen!“ rief jetzt die Gräfin in erhobenem Ton und einem wilden Ausdruck des Zorns wie der Verzweiflung. „Das Grab, das Du Dir selbst in Deinem Hochmuth gewählst, begrabe Deine Jugend und erprobe Dein starkes Herz an den stärksten Mauern meines Burgverliebes.“ — Damit trat sie zurück, der Boden wich, und Eugenie stürzte in eine bodenlose Tiefe! — Einen Moment sah ihr die Gräfin nach, dann sank der Deckel des Sarges, und Eugenie war aus der Reihe der Lebendigen gestrichen. In grauer Morgendämmerung hielt die gräfliche Equipage im Schloßhof — ein junges Mädchen, von Niemand gefannt, stieg ein; fort rollte der Wagen! — Nach zwei Stunden kam derselbe wieder, das Fräulein, das er hatte wegbringen sollen, war ihm entchlüpft; der Kutscher hatte auf der zweiten Station seinen Wagen leer, aber in der Nähe eines Flusses Eugeniens Hut gefunden! Den Grafen duldete es keinen Augenblick in der väterlichen Burg; ohne seiner Mutter Lebewohl zu sagen, ritt er davon, nur den Namen seines Banquiers hinterlassend.

Agnes kam in eine Pension. An den Prediger, der Eugenie empfohlen hatte, schrieb die Gräfin, daß wahrscheinlich in einem Anfall von Geisteskrankheit sein Schützling den Tod gesucht habe, und sandte ihm alle Effecten desselben. Aber im Schloß war es anders geworden. Statt des heitern Treibens, das mit Eugenie gekommen, statt der jugendlichen Lust, statt Musik und Wissenschaft, statt Schönheit und Leben hatten Tod und Verderben hier jetzt ihre Wohnung aufgeschlagen.

Es war, als wenn der Mordgeist des gemordeten Mädchens düster und unheilbringend durchs Schloß ging, als wenn die Hand des Herrn schwer diejenige heimsuchen wollte, die ihrem Ehrgeiz so vieler Menschen Glück geopfert hatte. Die Gräfin selber stand einsam und verdolet; ihr stolzes, aber warmes Herz erkannte erst jetzt, was sie befehlen und verloren. Wenden wir uns jetzt zu einer andern Scene.

Es ist Mitternacht, Alles im Hause ruht, nur dessen Herrin nicht; — seit mehreren Tagen duldete dieselbe nicht mehr, daß ihre Kammermädchen in ihrer Nähe schliefen, sie wollte allein sein, ganz allein. — Als Alles still geworden und jedes Licht erloschen war, sehen wir die Gräfin mit einem Korbe voller Nahrungsmittel und einer Blendlaterne versehen, geheimnißvoll einen Corridor entlang gehen, der am Ende eine unbemerkbare Thür enthielt, die sich augenblicklich hinter ihr schloß. Vorsichtig klimmte sie eine große Menge Stufen hinauf, bis sie weit unter den Gräbern ihrer Ahnen stand; hier öffnete sie eine Nische, die sich ebenfalls nur von außen öffnen ließ, stellte den Korb, mit Speisen, Vögeln und Lichtern versehen, hinein und entfernte sich eben so behutsam, wie sie gekommen. Niemand hatte sie bemerkt.

Unten in der Tiefe aber war kein Wechsel von Tag und Nacht, von Sonnenschein und Mondlicht, von Arbeit und Schlaf. Als die Nische sich geschlossen, waren zwei Hände geschäftig den Korb in Empfang zu nehmen und in ein angrenzendes Zimmerchen zu bringen, das wohllich genug eingerichtet war. — Dichte Decken von dunkelrothen Gardinen verhängt, bedeckten die nackten Wände, warme Decken den Fußboden, und vollständiges Mobiliar gab dem Aufenthalt in gemüthliches Ansehen. — An der Decke war eine Ampel an einem eisernen Haken angebracht und ein kleiner Ofen verbreitete behagliche Wärme ringsumher. — Eine ziemlich große Bibliothek, sowie Bilder, Vögel etc., waren so gut es ging, angebracht, und eine angrenzende Speisekammer hatte noch Vorrath für manchen Tag aufzuweisen. — Die Bewohnerin dieser kleinen unterirdischen Häuslichkeit war Eugenie.

Hier hielt die Gräfin ihr Opfer vor der Welt verborgen, versorgte sie mit allem fürs Leben Erforderliche, brachte ihr Bücher, Lederbüchsen neben allem Nothwendigen, gewährte ihr Alles, was das Leben erheitern kann, als Ersatz für das Eine, was sie ihr geraubt, die Freiheit im hellen Sonnenlicht.

Als Eugenie von jener Höhe durch eine Fallthür ziemlich sanft hinabgelassen war, war ihr erstes Gefühl ein Ausbruch wilder Verzweiflung; sie warf sich auf den Boden, stürzte mit dem Kopfe gegen die Wände und suchte auf solche Weise sich den Tod zu geben, da sie mit Sicherheit glaubte, hier lebendig begraben worden zu sein. — Als Schmerz und Ermattung sie aber endlich im Schlaf ein augenblickliches Vergessen ihrer Lage hatte finden lassen, ward sie beim Er-

wachen durch das, was sie erblickte, angenehm überrascht. — Sie befand sich in einem durch eine Lampe erhellen, kleinen Gemach, in welchem ein Ofen eine behagliche Wärme verbreitete; daneben war Holzvorrath bereit gestellt; ein Stuhl, ein Tisch mit Lebensmitteln stand vor ihr, und zwischen diesem ein Zettel folgenden Inhalts: „Du wirst nichts von dem vermissen, was Du auf der Erde gehabt; fordere was Du wünschst — einmal alle 24 Stunden wird man Deine Wünsche lesen und erfüllen.“ — Drei Tage und drei Nächte brachte Eugenie in dumpfem Hinbrüten zu; sie forderte nichts, sie genoß nichts, sie ließ das Feuer ausgehen; sie wollte erfröhen, verhungern, sterben.

Die Gräfin wiederholte jede Nacht ihren Besuch, brachte Alles mit, was irgend den trostlosen Aufenthalt des armen Mädchens verschönern konnte. — Matt und schwach, wie Eugenie durch diese Entbehrungen und furchtbaren Erschütterungen ihrer Seele geworden, war ihr Zustand ein Mittelstadium zwischen Schlaf und Wachen, der ihr wenig Erquickung gab.

Endlich aber siegte die Liebe zum Leben, und der natürliche ursprüngliche Lebensmuth machte sich wieder geltend. Eugenie betrachtete mit Aufmerksamkeit und Verwunderung den sie umgebenden freundlichen Raum, erkannte es mit einer Mischung von Bitterkeit und Freude, daß eine liebende Hand dies alles geordnet hatte, und sie fand Vergnügen daran mit dem Vorgefundenen allerlei kleine Verbesserungen anzubringen. — Die größte Freude aber empfand sie darüber, ihre Bücher, sowie das Material zu vielen Handarbeiten vorzufinden, wodurch es ihr möglich wurde, sich die endlos lange Zeit zu vertreiben. — Sie arbeitete fleißig mit Kopf und Händen und vermochte es nun, Stunden lang ihr furchtbares Schicksal zu vergessen.

Eines Tages, als sie unter ihren Büchern herumsuchte, fand sie eine alte Bibel vor; ein Buch, dessen Bedeutung und Inhalt ihr stets ziemlich gleichgiltig gewesen war. — Jetzt in ihrer Einsamkeit begann sie dasselbe zu lesen, sie schlug den Psalm auf, den sie fast nur vom Hörensagen kannte, und war erstaunt, nicht sowohl über die hohe, herrliche Poesie desselben, sondern mehr noch über die tief empfundenen Herzenszustände des Verfassers, der durch den Glauben zum festen prophetischen Wort hindurchgedrungen war. — Es war ihr, als ob der heilige Sänger nur an sie gedacht, gerade auf ihre Hilflosigkeit jedes seiner Worte bezogen habe, denn auch sie hatte keine Hüfe als den Herrn, aber — Eugenie hatte noch nie gelernt, diese Hilfe anzuerkennen oder gar anzurufen! — Sie las und las wieder; sie ließ sich tragen von dem Wort in die Tiefe des Leides und auf die Höhe der Hoffnung und des Trostes; eine neue ihr völlig fremde Ideenwelt ging ihr auf, und der Gott, den sie in ihrer eigenthümlichen Erziehung fast nur vom Hörensagen gekannt, ging ihr auf als ein Gott der Macht und der Gerechtigkeit. Das Wort Ps. 71 v. 20: „Du lässest mich erfahren viele und große Angst und machest mich wieder lebendig und holdest mich wieder aus der Tiefe der Erde heraus“ — berührte sie, als habe der Herr es unmittelbar zu ihr geredet, und sie hoffte und karrte mit Zuversicht, es werde der Herr, von dem der Psalmist so zuversichtlich redet, in Kürze sein Wort an ihr erfüllen. — Aber es ging ein Tag nach dem andern und eine Woche nach der andern, und Alles blieb dasselbe.

Eugeniens Zustand ward von Tag zu Tage entschlicher; die Hoffnung, die momentan sie aufrecht gehalten, sank immer mehr und mehr, und der Glaube an die Macht, die sie erretten sollte, erstarrte vor der Wirklichkeit und den Sophismen ihrer Erziehung, als sei er nie da gewesen, aber dennoch trieb eine eigene, geheimnißvolle Macht sie immer wieder an, die Bibel in die Hand zu nehmen; es erschloß sich ihr in derselben ein Reich, das ihr fremd war, das aber eben als etwas Bunter sie lebhaft anzog und ihrem reichen Geist Nahrung zu bieten verhielt. — Sie las anfangs ohne Ordnung, was ihr das Interessanteste schien, und es konnte nicht fehlen, daß das Buch der Judith, welches so gut zu ihrer eigenen Sinnesweise paßte, sie mehr anzog, als alle anderen. — Die herrliche, fähne, epierungsfähige Judith verdunkelte jedes andere Bild ihr bekannter, edler Frauen, und die Dankbarkeit ihres Volkes, die Krone des Sieges wob eine Glorie um Judiths Haupt, als sei sie die erste aller Frauen. — Nur ein Wort aus dem Gebete Judiths, wie sie zu dem Herrn um Stärkung fleht, wollte ihr nicht recht gefallen, es war das Wort J. 9—13: „Es haben Dir die Hoffärtigen noch nie gefallen, doch allezeit hat Dir gefallen der Demüthigen Gebet.“ — Sie verstand dies nicht; das Naturkind, das nie sich zu demüthigen versucht, begriff nicht, wie in der Demüthigung etwas Großes liegen und wie Judith in dieser etwas Größeres finden konnte, als in ihrer heroischen That. — Es war ihr unerträglich, daß Judith ihre Schönheit und ihren Glanz wieder in die Wittwenkleider hüllte, da nach ihrer Meinung ihre Stellung zum Volke ähnlich wie die des Themistokles zu den Griechen hätte sein müssen. — So ungefähr waren die ersten Betrachtungen, die sich Eugenie beim Lesen der Bibel ausfingelten. — Sie las nun die ersten Bücher Mose, deren einzelne Erzählungen aus der gesammelten biblischen Geschichte ihr niemals im rechten Zusammenhang aufgegangen waren; sie empfand immer mehr Interesse, sie schlug die Parallelstellen nach, sie studirte die Bibel! — Wunderbar ergriff sie das Wort der Verheißung, das der Herr dem Abraham gab, in seiner Erfüllung, wie es sich hindurchzieht bis zum neuen Testamente hin, das was ihr immer eine interessante Fabel schien, begann sich zu lichten, ja zu erklären, und es ging ihr zum ersten Male die tief ernste Bedeutung eines Gotteswortes auf! Eugenie war unter allen Umständen das Weib nicht, das leicht und flüchtig über eine Sache hinweggegangen wäre, deren tiefe geistige Bedeutung ihr nicht entgegen konnte; jetzt aber in ihrem unterirdischen Kerker, in ihrer schaudervollen Verlassenheit und ihrem unseligen Herzenszustand, da ergriff sie mit einem Eifer, mit einer Sehnsucht das hochheilige, mysteriöse Wort, als habe das Paradies zum zweiten Male seine Thore geöffnet, um eine arme Menschenseele wieder einzulassen und aufzunehmen! — Es konnte nichts anders sein, als daß der Kampf ein langwieriger war, der dieses schwärmische, dem gewöhnlichen Treiben der Welt von jeher fern stehende Gemüth dahin bringen konnte, die Worte und Verheißungen der Schrift auch auf sich zu beziehen; sie waren und blieben ihr lange Zeit hindurch nur eine herrliche, hohe Poesie, bis das neue Testament endlich gleichsam die im Kelche verborgene Blume erschloß und das wunderbar einfache und doch vom himmlischen Geiste durchwehte Wort des Herrn

ihr wie etwas Bekanntes, Heimathliches entgegen tönte, nicht mehr als Lehre und Sittengesetz, sondern als hochheiliger Trost, als Erfüllung der Verheißung in ihrer innersten Bedingung. — Sie hatte zum ersten Male die christliche Lehre herausgefunden, so manchmal sie dieselbe auch im neuen Testamente gelesen, so bekannt sie mit dessen Inhalt zu sein glaubte. — Sie hatte aber nie wie jetzt mit Sehnsucht nach Glauben gelesen und — nur dem Gemeinen geht das geweihte Wort auf! Eugenie war geweiht, aber nicht durch die Sitteneinheit ihres Herzens und Lebens; nicht durch das furchtbare Schicksal, zu dem sie verdammt war, lebendig begraben und von der Welt ausgestoßen zu sein; nicht durch den Eifer, mit dem sie die Bedeutung des Bibelwortes gesucht, sondern durch ihre heilige Sehnsucht nach dem Trost des göttlichen Wortes. — Sie erspürte an dem Wort des Erlösers ihr eigenes Herz, ihren Sinn, ihr Leben, und es ging ihr allmählig auf, daß sie wohl eine Judith hätte sein können im Handeln, aber niemals in ihrer Demuth; sie fühlte, wie entschieden sie aller Welt Ehre für ihre Handlung in Anspruch genommen haben würde, und sie erkannte ihren Hochmuth in dem Wort gestempelt: „Die haben ihren Lohn dahin.“ — Sie begriff allmählig den Unterschied zwischen irdischem und himmlischem Lohn, sie erkannte das Nichtige und Unzuverlässige irdischer Hoffnung und Glückseligkeit aus ihrem eigenen kurzen Leben: sie wußte nicht, wie lange und ob nicht für immer dies Grab sie vom Leben ausschneiden werde, und die hochmüthige Richtung und den Stolz und den Starrsinn ihres Herzens erkennend, beugte sie sich tief und willig unter das Wort des Herrn, und indem sie Buße that für ihre Sünden, indem sie die Strafe als gnädig erkannte, die sie zu ihrem Seelenheil geführt, gab sie ihr Herz und ihre Zukunft ergebungsvoll in die Hand des Herrn und erwartete still, was der über sie beschließen werde, dessen Auge sie hier tief unter der Erde gefunden. Ja sie entsagte selbst der Liebe ihres Herzens als einer Selbstsucht, die nur Verderben über Viele gebracht, und hätte sie jetzt die Gräfin sprechen können — es wären Weiden die fürchterlichsten Augenblicke ihres Lebens erpärt worden! — Doch das Schicksal, wie die Menschen es nennen, läßt sich nicht aufhalten, und der Gott, der es lenkt mit fester Hand und der den Menschen nicht prüft über sein Vermögen, derselbe führt durch Freude und Leid die Seinen zu der Verheißung, die er über jedes Menschenleben ausgesprochen!

Ein an sich auf das Hohe und Gble gerichtetes Gemüth kann irren, kann vom falschen Licht sich blenden lassen, von Ehrgeiz, Geist und Erbabenheit der Natur; es kann es, so lange ihm keine höhere Wahrheit aufgegangen, so lange es noch nicht dahin gekommen, in seinem unversierten Seelenleben die Verwandtschaft mit dem Herrn zu erkennen, und sich zu überzeugen, daß, was aus Gott sei, auch zu ihm zurückkehren müsse, aber es kann und wird in seinem Irthum nie sich zu der Gemeinheit des Lasters und der Lüge herabwürdigen, auch wenn der Herr es nicht so frühe sucht, wie er Eugenie suchte. — Das natürliche Streben der menschlichen Seele ist das, Wahrheit zu suchen; dem edlern Menschen aber nur ist es vorbehalten, der Wahrheit gemäß zu leben, ja sein voriges Selbst ganz in der erkannten Wahrheit aufgehen zu lassen, daher die Erscheinung, das wir selbst unter den Atheisten so manche sichtlich vortreffliche Menschen haben, da die ihnen aufgegangene Wahrheit ihr Gesetz geworden, und ob sie die Gottesanbetung verwerfen, so ist ihnen der Mensch in seiner Idealität das Ziel geworden, dem sie nun nachstreben mit allen menschlichen Kräften. — Obschon vom falschen Wege ausgehend, ist es doch dasselbe Ziel der Verehrung, dem sie nachstreben, nur daß sie sich dasselbe unendlich erjäwern, denn ihnen fehlt die Kraft aus der Höhe, der Geist des Herrn, der in uns schafft das Wollen und Vollbringen; sie müssen mühsam an jedem Flecken ihrer Seele putzen und säubern, anstatt durch das Bad der Wiedergeburt auf ein Mal alle Flecken weggewaschen zu sehen; ihre Kraft ermatet endlich und sie müssen verzweifeln an sich selber oder vor der Welt Heuchler werden, denn den Frieden des innersten Lebens erreichen sie nimmer, weil er nur in der Versöhnung mit Gott besteht, die sie nicht kennen, oder verkennen. Der Friede mit uns selber, den wir alle suchen, das ist eben der Friede mit Gott, und da wir diesen aus eigener Anstrengung niemals erreichen können, indem wir niemals zu fragen vermögen: jetzt hast du alles gethan, was du schuldig warst, sondern da wir uns diesen müssen schenken lassen, als eine unverdiente Gnade des Heilandes, der schon die leiseste Anstrengung, der schon ein Gebet mit diesem seligen Frieden lohnt, so ist eben dieser Friede der Hauptunterschied zwischen dem gläubigen und ungläubigen Menschen, ist dieser der Urquell aller Harmonie der menschlichen Seele, denn er ist die Krone des Glaubens, wie Christus spricht im hochpriesterlichen Gebete, „der Tröster, der heilige Geist, den mein Vater senden wird in meinem Namen, derselbige wird es Euch Alles lehren, und Euch erinnern alles dessen, was ich gesagt, den Frieden lasse ich Euch, meinen Frieden gebe ich Euch; nicht gebe ich Euch, wie die Welt giebt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“

Mit diesem Frieden ist die Macht der Welt gebrochen, ist geschwunden die Furcht vor Tod und Hölle. — Je reiner, je sittlich vorbereiteter ein Herz zu diesem Frieden eintritt, um so völliger wird sich dasselbe diesem seligen Glück hingeben; je weniger vorbereitet, um so länger muß es währen, bevor alle Kämpfe mit der alten Natur überwunden sind: daher die Erscheinung, daß es ungläubige Menschen giebt, die wir weit edler handeln sehen, als die Gläubigen; aber es wäre eine Ungerechtigkeit gegen die Lehre des Herrn, dieser das vorzuwerfen, daß sie nicht auf einmal alles Unehle aus der menschlichen Natur mit Stumpf und Stiel ausgerottet; sie kann nichts weiter thun, als stets von Neuem nachhelfen mit Wort, Strafe und Kraft aus der Höhe, sie hat ja aufgehoben Lohn und Strafe für das Einzelne, wenn das Menschenherz sich dem Herrn in Buße und Gebet zu eigen giebt; dieser sieht die Aufrichtigkeit des Herzens und wägt nicht unsere Sünden, wenn wir sie bekennen.

Eugeniens kindliches, unverdorbenes Herz war ein empfänglicher Boden für die Wahrheit, die dem höchsten, die dem geringsten Geiste Befriedigung gewährt, die den hohen Menschen klein, den niedrigen groß und reich macht. — Nur das Herz, das untergegangen in der Gemeinheit, im Indifferentismus der Welt, unter irdischen Sorgen, nur das steht dem Herrn fern — und weit ferner als der Irthum, als der Atheismus und Pantheismus. — Daher war es gar leicht

begreiflich, daß Eugenie, die eben durch ihre Erziehung und ihren blühenden Geist auf einen Abweg gekommen, in ihrer regsamen Seele ein Fundament des Glaubens fand, ja — um so lebhafter und uniger diesen aufsuchte, je mehr ihrem bewegten innern Leben dieser Haltspunkt Noth that! — Was sie am meisten quälte, war eben das, was alle lebhaften Gemüther anfangs bewegt, sie begriff nicht, was sie mit der Fülle seligen Lebens hier unten im Grabe machen sollte; sie hätte hinausrufen mögen in die Welt, was der Herr ihr gegeben, und mittheilen aus dem Schatz ihres Herzens Allen, die in Blindheit und Irrthum dahingingen; sie fühlte sich so stark, so kräftig, als könne sie eine Welt überwinden, aber sie verstand noch nicht, daß eben diese Kraft nicht durch Geduld geprüft und bewährt erfunden, und daß ihre Seele denselben Weg gehen mußte, wie die aller lebhaften Geister, daß ihnen die Flügel beschritten werden müssen zu ihrem eigenen Heil, damit sie dieselben nicht zu früh versuchen, und die Schwäche derselben sie nicht tiefer in Muthlosigkeit und Verzagttheit versinken läßt, als zu dem Aufbau eines festen innern Glaubens und zum wirklichen Nutzen der Welt sein darf und kann. Wer mit Eugenie zu empfinden weiß, der möge mit ihr die Qualen ihrer Seele begreifen, als Tage, Wochen, Monate und Jahre schwanden, ohne daß sich in ihrem Leben, ihrem unterirdischen Kerker irgend etwas veränderte. — Oft wollte sie verzagen, oft wollte ihr selbst die Hoffnung des Psalmenisten, die Verheißung des Herrn keinen Trost mehr gewähren. — Verzweiflungsvoll warf sie sich oftmals zu Boden, rief, rang, flehte den Herrn an um Errettung aus ihrem unsäglichen Unglück, aber der Herr erhörte sie nicht, bis sie wieder von Neuem im Glauben den Heiland erfährt, ja mit ihm vertraut wurde, mit ihm in Liebe so innig vereint war, daß sie fühlte, die Welt könne keine süßere Freude gewähren,

Leib nur die Seele trägt, für die es ein schöneres Leben giebt. — Den Kampf eines allmählig hinsiehbenden Menschen, der mit solcher Gewißheit seine Zukunft eben auf das Wort der Schrift gebaut hatte, und diese auf dieses Leben berechnete, ein solcher gegenüber der Verheißung, „daß er Erlösung finden werde aus seinem Elend, was ihm tausendmal das Wort des Herrn, das Gebet, die seligste Ueberzeugung des Herzens zur Gewißheit emporgehoben, und nun alle Hoffnung schwinden und von Stunde zu Stunde Körper und Seele matter und hilfloser werden zu sehen, ohne daß eine Hoffnung, ein Lichtstrahl sich zeigte, diesen Kampf zu beschreiben vermag ich nicht — möge der Herr in seiner Gnade jeden Menschen davor behüten, ihn kennen zu lernen, aber möge kein sündiger Mensch den Stab über das arme junge Wesen brechen, wenn oftmals Stunde um Stunde fast ihre Kraft erlag, bis sie zuletzt in matter Ergebung nichts mehr vermochte, als ihre Bibel schweigend an Herz und Mund drücken und sich leise das Wort vorsagen: „Ob mir der Leib und Seele verschnachet, so bist Du, Herr, doch meines Herzens Trost und Heil.“

Wenden wir uns zur Gräfin. — Wie anders sah es aus auf der Höhe als in der Tiefe des Schlosses. — Während in der Tiefe die Engel des Herrn sich um die Unschuld gelagert und eine Seele dem Herrn gerettet hatten, so waren die finsternen Dämonen der Hölle in die Prachtzimmer des herrlichen Gebäudes eingezogen. — Da tönte nie und nirgends das Wort „Friede“, sondern ein unheimlich düsterer Geist wie Verbrechen und Sünde zog durch das Haus — redete aus den verlassenen Zimmern, heulte im Sturz durch die vernachlässigten Räume, deren Fenster und Thüren keine bessernde Hand mehr berührte; sprach stumm aus den ängstlichen verfluchten Mienen der Dienerschaft, aber — laut aus

und das dunkle Gerücht, das sich allmählig auch in der Nachbarschaft verbreitete, hielt selbst die wenigen Familien fern, die sonst noch gekommen waren. — Der Graf hielt sich in einer fernen Residenz auf, und gedachte noch lange von seiner Heimath getrennt zu bleiben. — Was die Gräfin litt, vermag keine Feder zu beschreiben. — Hatte sie Stunden, wo das Bessere in ihr, ihr Jurist, auf ihrem Wege umzukehren und ihr unglückliches Schicksal zu befreien, so verwarf sie wieder mit Schrecken den Gedanken, weil sie dann ja ihren Namen vor der Welt entehrt sah, fürchtbarer entehrt, sie konnte es sich nicht leugnen, als selbst durch die Mesalliance ihres Sohnes geschehen sein würde. — Nein, lieber Alles ertragen, als dies! — So schwand sie zum Schatten hin, und opferte dreier Menschen Leben und Glück dem wahnfinnigen Schatten ihrer Einbildung, ja opferte die ewige Seligkeit der furchtbaren Verzweiflung der Gegenwart.

Aber Alles im Leben hat seine Grenze, und keine Kraft ist so mächtig, daß sie nicht zu erschöpfen wäre. — So unterlag denn auch die Gesundheit und Kraft der Gräfin allmählig diesen furchtbaren Gewalt, deren Einfluß sie weder innerlich noch äußerlich von sich abzuwehren vermocht hatte. — Mit Entsetzen dachte sie an Eugenie, als sie fühlte, daß sie ihre zunehmende Schwäche kaum mehr bewältigen könne, sie schaffte ihr hinunter, was sie zu tragen vermochte, um ihr auf längere Zeit Vorrath zu geben, aber inmitten ihres Treibens brach sie zusammen, und bevor sie alle Vorkehrungen getroffen, die sie hatte treffen wollen, mußte sie abziehen und der Natur Rechnung tragen, die sie auf ihr letztes Krankenlager warf. — Die Verzweiflung der Gräfin, als dieses ihrer That den Stempel des Mordes aufzudrücken drohte, und sie nur zu wählen hatte zwischen Bekenntniß oder der furchtbarsten Gewissensschuld, die sie mit ungeheurer Geistesgegenwart und



als der Herr ihr verstehen hier unter den freundlichen Engeln des Herrn, die ihre Finsterniß erhellt hatten.

Wie schon anfangs erwähnt, fehlte es Eugenie niemals an den nothwendigen Lebensbedürfnissen; ruhig legte sie sich des Abends schlafen und fand Morgens Alles vor, was das Leben nicht nur erhält, sondern den Verhältnissen nach selbst erfreuen kann.

Von dieser Seite völlig beruhigt, kam ihr nie entfernt in den Sinn, daß dies niemals anders werden könne. — Wer aber malt ihr Entsetzen, als sie eines Morgens ihren Korb, der ihr sonst stets gefüllt hinabgelassen worden war, leer fand! — Es währte lange, bevor einige angenommene Möglichkeiten ihr ihre Ruhe zurückgaben, und die Hoffnung wieder bei ihr einkehrte; da sie noch einigermaßen versehen war, und vor wirklichem Mangel einweilen geschützt, so wagte sie noch nicht das Schlimmste zu fürchten und empfahl in warmem Gebet ihr Schicksal dem Herrn, der ja Alles in seiner Hand hat. Aber der zweite Morgen kam, und wieder hatte sie keine Vorräthe gefunden; und der dritte kam und der vierte, und Eugenie hatte nichts mehr zu essen noch zu trinken, und bald nahm die Mattigkeit bei ihr so überhand, daß sie nicht mehr ihr Bett verlassen konnte. — Ihr Zustand war schauderhaft. — Anfangs erwachten alle bösen Geister der Hölle, Verzweiflung, Unglauben und Haß in ihrer Seele. — Es war ihr als ob neckende Dämonen so lange ihr Leben und ihre Hoffnung gestiftet hätten, um sie nun jämmerlich umfassen zu lassen; ach das physische Leben ist so mächtig, weit mächtiger gemeinlich als der Glaube, daß doch der

„Herrmann, ich habe die Tochter meiner eigenen Schwester gemordet! Fluche mir, wie der Himmel mir flucht!“ (Seite 361.)

den verfallenen Zügen, dem unheimlichen Treiben und Wesen der Gräfin. — Zwei Jahre waren seit jener Nacht vergangen; zwei Jahre lang hatte Tag und Nacht das Gewissen, dieser Wurm, der nicht schläft, das Herz der hochmüthigen Frau gepeinigt — ihr keinen Schlaf, keinen Lebensgenuss, keine frohe Stunde gegönnt; vergebens hatte sie dasselbe durch die treueste liebevollste Sorge für Eugenie zu beschwichtigen gesucht — du bist ihre Mörderin, die Mörderin ihres Glücks, des Glücks deines Sohnes; er, dein eigener Sohn wird dir einst fluchen; wie jetzt schon jeder dir flucht, denn das Rainszeichen steht auf der Stirn geschrieben, darum fürchten und stehen dich Alle, und Niemand kehrt mehr zu dir ein! — So redeten die Stimmen ihres Gewissens, und sie redeten Wahrheit. — Obgleich Niemand irgend eine Gewißheit von der schauerlichen That der Gräfin hatte, so war doch ihr eigen unheimlich Wesen, und namentlich ihre nicht unbemerkt gebliebene Nachwanderung allmählig aufgefassen, und hatten zu den ärgsten Neben Veranlassung gegeben. — Da ihr Stolz bekannt war, so ward sie anfangs leise, dann allmählig laut als die Mörderin des Fräuleins ausgegeben, zumal als sehr bald nach jener geheimnißvollen Fahrt der Kutscher, der das Fräulein weggebracht haben sollte, weit weg gesandt wurde. Man nahm die Unruhe und die Nachwanderungen der Gräfin für Ausbrüche des erwachten Gewissens, was sie denn zum Theil auch waren, man scheute sie,

Willenskraft vor ihrer ganzen Umgebung zu verbergen verstand, diese war es, die rascher und rascher die Auflösung herbeiführte und ihr kaum so viel Kraft ließ, einige undeutliche Worte an ihren Sohn zu schreiben. — Sie schrieb: „Herrmann, um Eugenie willen komm zu Deiner sterbenden Mutter!“ — Trotz der Sturmesseile, mit der der Sohn ihrem Rufe folgte, vergingen doch fünf Tage, bevor derselbe anlangen konnte. — Fünf Tage — fünf Ewigkeiten für die unglückliche Eugenie und die verzweifelte Gräfin. — In der Nacht des fünften Tages litt es die Gräfin nicht länger auf ihrem Lager, unter einem Vorwand entfernte sie ihre Wärterin, nahm an Lebensmitteln was sie fand und warfte dem Corridor zu; aber im Begriff die nur ihr bekannte Fallthür zu öffnen, was ihr nach unsäglichem Anstrengung glücklicherweise gelang, sank sie ohnmächtig zu Boden und fühlte sich nur noch von einem Paar kräftiger Arme emporgehoben, als ihr Bewußtsein schwand. Im entscheidenden Augenblicke hatte der Herr den Grafen heimgeführt, entscheidend für Eugenie's Leben und die Seele seiner unglücklichen Mutter. — Kaum hatte der Graf die geöffnete Fallthür bemerkt, als ein Gedanke durch seine Seele flog; rasch die Mutter ins Bett bringend und sie der Sorgfalt ihrer Frauen übergebend, stürzte er zurück, ergriff eine Hängelampe und es glückte ihm den Weg zu finden, den allmächtig seit zwei Jahren seine Mutter gemacht; er kam unten an, er erstaunte hier eine wohnliche Einrichtung, Hausgeräth etc. zu finden, er fand eine Thür, ein Zimmerchen, er sah ein Bett und — auf demselben — die verschleierte Eugenie. „Herr d. S. H.“

mels!" ruft er entsetzt; und dies Wort hielt vielleicht die schon schwindenden Lebensgeister des hochtenden Mädchens zurück; ihr Herz erkannte die Stimme, sie erhob die Hand wie bittend, und von einer Ahnung der Wirklichkeit durchdrungen, faßte Hermann eine Flasche Wein, die er auf der Reise zu sich gesteckt, stößte Eugeniens einige Tropfen ein, und zögerte keinen Moment länger, die geliebte Last aus Tageslicht zu tragen, wo er sie in seinem eigenen Zimmer sorgfältig niederlegte, bis er ihr das Nothwendigste, um ihre Kräfte allmählig dem Leben wieder zu gewinnen, geholt hatte!

Der Graf erkannte mit Entsetzen das Verbrechen seiner Mutter, und hatte Geistesgegenwart genug das Geheimniß derselben aufrecht zu halten. — Er ließ Niemand in sein Zimmer, wachte aber selber die Nacht bei dem geliebten gepörferten Mädchen, dessen kräftige Natur sie rascher wieder aufrichtete, als er zu hoffen wagte. — Nach zwei Tagen stand wieder mit Morgengrauen ein bespannter Wagen vorm Schloß; der Graf trug selber seine theure Bürde hinein, ergriff selber den Zügel und brachte seinen Schützling zu ihrem alten Freund, dem Prediger, in Sicherheit, dessen Ertrauen mit dem Versprechen beschwichtigend, daß ihm Alles klar werden solle, wenn er wieder komme. — Giltig trat er den Rückweg zur sterbenden Mutter an, und blickte, zu Hause angekommen, noch einmal in den Wagen, um zu sehen, ob auch eine Spur zurückgeblieben, die die Anwesenheit Eugeniens verrathen konnte, da blickte ihm ein Ring entgegen, den sie wahrscheinlich verloren; rasch hob er ihn auf und steckte ihn in die Tasche. Nachdem dies Alles geschehen, ließ er sich zum ersten Mal bei der Gräfin sehen, über deren Zustand er durch den Arzt und ihre Frauen sich vorher Gewißheit verschafft hatte. — Dieser Zustand aber war entsetzlich, denn es war offenbar, daß eben die furchtbare Herzens- und Gewissensangst, die sie bedrückte, nur noch das stehende Leben aufricht hielt. — Vielleicht wäre ihre Geisteskraft jetzt gebrochen, wenn nicht der Gedanke an die Anwesenheit des Sohnes ihr noch eine letzte Hoffnung verliehen; sie fragte wiederholt und ängstlich nach ihm, und als er endlich kam, winkte sie Allen hinauszuweichen. — „Mein Sohn,“ begann sie mit abgebrochenen stöhnenden Worten, und der Kampf ward so furchtbar in ihr, und so ängstlich bob sich die Brust, als ob die letzte Luft ihr ausgehe, daß der Graf rasch hinzutrat, um sie mit seinen Armen zu unterstützen und ihre Lage dadurch zu erleichtern; bei dieser Bewegung rollte der Ring aus seiner Westentasche, den er vorhin hinein gesteckt, auf das Bett; die Gräfin verfolgte ihn mit den Augen, er zeigte zwei verschlungene Hände, die mit einer kleinen Reihe Diamanten umgeben waren; sie griff mit convulsivischem Zuden darnach; der Graf gab ihr in die Hand, sie betrachtete denselben von innen und mit den Worten: „Herr, erbarme Dich!“ sank sie in eine tiefe Ohnmacht. — Nachdem der Graf jede mögliche Hilfe geleistet und die Mutter noch einmal zum Bewußtsein erwachen sah, betrachtete auch er die in den Ring gravirten Buchstaben und erkannte das Familienwappen seiner Mutter. — Immer unklarer ward ihm das Ganze, bis die Gräfin in die Worte ausbrach: „Wo hast Du den Ring her?“ — „Es ist Eugeniens Ring,“ antwortete der Graf. — „Hermann, ich habe die Tochter meiner eigenen Schwester gemordet; fluche mir, wie der Himmel nur flucht. — Eugenie ist lebendig begraben; ich that es, um unsern Namen nicht zu beflecken, und sie ist die Tochter meiner eigenen Schwester. Nie habe ich Dir von derselben erzählt, weil sie aus unserer Familie ausgestoßen wurde durch den Fluch des Vaters, dessen Namen sie durch eine heimliche Heirath mit einem einfachen Jäger befestete. — Nie habe ich wieder von ihr gehört! — Dies ist ihr voller Name, die Wappentrone unlers Vaters, und mir unbewußt hat ihre Tochter in unserer Nähe gewohnt. Eugenie ähnelt ihr nicht, wahrscheinlich dem Vater, der ein schöner geistreicher Mann gewesen, darum habe ich sie nie erkannt. — Sie ist todt, sie ist todt, ich habe sie gemordet, drohen steht sie und verwehrt mir den Eingang ins ewige Leben mit dem feurigen Schwert; es ist der Fluch des Vaters, der rückwirkend von der Tochter mich trifft, die schon derzeit den Vater zu diesem Fluch bewog!“ — Voller Entsetzen hörte der Graf diese schauerliche Beichte an; und fast erlaskete sein Herz in der Todesstunde der Mutter gegen diese Urheberin seines Lebens. — Doch bald siegte sein besseres Gefühl und das Bewußtsein, daß er nicht zu richten habe, und sanft ernst sprach er: „Mutter, stich ruhig, Eugenie ist gerettet und vergiebt Dir! — Ein irdisch stolzes Weib hast Du begraben; ein Engel an himmlischer Liebe und Milde ist sie auferstanden; sie zürnt Dir nicht, sie hat mich dringend gebeten, Dir den ewigen Frieden durch ihren letzten Liebesgruß zu bringen!“ — „Sohn,“ rief noch einmal die leidenschaftliche Frau wild auf, „sprich die Wahrheit, Sterbende lassen sich nicht mehr täuschen, Du willst nur Deiner Mutter ein gaukelnd Blendwerk vormachen, daß sie die Teufelsgehaltn dort oben mit ihrem Nachschwert nicht sehe, es ist umsonst, für mich ist nur Verdammniß. Ja, ich dachte im Leben nie an ein Leben, wo die irdische Macht und Hoheit ein Ende haben werde, wo die Wesen, die ich verachtete, meine Ankläger vor Gottes Thron werden würden, und dieser Ring ist das Siegel meiner Verdammniß. — Hole mir sie her, daß ich sie sehe, dann will ich Dir glauben, sonst nicht.“ — Und Hermann that, wie die Mutter verlangte. — Eugeniens Erscheinen im Schlosse konnte jetzt nicht mehr vor der Welt der Gräfin Verbrechen aufdecken; sie war da, Niemand ahnte wo sie gewesen, im Gegentheil diente ihre Anwesenheit, die bösen Gerüchte, die auf Kosten der Gräfin gegangen waren, zu widerlegen. — Als sie zu der Gräfin hintrat, umgeben mit der Glorie himmlischer Milde, als sie an ihr Bett trat und mit herzlichsten sanften Worten sie bat, sich zu beruhigen und ihr nun alles Ausgestandene als eine Schidung, eine Prüfung von Gott darstellte, der sie zu ihrem eigenen Heil von dem falschen Wege Latte ebringen wollen, auf dem sie gewandelt, da brach das Herz der alten stolzen Sinderin vor der erbarmenden Liebe Gottes, der ihr im letzten Augenblick noch einen Engel des Friedens sendete, und unter stöhnenden Thränen, den ersten die sie weinte, seit sie ihren erlauchten Vater zu Grabe geleitet, bat sie Sohn und Michte um Vergebung ihres Verbrechens. — Die wenigen Stunden, die der Herr ihr noch schenkte, brachte sie, lautend auf Eugeniens Trostgründe und ihr demüthig gläubiges Gebet zu, und entschied endlich in ihren Armen, nachdem die letzten Tage ihres Lebens ihr erst einen Frieden hatten kennen gelernt, von dem sie in ihrem ganzen von Gorgeiz und Leidenhaft erfüllten Leben keine Ahnung gehabt, Frieden im Herrn!

Hermann verlieh mit seinem geliebten Weibe das Schloß, dessen schreckensvolle Erinnerungen Beider Blick zu trüben drohten; vorher aber besuchte er noch mit ihr den Ort, wo sie so verweilt, wo sie so still selig gewesen, und wo die Engel des Herrn ihr gedient hatten, als die Menschen sie verlassen! — Dann aber ließ er den Eingang zuwerfen, damit ein zweites derartiges Verbrechen nie mehr könne ausgeführt werden.

Eugenie aber, die Königin des Waldes, die kühne Jägerin, die heroische Judith — war aus einer stolzen Amazone ein demüthig himmlisch schönes Weib geworden, geziert mit aller Anmuth und Grazie echter Weiblichkeit; nur erhoben über ihre Mitschwester durch die Hoheit und Reinheit ihrer Gedanken, die nie die Gemeinheiten der Welt begriff. — Wie sie an Schönheit und Geist vor allen Anderen hervorragte, so fand sie doch nie mehr, wie wohl vordem, Neid und Anfeindung bei den Menschen, denn die heilige Demuth und Gottergebenheit, die aus ihrem Blick leuchtete, söhnte Jeden mit ihren hervorragenden Eigenschaften aus. — Ihre Gemahl die liebevollste, hingebendste Gattin, ihrer Stieftochter Agnes die treueste Mutter, blickte nie eine Spur der frühern Herrschsucht ihres Charakters durch, im Gegentheil war sie die aufopferndste selbstverleugnendste Dienerin des Herrn, und der Segen des Herrn, der ihr Leiden als Buße für die Sünden ihres Hauses schien angenommen zu haben, der sie aus der Tiefe der Erde errettet und aus segnende Himmelslicht gebracht, wie der Psalmist ihr verheißt, der hatte sie erwählt Frieden zu bringen über Viele, und manche, manche Seele zu der Seligkeit zu führen, die der Herr ihr bereitet! — Nie hörte sie auf, dem Herrn für diese Prüfungszeit, sowie für ihre wunderbare Errettung zu danken, und ihr Glaube war und blieb ein solcher, der Felsen verfest. — Sie war die höchste Zierde und der Stolz ihrer Familie, und ihr Vorbild lehrte alle Töchter ihres Hauses, fromm und demüthig zu sein, wie die schöne Königin des Waldes.

[4308]

Wer ist groß?

Nicht nur die sind groß, welche die Geißel des Krieges über Länder und Völker geschwungen, welche Throne erschütterten und Reiche gründeten. Groß sind nicht nur die, welche über fernem, staublosen Meeren, unter fremdem Himmel neue Welten entdeckten; nicht nur die, welche die Wunder der Wissenschaft zum Gemeingut der Menschheit machten; auch unter den geringsten Bewohnern dieser Erde giebt es Wesen, welche vor den Augen des unsichtbaren, ewigen Richters groß, ja größer dastehen, als jene leuchtenden Helden der Menschheit.

Gehörst nicht auch du unter jene stillen, nur von Gott gewürdigten Größen, du kleine, bleiche, schwache Anna? Kein Dichter hat die Geschichte deines täglichen Märtyrertums in hochklingenden Versen besungen, doch deine Mühen, deine Entbehrungen, deine klaglose Sanftmuth stehen mit goldener Schrift, von Engelhand aufgezeichnet, im Buch der Ewigkeit.

Das Leben der kleinen Anna ist nur eine Alltagsgeschichte, eine Reihenfolge einförmiger Bilder ohne das Licht der Poesie, ohne romantische Ereignisse.

In ihrem fünfzehnten Jahre war Anna das älteste von fünf mitterlosen Kindern, die Vorsteherin eines Haushaltes. — Ach, Haushalt ist wohl ein übertreibendes Wort für das einfache Zimmer, welches die fünf Kinder und deren Vater beherbergte. Selbst noch ein Kind, erfüllte Anna Hausfrauen- und Mutterpflichten. Selbst leidend, pflegte sie ihre fränkischen Geschwister mit unermüdeter Geduld. Selbst unterlehrt, lehrte sie die armen Kleinen, welche sonst ohne alle Belehrung aufgewachsen wären. Schwach an Kräften, verrichtete sie die Arbeit der Starken. Mit schmerzenden Augen, schwerem Haupt und übermüdeten Gliedern arbeitete sie Tag für Tag, allein, ohne Unterhülzung. Sie kochte, sie schneuerte, sie wusch, sie nähte; sie that Alles, was zu thun war, und that Alles gut.

Doch ihr schwacher Körper beugte sich unter dieser allzufrühen Bürde, ihre fleißigen kleinen Hände zitterten fieberhaft von unaufhörlichen Anstrengungen, auf ihrem magern Gesicht stand der Mangel in leuchtlichen Zügen geschrieben, doch darunter auch der milde Zug der Geduld.

Daß sie hübsch war — sie wußte es nicht. Daß sie verständig war — sie fühlte es nur an der täglichen Nothwendigkeit, für so Viele verständig sein zu müssen; daß die Freuden und Bequemlichkeiten, die Andere genossen, ihr verlag sein, hatte sie kaum Zeit zu beobachten. Sie fragte nicht, warum Arbeit, Mühe, Armuth und Lumpen ihr zu gefallen, während andere Mädchen, mit dem Ritterstand der Welt ausgeschmückt, sorglos an ihr vorüberliefen. Sie wußte nur, daß es einmal so sei, daß ihre Mutter gesagt, es sei gut so, und daß sie sich vorgenommen, in die geheiligten Fußstapfen ihrer Mutter zu treten.

Sie hatte andere Kinder heimzuführen sehen von fröhlichen Spaziergängen, mit großen Sträußen wider Blumen in den Händen, Körbe und Schürzen mit hellem, grünem Moos und anderen Waldschätzen gefüllt. Sie hatte sie reden hören von ihren heiteren Spielen unter den großen alten Bäumen, von Gichelnäpfchen und Tannenzapfen, von Kastanien und von Wallnüssen, vom Gesang der Vögel, sie hatte sie erzählen hören, welche Lust es sei, barfuß durch den klaren Bach zu waten. Mit sehnsüchtigem, bewunderndem Blick hatte sie dann die schönen Blumen betrachtet, tief seufzend, als schmeckte sie nach deren Duft, und wolle gar zu gern ihre heißen Hände auf das kühle grüne Moos legen; sie dachte, ob auch sie wohl einmal im grünen Walde würde umherschweifen und den Gesang der Vögel hören können, und ein Schauer der Freude durchbebt sie bei der Vorstellung, ihre müden Füße in dem klaren kalten Wasser des Baches zu erfrischen. — Doch solche Gedanken waren nur vorübergehend, und arteten nie in Hoffnung oder gar in ungesümmes Verlangen aus.

Es würde nicht unnatürlich sein, wenn Anna das Leben als die unerträglichste, schwerste Bürde erschienen wäre, und dennoch drang ein sanftes, mildes Licht, dem Mondglanz ähnlich, aus den frommen braunen Augen, welches sagte, dem sei nicht so. We. n ihr auch neben ihr hätte nie-

berlassen, mit ihr reden können, so oft sie emsig nähend das saß, in ihrer sinnigen Weise laut denkend, so hätte ihr fühlen müssen, daß dem nicht so sei. So unmöglich es schien, daß dieses halbverhungerte, überarbeitete, arme Kind die Regung der Freude, das Dasein des Glückes kenne, so ist doch gewiß, daß freudige Empfindungen ihrem Herzen nicht ganz fremd waren.

Ein an sich höchst unbedeutendes Ereigniß öffnete ihr eine Quelle der Freude in ihrem elenden Hans. Einst saß sie in der Dämmerung am Fenster, das Haar ihrer kleinen Schwester glänzend, als ein offener Wagen langsam vorüberfuhr. Ein schönes, junges Mädchen saß darin, dessen Seraphantlich buchstäblich von goldenen Flechten umrahmt war. Ihre Kleidung war weiß, doch nicht weißer und farbloser als ihr Gesicht. Ihre Stellung verrieth die höchste Schwäche. In der einen, zur Seite des Wagens matt hinauslehrenden Hand hielt sie ein Zweigchen seltenen Geraniums. Ihre Augen, strahlend in dem Glanze, welcher verräth, daß er nicht lange auf irdischen Dingen zu weilen bestimmt ist, ruhten einen Augenblick auf Anna! Ob nun eine unvermuthete Bewegung des Wagens oder Absicht die Dame veranlaßte, angezogen durch Anna's sehnsüchtigen Blick, kurz, die Kleine sah, wie der Zweig zur Erde fiel, stürzte hinaus auf die Straße, hob ihn auf und schaute mit dankbarem Blick dem schönen, bleichen Mädchen nach, das, wie von magnetischer Gewalt gezogen, abermals ihre sanften Augen auf Anna richtete. Die geisterhafte Blässe des Gesichts, das weiße Gewand, das mittheilvolle Lächeln auf den bleichen Lippen gab Anna die Empfindung, als habe ein Engel ihren Weg gestreift, sie begrüßt mit einem Zeichen der Liebe, und sei dann verschwunden.

Sorgsam pflanzte nun Anna den Geraniumzweig in einen zerbrochenen Kaps, begoß und pflegte das Pflänzchen, trug es in die Sonne, und bald wuchs es kräftig, bildete Seitenzweige mit schön gezackten Blättern, ja, nach und nach brachte es sogar herrliche rosenrothe Blütenbüschel, schattirt in lebhafteren Farben der Morgenröthe, und Anna's Entzücken war groß.

Obt hielt sie inne in ihrer Arbeit, um ihr bleiches Gesicht in die Blätter zu drücken. Da schien es ihr zuweilen, als wandele sie im grünen Walde, von dem die Kinder erzählten, als höre sie den Gesang der Vögel und ruhe auf weichem Moossteppich. Der kleine Geraniumbusch war für sie Wald und Garten, Quallengemurmel und Vogelgesang, er war für sie eine große, reiche Freude.

Auch im Verkehr mit den wilden, armen, mütterlosen Kindern, ihren Geschwistern, fand Anna Erleichterung, und ihre Liebeskosen thaten ihr wohl. Joseph, der Jüngste, war immer krank, aber er war ein ruhiger kleiner Patient, den sie um so mehr liebte, je mehr er ihrer Sorge und Pflege bedurfte. Die Anderen waren unruhig, lärmten und schrieen oft ganz entsetzlich, aber Anna freute sich der Gesundheit und Munterkeit der kleinen Wildfänge. Sie mochte nähen oder am Waschfaß stehen, immer spielte sie im Herzen mit, wenn die Geschwister tobend um sie her spielten. Wenn sie ihnen das Wenige lehrte, was sie selbst wußte, so fühlte sie im Stillen ihre eigenen Kenntnisse wachsen, als empfangen sie selbst Belehrung von unsichtbaren Meistern. Wenn die Geschwister im süßen Schlaf der Kindheit lagen, so gewährte es ihr Ruhe, sie ruhen zu sehen. Dann liebte Anna auch den schwachen, leichtsinnigen Mann, den sie „Vater“ nannte. Ihre Seele war stets beschäftigt mit Plänen, wie sie ihn der Versuchung entziehen könne, in die er verfallen, um Vergessenheit seiner Sorgen zu finden. Manchmal Tag gelang es ihr, und an solchen Tagen war das trübe kleine Zimmer in ihren Augen vom Strahl der Hoffnung so herrlich erleuchtet, wie der Saal eines festlich geschmückten Palaßes. Solche Tage waren die glücklichsten für Anna.

Als endlich Wilhelmine, Annens jüngere Schwester, alt und stark genug war, deren Stelle zu erregen, stürzte eine Stimme, unhörbar für Andere, dem müden Mädchen zu, daß nun die Zeit komme, da sie ihre Bürde niederlegen, ihre Arbeit hienieden beschließen, und sie vertauschen könne gegen eine frohere Arbeit droben. Ihre Hände sanken matt herab, das schmale Gesicht ward aschbleich, und das sanfte Feuer der Augen begann zu verglimmen.

Als sie auf dem harten Lager lag, von welchem sie nicht mehr erheben sollte, deutete sie mit der Hand auf ihren Schatz, den schönen Geraniumbusch, der gerade in voller Blüthe stand. Die Schwester stellte ihn dicht neben die Kranke und sie lächelte, als ihre Blicke darauf ruhten, denn eine Reihe glänzender Bilder, dieser Erde nicht mehr angehörend, zogen vor ihrem innern Auge vorüber. Ueber die rofigen Blüten geneigt, sah sie das Antlitz des schönen Mädchens, welches einst gesendet schien, ihr die einzige Blume zu streuen, welche sie auf ihrem Lebensweg gefunden; gewiß war es ein Engel, denn namenlos und spurlos war es verschwunden.

Sanft schlummerte Anna hinüber, vielleicht um das schöne Engellantlitz wieder zu erblicken. Sie hatte ihren Beruf erfüllt und ihre Arbeit vollendet. Sie hatte keine Bücher geschrieben, welche ihren Namen auf die Nachwelt bringen könnten, hatte nicht Großes im Reich der Künste geleistet, hatte keine wichtigen Entdeckungen gemacht, hatte keinen Ruhm geerntet. Doch sie hat ein Beispiel gegeben, welches für den sinnigen Beschauer so nützlich und erhebend ist, als ein literarisches Meisterwerk, als eine Kunstschöpfung, als die Wunder der Wissenschaft oder ruhmvolle Thaten.

Die arme Anna hat in ihrer engen Sphäre mit Aufopferung ihrer selbst Andere besser und glücklicher gemacht. — War nicht das schwache unbekanntes Kind eine Größe vor Gott?

[424]

E.

Tactlose Leute.

Allgemein angenommen ist die Behauptung, daß es im täglichen Verkehr keine angenehmeren Gefährten giebt, als die Menschen, die uns, so zu sagen, in gutem Vernehmen mit uns selbst erhalten, uns zufrieden machen mit uns selbst. — Tactlose Leute aber haben ein wunderbares Talent, das gerade Gegentheil auf ihre Umgebungen zu wirken. We wohlklingend auch das Instrument sein möge, das sie berühren, ihren rauhen Fingern wird es dennoch stets gelfen, seinen Saiten Mislaute zu entlocken. Der verwundeten

Das Mädchen, das klüger war, als der Kaiser.

Empfindlichkeit scheint ihre Plumpheit Beleidigung — Verwirrung kehrt ein in das Haus, das sie betreten, Unfriede folgt ihren Schritten.

Man erzählt eine Anekdote von einem Officier, der den Arm in der Schlacht verloren, und die Gutmüthigkeit und Erziehung aller ihm vorgestellten Personen einzig danach beurtheilte, ob sie, oder ob sie nicht nach seinem leeren Rockärmel sahen. Er fühlte, daß die, welche seinen Verlust nicht zu bemerken schienen, voll zarter Rücksicht waren, während in denen, welche unausgesetzt auf die frühere Hülle des fehlenden Gliedes blickten, rohe, ungebildete Gemüther erkannte, welchen der Sinn für die feineren Empfindungen abgehe. Zu dieser letztern Gattung von Wesen gehören die „tactlosen Leute“. Sie besitzen eine ganz besondere Gabe, Unvollkommenheiten ans Licht zu ziehen, welche die höflichen Leute ignoriren, ihre Blicke sind stets auf Entdeckungsreizen begriffen, und wer fühlte nicht das Unbehagliche solcher forschenden Beobachtung, denn sich beobachtet fühlen, ist nur da wohlthuend, wo wir Sympathie voraussetzen dürfen, wo nicht, ist es quälend. Dennoch können wir dieser Qual nie zu enttrinnen hoffen, so oft ein Mitglied der leider großen Familie der „Tactlosen“ gegenwärtig ist. Die Luchsaugen eines tactlosen Weibes entdecken gewiß den ersten unwillkommenen Silberfaden, der sich durch schwarze Locken windet, und der Mund wird nicht verfehlen, das Dasein des ungeahnten Eindringlings zu verkünden. Diese Verkündigung geschieht keineswegs in boshafter Absicht — nein, eure tactlose Freundin weiß sicher nicht, daß ihre Worte einem Wesen wehe thun, welches sich mit der Nothwendigkeit, alt zu werden, noch nicht vertraut gemacht. Eure tactlose Freundin ist physisch unvermögend, Persönlichkeiten zu schonen. Wenn ein Paar frischer geöffneter Lippen ungewöhnlich weiche regelmäßige Perlenzähne enthüllen, fühlt sie sich unwillkürlich gezwungen auf „falsche Zähne“ anzuspielen. Unfehlbar wird sie über die eckigen Manieren und den Mangel an Grazie der magern Leute reden, wenn solche zugegen sind, die mit allen erdenklichen Mitteln ihrem Körper vergebens die ersuchte Rundung zu geben suchen, und ihren Absicht vor unziemlicher Corpulenz wird sie sicher in Gegenwart Solcher äußern, welche alle erdenklichen Toilettenkünste anwenden, ihre unsymmetrischen Proportionen zu verbergen.

Tactlose Leute sind besonders eifrig, die Kleidung zu kritisiren. Wehe der Armen, welche, durch Dürftigkeit genöthigt, vielleicht ein geschmackloses oder ausgebeffertes oder schabhaftes Kleidungsstück an sich trägt, in der trüglichen Hoffnung, daß der Mangel an sich bemerkbar bleiben werde. Sie irt sich, denn ein Paar tactloser Augen sind gewiß wie gebannt auf die mangelhafte Stelle.

Der Himmel bewahre euch vor den Händen der tactlosen Leute. Es sind Magnete, welche die Fehler anziehen und hervorzuziehen. Wenn eine Blumenvase an die Wand gestellt, um einen Sprung zu verbergen, wenn ein Kissen so gelegt, daß es einen Riß im Sopha verhillt, wenn eine Fenstergardine so arrangirt, daß sie eine gesprungene Scheibe deckt, wenn eine Fußbank so gestellt ist, daß sie einen Dellecken im Teppich verbirgt, so ziehen tactlose Hände gewiß instinctartig die freundlich bergenden Hüllen weg, und legen die Schäden vor Aller Augen bloß.

Wer unedlen Schmuck, plattirtes Silber, imitirte Spitzen, gefärbte Kleider und Bänder, gewaschene Handschuhe und andere ökonomische Modificationen des Luxus um und an sich hat, darf nicht im Entferntesten hoffen, vor den Augen eines tactlosen Weibes Gnade zu finden; und wenn wirklich ihre Lippen schweigen, so verkündet ihr vielsagender bedeutender Blick, daß sie sich durch solche Vorspiegelungen nicht blenden läßt.

Giebt es vielleicht einen Gegenstand, von dem reden zu hören irgend Jemanden in der Gesellschaft schmerzlich ist, so darf man gewiß sein, daß ohne die geringste böse Absicht die tactlosen Leute darauf anspielen. Stets sprechen sie von Armuth in Gegenwart derer, welche vergebens streben, den Schein des Wohlstandes aufrecht zu erhalten. Vor sorglosen bedrückten Eltern sprechen sie von ungerathenen Söhnen und unanbathbaren Töchtern, spotten über gewissenlose Ghemänner in Gegenwart unglücklicher Frauen und beklagen das Glend der Ehe vor Solchen, die schlecht verheirathet sind. Eine verlassene Braut unterhalten sie mit der Erzählung der Hochzeitfeierlichkeiten einer jungen Freundin, und einer Mutter, welche verzweifelt ihr krankes Kind in den Armen hält, erzählen sie zum Trost Beispiele von Todesfällen, die sie aus solchen Krankheiten haben folgen sehen. Sie sind gewiß außerordentlich erstaunt, wenn irgend eine Aeußerung Anderer ihnen bemerkbar macht, daß sie durch ihre Nebenberührung verursacht. Sie versichern, daß sie nicht im Geringsten die Absicht gehabt, und sie reden wahr, sie hatten nicht die Absicht. Es ist nur der Mangel des sechsten Sinnes: „Tact“ genannt, welcher sie zu so unheilvollen, unangenehmen, verurtheilenden Gesellschaftern macht.

Seltzam genug sind die tactlosen Leute selbst sehr empfindlich. Niemand fühlt sich mehr verwundet als sie, wenn ihre plumpen Reden erwiedert und die Pfeile ihnen zurückgeschickt werden, die in ihren eigenen spitzen Worten verborgen lagen.

Es ist keine Ueberschätzung, wenn wir den Tact, eines der unentbehrlichsten Erfordernisse eines lebenswerthen Charakters, in die Reihe der Tugenden stellen, denn er entspringt aus der lebenswerthen Rücksicht, welche sich bemüht, Anderen Schmerz zu ersparen.

Wie manche Frau, mit schönen Talenten und hohen Tugenden ausgestattet, geht durch das Leben, wenig geliebt, wenig geschätzt, von Wenigen nur gesucht, weil sie beklagenswerth arm ist an Tact, dieser verschwendenden, ausgleichenden Eigenschaft der Menschenseele; weil sie stets die, mit denen sie umgeht, unzufrieden macht mit sich selbst.

Ein Schriftsteller, welcher wohl einsah, daß im geselligen Leben die Kunst, sich bei Anderen beliebt zu machen, vorzüglich darauf beruhe, Andere mit sich selbst zufriedener zu machen, giebt einem von seiner Geliebten verschmähten Freunde im Scherz den Rath: „Fülle Deine Geliebte bis zum Rand mit Liebe zu sich selber, und was dann überläuft, ist für Dich.“

Dieser Rath, in welchem der Humor nur als heiterer durchsichtiger Schleier einer ernstlichen Lebensweisheit erscheint, ist beherzigenswerth für mancherlei Verhältnisse, und hoffentlich nicht der Mißdeutung ausgesetzt, als läge darin Aufforderung zu Schmeichelei und Kriecherei.

Es war einmal ein armer Mann, der wohnte in einer Hütte und lebte von Almosen. Er hatte eine einzige Tochter, die vom Himmel mit ungewöhnlicher Klugheit begabt war, und nach und nach ihren Vater so klug sprechen lehrte, daß eines Tages, als der arme Mann zum Kaiser kam und ihn um Almosen bat, dieser ganz erstaunt war über die Weisheit seiner Rede und ihn fragte, woher er sie habe. „Von meiner Tochter, edler Kaiser,“ antwortete der arme Mann, und der Kaiser, der selber sehr klug war und stolz auf seine Klugheit, entschloß sich, des armen Mannes Tochter zu prüfen. Also gab er dem armen Mann 30 Eier und sprach: „Gieb diese Eier Deiner Tochter und sage ihr, daß sie mir 30 Küchlein daraus soll ausbrüten lassen. Wenn sie mir nicht gehorcht, so soll es ihr schlimm ergehen.“

Der arme Mann brach in Thränen aus, denn er sah, daß die Eier gekocht waren. Als er aber zu Hause ankam, und seiner Tochter erzählte, was vorgefallen, sagte sie ihm ganz vergnügt, er möge nur getroßt zu Bett gehen, es sei gar keine Gefahr vorhanden. Sie nahm einen Topf mit Wasser, that eine Hand voll Bohnen hinein und stellte den Topf an das Feuer. Am Morgen, als ihr Vater aufgestanden war, gab sie ihm die gekochten Bohnen, hieß ihn eine Furche graben auf dem Felde, bei dem der Kaiser auf der Jagd vorbeikam, und sagte zu ihm: „Wenn der Kaiser vorbeikommt, so nimm die Bohnen und säe sie in die Furche und rufe laut: Gott, sei gnädig, und gieb, daß meine gekochten Bohnen rasch aufgehen. Und wenn der Kaiser fragt, wie es denn möglich sei, daß gekochte Bohnen wachsen können, so sage nur, daß es eben so leicht sei, als ein Küchlein aus einem gekochten Ei auszubrüten.“

Der arme Mann that, wie seine Tochter ihm geheißen. Er nahm den Spaten, grub eine Furche auf ein Feld an der Landstraße, und als der Kaiser kam, säete er die Bohnen in die Furche und rief laut: „Gott, sei gnädig und gieb, daß meine gekochten Bohnen bald aufgehen.“

Als der Kaiser diese Worte hörte, blieb er stehen und fragte, wie es denn möglich sei, daß gekochte Bohnen aufgehen könnten, worauf der arme Mann antwortete:

„Gnädiger Kaiser, das ist so leicht möglich, wie ein Küchlein aus einem gekochten Ei auszubrüten werden kann.“

Der Kaiser errieth, wer diese Kriegskunst erdormen, und um des Mädchens Klugheit noch mehr zu prüfen, gab er dem armen Mann ein kleines Päckchen Hanf und sagte:

„Gieb das Deiner Tochter und sage ihr, sie solle mir davon so viel Segel und Taus machen, als zu einem Schiffe nöthig sind, und wenn sie meinen Befehl nicht erfüllt, soll sie mit ihrem Kopfe dafür büßen.“

Der arme Mann war sehr bekümmert über diese Worte und kehrte mit dem Päckchen Hanf in seine Hütte zurück, unterwegs bitterlich weinend. Als er aber der Tochter erzählt hatte, was sich zugetragen, tröstete sie ihn abermals und sagte, er möge nur unbeforgt sein und ruhig zu Bett gehen; es sei gar keine Gefahr vorhanden. Am andern Morgen, als der arme Mann aufgestanden war, gab sie ihm ein kleines Stückchen Holz und sagte:

„Gieb das dem Kaiser und sage ihm, wenn er mir daraus ein Spinnrad, einen Webstuhl und ein Weberkloppchen schneiden will, so werde ich thun, was er befohlen hat.“

Der arme Mann that abermals, wie seine Tochter ihm geheißen, und als er seine Botschaft ausgerichtet, war der Kaiser noch mehr erstaunt über ihre Klugheit. Sie auzs Neue auf die Probe zu stellen, nahm der Kaiser ein Trinkglas und sprach zu dem armen Manne:

„Gieb das Deiner Tochter, und sage ihr, sie solle damit das Meer aussehöpfen und sein Bett so trocken machen, daß man Korn darein säen könne. Thut sie nicht, was ich befehl, so soll ihr Kopf und dein Kopf dafür büßen.“

Diesmal war der arme Mann noch tiefer betrübt, als die beiden ersten Male. Doch als er nach Hause kam und seiner Tochter erzählte, was der Kaiser befohlen, so tröstete das Mädchen ihn zum dritten Male und sagte, er möge nur ruhig zu Bett gehen, es sei keine Gefahr, und als er am andern Morgen aufstand, gab sie ihm ein Pfund Berg und sprach zu ihm: „Gieb das dem Kaiser und sage, er möge nur damit die Quellen und Mündungen aller Flüsse auf der Welt verstopfen, so werde ich thun, was er befohlen hat.“

Abermals that der arme Mann, wie seine Tochter ihm geheißen, und als er seine Botschaft dem Kaiser ausgerichtet, gestand dieser, daß das Mädchen klüger sei, als er selbst, und befehl, daß es vor ihn gebracht werde. Als sie nun vor ihm stand und ihn begrüßt hatte, sprach er zu ihr:

„Meine Tochter, sage mir, was auf der Welt am weitesten gehbt wird.“ Und sie antwortete: „Gnädiger Kaiser, der Donner und eine Lüge.“

Die Antwort erfreute den Kaiser sehr und er fragte das Mädchen, ob sie sein Weib werden wollte.

Das Mädchen warf sich vor ihm auf die Knie und antwortete:

„Gnädigster Kaiser, Du hast zu befehlen und ich zu gehorchen. Doch laß mich eine Bitte thun, nämlich die: Gieb mir ein Schreiben, geschrieben von Deiner eigenen Hand, darin gesagt ist, daß, wenn es Dir einstmals einfallen sollte, mich fortzuschicken, ich mir aus Deinem Schlosse mitnehmen kann, was mir am liebsten ist.“

Der Kaiser gab ihr das verlangte Handschreiben, und sie saß fortan auf dem Throne neben ihm.

Viele Sommer lang ward die Kaiserin von ihrem Gemahl geliebt, aber es kam die Zeit, da es aufhörte, an ihr Wohlgefallen zu finden. Er sagte also eines Tages zu ihr: „Ich mag Dich nicht länger zum Weibe haben; verlaß das Schloß und gehe, wohin Du willst.“

Sie antwortete: „Erhabener Kaiser, ich werde Dir gehorchen, gestatte mir nur, bis morgen zu bleiben.“ Der Kaiser bewilligte ihre Bitte, und am Abend goß sie heimlich den Saft eines Krautes in einen Becher mit Wein, reichte ihm denselben wie gewöhnlich und sprach: „Trinke, großmächtigster Kaiser und sei glücklich. Morgen gehe ich fort von hier, und doch werde ich morgen glücklicher sein, als an meinem Hochzeitstage.“ Der Kaiser trank, seine Augenlider wurden schwer, und bald schlief er ein. Und da er schlief, hob die Kaiserin ihn in den

Wagen, der bereit stand, und fuhr mit ihm zu einer Grotte, die sie schon längst für einen solchen Fall hatte einrichten lassen. Als der Kaiser erwachte, fragte er zornig, wie er hierher gekommen. — „Ich habe Dich mitgebracht,“ antwortete die Kaiserin. Und weiter fragte er zornig: „Warum hast Du das gethan, was mir von Rechts wegen zusteht, und Dich mitgenommen, großmächtigster Kaiser.“

Als der Kaiser diese Worte hörte, schwur er, sich nimmermehr von einem so treuen und so klugen Weibe zu trennen. Er umarmte sie, kehrte mit ihr zurück in sein Schloß, und Beide saßen wiederum nebeneinander auf dem Thron viele Sommer lang, und als ihr letzter Sommer kam, mächte der Tod Beide zusammen ab, gleich einer doppelten Kornähre.

Weiberfreundschaft.

Leicht glaubt die Welt an die Möglichkeit der Freundschaft zwischen Männern, ja man geht sogar so weit, nicht zu bezweifeln, daß unsere gefühlarme Zeit noch Drest's und Pilades's, noch Carlos's und Posa's beherberge, so nahe auch die Ueberzeugung liegt, daß das Gemüth des rasch vorüberbrausenden Lebens, die frühen Anstrengungen für die Existenz, die Masse des zu bewältigenden Wissens- und Arbeitsstoffes, das Gefühl der Freundschaft bei den Männern zu keiner Vertiefung mehr kommen läßt. Das Leben ist so anstrengend, so zerstreut, Jeder hat so vollauf mit sich zu thun, daß die Freundschaft aufgehört hat, der Männerseele Bedürfnis zu sein, und man den Namen nur noch beibehält aus alter Gewohnheit, ihn übertragend auf Schulkameradschaften, Geschäftsverbindungen u. s. w., was heut zu Tage die Stelle der Freundschaft vertritt.

Dennoch glaubt die Welt an Männerfreundschaft. — Die treue Ergebenheit eines weiblichen Wesens zu einem Wesen des eigenen Geschlechts wird dagegen fast allgemein bezweifelt. Man glaubt nicht an die Aufrichtigkeit eines Händedrucks, eines Kusses zwischen Weib und Weib, und verschließt das Auge vor den unzähligen Beispielen zärtlicher, aufopfernder, ausdauernder Schwesterliebe, die des Namens der Freundschaft mehr als würdig wären.

Selbst geistreiche Schriftsteller, welche mit Ernst sich die Aufgabe stellten, das Räthsel der weiblichen Natur zu lösen, schütteln bedenklich das Haupt, wenn sie auf das Thema: „Weiberfreundschaft“ gerathen, und führen eine solche Schaar von „Wenns“ und „Abers“ herauf, daß sich leicht errathen läßt, sie stehen auf der Seite der Ungläubigen, in Bezug auf Weiberfreundschaft.

Nicht alle großen Denker leugnen indeß, daß wahre Liebe zwischen Frauen bestehen könne. Shakespeare, dessen Scharfblick tiefer, als das Auge anderer Sterblicher in die Menschenseele drang, hat in mehreren seiner unsterblichen Dramen schöne, ergreifende Bilder von Zuneigung weiblicher Wesen zueinander gezeichnet — und wer könnte den großen Briten einer Verhöhnung gegen die Wahrheit der Natur zeihen?

Wie auch die hergebrachte Meinung darüber lauten möge, so ist es nichts desto weniger vollkommen möglich, daß zwischen Frauen eine durchaus unselfische, aufopfernde Liebe bestehen könne, ja es ist sogar unleugbar, daß es weibliche Herzen giebt, welchen eine zärtliche Freundschaft für Wesen ihres Geschlechts zum Glück nothwendig ist. Namentlich sind dies jene Naturen, welche das unabwiesliche Bedürfnis haben, sich einem Wesen zu vertrauen, welches, durch die eigenen Empfindungen und Schwächen dazu befähigt, die Empfindungen und Schwächen des weiblichen Herzens versteht, und dieselben nicht mit dem strengen Blick des Mannes, sondern von dem Gesichtspunkt des Weibes aus betrachtet und beurtheilt.

Eine Frau kann die untadelhafteste Gattin des besten Mannes sein, und dennoch eine Leere, eine unausgefüllte Stelle im Herzen fühlen, wenn sie nicht eine Freundin besitzt, in deren Ohr sie ihre Freuden und Sorgen ergießen, die sie um Rath und Urtheil fragen, an deren theilnehmendem Verständniß sie sich erquickten kann.

Es giebt so mannigfache häusliche, triviale Schwierigkeiten, kleine Unannehmlichkeiten, ärgerliche Verlegenheiten, durch deren Mittheilung keine tactvolle Frau ihren Mann führen und aufrezen darf. Ist er ein Mann von Geist, so legt er diesen kleinen Uebelständen keine Wichtigkeit bei, versteht nicht einmal diese kleinen Qualereien des täglichen Lebens, und die Frau sieht sich auf sich selbst zurückgewiesen, gekränkt und entmuthigt durch die vergebliche Mühe, Theilnahme oder Hilfe zu finden. Ist er ein Mann von beschränktem Geist, so wird er sich noch mehr ärgern, als die Frau, und ihre Kränkungen noch vermehren, ohne auch nur einen Faden des Gewebes von Verdrießlichkeiten zu entwirren, mit welchen die Haushaltungsorgen sie umgeben. Einer Freundin aber kann sie alle jene Prüfungen mittheilen, und von ihrem Rath geleitet, den Ausgang finden aus diesem häuslichen Labyrinth.

Die höhere Liebe, die Liebe zu dem Mann, macht die Freundschaft für ein Wesen des eigenen Geschlechts keineswegs unmöglich. Diese Gefühle beruhen auf verschiedenen Fähigkeiten des Herzens, können sehr wohl nebeneinander bestehen, sind vereinigt, Beweise einer reichen, geistigen Organisation, und kräftigen einander gegenseitig, statt an Kraft einzubüßen.

Wer kann leugnen, daß es Frauen giebt, die durch irgend ein geheimnißvolles Band sich als Schwestern, dem Herzen nach, fühlen, wahrer und enger verbunden fühlen, als wären sie Schwestern durch die Bande des Blutes. Und wenn dies wahr ist, muß nicht dann eine solche innere Verwandtschaft, den trennenden Streich des Todes überdauernd, die wahre Schwester in dem großen Jenseits vereinigen? Doch hier auf Erden können wir für das Band, das sie vereinigt, kein anderes Wort finden, als Freundschaft — Weiberfreundschaft!

Briefwechsel

zwischen einer Nähnadel und einer Schmucknadel.

Die Schmucknadel an die Nähnadel.

Meine liebe Freundin, längst vergangene sind die glücklichen Tage, wo wir auf den rothsammetnen Nähkissen unserer Herrin beisammen waren...

Damals benedete ich Dein Loos, wie ich es noch heut beneide; Deine schlanke Taille, Dein goldenes Dehr, Deine feine Spitze, welche den Mousselin durchsicht...

Höre, wie es mir erging. Am Tage, da wir getrennt wurden, hatte, wie Du weißt, meine Herrin mich in ihr Tuch gesteckt, und ich fühlte mich glücklich und zufrieden.

"Mime," rief die Gräfin, "nimm mir das Tuch ab und öffne die Fenster, in dem Saale ist eine Hitze, wie im Treibhaus."

Die Kammerfrau that, wie ihr geheißen, und steckte mich, denke Dir, in ihr Nieder, mir nichts, Dir nichts, als ob ich eine ordinaire Stednadel wäre; und Du weißt doch, daß ich einen goldenen Kopf habe...

Die Nähnadel an die Schmucknadel.

Du begehrst meinen Rath jetzt, da es zu spät ist! Konntest Du überhaupt denn jemals meinen Rath brauchen? Aus Deinen Worten sollte man zwar glauben, Du wünschtest Dich an meine Stelle...

Hätte ich, wie Du, mich in Müßiggang versenken und nur der Bequemlichkeit leben wollen, es wäre mir ein Leichtes gewesen, doch ich dachte, die Ruhe müsse erst nach der Arbeit folgen...

Die Schmucknadel an die Nähnadel.

Meine unermüdete Freundin, vor zwei Monaten erhielt ich Deinen Brief, und muß ich sagen, daß Du ein wenig hart gegen mich gewesen bist...

Neulich warf sie mich im größten Zorn auf die Erde, als ich sie in die Hand gefaßt. Ein alter Wucherer, welcher der Gräfin zu Zeiten Geld leiht und daher ins Haus kam, raffte mich auf und steckte mich in seinen Armel...

Es war ein dunkler Saal von trostlosem Ansehen, in den er trat.

"Herr," sprach der Oberchirurgus zu ihm, "hier ist ein gebrochener Arm zu verbinden."

"Ich stehe zu Befehl," antwortete mein jetziger Besitzer, und legte, den Arm des Patienten ergreifend, lange leinene Binden um das gebrochene Glied.

"Sie müssen den Verband wohl befestigen," sprach der Oberarzt zu dem jungen Mann.

"Soll ich ihn zusammennähen?" fragte dieser.

"Nicht doch; zusammenheften genügt." So nahm mich der junge Arzt denn von seinem Rock, wo ich den Stiel der Camelle gehalten, und drängte mich durch den starken Verband...

So also muß ich enden! Meine Schönheit ist dahin, meine Gestalt verkrüppelt, meine Spitze rostig. Ich taue jetzt zu nichts mehr, als die Falten des Sterbendes um eine Leiche festzubalten!

Die Nähnadel an die Schmucknadel.

Armes Kind, ich habe es Dir immer gesagt, Schönheit ist vergänglich und die Eitelkeit ist eine gar gefährliche Neigung. Du bist jung und schön gewesen, und die Welt

räumte Dir hohen Rang ein. Du hast geglänzt am Busen der Schönheit, und die Poeten haben in ihren betrüghchen Versen Dein Loos benediet. Du glaubtest, die Schönheit wäre ewig, und um glücklich zu sein, bedürfte es nichts Anderes, als Schönheit.

Ich, ich habe gearbeitet; mein gutes Geschick hat mich in die Hände einer Frau geführt, welche meine Brauchbarkeit zu schätzen wußte. Sie ließ mich nicht rosten in den Ritzen des Fußbodens, denn ich half ihr das tägliche Brod verdienen. Auch ich bin zwar gealtert, die Arbeit hat meine Kraft gebrochen; das goldene Dehr, auf das Du einst, wie Du sagst, so neidisch warst, brach ab beim Hindurchziehen der starken Seide.

14771

L. L.

Der Weihnachtsbaum.

Der Novembersturm entlaubte die Bäume und Sträucher des Gartens, die prunkende Schönheit der letzten Dahlien hat längst im frostigen Hauch der ersten Winternacht ihr Haupt geneigt, die ihrer Früchte entkleidete Rebe ist zur Ruhe in den Schooß der Erde gesenkt.

Weihnacht ist das Fest der Kindheit, und wer es schön und beglückend feiern will, muß versuchen, sich in die Kindheit zurück zu versetzen. Zu jeder andern Zeit des Jahres möchte dieser Wunsch uns vielleicht nicht glücken, denn das Leben hängt ja den Fügeln der Seele so oft bleierne Gewichte an, daß sie sich nicht erheben kann zu den Aetherhöhen harmloser Freude...

Was könnten auch wir Lieberes thun, als mit den Müttern und Mädchen, welche diese Blätter lesen, zu dem Weihnachtsbaum treten, den sie ihren kleinen Lieblingen schmücken wollen, und bitten, daß auch uns vergönnt sei, mit zu helfen an dem holden Werk, wenn auch nur mit einigen Rathschlägen.

Um dem Christbaum ein festliches Ansehen zu geben, bedarf es nicht kostbarer Sachen; nein, auch aus dem unscheinbarsten, an sich wertlosen Material können eine Menge hübscher Gegenstände verfertigt werden, die den Wunderbaum aufs herrlichste schmücken. Glasperlen, Draht, buntes Papier, Goldpapier, Goldschaum, kleine bunte Seidenflockchen, das sind die Zaubermittel, aus denen weiblicher Geschmack und liebende Hände den Glanz zu bereiten wissen, der den Christbaum über alle anderen Bäume der Welt erhebt.

Je bunter der Christbaum, um so schöner ist er; daher möchten wir rathen, ihn mit kleinen bunten Flaggen in möglichst großer Zahl zu versehen. Die Anfertigung dieser Flaggen ist einfach folgende: Man nimmt so viele Streifen farbigem Glanzcatun, als man Flaggen zu haben wünscht, je bunter und verschiedener die Farben, um so besser, schneidet dann aus schwarzem, aus Gold- oder Silberpapier allerlei groteske Figuren, klebt sie auf die bunten Catunstreifen und befestigt diese an kleine hölzerne Stäbchen. Die Größe dieser Flaggen richtet sich natürlich nach der Größe des Weihnachtsbaums; sie schmücken ihn in wunderbarer Weise, und sind, im Verein mit einigen bunten Papierblumen, ganz geeignet, die leeren Räume auszufüllen, welche die zierlichen Spielsachen, Nadelarbeiten, Nähseren, goldene Kränze, Aepfel und dergleichen an den grünen Zweigen noch übrig lassen. Doch auch zierliche Körbchen und Täschchen können auf die leichteste Weise fabricirt werden, namentlich in solchen Familien, wo junge heranwachsende Mädchen, welche zu lächelnden Arbeiten noch Zeit und Lust haben, den Weihnachtsbaum für die kleineren Geschwister schmücken helfen. Daß die Anfertigung nicht schwer, wird folgende Beschreibung erweisen: Man schneidet aus Papiercanevas schmale Streifen, zwei Centimeter breit, fünf Centimeter lang, sückt kleine Zweige oder Blumen darauf, näht ungefähr 10 derselben aneinander und zu einer Rundung zusammen, sügt unten einen ovalen Boden ein und verzert die Ränder mit farbiger Seide und Perlen. Natürlicherweise kann statt der 10 schmalen Streifen auch ein einziger langer Streifen zu dem Körbchen verwandt werden, nur fallen dadurch die scharfen Ecken weg. Oben an den Rand des Körbchens wird ein seidener Beutel geheftet, und ein Henkel aus Papiercanevas, mit bunten Bändchen an beiden Seiten befestigt, vollendet das allerliebste kleine Werk.

Eine sehr hübsche Ampel kann man herstellen, indem man aus Papiercanevas eine 9 Centimeter große Scheibe schneidet, und in deren Mitte einen 7 Centimeter (im Durchmesser) großen Ausschmitt anbringt, welcher folglich mit einem 1 Centimeter breiten Rande umgeben bleibt; an den innern Kreis dieser Rundung näht man nach unten zu einen schmalen Streifen desselben Canevas, und an diesen ein farbig seidenes, unten mit einer Quaste zusammengefaßtes

Beutchen. Der vorstehende Rand wird mit einer Franze aus kleinen Perlen verzert, und drei Perlenketten, oben sich in einem kleinen Ring vereinigend, hängen zum Aufhängen der Ampel an den Baum.

Auch reizende Vogelbauer en miniature kann man fabriciren, ohne gerade Galanterie-Arbeiter zu sein.

Man schneidet dazu eine Rundung aus gewöhnlicher Pappe (ungefähr 7-9 Centimeter im Durchmesser), beklebt sie mit Silberpapier, steckt in regelmäßigen Abständen feine Drahtstäbe von angemessener Länge hinein, reißt Perlen darauf und faßt dieselben oben zu einer Kuppel zusammen, den Schluß durch eine große Perle oder eine Quaste verbergend. Will man mit dem kleinen Werk sich etwas mehr Mühe geben, so schneidet man noch einen schmalen Reifen von dem Umfang des Bodens aus starkem Papier und steckt, bevor die Drahtstäbe oben zusammengefaßt werden, dieselben, zur Hälfte mit Perlen bedeckt, in angemessenen Entfernungen hindurch, um die Stäbe symmetrisch auseinander zu halten. Ist dies geschehen, so bedeckt man sie vollends mit Perlen und schließt das kleine Vogelhaus, wie vorher bemerkt, zur Kuppel.

Ein anderer hübscher Schmuck des Weihnachtsbaums ist ein Ball, so weich, so leicht, daß er der kleinsten Kinderhand ohne Bangen überliefert werden kann. Seine Herstellung geschieht folgendermaßen:

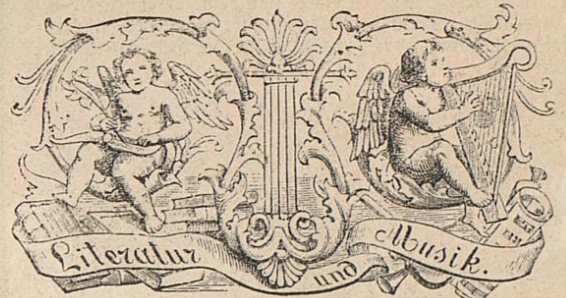
Man schneidet aus Pappe zwei Scheiben von dem Umfang des oberen Randes eines gewöhnlichen Weinglases, und in der Mitte einer jeden eine Oeffnung von ungefähr 3 Centimeter im Durchmesser. Diese zwei Stücke Pappe legt man übereinander und bewickelt sie ganz dicht mit bunter Wolle, stets durch die mittlere Oeffnung stechend. Sobald die Scheiben so dicht umwickelt sind, daß in der Mitte der Fäden nicht mehr hindurchgeht, schneidet man (am besten mit einem scharfen Messer) die Wolle ringsum gerade auf dem Rande der Pappe durch, nimmt ein Stück Bindfaden, bindet die Wolle in der Mitte zwischen den beiden Pappkreisen fest zusammen, nimmt sie ab, und vollendet ist der schöne, weiche Ball, welcher auch in der Hand des muthwilligsten Kindes keinem venetianischen Spiegel oder keiner kostbaren Ampel gefahrbringend werden kann.

Durch die Wahl leuchtender Farben kann man diese Bälle zu einer wahrhaft lockenden Frucht des Christbaums machen, doch geben vollständige Schattirungen denselben natürlich ein noch geschmackvolleres Ansehen, als eine einzelne Farbe oder zufällig zusammengestellte Wollenüberreste verleihen können.

Die Frauen unserz lieben deutschen Vaterlandes wissen den Weihnachtsbaum, diesen schönsten der Bäume so lieblich zu schmücken, daß sie im Grunde darin über alle Belehrung erhaben sind, und unsere oben gegebene Anführung einiger niedlichen Tändeleien sie an Wissen nicht sehr bereichern kann.

Indessen war es uns selbst eine so große Freude, im Geiste den Christbaum mit schmücken zu helfen, daß uns das Uebermaß der Bereitwilligkeit gewiß verzeihen wird. Sind unsere Beiträge zur Ausstattung des Christbaums auch nur ein kleines Tröpfchen in den vollen Strom der Liebe, den das Weihnachtsfest durch die ganze Welt erquickend sendet, so wollen wir dennoch uns freuen in der Hoffnung, vielleicht hier oder dort eine Hand in ihrem Liebeswerke unterstützt, ein Kinderherz jubelnd schlagen, ein Kindesauge fröhlicher glänzen gemacht zu haben.

[429]



Blumen und Früchte deutscher Dichtung.

Ein Kranz, gewunden für Frauen und Jungfrauen von Julie Bur o w. (Preis 1 Thlr. 15 Sgr. Verlag von Schotte u. Comp. in Berlin)

Denksprüche für das weibliche Leben.

Gesammelte Perlen zur Veredelung für Geist, Gemüth und Herz, von Julie Bur o w. (Preis 1 Thlr. 15 Sgr. Verlag von Schotte u. Comp.)

„Was eine lange weite Strecke Im Leben voneinander stand, Das kommt hier unter einer Decke, Dem guten Vater in die Hand“

Diesen Ausdruck Göthe's hat die beliebte Verfasserin so mancher edeln geistigen Werkes, Julie Bur o w, dem einen der beiden obengenannten Bücher, einer Sammlung von Gedichten, als Motto vorangestellt, und damit den Standpunkt angedeutet, welchen sie den dichterischen Gaben gegenüber einnimmt. Den der sinnigen Sammlerin — Die Flora der deutschen Poesie ist reich, reich wie die einer leuchtend geschmückten Flur. Blühen in Menge drängen sich dem Auge der Hand entgegen, doch nicht jede Hand versteht, den blühenden Reichthum zum Kranz zu ordnen, die einzelnen Blüthen so nebeneinander zu stellen, daß jede zur Geltung gelangt, und, obgleich ein dienendes Glied des Ganzen, doch in ihrer Eigenbüchlichkeit erfreut. Julie Bur o w weiß mit den Blumen der Poesie umzugehen, davon giebt das obengenannte Album Zeugnis. Abweichend von manchen Herausgebern ähnlicher Sammlungen, hat Julie Bur o w die Vieder nicht nach Vändern und Namen, sondern nach einem System geordnet, das wir System des Gefühls nennen möchten. Religion, Liebe, Treue und Familienglück, Natur, Ehre, verschiedene Lebensverhältnisse, Glück und Zufriedenheit, Mutter-Liebe, Sorge und Freude, Wehmuth, Trauer, Schmerz und Trost, Hehl und Neue, Krankheit und Tod. — Dies sind die Worte, welche die Liebesblüthen in einzelne Classen ordnen, eine Eintheilung, die einer Frau, einer Dichterin würdig.

In ähnlicher französischer Eintheilung, mit Leben und Mitwelt beginnend, mit dem natürlichen Schluß alles Befiehenden, dem Tode endend, giebt Julie Bur o w in dem andern Buche uns eine Sammlung von Denksprüchen für das weibliche Leben, und unter diesen den geistvollen, sinnigen und trotterischen Gedanken, welche der Vornehm und Mitwelt entlehnt, hier zusammengestellt ein Buch der Weisheit bilden, fehlen die der erfahrungsreichen Herausgeberin nicht. Das Vorwort, welches Julie Bur o w als Festspruch an die Leserinnen jedem der Bücher vorangestellt, wird diese recht eigentlich zu einer Gabe von Freundeshand knempeln. Die Ausstattung beider Werke ist des reichen gediegenen Inhalts würdig, und der sorglichen Bestimmung als Weihnachtsgabe vollkommen angemessen.



Geschliffene Gläser und matt gewordene alte Glasfenster u. s. w. zu putzen.

Wegen der künstlichen Formung der geschliffenen Glasgefäße werden die Grundverhältnisse in der Glascomposition verstärkt, das heißt, mehr metallische Stoffe, (z. B. Mennige) zu dem Glasflusse verwendet, wodurch die geschliffenen Stellen mit der Zeit ein schmutziges, unschönes Ansehen erhalten. Solche Gläser nun schön zu erhalten, lasse man sie öfters in Wasser, worin gute Pflanzenasche gekocht worden, das man nachher durch Filtrpapier filtrirt hat, reinigen. Ein kleiner Zusatz von Kochsalz trägt noch mehr zur vollkommnen Reinigung bei. — Desgleichen kann man auch Gläser, welche mit Del und Firniß beschnitten worden, durch Auskochen mit solcher Pflanzenlauge reinigen, indem man die Glasgefäße mit dieser Lauge einsetzt, die Flüssigkeit nach und nach ins Sieden bringt, und sie noch aus der warmen Flüssigkeit herausnimmt und putzt. Matt gewordene Glasfenster zu putzen, bedient man sich einer fein geschlemmten, von Sandsteinen völlig befreiten Walkererde und reibt damit trocken, vermittelt eines feinen Leinwandlappens, die Fenster. Hilft dieß nichts, so wäscht man die Scheiben mit verdünnter Salpetersäure und zuletzt mit Regenwasser.

Den Frost für Pflanzen unschädlich zu machen.

Haben Pflanzen durch Frost gelitten, so besprizt man sie mit möglichst kaltem Wasser und lasse sie 24 Stunden lang bei möglichst niedriger Temperatur im Finstern stehen, bewahre sie dabei auch vor jeder Zugluft. Die Erfahrung lehrt, daß dadurch die große Mehrzahl der Pflanzen gerettet wird. (Gard. Chron.)

Verdorbenen Wein wieder herzustellen.

Um verdorbenen Wein wieder trinkbar zu machen, empfiehlt ein französischer Dr. Pinot, demselben, nachdem er aus dem Gefäß, in welchem er verdorben ist, ausgeschüttet worden, p. Litre 2—3 Eßlöffel gerösteter Kohlen hinzuzusetzen und damit umzuschütteln, dann läßt man ihn ruhig stehen, und nachdem die Kohlen mit dem Saft sich auf dem Boden abgelagert haben, zieht man ihn auf Flaschen. Ist der Wein in den Flaschen verdorben, dann thut man die Kohlen, ohne ihn auszugießen, hinzu, schüttelt und filtrirt nach etwa 2 Stunden den Wein ab. Aller schlechte Geschmack verschwindet darnach, ohne daß der Wein an Qualität verliert. Ein Anderer empfiehlt statt der Kohlen die Anwendung von Del, welches in dem Maße von 1 Litr. auf 230 Litr. Wein zugesetzt wird, bei gleichem Verfahren wie dem obigen. (Das Mittel mit der Kohle ist nicht neu; doch haben wir es angeführt, weil das Verfahren etwas von dem gewöhnlichen abweicht. — Wenn man Del nehmen will, so muß es selbstverständlich vollkommen reines Olivenöl ohne Geruch und Geschmack sein.) [4323]

Rebus.



Zweifelbige Charade.

Die Erste ist — nach höherem Bedeuten — Das Herrlichste, was diese Erde trägt, Das selbst Geschöpf, fast in dem Lauf der Zeiten Die Welt zu seiner Schöpfung ausgeprägt, Das, wo Vernunft und Wille mit ihm streiten, Die grollende Natur in Fesseln schlägt, Dem überall der erste Rang gebührt, Wo es mit Geist und Kraft das Scepter führt.

Die Zweite ist ein Wort von süßem Klange Für jedes tief empfindende Gemüth, Ein Wort, das selig bald, bald wehmuthbange Mit leisem Hauch die Menschenbrust durchzieht, Wofür des Greises Herz, des Kindes Wange In gleicher wandelloser Regung glüht, Das ewiglich dem Menschen theuer bleibt, Ob Sehnsucht auch ihn in die Ferne treibt.

Das Ganze ist der Name jenes Ortes, Dem Schiller einst sein Erstlingswerk geschenkt. Der Sänger, der im vollsten Sinn des Wortes Das Erste war; und wenn ihr sein gedenkt, Wenn ihr euch freut des reichen Liederhortes, Den er in jede deutsche Brust gesenkt, Stellt euerm Geiste wohl die Stadt sich dar, Die feinem Geiste oft das Zweite war.

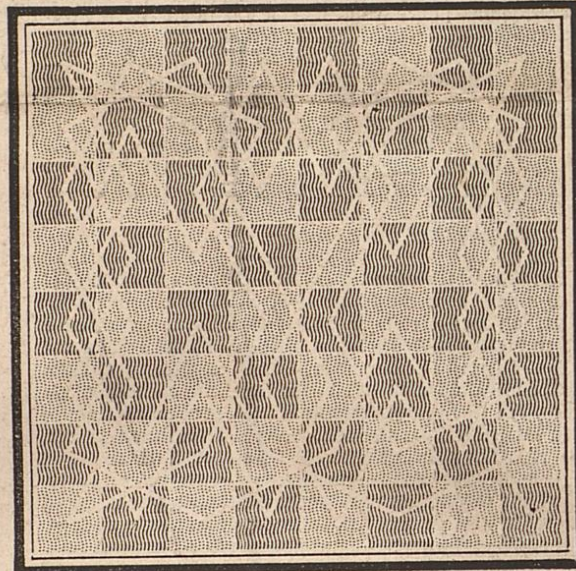
[4327]

Marie Harier.

Rösselsprung-Aufgabe.

Table with 8 columns and 8 rows containing a chess puzzle. Columns: giebt, der, jun-, ter, ih-, tän-, Glanz:, Sie. Rows contain chess pieces and their positions.

Schlüssel zur Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe Seite 348.



Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe Seite 348.

Nun können nimmermehr wir sterben, Ob wir auch längst gestorben sind; Denn unser Lieb' läßt einen Erben Der Welt zurück in unserm Kind.

Und von dem Kinde weit und weiser Wird Stamm um Stamm zum Himmel gehn, Und einst, wie eine Jakobleiter, Wird unsre Lieb' im Himmel sehn.

Auflösung des Räthfels Seite 348.

All. Allee. Allah. Allein.

Auflösung des Rebus Seite 348.

„So Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichter.“

Sparsamkeit ist eine schöne Tugend, hochgeehrt, und in den meisten Verhältnissen unzertrennlich zusammenhängend mit Zufriedenheit, Glück und Wohlstand, mit häuslichem Frieden, bürgerlicher Ehre und Selbstachtung. Aber die Sparsamkeit kann auch am falschen Ort geübt, zur Unzeit angewandt und somit nicht nur unnütz, sondern sogar gleichbedeutend werden mit Verschwendung. Wenn Du etwas durch Arbeit und Fleiß zu ersparen wünschst, mußt Du wohl überlegen, ob die auf jene Arbeit verwandte Zeit, anders benützt, nicht förderlicher sein könnte; wenn Du einen wohlfeilen Einkauf machen möchtest, nicht Zeit, nicht Mühe, nicht weite Wege scheust, zu diesem Zweck zu gelangen, bedenke, ob der kleine Gewinn auch in Wahrheit die Mühe lohne; wenn ein kleiner Verlust Dich betroffen, hüte Dich, kostbarere Güter der Wiedererlangung zu opfern, aus übel angebrachter Sparsamkeit, denn „So Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichter.“



Fr. M. K. in K. Wir können Ihnen die Erfüllung Ihrer Bitte nicht versprechen. ... Fr. B. K. geb. v. H. in P. Ihr Brief hat uns auf die anmuthigste Weise das Räthsel gelöst, wie man mit höchster Lieblichkeit ... Fr. J. D. in B. Eine moderne Anabenmüße für Soutachearbeit ... Fr. M. N. in B. Ihr interessantes Schreiben giebt uns die ... Fr. v. S. in D. Das nächstens erscheinende erste Supplement ... Fr. M. L. in S. Die gewünschten Namen werden nächstens ... Einem Unbekannten aus P. Der Gebrauch des Positiv in jenem ... Fr. J. W. geb. W. in J. Wir können von dem dargebotenen ... Fr. M. W. in L. Wir müssen zu unserm Bedauern die Erfüllung ...

Zur Notiz.

Die letzten Lieferungen der von der Administration des Bazar herausgegebenen Schnittmuster-Zeitungs: „Pariser Modelle“ zur Selbstanfertigung der gesammten Damen-Garderobe ... Fig. 19. Hohe krause Kleiderhülle mit ausgeschnittenem Futter ... Fig. 20. Jäckchen für einen Knaben von 11 bis 13 Jahren ... Fig. 21. Basquine (Casaque longue) von weißem Lique, mit rother ... Fig. 22. Blause (Kittel) für einen Knaben von 6 bis 8 Jahren ... Fig. 23. Tunica mit edig ausgeschnittener Taille, krausem Schoof ... Fig. 24. Reglia-Jäckchen von feinem Gambrie mit Ruffen- und Sticker ... Fig. 25. Glatte hohe Kleider- oder Ueberrocktaile mit schmalem ... Fig. 26. Reglia-Ueberrock mit großer Pelzerine ... Fig. 27. Ueberzieher -ur Hauttoilette ... Fig. 28. Herbstmantel (Burrous). — Hohe glatte Taille für Mäd ... Fig. 29. Wintermantel „Sibille“ ... Fig. 30. Wintermantel „Deiron“ ... Fig. 31. Wintermantel „Henry II“ ...

Die Administration des Bazar.

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 48. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 23. December 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. XV. Band.

Pulswärmer für kleine Mädchen.

Material: Zephyrwolle in zwei voneinander absteckenden Farben.
Wir haben in Bezug auf diese Arbeit es bei der sehr allgemeinen Bestimmung „für kleine Mädchen“ bezwecken lassen und können hierbei auch keine engere Grenze ziehen, da ein derartiger Pulswärmer in jeder beliebigen Größe ausgeführt werden kann, also sogar für Alt und Jung, für Groß und Klein zu empfehlen ist.

Unser Original, dessen Abbildung wir in natürlicher Größe geben, ist in den Farben Blau und Weiß gearbeitet. Man strickt zuvörderst mit blauer Wolle einen geraden Stulp, dessen Anschlag nach dem Umfang des Armes gemacht werden muß, so daß der Stulp sich demselben anschließt, doch aber über die Hand gezogen werden kann. Man strickt den Stulp lose in hin und zurück gehenden Reihen, die ersten 6 Reihen in der Abwechslung zweier Maschen rechts, zweier Maschen links, nachher fortwährend rechts, so daß sich Rippen bilden. Hat der Stulp die ungefähre Höhe von 8 bis 9 Centimeter erreicht, so mascht man ebenfalls lose ab und näht das gestricke Theil zu einer geschlossenen Rundung zusammen.

Man arbeitet ferner in Filet einen geraden Streifen über eine starke säbberne Wollstricknadel, schlägt für die Breite des Streifens ungefähr 18 bis 20 Maschen auf und strickt abwechselnd eine Reihe Blau, eine Reihe Weiß, im Ganzen 78 Reihen, näht diesen Streifen ebenfalls an den kurzen Seiten zusammen, reißt ihn oben und unten in Falten und näht ihn als Puff auf den Stulp, so daß die 6 rechts und links gestricke Touren als anschließendes Bündchen über den Puff hinaus ragen. An der andern Seite (dem untern Rand des Pulswärmers) häkelt man mit blauer Wolle eine kleine Spitze folgender Art:

1. Tour — stets abwechselnd 1 Stäbchenm., 1 Luftm., die Stäbchenmaschen in solcher Entfernung gestellt, als es durch die dazwischen befindliche Luftmasche bedingt wird.

2. Tour — * um die nächste einzelne Luftmasche häkelt man: 1 St., 1 L., 1 St., 1 L., 1 St., dann 2 L., 1 feste M. um die nächste einzelne L.; — 1 L., 1 St. um die nun folgende L. — 2 L. — vom * wiederholt. — Man kann durch die Stäbchentour (die erste der beiden Touren) ein Gummibändchen ziehen, um den Pulswärmer völlig anschließend zu machen. [4348]

Nadelkissen.

Material: feines scharlachrothes Tuch; schwarzer Sammet; delikate Seide in verschiedenen Farben; Goldperlen, kleine schwarze Perlen; Goldschnur, Goldcandille; weißer Marcelline, weißer Cambrie.

Durch die wohlgeplante Abbildung dieses Nadelkissens sind wir im Stande, unseren Leserinnen ein recht anschauliches Bild der sehr geschmackvoll originellen Arbeit zu bieten. Außer dieser verkleinerten Ansicht des vollendeten Kissens geben wir jedoch noch den Schnitt für die obere und untere sternförmige Bekleidung des Kissens in Originalgröße, nebst dem Stickerdessin für die Verzierung des obern Sterntheils. Das Kissen wird aus 2 gleichen zirkelförmigen, durch eine Naht verbundenen Theilen von weißem Cambrie gebildet, deren Durchmesser 23 Centimeter beträgt. Die Füllung des Kissens (trockene Kleie), darf nicht sehr fest sein, so daß das Kissen sich überall etwas eindrücken läßt. Die äußere Rundung des Kissens umgiebt ein 14 Cent. breiter, 112 Cent. weiter Puff, d. h. ein an beiden Seiten kraus gezogener Schrägstreifen von weißer Marcelline, welcher auf der obern und untern Seite des Kissens in der Weiseringsum angehängt ist, daß oben und unten das Kissen, bis auf eine Rundung von 12 1/2 Centimeter im Durchmesser, damit bedeckt wird. Zur weitem Bekleidung dienen die beiden vorhin erwähnten, aus rothem Tuch zu schneidenden Sterne, davon der eine, ohne Stickerei, auf die untere Seite, der zweite, mit Stickerei, auf die obere Seite des Kissens gelegt ist, und deren Spitzen über den Seidenbausch zusammengebettet, so daß letzterer zu einzelnen vorstehenden Buffen getrennt wird, wie es deutlich die Abbildung zeigt.



Pulswärmer für kleine Mädchen.

Wir fügen nun noch einige erläuternde Angaben in Betreff des Stickerdessins hinzu. Das Ausschneiden des Sternes selbst muß bis nach Vollendung der Stickerei unterbleiben und nur die Form desselben, so wie auch das Dessin, sehr genau auf den Stoff gezeichnet werden. Das schwarze Korallenmuster, welches sich in die Zacken des Sternes hineinzieht, ist eine Application von schwarzem Sammet, mit einer Kettensticheinfassung von grüner Seide. Bei Ausführung des innern Dessins kann man die Phantasie völlig frei walten lassen und aus dem Vorrath von bunten Seidenfäden, Perlen u. dgl. auch das feinste Nestchen anwenden. Um jedoch das Arrangement der Stickerei bei unserm Original leichter

verständlich zu machen, haben wir bei Ausführung des Dessins verschiedene Zeichen angewendet, für welche wir nebenstehend eine besondere Erklärung beifügen, und bleibt uns daher nur noch Weniges zu erwähnen übrig: Die äußere und innere Umrißlinie der Palmen ist mit dichtem, schrägem Stielstich gebildet (bei der mittlern Palme mit grüner, bei den Seiten-Palmen mit bla Seide); die überkreuz liegenden Goldfäden innerhalb der beiden Seitenpalmen sind stets da, wo sich die Fäden kreuzen, durch einen kleinen Stich mit schwarzer Seide festgehalten. Die verschiedenen kleinen Figuren, Blättchen, Vierecke u. dgl., deren Farben die Zeichenerklärung angiebt, sind mit Plattstich in Seide gestickt. Die Goldschnur, welche die Stiele bildet, ist stets am Ausgang jeder dafür vorgezeichneten Linie durch den Stoff gezogen und oberhalb mit gelber Seide in der richtigen Form aufgenäht. Die kleine einzelne, aus weißen Strichen bestehende Palmenfigur kann mit Candille oder Goldperlen, plattstichartig, nach Angabe des Musters ausgeführt werden. Bei dieser, so wie bei den vorhin erwähnten, in Plattstich zu arbeitenden Figuren, wird etwas Baumwolle untergelegt, wobei man stets die Stiche in entgegengesetzter Richtung von den darüber zu arbeitenden legt. Von den Perlen sind die schwarzen durch ganz hohle Punkte, die Stahlperlen durch ganz weiße, die Goldperlen mit durchstrichenen Punkten angedeutet. [4356]

Dessin zum Dfenschirm.

(Bannerdschirm.)

Material: Canevas, Perlen, nach Angabe des Musters, rothe Zephyrwolle in 2 Farben.

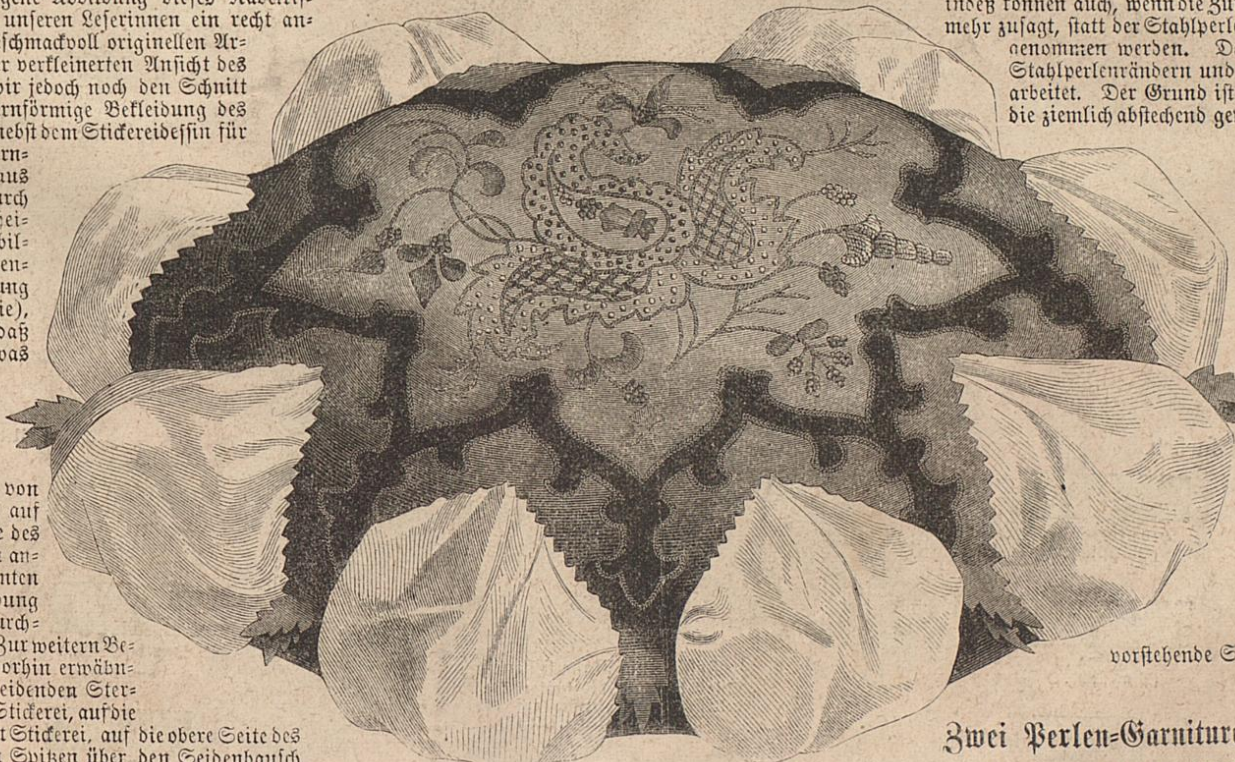
Unter den vielen zierlichen und schönen Werken, mit denen Krausenhand die Räume der Heimath schmückt, gehört der Dfenschirm zu denen, welche die daran gewandte Mühe reichlich belohnen, sobald Geschmack und Eleganz bei der Arbeit berücksichtigt werden. Das heut gegebene Dessin ist zu einem sogenannten Bannerschirm bestimmt, d. h. zu einem solchen, welcher die Stickerei nicht fest in den Rahmen gespannt, sondern nur lose angehängen aufzunehmen hat, in der Weise, wie die verkleinerte Ansicht des Schirmes, welche zugleich die Form des Gestells giebt, erkennen läßt.

Das Muster, eben so leicht in der Ausführung, als elegant in der Vollendung, wird auf Canevas, das Dessin in Perlen, der Grund in Zephyrwolle ausgeführt. Der das Muster umgebende Rand ist, was die Umfassungslinien betrifft, mit Stahlperlen zu arbeiten und mit Kreidperlen auszufüllen, indes können auch, wenn die Zusammenstellung dem Geschmack mehr zusagt, statt der Stahlperlen schwarze oder Gold-Perlen genommen werden. Das innere Dessin wird mit Stahlperlenrändern und alabasterweißer Füllung gearbeitet. Der Grund ist in zwei Farben rother Wolle, die ziemlich abstechend gewählt werden müssen, auszuführen.

Die Einteilung der Grundfarben geschieht mit Beibehaltung der Schildform, innen ein Schild der hellern Farbe, an diese sich anschließend die dunklere Farbe, wie es das Muster ergiebt.

Die vollendete Stickerei wird mit einem angemessenen Futter versehen, ringsum mit Schnur befestigt und außerdem an der untern Seite mit einer breiten Franze geschmückt. Die Schwere der Arbeit macht es nöthig, daß sie an den zum Gestell gehörigen Stab nicht nur zu beiden Seiten leicht befestigt, sondern an denselben festgeschmürt werde, zu welchem Zweck an dem obern Rande auf der Rückseite etwas

vorstehende Schnurdösen anzubringen sind. [4345]



Nadelkissen. (Das hierzu gehörige Dessin und Schnittmuster befindet sich auf der folgenden Seite.)

Zwei Perlen-Garnituren zum Lampenteller.

Beide Garnituren, von denen die Abbildung einen Theil in Originalgröße zeigt, sind aus böhmischen Perlen in Mosaic gearbeitet, und zu einem Fond von beliebiger Ausführung angewendet, mit

dessen Farben die der Garnitur so viel als möglich in Uebereinstimmung zu bringen sind.

Garnitur Nr. 1.

Material: böhmische Perlen in mattem Weiß, Schwarz, Gelb und Blau (die beiden letzten Farben in Spiegelperlen).

Man hat zunächst ein gerades, 8 Perlenreihen breites Mosaikband zu arbeiten, welches auf weißem Grund einzelne Rosetten in Gelb, mit einer blauen Perle in der Mitte, zeigt. In Betreff der Ausführung dieses Bandes können wir die Leserinnen allein auf die für die Lage jeder Perle zeugniss gebende Abbildung verweisen, eben so bei Ausführung der kleinen Bogen am innern Rand des Bandes, welche nach Vollendung desselben angehängt werden und deren jeder eine schwarze Perle zwischen 2 weißen Perlen zeigt. Die äußere Verzierung, aus schwarzen Perlen, wird mit cerisirter Wolle oder Floretseide angehängt, und zwar folgender Art: Man wählt die 5 weißen Perlen des äußern Randes aus, von denen die mittlere in gerader Richtung mit der mittlern (blauen) Perle der Rosette steht; über diese 5 Perlen schlingt man nach außen 4 schwarze Perlen an, indem man dabei stets durch den Faden zieht, welcher von einer weißen Perle zur andern geht, und die Wolle oder Seide dann durch die anzuschlingende schwarze Perle wieder zurückzieht, zwischen dieser schwarzen Perle und der zunächst anzuschlingenden jedoch wieder eine schwarze Perle aufnimmt (also eine Art Zäpfchen bildet). Nach dem Anhängen der 4. schwarzen Perle reißt man 3 schwarze Perlen auf, zieht den Faden durch eine weiße Perle der 2. Reihe des Bandes, nimmt eine schwarze Perle auf, zieht zurück durch die danebenstehende weiße Perle und reißt wieder 3 schwarze Perlen auf, nach denen man abermals 3 dicke Zäpfchen über 5 weißen Perlen (bei der folgenden Rosette) zu bilden hat. Die einzelne auf dem Mosaikband liegende schwarze Perle muß natürlich in die Mitte des Zwischenraumes zweier Rosetten kommen, wie es die Abbildung deutlich zeigt. Die Länge des Bandes muß nach dem äußern Umfang des Lampentellers abgemessen, und das Band nach außen glatt, nach innen etwas angehalten aufgenäht werden, man richtet es dabei so ein, daß sich der weiße Zwischenraum der Rosetten nach innen stets zu einer flachen Tasse bildet. Beim Zusammenfügen des Bandes hat man zu beobachten, daß die Regelmäßigkeit des Musters nicht unterbrochen wird, wenn man auch dadurch genöthigt sein sollte, der Breite der Garnitur etwas zuzugeben. [4354]

Garnitur Nr. 2.

Material: böhmische Perlen in Krystall oder mattem Weiß, in Blau und Gelb (die beiden letzteren Farben in Spiegelperlen).

Man hat hier ebenfalls ein 8 Perlenreihen breites Mosaikband zu arbeiten, welches auf weißem Grunde 2 Reihen einzeln stehender blauer Zäpfchen hat; diese Zäpfchen, an beiden Seiten des Bandes, stehen an einer Seite mit der Spitze nach innen, an der andern Seite nach außen, und beide Reihen in versetzter Ordnung zueinander. Zwischen beiden Zäpfchenreihen bleiben 2 weiße Perlenreihen, so daß jede Zäpfchenreihe 3 Perlenreihen einnimmt und in folgender Gestalt erscheint: an der Spitze 1 Perle, darunter 2 Perlen, unter den 2 Perlen 3 Perlen. Der Zwischenraum der in einer Reihe stehenden Zäpfchen beträgt an der Spitze derselben 4 weiße Perlen, folglich unten 2 weiße Perlen. Die blätterartige Gestalt erhalten die Zäpfchen erst durch die darauffolgende losen Perlenbogen, welche man nach Vollendung des Mosaikbandes anhängt. Hierbei wird die Abbildung das deutlichste Verständniß geben. Der erste, an das breite Ende jeder Zäpfchenreihe schließende Bogen besteht aus 3 blauen Perlen, der zweite, größere Bogen, welcher jeden der blauen Bogen umfaßt, besteht aus 5 gelben Perlen, und zieht man dem Anhängen die 5er Bogen den Faden stets durch die beiden weißen Perlen, welche den Zwischenraum der Zäpfchen an deren breitem Ende bilden. Die kleinen Perlenbogen am innern Rand der Garnitur enthalten jeder 1 blaue Perle zwischen 2 weißen Perlen. In Betreff des Aufnehmens der Garnitur um den Lampenteller verweisen wir auf die Angabe der vorhergehenden Beschreibung. [4355]

Bordüre (Tapissieredessin)

zu Papierkörben, Wandkörben, Korbtischen, Klingelzügen u. s. w.

Material: Canevas, Wolle in den auf dem Muster angegebenen Farben.

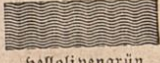
Die leichte, gefällige Zeichnung dieser Bordüre läßt

auch in ihrem farblosen Abbild schon die dankbare Arbeit vermuthen, daher ohne Zweifel viel kundige Hände es unternehmen werden, diese Maiblumen und Rosen auf der Fülle grüner Blätter unter dem kleinen Zauberstabe der Nadel in bunter Frische erblihen zu lassen. — Auf unserm Muster sind die

Erklärung der Farben.



Schwarzer Sammet.



Hellgelbgrün (Plattfäch).



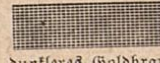
Scharlachrothes Tuch.



Hellgoldbraun (Plattfäch).



Grau (Plattfäch).



Dunkleres Goldbraun (Plattfäch).

Dessin zum Nadelsticken. (Die Abbildung des fertigen Nadelstikens befindet sich auf der vorhergehenden Seite.)

Erklärung der Farben.



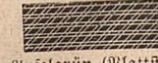
Helleres Blau (Plattfäch).



Dunkelbraun (Plattfäch).



Dunkleres Blau (Plattfäch).



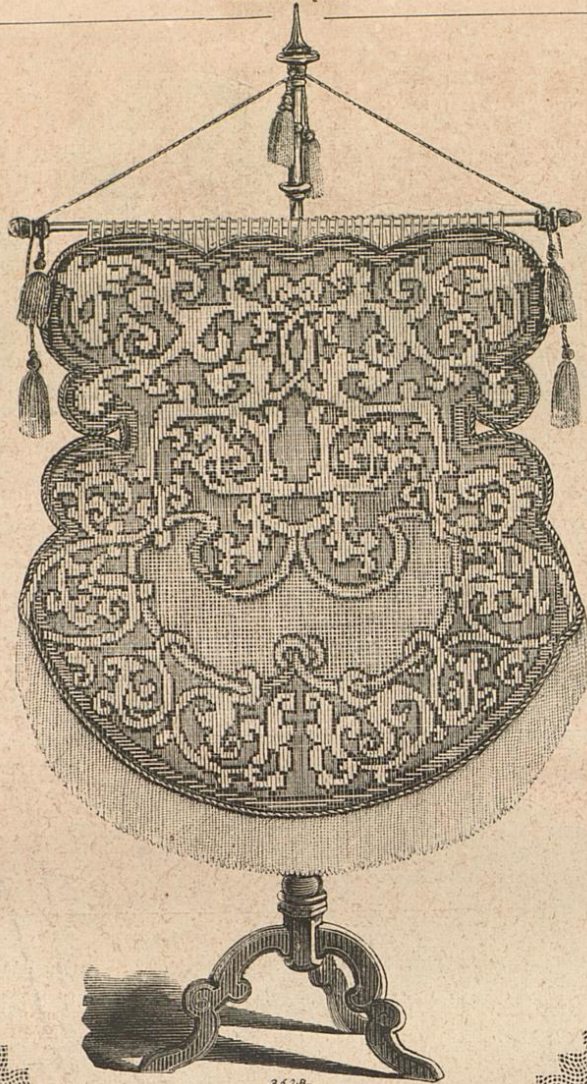
Gelbgrün (Plattfäch).



Dunkel Olivengrün (Plattfäch).



Grasgrün (Plattfäch).



Ofenschirm

Das hierzu gehörige Tapissieredessin befindet sich auf der folgenden Seite.

Rosen in einer Schattirung, die Blätter ebenfalls in einer Schattirung angeben, was indessen die Stickerin nicht hindern wird noch darf, in das Farbenarrangement Abwechslung zu bringen. So würde z. B. die Schönheit des Ganzen nicht verlieren, wenn an der wiederkehrenden Rosengruppe stets eine Rose dunkelroth, die andere rosa gearbeitet würde, und die grünen Blätter nicht durchgängig in einer Schattirung, sondern abwechselnd blaugrün, gelbgrün, olivengrün ausgeführt würden. Bei den Rosen und bei den Umschlägen der Maiblumenblätter läßt sich nach Belieben als hellste Farbe Seide anwenden; zur hellsten Farbe der Maiblumen selbst aber in entweder weißes Glanzgarn oder weiße Seide zu wählen, auch können die Maiblumen ganz in Perlen gearbeitet werden. [4349]

Glockenzug.

Material: dunkelbrauner Blüsch; böhmische Perlen (Spiegelperlen) in Weiß und Gelb; grüne Chenille; feine Goldcandille oder Goldfaden; geschliffene Goldperlen und Stahlperlen von Nr. 6; Muscheln oder große Wachsperven.

Mit diesem Glockenzug, eines der schönsten Phantasiewerke, welche wir gegenwärtig der weiblichen Kunstindustrie verdanken, führen wir unseren Leserinnen die auf Seite 320 des Bazar ausführlich besprochene Stickerei mit Muscheln vor; letztere ein Material, welches man in den großen Tapissierewarenhandlungen das Hundert zu 20 Silbergroschen kauft. Wir fügen diese Angabe hinzu, da wir voraussetzen können, daß die Arbeit das Interesse und den Wunsch der Nachahmung bei den Damen erregen wird. Wo jedoch das Beziehen der Muscheln von außerhalb Beschwerlichkeiten macht, würden große Wachsperven der geeignetste Ersatz dafür sein und diese Variation nur der Originalität, keineswegs aber der Schönheit der Arbeit Abbruch thun. Es wird hier nur kurzer Andeutungen in Bezug auf die in sehr vollkommener Weise ausgeführte Abbildung der Arbeit bedürfen, um einen völlig deutlichen Begriff von derselben und das nöthige Verständniß zu geben. Die Blätter sind plattfächartig mit Spiegelperlen gestickt, davon die weißen sich als hellere, die gelben als dunklere auf dem Muster markiren. Andern, Stiele und Ranken sind von grüner Chenille. Das Aufnähen der Chenille geschieht mit gelber Seide, jedoch reißt man bei jedem schräg über die Chenille zu legenden Stich ein Stückchen Goldcandille auf, welche bekanntlich einem hohlen Schnürchen gleich ist. In Ermangelung der Candille kann man indeß auch das Ueberrahmen mit Goldfaden ausführen. Die Muscheln, in deren jeder 4 Löcher eingebohrt, werden an jedem Loch mit einer Goldperle befestigt alsdann mit grüner Chenille umfaßt. Die Stiele der Muschelweige sind aus Stahl, die kleinen Nischen aus Goldperlen gebildet. Die Wiederholung des Dessins, zur Fortsetzung der Arbeit in der nöthigen Länge, ergibt sich ganz deutlich auf dem Muster. Die Stickerei, welche in einem Rahmen auszuführen ist, wird, noch eingespant, auf der Rückseite mit Gummiwasser bestrichen, und erst nachdem sie völlig trocken aus dem Rahmen genommen. Zwischen Ueberzug und Futter (schwarzer Kitai) legt man einen Streifen steife Leinwand in der Breite des Glockenzugs, um diesem mehr Steife zu geben. Man bringt an diesem Glockenzuge keine weitere Garnitur zu beiden Seiten an, und muß daher das Oberzeug etwas breit nach der Rückseite um-

schlagen und das Futter daselbst in der Weise angehängt werden, daß ein schmaler Rand des Oberzeuges sichtbar bleibt. Von anderen Farbenzusammenstellungen heben wir besonders hervor: schwarzer Sammet oder Blüsch und ponceau Chenille, doch ist selbstverständlich auf das übrige Arrangement des Zimmers

weißen Franzen nach vorn kommen und verbindet ihn mit dem Ärmel außerhalb durch eine Häkeltour mit blauer Wolle, indem man in regelmässiger Entfernung stets Ärmel und Aufschlag mit einer festen Masche faßt, dazwischen einige Luftmaschen häkelt.

[4314]

Gehäkelter Schuh

für Kinder im Alter von 6—12 Monaten.

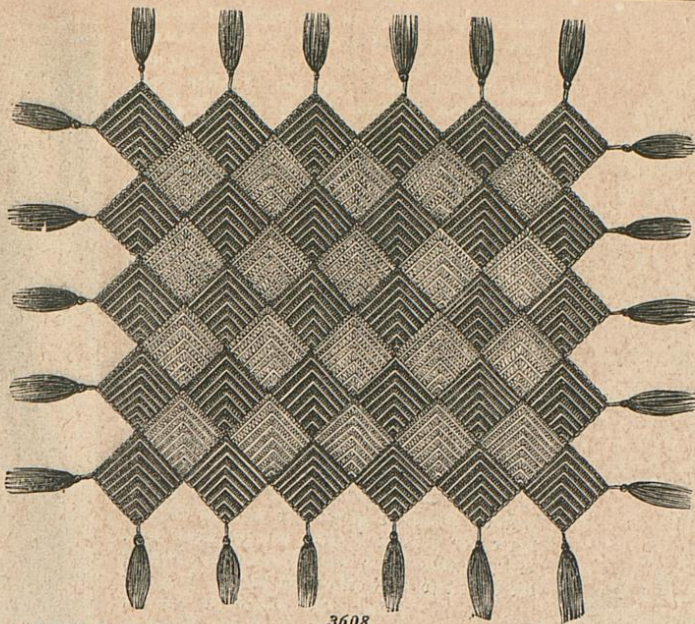
Material: Zephyrwolle in 2 voneinander abtönenden Farben.

Das uns vorliegende Original, dessen Ansicht in natürlicher Größe die Abbildung zeigt, ist in Dunkelbraun und Weiß gearbeitet, und zwar der Schuh, mit Ausnahme der Sohle und des obren breiten Randes, im dichten tunesischen Häkeltisch, in der Abwechslung schmaler weißer und brauner Streifen. Wir gaben die Beschreibung des tunesischen Häkeltisches auf Seite 167, in Bezug auf die Abbildung eines gehäkelten Carreau zu Fuß- oder Wagendecken.

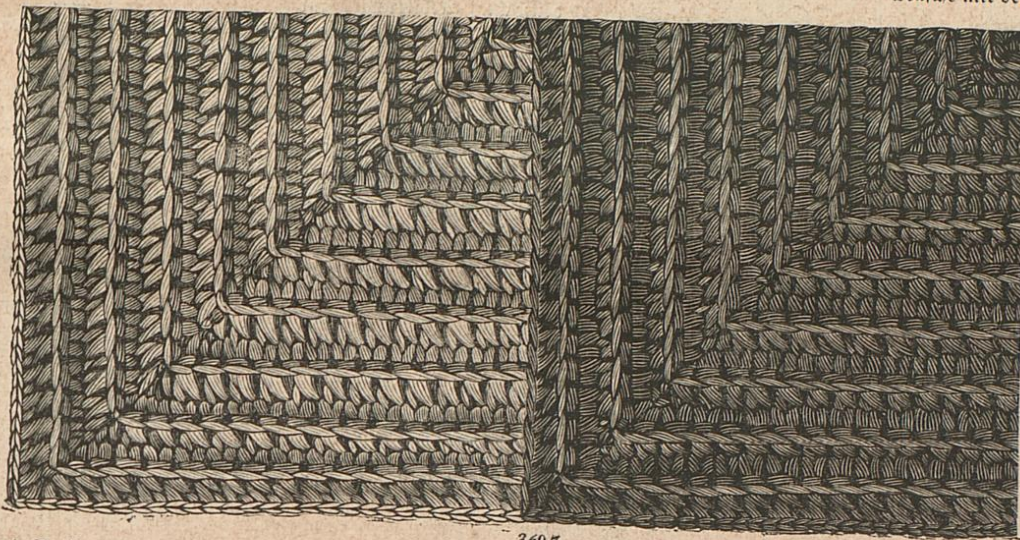
Man macht mit weißer Wolle einen losen Anschlag von 33 Maschen (Luftmaschen) — dies ist die Breite des Vorderblattes über dem Spann — und häkelt in dieser Maschenzahl die beiden folgenden Touren (von rechts nach links und von links nach rechts), bei der dritten Tour (eine Tour von rechts nach links) nimmt man die 3 mittleren Maschen als eine zusammen und wiederholt dies in der Folge bei allen von rechts nach links zu häkelnden Touren. An beiden Seiten jedoch muß das Theil sich ganz gerade bilden, also stets eine und dieselbe Masche als Randmasche bleiben. Die Farbe wechselt nach jeder vierten Tour und arbeitet man in dieser Weise fort, bis die Tour nur noch 9 Maschen zählt, wo man nach Beendigung des Streifens (es trifft dies einen weißen Streifen) den Faden abschneidet und die letzte Masche verschürzt.

Man arbeitet nun erst an der einen, dann an der andern Seite des Vorderblattes (von der Anschlagtour aus) das Hinterblatt, läßt jedoch die 3 mittleren Maschen der Anschlagtour (also die obere Spitze) frei, und häkelt von jeder Seite aus, in stets gleicher Maschenzahl, 6 Streifen, nach Vollendung deren man diese beiden schmalen Theile hinten auf der innern Seite zusammen näht. Man umgiebt den Schuh am untern Rande (an der Sohle) mit einer Tour fester Maschen, in Braun gearbeitet. Die kleine Sohle wird mit weißer Wolle in gewöhnlichen festen Maschen, in hin und zurück gehenden Reihen gehäkelt; man sticht dabei stets durch die ganze Masche, so daß die Arbeit auf beiden Seiten gleich ausfällt und legt einen Faden ganz starker Baumwolle vor, die man fort und fort überhäkelt und dadurch der Arbeit etwas mehr Halt und Steife giebt. Die Form der Sohle wird durch Ab- und Zunehmen am Ausgang der Häkelreihen gebildet, und geben wir hier die Maschenzahl der Häkelreihen an: Man schlägt 9 Maschen auf und häkelt etwas fest; die erste Tour aus 9 M. (d. h. Maschen), die zweite T. aus 10 M. — die 12 folgenden Touren aus 11 M. — 1 T. aus 10 M. — 1 T. aus 9 M. — 1 T. aus 8 M. — 1 T. aus 7 M. — 2 T. aus 6 M. — 1 T. aus 5 M. — 1 T. aus 4 M. — 3 T. aus 3 M. — 1 T. aus 2 M. — 1 T. aus 1 M.

Man arbeitet rings um die Sohle mit brauner Wolle eine Tour fester Maschen, ohne Einlage, und verbindet die



3608
Gehäkelte Decke zur Antimacassar, zu Wiegen, Nähstischen u. s. w.



3607
Zwei Carreau zur gehäkelten Decke, in natürlicher Größe.

Sohle mit dem Schuh ebenfalls durch eine Tour fester Maschen auf der innern Seite der Arbeit. — Der hohe Rand des Schuhs ist, mit Ausnahme der Schlusstour, von weißer Wolle, und zwar zugleich an den Schuh gehäkelt, und bildet kleine vorstehende Puffen auf durchbrochenem Grunde. Der ganze Rand muß sehr lose gearbeitet werden.

1. Tour — stets abwechselnd 1 St. (d. h. Stäbchenmasche), 1 L. (d. h. Luftmasche); die ganze Tour zählt 15 St. (man richtet es dabei so ein, daß auf die obere Spitze des Vorderblattes ein St. kommt, und umschlingt zu den beiden zur Seite stehenden St. zweimal, damit die hier sich gebildete Vertiefung ausgeglichener werde).

2. Tour — um eine der einzelnen L. häkelt man 5 doppelte St. (d. h. wobei man zwei Mal umschlingt), dann * 1 L., eine halbe St. (wobei man gar nicht umschlingt) um die nächste einzelne L.; 1 L., 5 doppelte St. um die nächste einzelne L. — vom * wiederholt.

3. Tour — um jede der L. vor. Tour, 1 feste M., dazwischen stets 1 L.

4. Tour — wie die 2. Tour — die jedesmaligen 5 doppelten St. müssen nicht über, sondern stets zwischen die Stäbchenpuffen der 2. Tour kommen.

5. Tour — wie die 3. Tour.

6. Tour — wie die 2. Tour.

7. Tour — (braune Wolle) — * 2 gewöhnliche St., 2 L., 1 feste M., 2 L. — vom * wiederholt. (Die 2 St. kommen stets zwischen, die einzelnen St. stets über die Stäbchenpuffen der 5. Tour.

Eine weiße geflochtene, mit kleinen Puscheln verzierte Wollenschnur, in die erste Stäbchentour des Randes gezogen, dient zur Befestigung des Schuhs, welcher hiermit vollendet ist. [4317]

Strickmuster (Doppelpatent)

zum Herrenhalm, zur Fuß- oder Wagendecke.

Material: Castor- oder starke Zephyrwolle in zwei voneinander abtönenden Farben.

Die Eigentümlichkeit dieses Musters und die Schwierigkeit desselben beim ersten

Versuch, besteht darin, daß es mit 2 Farben zugleich gestrickt wird, jedoch so, daß beide Farben gesondert erscheinen, wie es die Abbildung des Musters (Originalgröße) erkennen läßt. Wir müssen daher, zum Verständniß unserer Beschreibung, die ganze Aufmerksamkeit der Leserinnen beanspruchen.

Man kann das Muster mit jeder beliebigen Maschenzahl stricken, wie sie zur Breite der bezweckten Arbeit erforderlich; — die Stricknadeln (Holz- oder Fischbeinnadeln) wählt man von mittlerer Stärke, oder je nachdem man die Arbeit dicht oder lose wünscht.

Zur Erklärung des Musters nehmen wir einen Anschlag von 8 Maschen an, welcher mit bei den Farben (z. B. schwarz und weiß) zugleich, also mit doppelter Wolle gemacht wird.

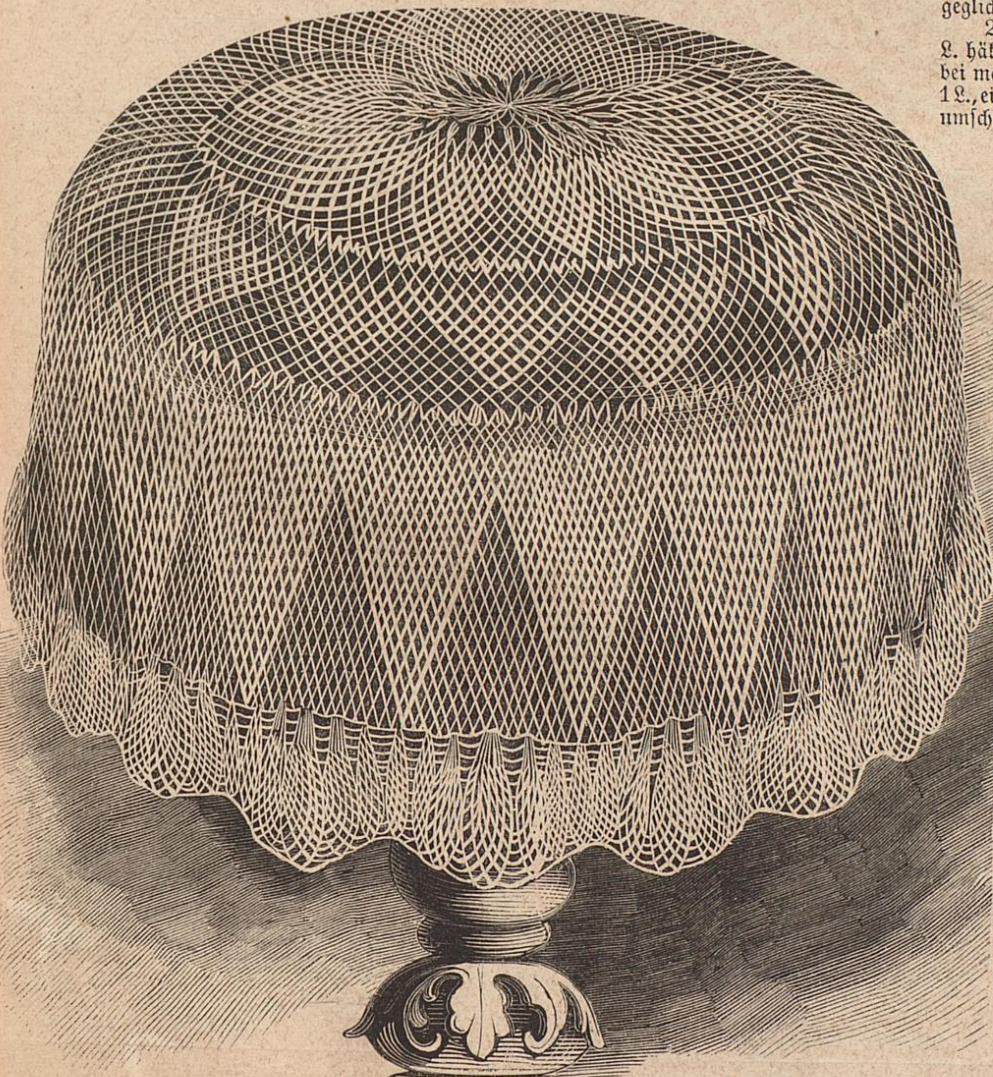
1. Tour. — (Es wird hier stets abwechselnd eine Masche mit dem weißen, eine Masche mit dem schwarzen Faden gestrickt, vor der schwarzen Masche mit der weißen, vor der weißen Masche mit der schwarzen Wolle umgeschlagen, und zwar muß bei dieser Tour stets der schwarze Faden vorn, der weiße hinten liegen.) Man verfährt dabei ganz genau folgender Art: Man verfährt in gewöhnlicher Weise auf den Zeigefinger der linken Hand und strickt die Randmasche glatt, mit beiden Fäden zugleich ab, dann: mit dem schwarzen Faden umgeschlagen, die folgende Masche mit dem weißen Faden rechts abgestrickt, indem man diesen Faden hinter dem schwarzen hervor durch die Masche zieht; — * man nimmt jetzt den schwarzen Faden hinter der eben gestrickten Masche hervor auf die linke Nadel, umschlingt mit dem weißen Faden die rechte Nadel und strickt die folgende Masche mit dem schwarzen Faden links ab; man umschlingt nun, ohne die Lage der Fäden zu ändern, die rechte Nadel mit dem schwarzen Faden und strickt die folgende Masche mit dem weißen Faden rechts ab, indem man diesen Faden hinter dem schwarzen hervor durch die Masche zieht; man wiederholt nun vom Zeichen (*) bis zu Ende der Tour und strickt die letzte Masche, ohne vorher zu umschlingen, mit beiden Fäden zugleich ab.

(Wir erinnern nochmals, daß bei dieser Tour der schwarze Faden stets vor dem weißen liegen muß.)

2. Tour. — Diese Tour wird ganz wie die vorige gestrickt, nur findet hier das umgekehrte Verfahren statt, indem der weiße Faden stets vor dem schwarzen liegen muß; dies geschieht folgender Art: Die Randmasche hebt man von jetzt an stets ab, dann: mit dem weißen Faden umgeschlagen, die folgende (schwarze) Masche nebst dem darüber liegenden weißen Faden der vorigen Tour mit dem schwarzen Faden rechts abgestrickt, wobei man diesen schwarzen Faden hinter dem weißen hervor durch die Masche zieht; — *

man nimmt jetzt den weißen Faden hinter der eben gestrickten Masche hervor, auf die linke Nadel, umschlingt die rechte mit dem dahinterliegenden schwarzen Faden und strickt die folgende (weiße) Masche nebst dem darüber liegenden schwarzen Faden der vorigen Tour, links ab; dann umschlingt man, ohne die

man nimmt jetzt den weißen Faden hinter der eben gestrickten Masche hervor, auf die linke Nadel, umschlingt die rechte mit dem dahinterliegenden schwarzen Faden und strickt die folgende (weiße) Masche nebst dem darüber liegenden schwarzen Faden der vorigen Tour, links ab; dann umschlingt man, ohne die



3609
Filet-Überzug zum Clavierfessel.



3570
Wollener Kinderärmel.



Gehäkelter Schuh für Kinder von 6 bis 12 Monaten.

Lage der Fäden zu ändern, mit dem weißen Faden und strickt die folgende Masche nebst dem umgeschlagenen Faden der vor-

Es folgt nun wieder die erste, dann wieder die zweite Tour, und strickt man in dieser Weise weiter, bis man im Ganzen 8 Touren zählt; hierauf wird das Muster verfeßt, und zwar auf folgende Art:

9. Tour — (der schwarze Faden bleibt auf dieser Seite wie bisher vor dem weißen Faden). — Die Randmasche ab-

Lampenschleier.

Material: kleinere Schnürperlen in Weiß (sogenannte Morgenstrahl-Perlen); größere, durchsichtige Schnürperlen in Grün; gefüllte Goldperlen von Nr. 5 und 7; feiner fester weißer Zwirn oder dreifacher Seide.

Bei dieser Arbeit, welche zwar außerordentlich einfach, jedoch in ihrem Arrangement als Lampenschleier sehr grazios erscheint, kann die glockenförmige Gestalt nach Angabe unserer Beschreibung nur dann entstehen, wenn die Perlen in dem richtigen Verhältnis der Größe zueinander gewählt werden; wir wollen dieselbe daher durch folgende Bezeichnung genau bestimmen:

Der Beginn der Arbeit ist an der oberen Öffnung des Lampenschleiers; — man reißt 180 weiße Perlen auf und schließt diese Perlenreihe zu einem Ring, an welchem man die erste Tour Netzmaschen arbeitet: man reißt zu jeder Netzmasche 5 weiße, 1 Gold-, 5 weiße Perlen auf und schlingt sie stets an die 6. Perle des Ringes, so daß fort und fort 5 Perlen des Ringes als Zwischenraum frei bleiben — (bei Ausführung des Netzes werden durchgängig die kleineren Goldperlen angewendet).

2. Tour — bei dieser Tour werden die grünen Zacken angelegt, und nimmt die Breite der

weißen Zacken stets in dem Maße ab, in welchem die Breite der grünen Zacken zunimmt, so daß stets eine gleiche Anzahl von Netzmaschen bleiben. Man zieht zum Beginn einer neuen Tour jedesmal bis zur mittlern Perle der nächsten Netzmasche und schlingt bei den neuen zu arbeitenden Touren die Netzmaschen stets an die Goldperlen der vorhergehenden Tour. Diese 2. Tour wird also folgender Art gearbeitet: * 5 weiße Netzmaschen, 1 grüne Netzmasche — vom * noch 4mal wiederholt. Die Zahl der aufzureichenden Perlen bleibt sich gleich bis zur sechsten Tour.

3. Tour — 2 halbe grüne, 4 ganze und 2 halbe weiße Netzmaschen; selbstverständlich sind mit den 4 halben Maschen nicht kleinere Maschen gemeint, sondern 2 Ganze, bei denen die eine Hälfte aus grünen, die andere Hälfte aus weißen Perlen besteht, und welche Eintheilung dadurch bedingt wird, daß die grüne Zacke bei den 5 ersten Touren noch in gleicher Breite bleibt. Die beiden halben grünen Maschen gehen also von der Mittelperle der grünen Masche voriger Tour aus. Wir glauben durch diese Auseinandersetzung die Arbeit so weit erklärt zu haben, daß wir bei den folgenden Touren nur die Zahl der Maschen kurz anzugeben nöthig haben werden, besonders da die sehr deutliche Abbildung zur

sichern Bestätigung unserer Angaben dient.

4. Tour — ganz wie die 2. Tour.

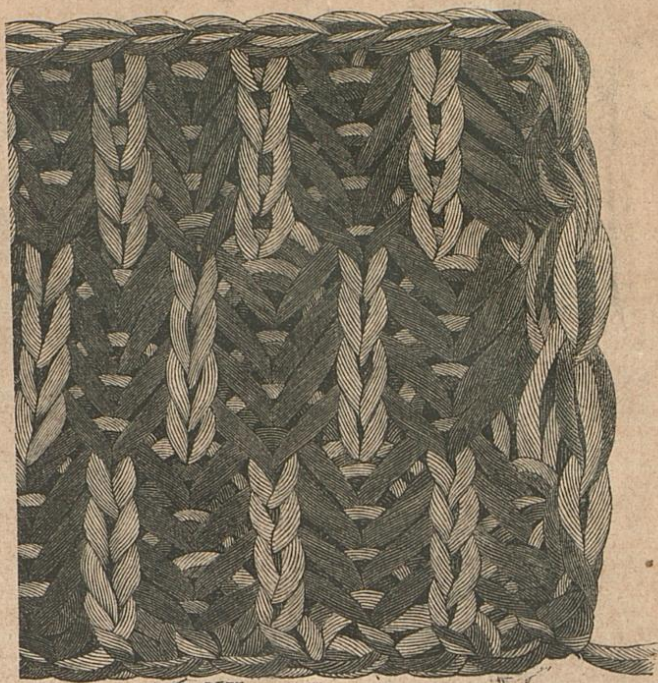
5. Tour — wie die 3. Tour.

6. Tour — wie die 2. Tour, doch werden bei den grünen Ma-

schen stets 6 anstatt 5 grüne Perlen aufgenommen, so daß jede grüne Masche 12 grüne Perlen enthält.

7. Tour — 2 grüne, 4 weiße Maschen (selbstverständlich gilt diese Angabe für eine 4malige Wiederholung, und zwar bei allen folgenden Touren).

8. Tour — 1 halbe, 1 ganze, 1 halbe grüne Masche (die ganze Masche stets aus 12 grünen und einer Goldperle bestehend), 1 halbe, 3 ganze, 1 halbe weiße Masche. — Wir werden fortan nur die grünen Maschen angeben, da sich die Zahl der weißen von selbst herausstellt und auch die Perlenzahl bei den weißen Maschen stets dieselbe bleibt.



Strickmuster (Doppelpatent).

9. Tour — 2 ganze grüne Maschen (7 anstatt 6 Perlen aufreißend, so daß jede Masche 14 grüne Perlen enthält).

10. Tour — 1 halbe, 1 ganze, 1 halbe grüne Masche.

11. Tour — wie die 9. Tour.

12. Tour — 3 ganze grüne Maschen.

13. Tour — 1 halbe, 2 ganze, 1 halbe grüne Masche.

14. Tour — wie die 12. Tour.

15. Tour — wie die 13. Tour.

16. Tour — 3 ganze grüne Maschen (stets 8 anstatt 7 Perlen aufreißend).

17. Tour — 4 ganze grüne Maschen.

18. Tour — 1 halbe, 3 ganze, 1 halbe grüne Masche.

19. Tour — wie die 17. Tour.

20. Tour — 1 halbe, 3 ganze, 1 halbe grüne Masche (stets 9 anstatt 8 Perlen aufreißend).

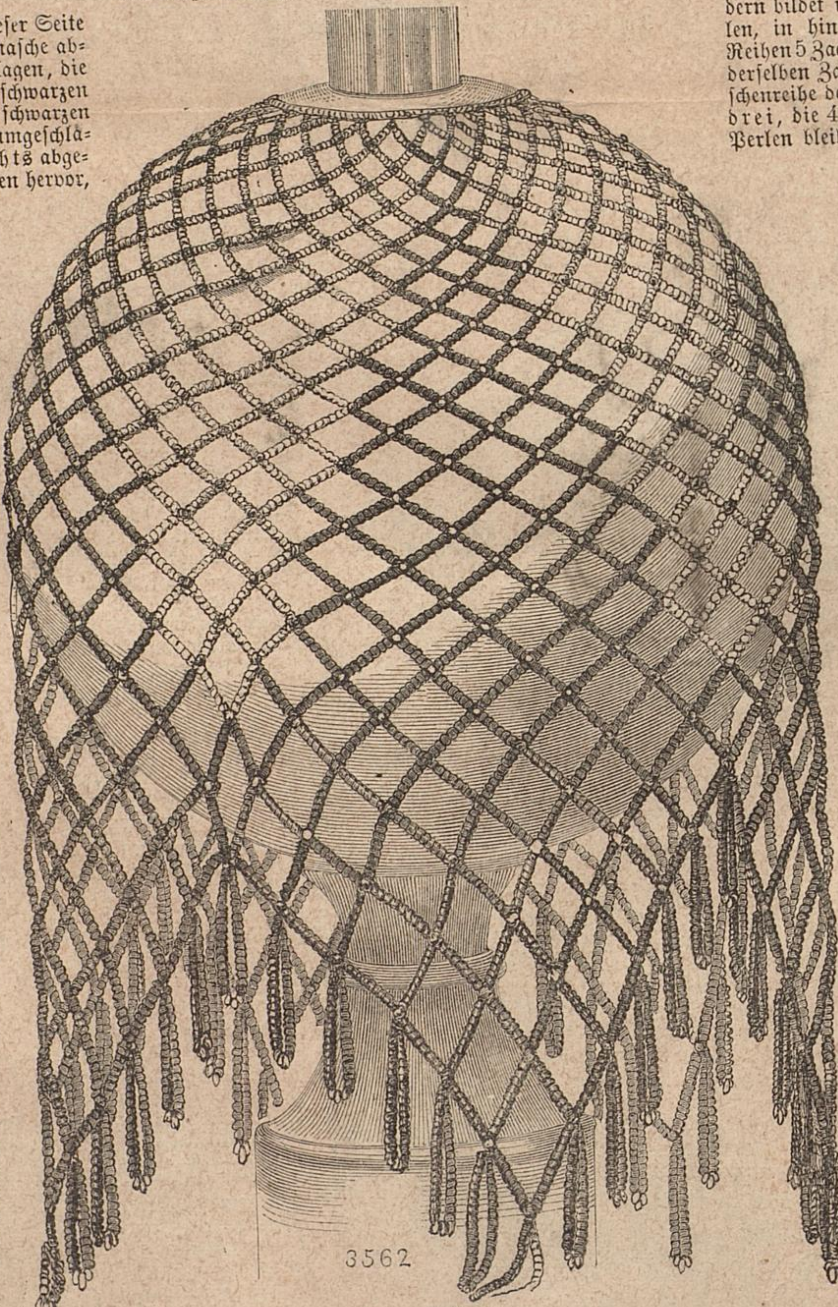
21. Tour — 4 ganze grüne Maschen.

22. Tour — 5 ganze grüne Maschen.

23. Tour — diese Tour besteht gänzlich aus grünen Maschen.

24. u. 25. Tour — wie die 23. Tour.

Von hier an arbeitet man nicht mehr tourenweise, sondern bildet in 5 Absätzen, mit Beibehaltung der grünen Perlen, in hin und zurück gehenden immer kürzer werdenden Reihen 5 Zacken, deren Spitze stets mit der oberen grünen Spitze derselben Zacke in gerader Linie sich befindet. Die erste Maschenreihe der Zacke enthält 5 Maschen, die 2. vier, die 3. drei, die 4. zwei, die letzte eine Masche. (Die Zahl der Perlen bleibt hierbei stets 9 grüne, 1 Gold-, 9 grüne zu jeder Masche.) Am Anfang und Ende jeder dieser kurzen Reihen bildet man zugleich eine der Franzensschlingen, wie die Abbildung zeigt, zu jeder Schlinge 18 grüne, 3 große Gold-, 18 grüne Perlen aufreißend.



3562

Lampenschleier.

An die Leserinnen.

Indem wir ein Jahr unserer Thätigkeit, ein Jahr des geistigen Verkehrs mit unseren Leserinnen beschließen, fühlen wir uns gedrungen, unsern Dank auszusprechen für die zahlreichen Beweise der Anerkennung, für die rege, stets wachsende Theilnahme, deren unwiderleglichster Beweis die Abonnementzahl von über 50.000, eine Verbreitung, deren sich keine politische Zeitung, bisher auch noch keine andere Frauenzeitung zu rühmen hatte. Ohne diese grosse Theilnahme wäre es ja trotz des ernstesten Strebens nicht möglich gewesen, unserer Zeitung ihre jetzige Reichhaltigkeit zu geben, der künstlerisch vollendeten Ausführung der darin enthaltenen Abbildungen so grosse Summen zu opfern, als es geschieht und dauernd geschehen wird. Wir haben Ursache zu hoffen, dass die Zahl unserer Anhängerinnen sich mehren werde in dem Maße, als der „Bazar“ den deutschen Frauen bekannter wird, denn die erfreuliche Erfahrung der wenigen Jahre unserer Thätigkeit hat uns belehrt, dass der „Bazar“ so viele Freundinnen als Bekannte zählt, und dieser Theilnahme uns würdig zu machen, wird unser Streben und unser Stolz bleiben.

Die Redaction des Bazar

Die erste Lieferung des „Bazar 1860“ wird erhalten:

- „Die Kunst Servietten zu formen“ (darunter die „Brauterviette“). — Winterhaussachen (mit Schnittmuster). — Kappus. — Anleitung zum „Zülfstapfen“. — Neueste Winter-Capotten (Nebellappen) mit Schnittmuster. — Parisbuch. — Ball-Berthe (mit Schnittmuster). — Neue Haarnadeln. — Schleife und Spitzenbüsche zu Kleiderarmaturen. — Kleine gehäkelte Damenbüsche, neues Façon. — Tapissiererei. Dessin, Korallen-Muster. — Gehäkeltes Armband. — Tapissiererei-Dessin zum Lampenteller. — Supplement mit Schnittmuster und 40 Weißstückerdessin u. s. w. — Milly Roman. Roman von Smith. — Güte. — Der Tanz. — Großes Neujahrsbild. — Jahresgruß. — Zu Hause. — Um sich die Jugend zu erhalten. — Die Rosen und die Nelken“ für Pianoforte von Gager's. — Die Tochter des Geizigen. — Erzählung. — Schwalbtücher auf orientalische Art zu tragen. — Notizen. — Rebus, Räthsel, Aehrenlese u. s. w.

Die Administration des Bazar.

